MITTEILUNGEN

DER

ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

IN WIEN.

REDAKTIONS-KOMITEE:

HOFRAT PROF. DR. KARL TOLDT (VORSITZENDER), REGIERUNGSRAT FRANZ HEGER, REGIERUNGSRAT DR. MATTHÄUS MUCH, PROF. DR. RUDOLF MUCH, PROF. DR. LEOPOLD v. SCHROEDER, HOFRAT PROF. DR. EMIL ZUCKERKANDL.

REDAKTEUR: DR. LEO BOUCHAL.

XXXV. BAND.

(DER DRITTEN FOLGE V. BAND.)

MIT 204 TEXTABBILDUNGEN, 15 TAFELN UND 3 KARTENBEILAGEN.

WIEN.

IN KOMMISSION BEI ALFRED HÖLDER, K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER.

1905.

Druck von W. Hamburger, Wien, VI. Mollardgasse 41.

THE GETTY CENTER
LIBRARY

INHALT.

ABHANDLUNGEN.

Seite

Bünker, J. R.: Windische Fluren und Bauernhäuser aus dem Gailtale in Kärnten. (Mit 39 Abbildungen im Texte) 1

Lindner, Adolf: Die Hügelgräber im Kotlover Walde bei Lippen, Bezirk Budweis. (Mit 2 Tafeln und 4 Abbildungen im Texte) 38

Herman, Otto: Zur Frage des magyarischen Typus. (Mit 9 Tafeln und 4 Abbildungen im Texte) 53

Levec, Dr. Wladimir: Pettauer Studien. Untersuchungen zur älteren Flurverfassung. III. Abteilung. (Mit 3 Kartenbeilagen und 2 Karten im Texte) 64, 154

Weisbach, Dr. A.: Die Serbokroaten Kroatiens und Slawoniens. (Mit 4 Tabellen) 99

Teutsch, J., und Fuchs, K.: Ethnographische Mitteilungen aus den Komitaten Kronstadt und Fogaras in Siebenbürgen. (Mit 53 Abbildungen im Texte) 133

Gorjanović-Kramberger, Dr. Karl: Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien. Dritter Nachtrag (als vierter Teil). (Mit 13 Abbildungen im Texte und 3 Tafeln) 197

Pöch, Dr. Rudolf: Beobachtungen über Sprache, Gesänge und Tänze der Monumbo anläßlich phonographischer Aufnahmen in Deutsch-Neu-Guinea. (Mit 2 Abbildungen im Texte und 1 Tafel) 230

Wilke: Beziehungen der west- und mitteldeutschen zur donauländischen Spiral-Mäanderkeramik. (Mit 56 Abbildungen im Texte) 249

Miske, Kálmán Freiherr v.: Mitteilungen über Velem-St. Veit. (Mit 13 Abbildungen im Texte) . . 270

Bohatta, Dr. Hanns: Das javanische Drama *(wajang)* 278

Murko, Dr. Mathias: Zur Geschichte des volkstümlichen Hauses bei den Südslawen. (Mit 8 Abbildungen im Texte.) [I. Teil] 308

LITERATURBERICHTE.

Andree, Richard: Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland *(M. Much)* 124

Behlen, H.: Der Pflug und das Pflügen bei den Römern usw. Bemerkung zu der Besprechung in diesen „Mitteilungen“ *(Behlen)* 132

Beiträge zur Anthropologie, Ethnographie und Archäologie Niederländisch-Westindiens *(Lasch)* . 51

Deussen, Dr. Paul: Erinnerungen an Indien *(Winternitz)* 131

Diccionario Sipibo. Herausgegeben von Karl von den Steinen *(P. Schmidt)* 127

Eisenhaus, Theodor: Kants Rassentheorie und ihre bleibende Bedeutung *(Kraitschek)* 45

Florenz, Dr. Karl: Geschichte der japanischen Literatur *(Winternitz)* 239

Fritsch, Gustav: Ägyptische Volkstypen der Jetztzeit *(Kraitschek)* 49

Iwanowski, A. A.: Über die anthropologische Zusammensetzung der Bevölkerung Rußlands *(Matiegka)* 45

Martin, Dr. Rudolf: Die Inlandstämme der Malayischen Halbinsel *(Bouchal)* 241

Preuß, K. Th.: Der Ursprung der Religion und Kunst 247

Rutot, A.: Le Préhistorique dans l'Europe Centrale *(Obermaier)* 50

Schuchardt, Hugo: An Adolf Mussafia 241

Strebel, Hermann: Über Ornamente auf Tongefäßen aus Altmexiko *(Preuß)* 126

Wisła, XVI. Jahrgang *(Bugiel)* 123

Seite

Woltmann, Ludwig: Die Germanen und die Renaissance in Italien *(Penka)* 331
Wosinsky, Moritz: Die inkrustierte Keramik der Stein- und Bronzezeit *(Götze)* 238
Owen, Mary Alicia: Folk-Lore of the Musquakie Indians of North America and Catalogue of Musquakie beadwork usw. *(Lasch)* 332

NEKROLOGE.

Max Bartels *(F. Heger)* 118
Friedrich Ratzel *(R. Sieger)* 120

Autoren- und Sachregister . . . . . [I]
Mitglieder- und Schriftentausch-Verzeichnis . . . . . [1]

Das Inhaltsverzeichnis der separat paginierten Sitzungsberichte befindet sich am Schlusse derselben.

Windische Fluren und Bauernhäuser aus dem Gailtale in Kärnten.

Von **J. R. Bünker** in Ödenburg.

Seit ich das deutsche Bauernhaus meiner Oberkärntner Heimat, das Haus am Millstätter See, und mit demselben zugleich einige Dorffluren derselben Gegend studiert und in diesen „Mitteilungen", Bd. XXXII, S. 12 ff., beschrieben habe, war es mein Wunsch, auch das windische Haus Oberkärntens kennen zu lernen, um es mit dem Hause des deutschen Teiles Oberkärntens vergleichen zu können. Eine Subvention, welche mir der Ausschuß der Anthropologischen Gesellschaft in Wien zusprach, für die demselben auch an dieser Stelle bestens gedankt sei, machte es mir möglich, mein Vorhaben während der Sommerferien des abgelaufenen Jahres (1902) auszuführen, und die nachfolgenden Ausführungen sind die Frucht meiner im windischen Teile des Gailtales durchgeführten Studien. Wie im Jahre 1900, so begleitete mich auch im vergangenen Jahre Herr F. K. Storno, stud. akad., nach Kärnten und unterstützte mich bei meinen Aufnahmen aufs kräftigste. Die mit einem Sternchen bezeichneten Illustrationen dieser Arbeit sind von ihm gezeichnet, die mit zwei Sternchen gekennzeichneten Bilder hat dessen Vater, der akademische Maler Herr Franz Storno jun., nach den Skizzen seines mittlerweile schwer erkrankten Sohnes ausgeführt, alle anderen gezeichneten Textabbildungen habe ich selbst angefertigt und die in Abb. 7 reproduzierte Photographie wurde durch mich aufgenommen. Für die treue Hilfsbereitschaft sei Herrn Storno auch hier mein wärmster Dank ausgesprochen.

Auf besonderen Wunsch des Ausschusses der Anthropologischen Gesellschaft hatte ich im Gailtale auch den Fluren windischer Dörfer mein Interesse zuzuwenden. Ich war so glücklich, jene Studien, die dieses Gebiet betreffen, gemeinsam mit dem Geheimen Regierungsrate Herrn Prof. Dr. August Meitzen aus Berlin, der zur angegebenen Zeit in Wien weilte und auf die Anregung des Vizepräsidenten der Anthropologischen Gesellschaft, Sr. Exzellenz des Herrn Geheimrates Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg, ins Gailtal kam, durchzuführen. Ich fühle mich angenehm verpflichtet, Herrn Geheimen Regierungsrat Dr. Meitzen für all die wertvollen Ratschläge, die er mir erteilte, und für die werktätige Förderung, die er mir nach jeder Richtung hin angedeihen ließ, auch an diesem Orte meinen verbindlichsten Dank zu sagen.

Das Gebiet, in welchem ich meine Aufnahmen durchführte, beschränkt sich auf den Bezirk Arnoldstein, auf die im Umkreise von Arnoldstein liegenden windischen Orte.

A. Dorffluren.

Zum Zwecke der Flurforschung wählte ich auf Anraten des Herrn Dr. A. Meitzen eine Ortsgemeinde, deren Ortschaften in möglichst verschiedener Lage sich befinden. Es ist die Ortsgemeinde Riegersdorf, östlich von Arnoldstein gelegen. Sie besteht aus

fünf Ortschaften: Neuhaus, Riegersdorf, Tschau, Krainegg und Krainberg. Wie die fünf Orte zueinander liegen, wird durch die Skizze Abb. 1 ersichtlich gemacht. Aus dem in dieser Abbildung angebrachten Schnitt, der von Norden nach Süden, von *A* bis *B* gedacht ist, ergibt sich zwischen *A* und *B* ein Höhenunterschied von 1143 *m*. Das Dorf Neuhaus liegt 516 *m* hoch in der Ebene des Gailtales. Riegersdorf liegt ebenfalls noch in der Ebene, doch unmittelbar am Fuße eines ansteigenden Hügels, der sich bis zur Höhe von 580 *m* erhebt und dann in ein gegen Süden sanft ansteigendes Plateau ausläuft. An dem am tiefsten gelegenen südlichen Rande des Plateaus liegt die Ortschaft Tschau *(Čava)* und am Nordrande, in der Höhe von 700 *m*, die Ortschaft Krainegg *(Pod Krajnikam)*. Unmittelbar hinter dem Dorfe erhebt sich steil eine bewaldete Anhöhe, auf der in einer Höhe von 1000 *m* die Ortschaft Krainberg *(Stermca)* liegt. Von hier aus führt die Reichsstraße durch Waldland nach Süden weiter an die Grenze der Gemarkung der Ortsgemeinde, die zugleich die Grenze des Kronlandes Kärnten gegen Krain bildet. In der Höhe von 1071 *m* erreicht die Straße am Wurzner Passe den höchsten Punkt. Der höchste Punkt der Gemarkung liegt jedoch weiter nach Osten im Gipfel des Kamenberges (1658 *m*).

Abb. 1. Übersichtskarte der Gemeinde Riegersdorf.

Die Gemarkung der die fünf Orte umfassenden Ortsgemeinde Riegersdorf mißt im ganzen 1082·8196 *ha*. Davon entfallen auf:

1.	Neuhaus	137·0445 *ha*
2.	Riegersdorf	144·1459 „
3.	Tschau	147·4769 „
4.	Krainegg	148·1453 „
5.	Krainberg	250·7868 „
6.	Alpe, Gemeinbesitz der Ortschaften Riegersdorf, Tschau, Krainegg und Krainberg	24·3260 „
7.	Wälder der Hüttenberger Eisenwerks-Gesellschaft	200·9748 „
8.	Gräben, Bäche, Flüsse, Wege und Straßen	29·9194 „
	Zusammen	1082·8196 *ha*.

Unter den fünf zur Gemeinde Riegersdorf gehörenden Fluren zeigt jene der am höchsten gelegenen Ortschaft Krainberg das klarste Bild. Mit der Besprechung dieser Flur soll demnach begonnen werden.

a) Krainberg.

Wie aus der Kartenskizze Abb. 2 zu ersehen ist, besteht der größte Teil des Territoriums, das die Karte umfaßt, aus Waldland. Dazu gehören auch die oben ausgewiesenen Waldungen der Hüttenberger Eisenwerks-Gesellschaft, die über 200 *ha* umfassen und mit dem Kartenzeichen (K.-Z.) *M* bezeichnet sind. Zudem umschließt die Karte auch jene ebenfalls oben ausgewiesenen 24·326 *ha* Alpenland, die einen Gemeinbesitz der Orte Riegersdorf, Tschau, Krainegg und Krainberg bilden und mit Ω bezeichnet sind. Außerdem fällt auf, daß Waldteile teils deutsche Ziffern, teils

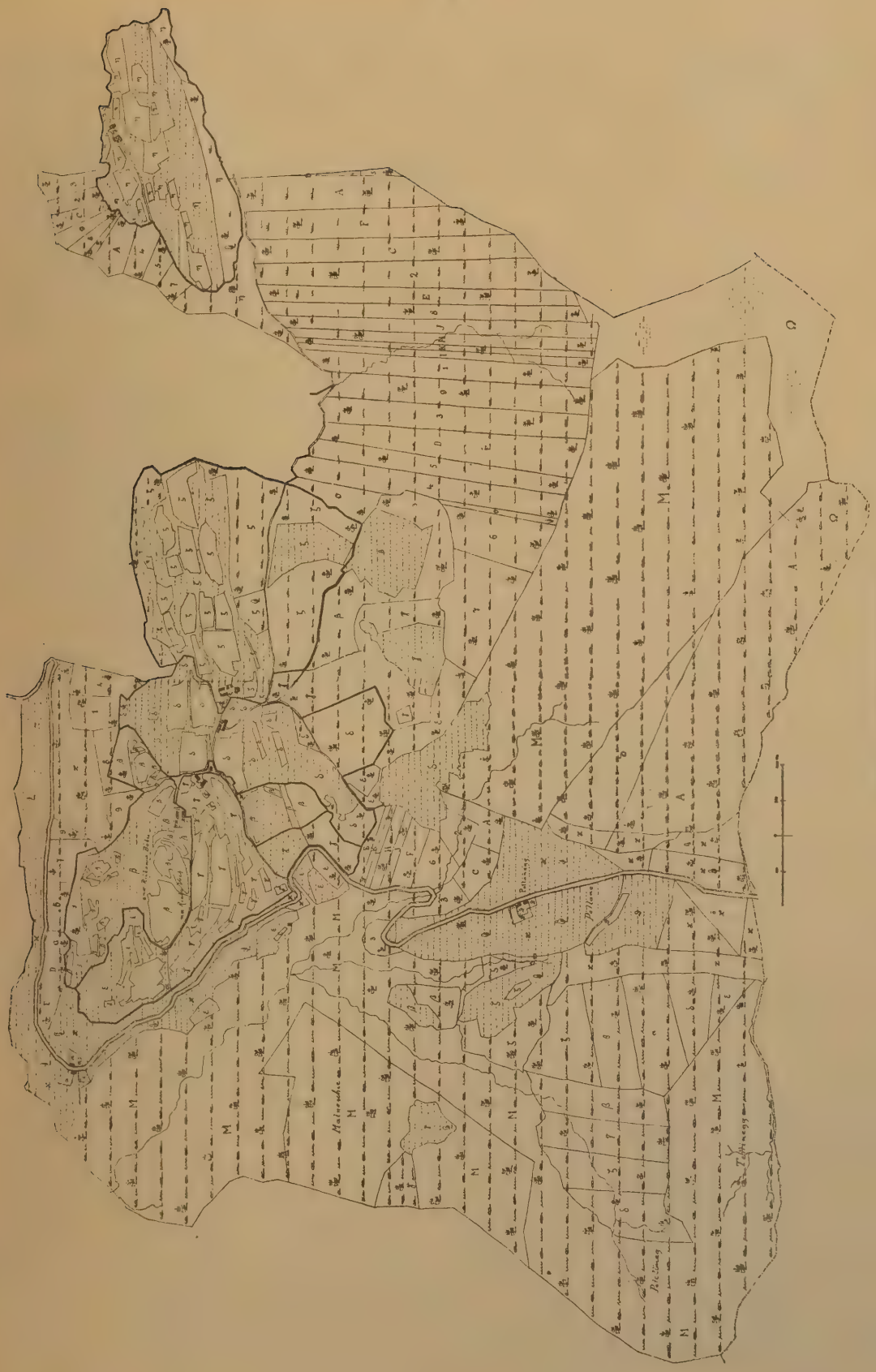


Abb. 2. Karte von Krainberg.

lateinische große, teils griechische kleine Buchstaben tragen. Jene Parzellen, die mit deutschen Ziffern gekennzeichnet sind, gehören Besitzern von Tschau an, jene Parzellen, die große lateinische Buchstaben tragen, sind Besitztum der Bauern von Riegersdorf. Zu Krainberg gehören daher nur alle jene Parzellen, die durch kleine griechische Buchstaben hervorgehoben sind. Sie zusammen ergeben das oben für Krainberg ausgewiesene Ausmaß von 250·7868 *ha*. Die zum großen Teile geradlinigen Grenzen der Waldparzellen weisen auf eine in neuerer Zeit vollzogene Aufteilung aus Gemeingut hin. Da an dem gewesenen Gemeingute nicht nur die Besitzer eines Dorfes, sondern jene mehrerer Ortschaften Anteil hatten, so haben wir es hier mit einer gemeinen Mark zu tun. Die mit dem K.-Z. Ω bezeichneten zwei Parzellen im äußersten Südosten der Gemarkung (Alpenweide und Wald) sind der letzte gemeinsame Rest der gemeinen Mark.

In der Karte sind jene Parzellen, welche zur Ortschaft Krainberg gehören, wie schon gesagt, mit kleinen griechischen Buchstaben bezeichnet. Jene Parzellen, welche das K.-Z. $\varkappa$ aufweisen, zum größten Teile an der Reichsstraße liegen, teils Wiesen-, teils Hutweide-, teils Ödland *(ö)* sind und im ganzen 29·768 *ha* umfassen, bilden Gemeingut der Bauern von Krainberg. Mit den Buchstaben α bis ϑ sind die Parzellen der einzelnen Besitzer so hervorgehoben, daß alle jene Parzellen, welche einem Bauern angehören, mit ein und demselben Kartenzeichen bezeichnet sind. Gegenwärtig bestehen in Krainberg acht Besitzungen von verschiedener Größe. Die nachstehende Tabelle ergibt den gegenwärtigen Stand dieser acht Besitztümer.

L. Z.	K.-Z.	Name des Anwesens	Ausmaß in *ha*
1.	α	k. k. Mauthaus	4·2873
2.	β	Arrich-Hube	39·6356
3.	γ	Gregori-Hube	36·7490
4.	δ	Orenž-Hube	33·5990
5.	ε	Schubitz-Keusche	18·1398
6.	ζ	Selan-Hube	51·0852
7.	η	Platzer-Hube	25·6424
8.	ϑ	Pollanawirt	10·8087
		Summe	220·5415

Die Besitztümer waren jedoch nicht immer so groß. Wie die Bauern von Riegersdorf, Tschau und Krainegg, so haben auch die Besitzer von Krainberg ihre Anteile gelegentlich der Aufteilung der gemeinen Mark aus dieser erhalten. Die ihnen zugefallenen Parzellen liegen im südöstlichen Teile der Gemarkung und zeichnen sich durch geradlinige Grenzen aus. Bringt man diesen neueren Zuwachs aus der gemeinen Mark in Abrechnung, so ergibt sich für die acht Besitztümer ein älterer Besitzstand, wie folgt:

k. k. Mauthaus	0·2644 *ha*
Arrich-Hube	31·5737 „
Gregori-Hube	33·0391 „
Orenž-Hube	26·1575 „
Schubitz-Keusche	13·4696 „
Selan-Hube	42·8525 „
Platzer-Hube	21·7832 „
Pollanawirt	4·4610 „

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die größte Zahl der zu einem Besitztume gehörenden Acker- und Wiesenparzellen arrondiert beisammen liegt, doch ergibt sich bei näherer Betrachtung, daß einzelne Wiesen- und Waldparzellen unregelmäßiger Form weiter abseits, und zwar in buntem Gemenge liegen. Es liegt nahe, zu vermuten, daß auch diese Parzellen nicht ursprüngliche Bestandteile der Besitzungen bilden. Bringt man auch diese in Abrechnung, so ergibt sich für die acht Besitztümer folgende Zusammenstellung:

k. k. Mauthaus	0·2644 *ha*
Arrich-Hube	15·5956 „
Gregori-Hube	19·3807 „
Orenž-Hube	20·5593 „
Schubitz-Keusche	7·9829 „
Selan-Hube	35·0315 „
Platzer-Hube	21·7832 „
Pollanawirt	0·4004 „

Unter den acht Besitztümern werden im Grundbuche fünf mit dem Namen „Hube“ bezeichnet. Dies sind die fünf ursprünglichen Bauerngüter. Das Mauthaus ist ein ärarisches Gebäude, das auf Gemeingrund angelegt wurde. Das Pollanawirt-Anwesen ist ein Gasthaus, vorerst mit Grundstücken nur ganz beschränkten Ausmaßes (0·4004 *ha*), ebenfalls auf Gemeingut entstanden. Ein drittes Anwesen ist das eines Keuschlers (Schubitz-Keusche).

Das Haus, welches zu diesem Anwesen gehört, befindet sich in der unmittelbaren Nähe des Gehöftes der Selan-Hube (ζ) und dürfte wahrscheinlich ursprünglich ein Auszügler-Häuschen (wind. *bajštva* = Beistube) des Gehöftes gewesen sein. Seine Liegenschaften liegen zum Teile an der Reichsstraße und ergeben sich deutlich als Abtrennungen aus Gemeingrund. Ein arrondierter Komplex von Acker- und Wiesenland im Ausmaße von 5·4867 *ha,* der heute ebenfalls zur Schubitz-Keusche gehört, schließt sich nach Nordwesten dem arrondierten Besitze der Gregori-Hube an und ist von diesem durch die Linie *a—b* (s. die Karte) getrennt. Die Linie *a—b* ist jedoch in der Original-Mappe mit roter Tinte ausgezogen, ein Beweis dafür, daß diese 5·4867 *ha* erst in neuester Zeit von der Gregori-Hube abgetrennt wurden und ursprünglich zu dieser gehörten. Rechnet man nun diese 5·4867 *ha* zu dem für die Gregori-Hube oben ausgewiesenen Besitzstande hinzu, so ergeben sich für die fünf ursprünglichen Huben Krainbergs folgende Ausmaße für ihren ältesten Bestand:

β) Arrich-Hube	15·5956 ha
γ) Gregori-Hube	24·8674 „
δ) Orenž-Hube	20·5593 „
ζ) Selan-Hube	35·0315 „
μ) Platzer-Hube	21·7832 „

Ein älteres, aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts stammendes Grundbuch, das im Grundbuchsamte zu Arnoldstein erliegt, zählt für Krainberg eine ganze, die Selan-Hube und vier halbe Huben auf. Da jedoch bei der Platzer-Hube, die nicht nur vollkommen geschlossen, sondern auch ganz separat liegt, gewiß nicht von einer Teilung einer ehemals ganzen Hube in zwei Teile gesprochen werden kann, ist diese Angabe des älteren Grundbuches jedenfalls nur eine willkürliche, wahrscheinlich eine aus neuerer Zeit stammende. Sollte die große Selan-Hube etwa einmal eine Ausnahmsstellung eingenommen haben, worauf man nach der Angabe des alten Grundbuches vielleicht schließen kann, so dürfte sie ursprünglich wahrscheinlich als Doppelhube

gegolten haben, während die anderen vier Anwesen als einfache Hufen aufzufassen sein werden. Diese Annahme hat jedenfalls viel Wahrscheinlichkeit für sich; denn sollte, da von halben Huben nach dem eben Gesagten schlechterdings nicht wohl die Rede sein kann, die Selan-Hube auch nur als eine einfache ganze Hube angesehen werden, so bestünde im Ausmaße für eine ganze Hube in Krainberg, da dieselben von rund 15—35 *ha* variieren, eine so große Verschiedenheit, wie sie anderwärts nicht leicht vorkommt. Angenommen daher, daß wir es in der Selan-Hube mit einer doppelten zu tun haben, so wäre zwischen den einfachen Hufen kein zu auffallender Unterschied, da sie nur zwischen rund 15 und 24 *ha* schwanken.

Wertvoll für die Beurteilung der Verhältnisse in den anderen vier Ortschaften der Gemeinde Riegersdorf ist der Umstand, daß für Krainberg arrondierte Bauerngüter konstatiert werden konnten, die sich von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart fast unverändert erhalten haben.

b) Krainegg.

Abb. 3 bietet das Bild der Flur von Krainegg. Die südliche Hälfte der Flur nimmt Waldland ein. Die Waldungen bildeten ehedem Bestandteile der schon erwähnten gemeinen Mark. Die drei großen Parzellen, welche rechts und links an dem von Süden nach Norden fließenden verbauten Wildbach liegen, haben nach der Aufteilung der gemeinen Mark einen Gemeindewald der Ortschaft Krainegg gebildet. Jetzt, nachdem das ganze Dorf vor einigen Jahren allmählich durch Ankauf der einzelnen Bauerngüter in den Besitz des Villacher Advokaten Ghon gekommen ist, wurde der ehemalige Gemeindewald zum größten der Bauerngüter, das in der Karte mit I bezeichnet ist, geschlagen.

Im Dorfe Krainegg bestehen heute noch zehn Anwesen und die Parzellen sind genau noch so erhalten wie zur Zeit, als jedes Anwesen seinen eigenen Besitzer hatte. Außer den Liegenschaften, welche zu den zehn Anwesen gehören, besteht noch eine ziemlich ausgedehnte gemeinsame Hutweide, welche 17·8463 *ha* umfaßt. Sie ist durch das K.-Z. XI hervorgehoben.

Die im bäuerlichen Besitze gewesenen Parzellen verteilen sich nach ihrem Ausmaße auf die einzelnen Anwesen, wie folgt:

L. Z.	K.-Z.	Name des Besitztums	Ausmaß in *ha*
1.	I	Gugg- oder Fugger-Hube . . .	76·7467
2.	II	Teintsch-Keusche	6·8585
3.	III	Urschonig-Hube	7·7001
4.	IV	Furnouz-Hube	12·5775
5.	V	Kaiser-Keusche	3·4420
6.	VI	Soban-Hube	9·2362
7.	VII	Tschissonig-Hube	13·2177
8.	VIII	Soban-Keusche	0·0018
9.	IX	k. k. Mauthaus	0·0024
10.	X	Wallasch-Keusche	0·5161
		Summe .	130·2990
		Hiezu die ausgewiesene Hutweide	17·8463
			148·1453

Werden nun die erst aus Neuzuteilung aus Gemeinwaldungen hinzugewachsenen Waldparzellen von den einzelnen Besitztümern in Abrechnung gebracht, so ergeben sich für die zehn Anwesen folgende Ausmaße:

Gugg- oder Fugger-Hube	20·5699 *ha*
Teintsch-Keusche	2·7619 „
Urschonig-Hube	2·1127 „
Furnouz-Hube	5·3788 „
Kaiser-Keusche	0·7787 „
Soban-Hube	3·0266 „
Tschissonig-Hube	7·5224 „
Soban-Keusche	0·0018 „
k. k. Mauthaus	0·0024 „
Wallasch-Keusche	0·5161 „
Zusammen	42·6713 *ha*.

Das ist das Gesamtausmaß der Hufenländereien Kraineggs. Wie für Krainberg, so gibt das bereits erwähnte ältere Grundbuch auch für Krainegg die Zahl der bestandenen alten Hufen an. Es rechnet die Gugg- oder Fugger-Hube als eine ganze und jede der anderen, die Urschonig-, Furnouz-, Soban- und Tschissonig-Hube als halbe Huben. Es müssen sonach in Krainegg ursprünglich im ganzen nur drei Huben bestanden haben. Nach der Lage der Häuser sowohl als auch aus dem Zusammenliegen der Parzellen kann ersehen werden, daß die halbe Urschonig-Hube mit der halben Furnouz-Hube und mit der Teintsch-Keusche, daher die mit II, III und IV bezeichneten Parzellen ehedem die zweite ganze und die halbe Soban-Hube mit der halben Tschissonig-Hube, daher die mit VI und VII bezeichneten Parzellen die dritte ganze Hube gebildet haben werden. In diesem Sinne erscheinen die drei ursprünglichen Huben in der Karte Abb. 3 rekonstruiert, und zwar die erste, jetzt noch als ganze erhaltene Gugg- oder Fugger-Hube durch senkrechte, die zweite durch linksschiefe, die dritte durch rechtsschiefe Schraffierung hervorgehoben.

Rechnet man die Ausmaße der auf diese Weise zusammengezogenen Besitztümer zusammen, so ergeben sich nach der folgenden Zusammenstellung wie bei den Hufengrößen in Krainberg nicht unbedeutende Unterschiede.

1. Gugg- oder Fugger-Hube		20·5699 *ha*
2. Teintsch-Keusche	2·7619	
Urschonig-Hube	2·1127	10·2534 „
Furnouz-Hube	5·3788	
3. Soban-Hube	3·0266	
Tschissonig-Hube	7·5224	10·5490 „

Da das Gesamtausmaß der Hufenländer im Umfange von 42·6713 *ha* einen Durchschnitt von 14·2238 *ha* für jede einzelne der drei ursprünglichen Huben ergibt, kann nur angenommen werden, daß sich entweder die Gugg- oder Fugger-Hube auf Kosten der beiden anderen Hufen vergrößert habe oder daß von den beiden anderen verkleinerten Huben ein bedeutender Teil an auswärtige Besitzer übergegangen sein muß. Für die letztere Annahme spricht besonders der Umstand, daß von Norden her Gründe, die zur benachbarten Ortschaft Tschau gehören, tief in die Flur von Krainegg eindringen. Eine der zu Tschau gehörenden Parzelle — sie ist nicht schraffiert und mit 1 bezeichnet — liegt sogar wie eine Insel in der Flur von Krainegg.

In Krainegg haben wir es nicht mehr so wie in Krainberg mit vollkommen arrondierten Gütern zu tun; doch liegen die Parzellen der mutmaßlich ursprünglichen Bauernbesitztümer in wenigen Blöcken, wahrscheinlich sind es drei gewesen, bei-

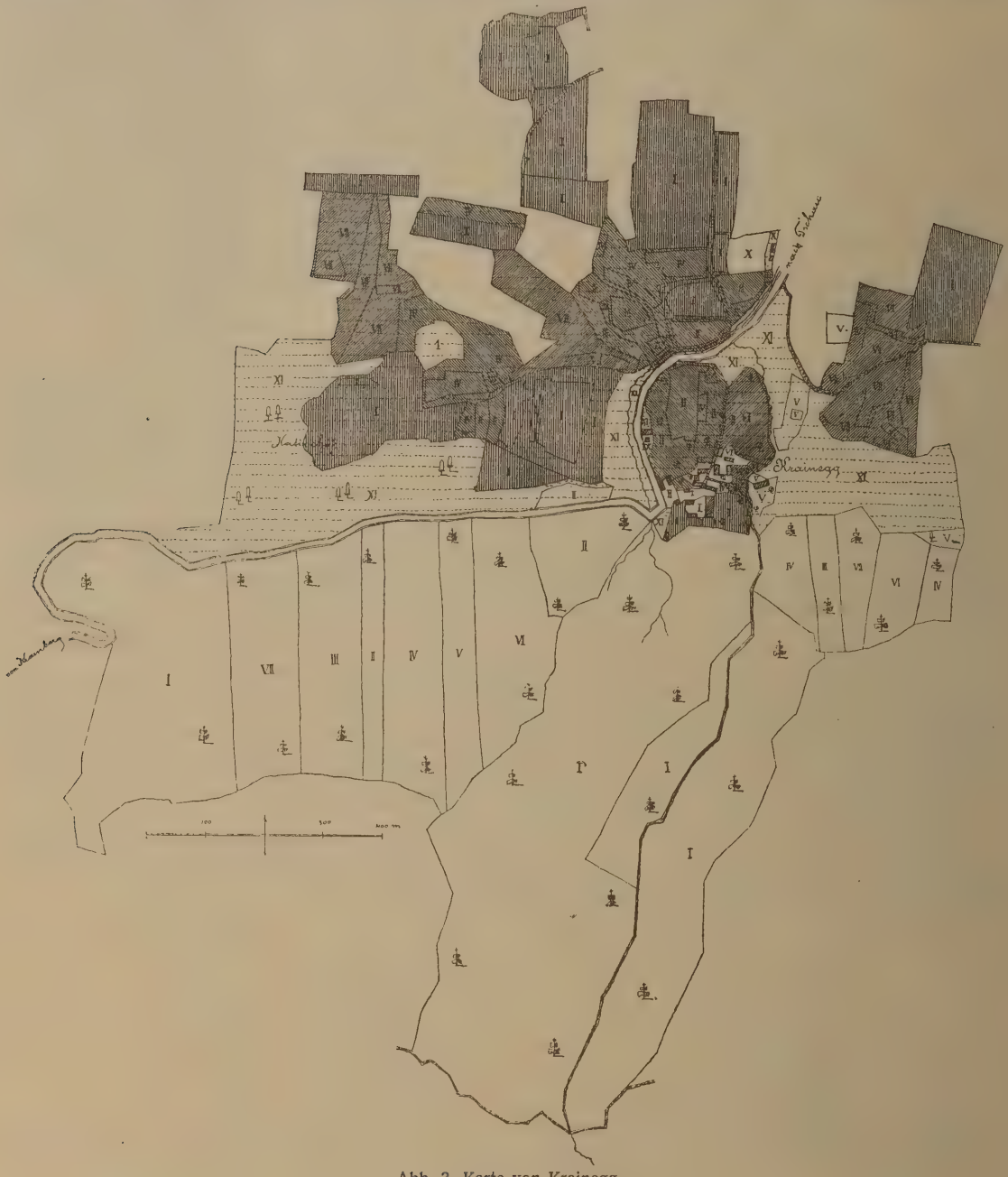


Abb. 3. Karte von Krainegg.

sammen, und, hat das alte Grundbuch mit der Angabe der Hubenzahl recht, so war Krainegg ursprünglich ein Weiler, bestehend aus nur drei Gehöften.

c) Tschau.

Abb. 4 bringt das Bild der Flur von Tschau. Die Ortschaft hat fast gar keine Gemeinländereien mehr. Sie beschränken sich auf zwei schmale Parzellen, die rechts

und links an der nach Krainegg führenden Straße liegen, mit dem K.-Z. § bezeichnet sind und nur 0·7356 *ha* umfassen. Es scheinen jedoch vordem Gemeingründe bestanden zu haben, und zwar als Hutweideland jene streifenförmigen Parzellen, welche nach Norden zu der von Arnoldstein nach Villach führenden Reichsstraße abfallen, und jene streifenförmigen Parzellen im Westen der Flur, die von der eigentlichen Flur abgetrennt erscheinen. Die Parzellen beider Komplexe sind durch Parzellen von Besitzern aus Riegersdorf stark durchsetzt, so daß man zu der Annahme gelangt, es müssen diese ehemaligen Gemeinländereien ein Gemeinbesitz der Orte Tschau und Riegersdorf gewesen sein.

Die Besitzer von Tschau haben auch Anteil an den großen Waldungen um Krainberg, welche in früherer Zeit eine gemeine Mark bildeten. Gelegentlich der Verteilung derselben fielen den Besitzern Tschaus aus diesen Waldungen 73·6777 ha zu

Die nachstehende Tabelle weist nun für die Besitzer von Tschau sowohl den gegenwärtigen Stand ihrer Liegenschaften in einer (I), als auch den Besitzstand derselben vor der Zuteilung aus der gemeinen Mark in einer zweiten Rubrik (II) aus.

L. Z.	K.-Z.	Name des Besitztums	I. jetziger Bestand in *ha*	II. älterer Bestand in *ha*
1.	1	Petutschnig-Hube	17·9011	10·9811
2.	2	Pignet-Hube	16·8343	8·7256
3.	3	Miklautsch-Hube	16·8194	7·4052
4.	4	Anderle-Hube	16·8724	9·6071
5.	5	Schmauzer-Hube	22·8317	13·9875
6.	6	Meßner-Keusche	5·8921	1·7559
7.	7	Lobenz-Hube	18·9066	10·4796
8.	8	Michelitsch-Hube	15·8376	7·7559
9.	9	Sgainer-Keusche	12·0166	2·6562
10.	0	Schmied-Keusche	2·8935	0·3381
11.	§	Ortschaft Tschau	0·7356	—
12.	†	Kirche St. Oswald	0·0360	—
			147·4769	73·6922

Der ältere Besitzstand, welcher in der vorstehenden Tabelle zu 73·6922 *ha* ausgewiesen ist[1]), kann als das Ausmaß des alten Hufschlaglandes angesehen werden, denn wenn darunter auch neue Zuteilungen aus gemeinem Hutweidelande vorkommen, so entsprechen sie dem Anrechte, welches die alten Hufner an dem Gemeinlande hatten. Auch für Tschau ist die Anzahl der alten Hufen im älteren Grundbuche angegeben. Sie beträgt $3^1/_2$, und zwar dergestalt, daß jedes der sieben Anwesen, welchen in der vorstehenden Tabelle die Bezeichnung „Hube" gegeben ist, als eine halbe Hufe gezählt wird. Da es unwahrscheinlich ist, daß der Ort zu drei ganzen und einer halben Hufe angelegt wurde, kann man nur entweder drei ganze oder vier ganze Hufen bei der Gründung des Ortes voraussetzen. Rechnet man drei Hufen, so ergeben sich aus den den alten Besitzstand bildenden 73·6922 *ha* für eine Hufe 24·564 *ha*, rechnet man aber vier Hufen, so ergeben sich für die einzelne Hufe 18·423 *ha* als durchschnittliche Größe der ursprünglichen Hufen.

[1]) Daß hiebei zwei Parzellen, die mit *G* und mit *H* bezeichnet sind und jedenfalls früher auch zu Tschau gehörten und wahrscheinlich durch Verkauf an Besitzer in Riegersdorf kamen, nicht eingerechnet sind, fällt nicht in die Wagschale.

In der Karte, Abb. 4, ist die größte Hube, die Schmauzer-Hube, welche im alten Besitzstande 13·9875 *ha* aufweist, durch Schraffierung hervorgehoben. Es fällt auf, daß, von jenen wenigen Parzellen abgesehen, die wahrscheinlich durch neuere Zu-

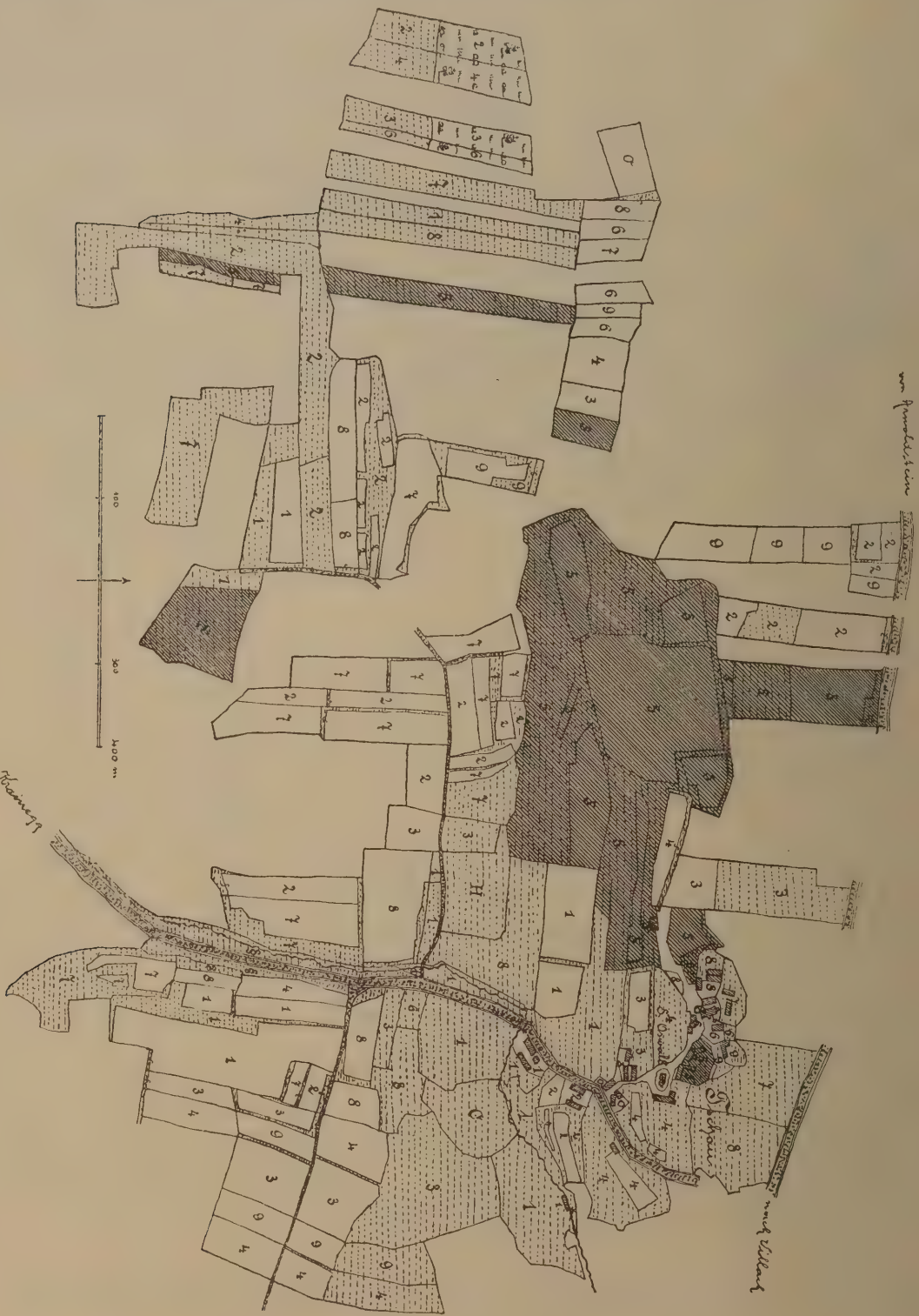


Abb. 4. Karte von Tschau.

teilung aus Hutweideland zum Anwesen kamen, fast alle Parzellen in einem geschlossenen Komplex arrondiert beisammen liegen. In bezug auf die Größe der Schmauzer-Hube, die doch die größte in Tschau ist, muß festgestellt werden, daß dies Ausmaß der Parzellen, welche den alten Besitzstand bilden (13·9875 *ha*), hinter dem durchschnittlichen Ausmaße der ursprünglichen Hufen (24·564 *ha* oder 18·423 *ha*) zurückbleibt. Es sind eben von den Ländereien der alten Hufen nicht unbedeutende Teile an die neueren Stellen (Keuschen) abgegangen, von denen die größte, die Sgainer-Keusche, nicht weniger als 2·6562 *ha* im Hufschlaglande ausweist.

d) Riegersdorf.

Unter Abb. 5 bringe ich die Karte der Flur von Riegersdorf, und in der nachstehenden Tabelle ist, so wie bei der Tabelle von Tschau, der neuere und der ältere Besitzstand ausgewiesen.

L. Z.	K.-Z.	Name des Besitztums	I. jetziger Bestand in *ha*	II. älterer Bestand in *ha*
1.	A	Rassinger-Realität	75·6590	30·5564
2.	B	Mauler-Hube	0·7931	0·7931
3.	C	Jaklitsch-Hube	16·4619	8·7928
4.	D	Enzele-Keusche	6·4720	2·5253
5.	E	Gullenprein-Hube	13·4841	6·7764
6.	F	Slantschitsch-Hube	12·2818	5·0975
7.	G	Trabusch-Keusche	1·4017	0·7597
8.	H	Oitzl-Keusche	6·3032	1·6258
9.	I	Wegmacher-Keusche	2·9276	1·2422
10.	J	Müllner-Keusche	5·1771	1·3869
11.	K	Kristanz-Keusche	2·9432	2·1023
12.	L	Ortschaft	0·2412	—
			144·1459	61·6584

Da in der einen Rubrik (I) die aus der gemeinen Mark zugeteilten Waldanteile mit aufgenommen, in der anderen aber (II) dieselben ausgeschieden sind, ergibt die Summe der Ausmaße in letzterer das Ausmaß der ursprünglichen Hufenländereien. Es beträgt 61·6584 *ha*. Das ältere Grundbuch des Bezirkes Arnoldstein zählt für Riegersdorf drei Huben, auf und zwar entfallen hievon je eine halbe auf die Mauler-Hube, die Jaklitsch-Hube und die Gullenprein-Hube und eine Viertelhube auf die Slantschitsch-Hube. Von der Rassinger-„Realität" ist dort jedoch keine Größe nach Hufen angegeben. Sie muß jedoch als ganze Hube aufgefaßt werden, da nach einem Verzeichnis der Anteile einer jeden Besitzung an dem noch bestehenden Gemeingrunde (0·2412 *ha*) den drei halben Huben je $^4/_{24}$, der Rassinger-Realität aber das Doppelte, nämlich $^8/_{24}$ Anteile, zugesichert sind. Mit den drei ursprünglichen Huben wird es daher wohl seine Richtigkeit haben, wenn inzwischen eine Viertelhube auch nicht mehr in Rechnung gestellt ist. Von den als alten Besitzstand ausgewiesenen 61·6584 ha entfallen nun im Durchschnitte auf eine der drei ursprünglichen Hufen 20·5528 ha. Von den halben Hufen weist nur mehr die Jaklitsch-Hube noch annähernd den ihr zufallenden Teil einer alten Hufe auf, während die Slantschitsch- ($^1/_4$ Hufe) und die Gullenprein-Hube nur mehr $^1/_3$ der Hufengröße haben. Die Mauler-Hube ist so-

zusagen ganz eingegangen. Auf Kosten der anderen Teilhuben hat sich die Rassinger-Hube bedeutend vergrößert und sind die Keuschenbesitztümer — nicht weniger als sechs — mit nicht unbedeutendem Hufenland entstanden.

Ich habe es unterlassen, in der Karte der Flur von Riegersdorf die zu einem Anwesen gehörenden Parzellen durch Schraffierung hervorzuheben, da weder das Zusammenliegen der stark vergrößerten Rassinger-Hube, noch das einer Teilhube ein

Abb. 5. Karte von Riegersdorf.

annähernd klares Bild der ursprünglichen Situation zu bieten vermöchte. Faßt man die mit C bezeichneten Parzellen der wahrscheinlich noch am besten erhaltenen halben Jaklitsch-Hube ins Auge — die weiter abliegenden Parzellen, die jedenfalls aus gemeinsamer Hutweide entstanden sein werden, kommen hiebei nicht in Betracht —, so kann man wohl zu der Annahme gelangen, daß die zu einer ursprünglichen Hube gehörenden Grundstücke, ähnlich wie in Krainegg in drei größeren Komplexen unregelmäßiger Form beisammengelegen sein werden.

e) Neuhaus.

Die Karte, Abb. 6, zeigt das Bild der Flur von Neuhaus. Die Besitzer der Ortschaft Neuhaus hatten keinen Anteil an der im Weichbilde von Krainberg bestandenen

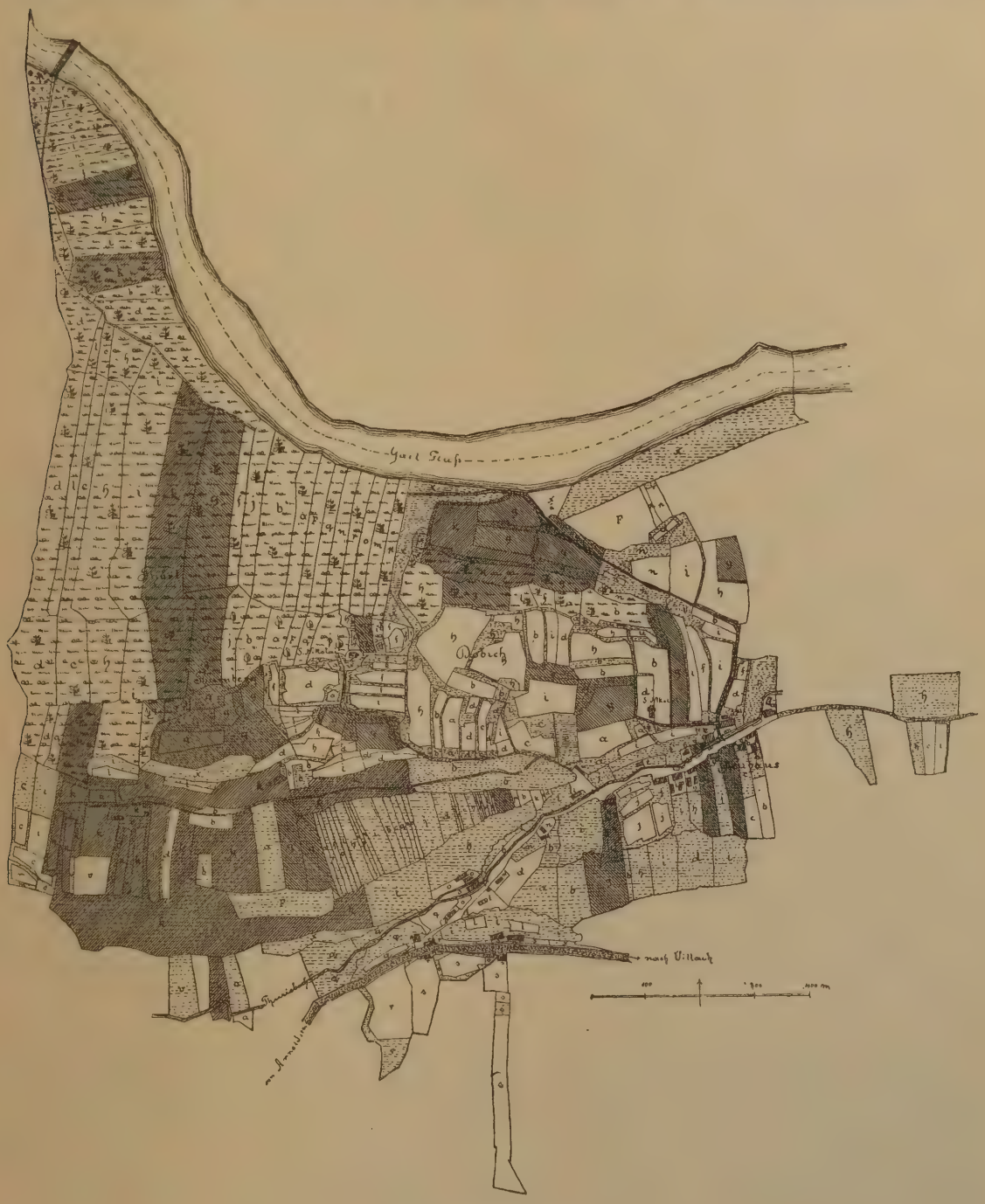


Abb. 6. Karte von Neuhaus.

gemeinen Mark. Sie haben aber ihre eigenen Waldungen, die den nordwestlichen Teil der Flur einnehmen. Die geradlinigen Grenzen der Waldparzellen deuten auf eine Aufteilung des Waldes in neuerer Zeit hin. Der ganze Waldkomplex muß daher früher

Gemeingut gewesen sein. Ehemaliges Gemeingut ist auch in den geradlinigen Wiesenparzellen nördlich und südlich des Thuribaches zu vermuten.

Trotzdem in Neuhaus die Zahl der Keuschenbesitztümer (15) jene der Bauerngüter (6) bedeutend überragt, liegen die Verhältnisse hier doch klarer als in Riegersdorf, weil die Keuschen fast durchgehend auf ehemaligem Gemeinland angelegt und die alten Huben zumeist in ihren alten Beständen — abgesehen von dem nachweisbaren Zuwachs aus Waldland — erhalten geblieben sein dürften.

Die nachstehende Tabelle weist unter I den gegenwärtigen, unter II den älteren Bestand vor der Aufteilung des Gemeinlandes aus.

L. Z.	K.-Z.	Name des Besitztums	I. jetziger Bestand in *ha*	II. älterer Bestand in *ha*
1.	a	Hafner-Keusche	4·5531	3·3022
2.	b	Linzer-Hube	8·7372	6·0840
3.	c	Teutsch-Keusche	4·4788	2·4757
4.	d	Arnold-Hube	9·8709	5·2383
5.	e	Michele-Keusche	0·5671	0·3499
6.	f	Sturm-Keusche	3·0993	2·1095
7.	g	File-Hube	17·0708	11·9047
8.	h	Markitsch-Hube	16·7117	11·2911
9.	i	Bacher-Hube	17·4901	11·7477
10.	j	Schmied-Keusche	3·6730	1·8393
11.	k	Orasch-Hube	27·2852	21·4629
12.	l	Glaser-Keusche	2·0331	0·6711
13.	m	Adam-Keusche	1·1168	0·3509
14.	n	Schuster-Keusche	2·4723	1·7217
15.	o	Müller-Keusche	1·4545	0·5967
16.	p	Uschonig-Keusche	0·8570	0·3991
17.	q	Oschnig-Keusche	3·0583	1·7381
18.	r	Stampele-Keusche	2·3758	1·6759
19.	s	Bräuer-Keusche	1·4614	1·4614
20.	t	Nagelschmied-Keusche	0·0910	0·0910
21.	u	Dobitsch-Keusche	0·1223	0·1223
22.	v	Kirche St. Nicolaus	1·0203	—
23.	x	Ortschaft Neuhaus	7·1811	—
			137·0445	86·6335[1])

Von den sechs Bauernanwesen werden zwei, die Linzer- und die Arnold-Hube, vom alten Grundbuche als halbe Huben angesehen. Die Ausmaße dieser halben Huben stimmen ganz gut zu den Ausmaßen dreier ganzer Huben, der File-, Markitsch- und Bacher-Hube, die vierte ganze Hube, die Orasch-Hube, ist im alten Bestande fast doppelt so groß als jede der anderen drei aufgezählten ganzen Huben. Man hat es daher in der Orasch-Hube jedenfalls mit einer Doppelhube zu tun. Demnach dürfte die Ortschaft zu sechs Huben angelegt worden sein. Auf eine Hube kommen sodann 14·4389 *ha* urbar gemachtes Land.

[1]) Die beiden in der Karte mit F bezeichneten und fremden Besitzern angehörenden Parzellen sind hier nicht eingerechnet.

Von den Bauernhuben sind in der Karte zwei durch Schraffierung hervorgehoben. Während die Orasch-Hube, die durch rechtsschiefe Schraffierung gekennzeichnet ist, in der Hauptsache ein arrondiertes Ganzes bildet, von dem nur einige wenige Parzellen an kleinere Stellen abgegeben worden sein dürften, tritt uns bei dem Besitztume, das die File-Hube bildet und das durch linksschiefe Schraffierung hervorgehoben ist, eine größere Anzahl von Parzellenkomplexen entgegen, als wir sie in den bisher besprochenen Fluren zu finden gewohnt sind. Wenn ich mich nicht täusche, wird dieser Umstand darauf zurückzuführen sein, daß die File-Hube aus der Vereinigung zweier halber Huben entstanden sein wird, die ehedem nicht zusammengehört haben. Zu diesem Schlusse komme ich, weil zu dieser Hube zwei Häuser gehören, die Häuser Nr. 7 und 8. Gleich wird es sich auch mit der Markitsch-Hube verhalten, die auch über zwei Häuser, Nr. 9 und 10, verfügt. Ursprünglich werden auch hier — bei Ausnahme der arrondierten Doppelhufe — die ganzen Huben in wenigen großen Parzellenkomplexen angelegt worden sein.

f) Ergebnisse.

Aus dem Vorstehenden geht nun hervor, daß die windischen Dörfer der Ortsgemeinde Riegersdorf aus ganz bescheidenen Anfängen hervorgegangen sind. Sie waren ursprünglich nur Weiler mit einer ganz beschränkten Anzahl von Gehöften. Krainberg und Neuhaus zählten deren je fünf, Tschau drei oder wahrscheinlicher vier und Krainegg und Riegersdorf je nur drei.

In Krainberg liegen die Bauerngüter — faßt man deren ursprünglichen Bestand ins Auge — auch heute noch fast ganz ungestört in vollkommen arrondierten Flächen. Arrondierte Bauernbesitztümer scheinen auch in Tschau gewesen zu sein. Hier beträgt die durchschnittliche Hufengröße 24 oder wahrscheinlicher 18 *ha,* dort schwankt sie zwischen 15 und 24 *ha.* In Krainegg und Neuhaus wurde eine durchschnittliche Hufengröße von 14 *ha* festgestellt, in Riegersdorf steigt sie bis auf 20 *ha.* In den Fluren der drei letztgenannten Orte haben sich nicht arrondierte Güter ergeben, sondern es sind dieselben gebildet aus wenigen, ursprünglich wahrscheinlich zumeist nur drei großen Parzellenkomplexen, die im Gemenge lagen. Gewannenartige Parzellenkomplexe, in denen jeder Besitzer seinen verhältnismäßigen streifenförmigen Anteil hat, treten nur dort auf, wo Neuaufteilungen aus ehemaligem Gemeingrunde zu konstatieren sind (vgl. besonders die Wiesenparzellen nördlich und südlich des Thuribaches in Neuhaus). Besonders die Ackerparzellen zeigen überall Blockform von zumeist äußerst unregelmäßiger Gestalt. Am meisten fällt die Unregelmäßigkeit der Ackerparzellen bei den arrondierten Gütern in Krainberg auf. Dort liegt der Grund für die Eigenartigkeit ihrer Form in unebenem Terrain. Der Bauer mußte sich zum Ackerlande die am besten gelegenen Grundstücke auswählen und ihre Form dem Terrain anpassen. Was von gerodetem Lande zum Acker nicht tauglich war, das blieb als Wiesen- oder Weideland liegen, und darin erscheinen dem Auge die Ackerparzellen wie eingebettet.

Daß jedoch auch in ebenem und vorteilhaft gelegenem Terrain, beispielsweise in der Flur von Neuhaus, die blockförmigen und häufig sehr unregelmäßigen Ackerparzellen des ältesten Kulturlandes wie in Wiesenland eingebettet erscheinen, hat meiner Meinung nach einen tiefer liegenden Grund. Die Slawen arbeiteten mit dem hölzernen Hakenpflug. Dieser stürzte die Erde nicht, sondern bildete in derselben nur Furchen. Um den Boden nun doch bis zu einem erwünschten Grade zu durch-

wühlen, war es notwendig, daß der Acker nicht nur der Länge, sondern auch der Breite nach durchfurcht wurde.[1]) Durch dieses Vorgehen bedingt, mußten nun nicht nur an den beiden Schmalseiten, sondern auch an den beiden Langseiten des Ackerstückes „Umkehren" entstehen. Dieselben sind bis auf den heutigen Tag in jenen schmalen, für die slawischen Fluren so charakteristischen Weidelandstreifen erhalten geblieben, welche sich zwischen die einzelnen Ackerparzellen legen oder besser, sie rundum einsäumen und den Ackerparzellen das Aussehen geben, als ob sie in Weide- oder Wiesenland eingebettet worden wären.

Auf spezifisch slawische Gepflogenheit verweisen meiner Ansicht nach nicht nur die eigenartige Form und Lage der Ackerparzellen, wovon eben die Rede war, sondern auch die Art der Verteilung der den einzelnen Bauern zugehörenden Grundstücke insbesondere dort, wo sie, wie am auffallendsten in Neuhaus und in Krainegg zu erkennen, nicht arrondiert, sondern im Gemenge liegen. Von einem Systeme, nach dem die Zuweisung an die ersten Besiedler vorgenommen worden sein könnte, ist keine Spur zu finden. Die Zuweisung kann nur durch einen höheren Machtspruch erfolgt und dieser Machtspruch nach slawischer Eigenart jedenfalls kein anderer als der des Suppan oder Starosta gewesen sein, den v. Inama-Sternegg in seiner Abhandlung „Spuren slawischer Flurverfassung im Lungau" (diese „Mitt.", Bd. XXIX, S. 64) mit folgenden Worten treffend charakterisiert: „Denn der Suppan war innerhalb der slawischen Bevölkerung ein großer Hausvater und ein Grundherr zugleich; in seiner Macht lag es fortwährend, den Gliedern seiner Hauskommunion, wenn sie abgeschichtet werden sollten, Grundstücke in beliebiger Form und Lage zuzuweisen; keine feste Ordnung volkstümlicher Fluranlagen und kein gutsherrliches Interesse band ihn an bestimmte Regeln."

Man wird nach dem Inhalte des vorstehenden Zitates auch nicht irregehen, wenn man vermutet, daß die Doppelhufen welche in den fünf Orten vorkommen, die Besitztümer von Suppanen waren. Die Suppane werden nicht nur die Macht gehabt haben, sich größere Güter beizulegen, sondern sich dieselben auch in besonders günstiger Lage zu wählen, wie dies bei dem arrondierten großen Hube in Neuhaus der Fall zu sein scheint.

Die letzte Bemerkung sei auf die Anlage der ursprünglichen Weiler bezogen. Es fällt auf, daß selbst in Krainberg, woselbst sich arrondierte Güter vorfinden, die Gehöfte von vier der Anwesen — das fünfte bildet einen abseits liegenden Einschichthof — wie zu Schutz und Trutz zusammengerückt liegen und einen Weiler bilden. So müssen auch die Gehöfte der anderen Orte ursprünglich lose beisammengelegen sein. Regel hat für die Anlage der Gehöfte bestimmt keine bestanden, sie wurden ganz nach Gutdünken des einzelnen angelegt und errichtet. Dies läßt sich auch heute noch in der Planlosigkeit der Anlage der einzelnen Gehöfte erkennen. Durch die Teilung der ursprünglichen Huben und die allmähliche Errichtung der Keuschen wurden die Stellen nach und nach vermehrt. Auch ihre Errichtung geschah ohne Zwang. So entstanden aus den Weilern mit der Zeit die Dörfer zumeist in einer Unregelmäßigkeit ihrer Anlage, die jedem sofort auffällt, der eines der Dörfer betritt.

---

[1]) Vgl. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slawen (Berlin 1895), Bd. II, S. 122, und Meitzen, Zur Agrargeschichte Norddeutschlands, Sonderabdruck aus „Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse des preußischen Staates, Bd. VI (Berlin 1901), S. 85.

Ich befinde mich in der angenehmen Lage, in Abb. 7 eine Partie aus einem windischen Dorfe des Gailtales im Bilde zu bieten. Es ist ein Teil des ausgedehnten Dorfes Feistritz, westlich von Arnoldstein gelegen. Das Bild erinnert an den Charakter eines Gassendorfes, doch sei darauf aufmerksam gemacht, daß das zweite Gebäude

Abb. 7. Partie aus Feistritz im Gailtale.

der Häuserreihe rechts kein Wohnhaus, sondern ein Stadel (Stall mit Scheune unter einem Dache) ist. Es zeugt dies für eine Willkürlichkeit in der Anordnung der Bauten, wie sie anderswo wohl nicht leicht zu finden sein dürfte.

B. Das Haus *(šiša, hiša).*

Zur Beschreibung des windischen Hauses im Gailtale habe ich aus verschiedenen Dörfern der Umgebung Arnoldsteins eine Anzahl von häufig wiederkehrenden Haustypen ausgewählt und hiebei darauf Bedacht genommen, daß in dieser Anzahl möglichst alle vorkommenden Hausformen von der kleinsten bis zur größten Vertretung gefunden haben. Es geschah dies darum, um einerseits die Beschreibung des windischen Hauses so vollkommen als möglich zu gestalten und um anderseits den Entwicklungsgang, den das windische Haus aus seinen primitivsten Anfängen genommen, klarzustellen.

a) Die Oberdebernigg-Keusche in Pökau.

Sie hat die Hausnummer 15 und ist Eigentum der Witwe Maria Tarmann. Trotz des deutschen Namens ist die Besitzerin eine Windische. Zum Hause gehört ein

Anwesen, das 9·5674 *ha* umfaßt. Abb. 8 bringt die perspektivische Ansicht des Häuschens, Abb. 9 den Grundriß desselben.

Wie aus den beiden Abbildungen zu ersehen, sind Wohn- und Wirtschaftsräume zusammengebaut. Stube, Stübel und Küche liegen dabei unter einem Dache, während die Laube mit den Wirtschaftsräumen unter ein zweites, höheres Dach gebracht sind. Die größere Höhe des zweiten Daches wurde dadurch bedingt, daß über der Laube und dem Stalle ein ringsum mit Brettern verschaltes Obergeschoß angebracht ist, in dem sich die Futter- und Getreideräume befinden. Beide Dächer bestehen aus ungefähr meterlangen Dachbrettern. Das niederere, über den Wohnräumen gelegene Dach ist nach vorne offen. Wir gewahren am vorderen Abschlusse des Dachraumes eine aus stehenden Brettern bestehende Brüstung und darüber Stangen zum Trocknen der Wäsche.

Der älteste Raum des Hauses ist die Stube *(izba)*. Sie ist wohl schon an 300 Jahre alt und noch gezimmert. Das Zimmerwerk *(stena)* besteht aus Fichtenholz. Die einzelnen Stämme sind vierseitig glatt behauen, auf 12 *cm* 18—22 *cm* hoch und an den Kanten verkämmt. Früher war auch das Stübel *(kamerca)* gezimmert, jetzt ist es gemauert. Betritt man das Haus durch die in der Langseite angebrachte, in Abb. 8 offene Tür *(duri)* so gelangt man in die Laube *(vejža)*, welche gegen vorne nur durch

*Abb. 8. Die Oberdebernigg-Keusche in Pökau.

Abb. 9. Grundriß der Oberdebernigg-Keusche in Pökau. (Maßstab 1:300.)

eine Wand aus stehenden Brettern *(blanče,* spr. *buanče)* abgeschlossen ist. In dieser Wand befindet sich neben der Tür ein kleeblattförmiges Fenster, das innen durch einen Schuber aus Holz geschlossen werden kann (Schubfenster = *zapahnice*). Die Haustüre dreht sich an einem hölzernen Gründel, ebenso die zweite Haustüre an der Rückseite der Laube. Die Laube ist durchgängig, hat einen Bretterfußboden *(pod)*, eine einfache Bretterdecke *(strop)* und ist geweißt. Wir sehen darin nichts untergebracht als bei *K-K* (s. Abb. 9) einen Küchenkasten *(kanterle)*, bei *St* eine Stiege, die zum Obergeschosse führt, und bei *N* eine Nische für das Wasserschaff.

Die Stube hat eine Decke aus einer doppelten Bretterlage, die von einem Unterzugbalken *(ferštl)*, der 25 *cm* auf 16 *cm* hoch und im Grundrisse durch jene punktierte Doppellinie, die den Raum der Breite nach durchquert, angedeutet ist, getragen wird. Die Stube ist gedielt und geweißt. Die Türe, welche aus der Laube in die Stube führt, ist 88 *cm* breit und 1·51 *m* hoch. Die Fenster *(okno)* haben eine Breite von 32 *cm* und eine Höhe von 30 *cm*. Die Glasfenster sind nicht an Scharnieren zu drehen, sondern, wie dies bei alten Häusern vielfach gefunden wird, zwischen wagrechten Leisten zu schieben.

In der innersten Zimmerecke steht der große Ofen *(peč)*. Es ist ein Kachelofen, der sich auf einem gemauerten Unterbaue von 68 *cm* Höhe 80 *cm* hoch erhebt. Der

Kachelaufbau besteht aus vier übereinander angebrachten Reihen von Kacheln *(kahla)*. Die beiden unteren Reihen bestehen aus flachen, die beiden oberen aus quadratischen, schüsselförmig vertieften Kacheln. Diese letztere Art ist die ältere, im windischen Hause noch allenthalben zu treffende Form der Kacheln. Der Ofen ist von zwei Ofenbänken *(pečja klop)*, deren Höhe 52 *cm* beträgt, eingeschlossen. Die eine Bank setzt sich, im rechten Winkel gebrochen, gegen die zweite Türe der Stube fort. Dort, wo die Bank endet, ist über dieser bei *K* in einer Mauernische eine Kienleuchte *(liva)* angebracht. Diese Beleuchtungsvorrichtung, welche im deutschen Hause Kärntens nur noch selten angetroffen wird, findet sich im windischen Hause häufig. In der Nähe des Ofens ist über demselben eine Gewandstange *(med,* spr. *miad)* angebracht, die nahe der Decke das Zimmer der Länge nach durchläuft.

Die Möbel sind in der Weise angeordnet, wie man dies im oberdeutschen Hause allenthalben findet. *T* = Tisch *(miza)*, *Ba* und Ba_2 = stabile Bänke *(klop)*, *S* = Sessel *(secl)*, *B* und B_2 = Betten *(postelj)*, Ba_3 und Ba_4 = übertragbare Bänke.

Durch die bereits erwähnte zweite Türe der Stube betritt man das Stübel. Es ist sehr klein, so daß es neben einem Bette *B* nur noch wenigen Möbeln von geringer Größe Raum bietet: *T* = Tisch, *Ba* = Bank, *Co* = Commode, *Ka* = Kasten *(kostn)*. Dieses Stübel ist in bezug auf seine Lage, sowie Größe und Bestimmung charakteristisch für das windische Haus im allgemeinen. Wenn die Frau des Hauses die Stunde ihrer Niederkunft herankommen fühlt, zieht sie sich für die Zeit des Wochenbettes in dieses Stübchen zurück. Wie schon oben bemerkt, war dieses Stübchen früher ebenfalls gezimmert. Es war in diesem Hause daher sicher schon seit dessen Ursprung vorhanden. Geht das Stübchen in seinem Alter wahrscheinlich auch im allgemeinen auf wenigstens drei Jahrhunderte zurück, so ist es doch für eine neuere Zutat im windischen Hause anzusehen. Es erscheint nicht nur in diesem Hause, sondern, wie sich zeigen wird, auch in anderen Häusern der Gegend als eine Abtrennung von der Küche. Damit ihm die Küche Raum geben konnte, mußte sie selbst in die Laube hinaus vorgeschoben werden. Die Laube aber erscheint hiedurch in ihrer Form und Größe verkümmert.

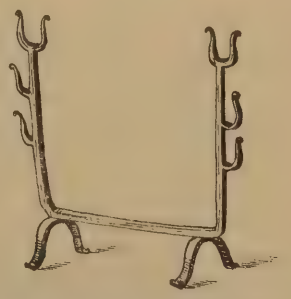


Abb. 10. Feuerroß aus dem Hause Nr. 15 in Pökau.

Die Küche *(kuhinja)* ist gemauert. Sie hat als Decke ein Gewölbe *(wölb)*. Ihrem Aussehen nach dürfte sie schon immer gemauert gewesen sein. *H* = offener Herd *(puazad)*. Über dem Herde ist jetzt noch eine Kette *(ava* spr. *aua)* sichtbar, an der früher der große Kessel *(kotel,* spr. *kotu)* hing. Jetzt ist er neben dem Herde bei *K* eingemauert. Auf dem Herde fand ich ein Feuerroß *(konj,* spr. *kojn)* von der in Abb. 10 gegebenen Form. Es mißt 43 *cm* in der Länge und ebensoviel in der Höhe. *St* = Stellage für Schüsseln *(rema)*. Über *R* sitzt der hölzerne Rauchschlot auf, der den Dachraum und das Dach schräg durchdringt. Über *F-S* ist ein Stangengerüst, die Fleischselch *(lista)*, angebracht.

Rechts von der Laube ist der geräumige Kuhstall *(hlev)* angebracht. Er war früher auch aus Holz, jetzt besteht er aus Steinmauern *(mir)*; *Ba* = Barren für Kühe, Ba_2 = Barren für Kälber.

An den Stall gliedert sich noch eine Streuhütte *(huta)* an, der ein Gang vorgelegt ist.

Rechnet man die Streuhütte und den Gang ab, so kann die Anlage der Wohn- und Wirtschaftsräume dieses kleinen Häuschens im großen und ganzen als typisch,

und zwar als typisch selbst auch für die größeren und größten windischen Häuser älterer Form gelten, die Wohn- und Wirtschaftsräume zusammengebaut aufweisen oder gar unter ein Dach vereinigen.

Faßt man die Wohnräume dieses Häuschens für sich allein ins Auge, so kann auch von ihnen gesagt werden, daß ihre Anordnung als typisch gelten kann. Die Art des Zusammenliegens derselben wird uns in nachfolgendem auch bei entwickelten Hausformen wieder entgegentreten, so daß diese Anordnung der Wohnräume als die vorherrschende angesehen werden muß. Die vier Zellen ganz verschiedenen Charakters, aus denen die Wohnräume des Hauses bestehen, sind demnach die Laube, die Stube, das Stübel und die Küche. Wie schon gesagt, halte ich das Stübel für eine neuere Errungenschaft. Die ursprünglichen Zellen des Hauses sind demnach die Laube, die Stube und die Küche. Sie müssen ursprünglich nach dem Schema des Seitenflurhauses, Abb. 11, angeordnet gewesen sein. Daß jedoch nicht alle Hausformen, die man heute auf dem windischen Gebiete Kärntens antrifft, auf dieses Schema zurückzuführen sind, wird sich an jenen Häuschen erkennen lassen, deren Beschreibung zunächst folgt.

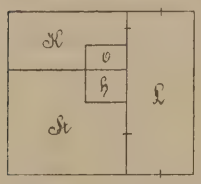


Abb. 11. Schema des Seitenflurhauses.

b) Die Wesseck-Keusche in Feistritz.

Die Abb. 12 zeigt das Bild der Wessek-Keusche in Feistritz. Zur Keusche gehören 9·765 *ha* Grund. Der Besitzer ist Valentin Schuller, ein Windischer.

Das Haus birgt Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem Dache. Es hat zwei Geschosse. Das Erdgeschoß *(pozemje)* ist durchaus gemauert. Es fällt hier auf, daß im Mauerwerke der der Straße zugekehrten Giebelseite sich nur ein einziges Fenster befindet. Ich erinnere mich nicht, daß mir diese seltsame Erscheinung an einem zweiten windischen Hause aufgefallen wäre. Beim Abschlusse des Erdgeschosses gewahren wir an diesem Hause sowohl an der Giebelseite, als auch an der vorderen Langseite einen balkonartigen Gang *(gang)*. Die Bretter der Brüstung sind zierlich ausgesägt. Die Wände des Obergeschosses *(gorenja izba)* sind durchaus aus Brettern gebildet. Dort, wo der Gang aufhört, stößt die Bretterwand bis zur Brüstung des Ganges vor, ladet also fast meterweit über die darunter liegende Mauerwand des Erdgeschosses aus. Das Dach ist bedeutend flacher als jenes der Oberdebernigg-Keusche und ein volles Walmdach. Dächer dieser Form sind in Feistritz häufig, sie finden sich jedoch in den umliegenden Ortschaften nicht.

**Abb. 12, Die Wesseck-Keusche in Feistritz.

Abb. 13. Grundriß der Wesseck-Keusche in Feistritz. (Maßstab 1:300.)

Ein Blick auf den Grundriß des Hauses, Abb. 13, belehrt uns sogleich, daß wir hier ein Zusammenliegen der Wohnräume vor uns haben, das sich vollkommen von jenem des zuerst besprochenen Hauses unterscheidet. Zwei Stuben schließen von rechts und links eine

Küche mit vorliegender Laube ein. Letztere beiden sind der Feuersicherheit wegen gewölbt. Die beiden Räume sind durch einen Durchgang verbunden, der durch keine Türe zu schließen ist. Auch die Fensteröffnung neben dem offenen Durchgange ist nicht verglast. Es ist dies eine Eigenheit, der man in Häusern oberdeutscher Art häufig begegnet.

In der Küche steht ein offener Herd *H* und eine Wasserbank *W.-B.* Über dem Herde hängt ein Kessel an einer Kette. Über der Wasserbank ist in der Wand bei *N* eine Nische für Geschirr angebracht.

In der Laube finden wir eine Bank *Ba,* eine Truhe *(čišta) Tr* und einen Küchenkasten *K-K.*

Die beiden Stuben zeigen die aus oberdeutschen Häusern gewohnte Anordnung der Möbel. In beiden Stuben bedeuten *B* = Tisch, *Ba* = Bänke, *A* = Altar *(oltar), B* = Bett, *K-O* = Kachelofen. Der Ofen der vorderen großen Stube ist von einem Ofengeländer *(panteče)* eingeschlossen und von Bänken umgeben.

An die Wohnräume schließt sich ein Rinderstall an. In demselben befindet sich bei *Z* ein Verschlag für Ziegen. *Ba* = Barren für Kühe, Ba_2 = Barren für Kälber.

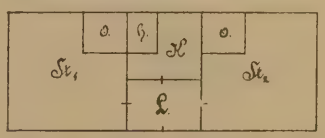


Abb. 14. Schema des Mittelküchenflurhauses.

Wie aus der Abb. 12 zu ersehen, vermittelt den Verkehr mit dem Obergeschosse eine Stiege, die an der Langseite des Hauses außen emporführt. Die Wände des Obergeschosses, das zu deutsch in der Gegend gewöhnlich „Oberboden" genannt wird, bestehen ringsum, wie schon gesagt wurde, aus einer Verschalung von stehenden Brettern. Das Obergeschoß ist demnach kein fester Aufbau aus solidem Materiale, sondern nur eine luftige obere Etage, die nicht Wohnzwecken dient, sondern die Stelle eines Speichers vertritt. Der gleichen Einrichtung begegnet man auch in einzelnen Bauernhäusern des deutschen Teiles Oberkärntens, sie beherrscht dort jedoch in der Regel nicht das ganze Obergeschoß, sondern nur Teile desselben. Im windischen Teile des Gailtales ist bei zweigeschossigen Häusern das rundum nur mit Brettern verschlagene Obergeschoß vorherrschend.

In der Wesseck-Keusche befindet sich im Obergeschosse über dem Stall die Tenne *(skedenj)* und die Barren *(parne)* für Heu und Stroh. In dem ungeteilten Raume über dem Wohntrakte finden wir alte Möbel, ferner allerlei Geräte und Fässer untergebracht. Der Oberboden hat keine Decke, man sieht durch den Dachraum *(pod streho)* bis zum First *(firšt)* empor. In der Höhe der Pfetten *(stol,* spr. *stou)* befindet sich eine lose Lage von Brettern, auf die das Getreide eingelegt wird, bevor es zum Dreschen kommt.

Kommen wir auch bei diesem Hause auf die Wohnräume zurück, so ersehen wir aus dem Grundrisse, daß die vier charakteristischen Räume in ganz anderer Weise angelegt sind als in der vorstehend besprochenen Oberdebernigg-Keusche. Ihr Zusammenliegen wird durch das Schema, Abb. 14, verdeutlicht. Es ist das Schema des „Mittelküchenflurhauses", wie es Prof. Dr. Meringer genannt hat. Diese einfache oberdeutsche Hausform hat weite Gebiete erobert. Die Laube ist hier nicht als ursprüngliches Element aufzufassen, sondern als eine Abtrennung vom ursprünglichen Herdraume anzusehen, und der Entwicklungsgang geht auf ein noch einfacheres Häuschen zurück, das ursprünglich neben dem Herdraume nur einen Ofenraum und keine Vorhalle (Laube) besessen hat und dem sonach das Schema, Abb. 15, zugrunde liegt, das von

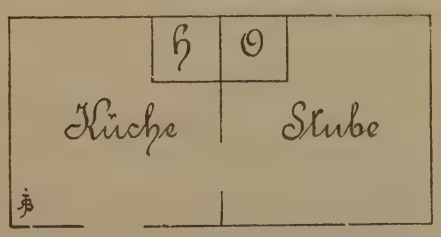


Abb. 15. Grundriß eines oberdeutschen Hauses einfachster Form.

Meringer das Schema des Küchenstubenhauses genannt wurde. Daß das Mittelküchenflurhaus, wie uns ein solches in der Wesseck-Keusche entgegentritt, im windischen Teile des Gailtales den eben angedeuteten Gang in seiner Entwicklung genau so genommen haben muß als dieselbe Hausform in anderen Gegenden, die es beherrscht, mag aus der nachfolgenden Schilderung zweier kleiner Häuschen erkannt werden.

c) Die Pinter-Keusche in Arnoldstein.

In Abb. 16 findet sich das Bild der Pinter-Keusche in Arnoldstein. Obgleich sie im Markte Arnoldstein, der gleichsam als deutsche Sprachinsel im windischen Teile des Gailtales anzusehen ist, liegt, habe ich die Pinter-Keusche trotzdem in den Rahmen der vorliegenden Besprechung aufgenommen, da sie genau so gut slawisches Gepräge, wenn von slawischem Gepräge überhaupt die Rede sein kann, zeigt, als irgend eines der anderen Häuser, die hier zur Sprache kommen und sie in der Anordnung der Wohnräume mir ein Glied in der Entwicklung des Mittelküchenflurhauses aus dem Küchenstubenhaus bildet, wie ich es in rein slawischen Orten — wahrscheinlich nur zufällig — nicht gefunden habe.

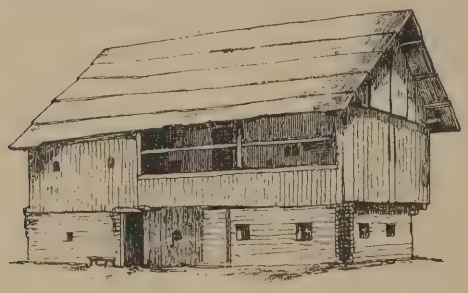


**Abb. 16. Die Pinter-Keusche in Arnoldstein.

Die Pinter-Keusche befindet sich jetzt im Besitze der Gemeinde Arnoldstein. Es gehört zu ihr nur ein Gärtchen von 1 *a* 8 m^2 Umfang. Gegenwärtig wird sie von Gregor Oitzl bewohnt. Im großen und ganzen besteht das Häuschen aus Holz, ein für die Gegend bereits seltener Fall. Aus Mauerwerk ist nur die an die Berglehne sich anschmiegende Rückwand des Hauses, dann jene Wand, welche Küche und Flur von der Stube trennt und die Umrahmung der Küche aufgeführt. Stube und Stall sind aus behauenen Balken gefügt, die Laube dagegen zeigt in ihrer Vorderwand nur Bretterverschalung. Auch der Oberboden ist wieder nur mit Brettern verschalt.

Abb. 17. Grundriß der Pinter-Keusche in Arnoldstein. (Maßstab 1:300.)

Besehen wir uns den Grundriß, so gewahren wir in der Stube die Möbel wieder in der gewohnten Weise angeordnet. *T* = Tisch, Ba_3 und Ba_4 = stabile Bänke, *Bä* = Bänkchen, *A* = Altar, *B* = Bett, *Tr* = Truhe, *Co* = Commode, *K-O* = Kachelofen, von einem Geländer und Ofenbänken *Ba* und Ba_2 umgeben, *K* = Kienleuchte.

Die Abb. 18 bringt das Bild dieses Ofens. Er kann als typisch für die Gegend angesehen werden. Zu seiner Ausstattung gehört, wie sich aus dem Bilde ersehen läßt, eine Bretterlage, die über dem Ofen angebracht ist, und von dem Gestänge, das den Ofen umschließt, getragen wird. Es ist eine Schlafstelle, die den Namen *pogradce* oder *na peči* führt.[1])

Die Küche dieses Hauses bietet sich als eine Einschachtelung des Herdes *H* dar. Neben derselben hat eine eben so große Speisekammer Platz gefunden. Die Laube

[1]) Im deutschen Oberkärnten begegnete ich derselben Einrichtung in der Rumpler-Keusche in Kraut am Millstätter See. Sie wurde mir dort „Ofen-Überboden" genannt. Vgl. Abb. 15 in Bd. XXXII d. „Mitt."

liegt beiden in derselben Weise vor, wie derselbe Raum der Küche in der vorstehend besprochenen Wesseck-Keusche.

In der Laube führt eine Stiege zum Oberboden. Bei *K-K* steht ein Küchenkasten.

Im Stalle zeigen *Ba* und Ba_2 zwei Barren an. Der Stall kann von der Laube aus betreten werden. Zum Aus- und Eingang für das Vieh dient eine zweite Tür, die sich in der Giebelseite des Hauses angebracht findet.

Von den vier Wohnräumen dieses Hauses — statt dem charakteristischen Stübel tritt hier eine Speisekammer auf — sind Küche, Laube und Kammer auf einen einzigen ursprünglichen Raum, auf den Herdraum, zurückzuführen. Durch die Einmauerung des Herdes bewirkt, ist heute nur mehr der vierte Teil das, was früher der ganze Raum war. Daß tatsächlich von einer Einmauerung oder Einschachtelung des Herdes die Rede sein kann und daß wirklich alle vier Räume des Hauses auf zwei ursprüngliche zurückzuleiten sind, das soll durch die Beschreibung eines weiteren Häuschens erwiesen werden.

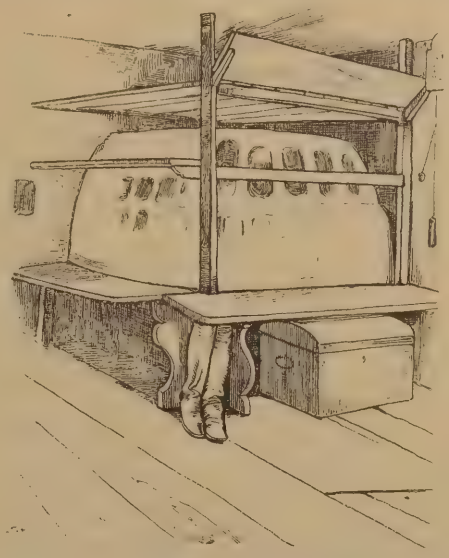


**Abb. 18. Kachelofen aus der Pinter-Keusche in Arnoldstein.

d) Beistübel aus Pökau.

Das in Abb. 19 wiedergegebene Häuschen aus Pökau trägt die Nummer 10. Es ist ein Auszügler-Stübel und gehört zum Bauerngute Nr. 9, dessen Besitzer Franz Pötschar vulgo Ruschl ist. Die Auszügler-Häuschen werden, wie oben schon erwähnt, in der Gegend „Beistübel" *(bajštva)* genannt.[1])

Das Häuschen war ursprünglich ganz aus Holz erbaut. Im Jahre 1866 brannte es bis auf den Grund nieder, so daß davon nur mehr der offene Herd und der Ofen stehen blieben. Es bestand damals nur aus zwei Wohnräumen, aus einer Stube und einer Küche. Nach dem Brande wurde es wieder aufgebaut. Die Stube wurde gemauert, der Stall erhielt Wände aus Balken und der Futterraum und die Küche bekamen Wände aus stehenden Brettern. In der ehemaligen Küche, die an Größe der Stube fast gleich war, vollzog sich dadurch, daß der Herd durch Mauern umschlossen und auf diesen Mauern ein Gewölbe angebracht wurde, auf dem man einen Schornstein aufsetzte, eine nicht unwesentliche Umgestaltung. Der größte Teil der ehemaligen Küche wurde hiedurch zur rauchfreien Laube und nur die innerste Ecke des Herdraumes behielt ihre Bestimmung bis auf den heutigen Tag bei. Die Laube ist also auch in diesem Häuschen als ein Teil des

*Abb. 19. Beistübel aus Pökau.

[1]) Beistübel ist eine dial. Bildung wie Beigütel oder Zuhube. „Bei-" und „Zu-" bedeuten die Zugehörigkeit eines Stübels, eines Gutes oder einer Hube zu einem Hause, zu einem Gute oder zu einer Hube.

ehemaligen Herdraumes anzusehen und in der Tat durch die Einmauerung des Herdes oder durch die Abmauerung eines Teiles der alten Küche zu einer neuen kleineren Küche aus dem ursprünglichen Herdraume entstanden.

Abb. 20. Grundriß des Beistübels, Hausnummer 15 in Pökau. (Maßstab 1:267.)

In der neuen, gepflasterten Küche *K* steht außer dem offenen Herd *H* bei *W-B* eine Wasserbank. Darüber hängt ein Schüsselkorb.

In der Laube steht bei *K-K* ein Küchenkasten und bei *Tr* und Tr_2 stehen zwei Truhen. Bei *St* führt eine Stiege zum Dachraume empor. Die Laube hat einen Fußboden aus festgestampftem Lehm und eine aus einer einfachen Bretterlage gebildete Decke.

Die Stube ist gedielt. Sie besitzt eine Decke, gebildet aus einer doppelten Bretterlage. *K-O* = Kachelofen, *Ba* und Ba_2 = übertragbare Bänke, *T* = Tisch, *B* = Bett, *Co* = Commode.

Im Stalle sind bei *Sch* und *Z* Verschläge für Schafe und Ziegen angebracht. *A* = Abort *(laibl).*

Das Beistübel Nr. 10 in Pökau war nach dem Gesagten, zieht man nur seine Wohnräume in Betracht, ursprünglich ein Küchenstubenhaus nach dem Schema Abb. 15. Es ist dies die einfachste Form des oberdeutschen Hauses. Aus ihr kann durch Abtrennung einer Laube ein „Eckflurhaus" (von Meringer so benannt) nach dem Schema, Abb. 21, entstehen. Als solches tritt uns das Beistübel jetzt entgegen. Es weist jedoch eine unverhältnismäßig kleine Küche und eine unverhältnismäßig große Laube auf. Durch Angliederung einer zweiten Stube an der anderen Seite der Küche und der Laube entsteht schließlich das Mittelküchenflurhaus (s. Abb. 14), wie wir ein solches in der Wesseck-Keusche kennen gelernt haben. Auch im windischen Teile des Gailtales hat daher das Mittelküchenflurhaus denselben Gang in der Entwicklung genommen, der für andere Gegenden für dasselbe festgestellt worden ist. Es ist hiebei wohl sicher an oberdeutschen Einfluß zu denken.

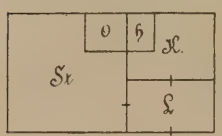


Abb. 21. Schema des Eckflurhauses.

e) Die Unterdebernigg-Keusche in Pökau.

Die in Abb. 22 zu ersehende Unterdebernigg-Keusche liegt unter Nr. 14 in unmittelbarer Nähe der bereits beschriebenen Oberdebernigg-Keusche in Pökau. Ihr Besitzer ist Franz Neßmann. Die Keusche ist nach Aussage des Besitzers gewiß schon 200 Jahre alt. Zu ihr gehören 9·557 *ha* Land.

*Abb. 22. Die Unterdebernigg-Keusche in Pökau.

Die Keusche hat mit den bisher besprochenen Häusern das gemein, daß Wohn- und Wirtschaftsräume eng miteinander verbunden sind. Wie bei der Oberdebernigg-Keusche, hat auch bei der Unterdebernigg-Keusche sowohl das Wohngebäude als auch das Wirtschaftsgebäude sein eigenes Dach. Die Unterdebernigg-Keusche unterscheidet sich jedoch von der Oberdebernigg-Keusche im Äußeren schon dadurch, daß ihre Wohnräume alle gemauert sind und daß sich über denselben ein Oberboden, rundum mit

Brettern verschalt, erhebt, der bei der Oberdebernigg-Keusche fehlt. An der Giebelseite sowohl als auch an der anderen Langseite des Wohntraktes zieht sich beim Abschlusse des Erdgeschosses ein Gang hin, der an der Langseite vom weit auslandenden Dache stark beschattet wird.

Die Grundrisse der Wohnräume der beiden eng beisammen liegenden Keuschen sind, wie sich aus einem Vergleiche der Abb. 8 mit der Abb. 23 ergibt, welche den Grundriß der Unterdebernigg-Keusche bringt, grundverschieden. Wohl fallen uns auch in Abb. 23 im Wohntrakte vier Räume auf, sie sind aber ganz anders angeordnet als jene in Abb. 8. Es konnte mir zwar vom Besitzer der Keusche keine Bestätigung dafür gegeben werden, doch glaube ich, man wird nicht irre gehen, wenn man annimmt, daß der Wohntrakt erst durch allmähliche Umgestaltung während seines 200jährigen Bestandes die Ausgestaltung erhielt, die er heute aufweist. Insbesondere der Umstand, daß die Laube nicht durchgängig ist, dann der zweite, daß sich die Küche in ihrer ungewohnt langen Form auch hinter das Stübchen hinzieht, drängen mich zu der Anschauung, daß Küche, Laube und Stübchen einstmals ein Raum gewesen sein dürften, daß an ihrer Stelle ursprünglich nur eine Küche da war, daß das Haus zuerst ein einfaches Küchenstubenhaus gewesen sein wird. Durch die Abtrennung einer Laube von der Küche wird vorerst ein Eckflurhaus durch die Abtrennung des Stübchens von der Laube das Haus in seiner gegenwärtigen Ausgestaltung entstanden sein. Seines eigenartigen Grundrisses wegen kann es nicht Mittelküchenflurhaus genannt werden, es zeigt jedoch mit diesem die meiste Ähnlichkeit.

Abb. 23. Grundriß der Unterdebernigg-Keusche. (Maßstab 1:200.)

Die Einzeichnungen im Grundrisse erkläre ich, wie folgt:

Stube: T = Tisch, *Ba* und Ba_2 = stabile Bänke. Über letzteren sind Brettstellagen angebracht, die durch punktierte Linien angedeutet sind. KO = Kachelofen, Ba_3 = übertragbare Ofenbank, B = Bett, K = Kienleuchte. In dieser fand ich ein kleines Kienleuchtenroß *(livni konj)*, das die Abb. 24 zeigt. Seine Länge beträgt 20 *cm*, die Höhe 10 *cm*. *G-St* = Gewandstange.

Abb. 24. Kienleuchtenroß aus dem Hause Nr. 14 in Pökau.

Küche: H = offener Herd, *Ba* = gemauerte Bank vor dem Ofenloch *(pečja jama)*, BO = Backofen, K = eingemauerter Kessel. Über R sitzt auf dem Gewölbe der gemauerte Schornstein auf. Er stammt aus neuerer Zeit.

Laube: *St* = Stiege, die zum Oberboden führt. N = Nische.

Stübel: *Sp-H* = Sparherd *(šporherd)*, früher stand hier ein Ofen. T = Tisch, *Ba* und Ba_2 = Bänke; *St* und St_2 = Stellagen, B = Bett, *W-K* = Wandkästchen, *G-St* = Gewandstange.

Stall: *Ba* und Ba_2 = Barren.

Schweinstall: F = Futtertrog.

f) Das Winteritsch-Haus in Pökau.

Das Winteritsch-Haus, H.-Nr. 12 in Pökau, das in Abb. 25 zu sehen, ist keine Keusche, sondern ein Bauernhaus. Es vereinigt aber, wie dies bei Keuschen häufig der Fall ist, Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem Dache. Das Winteritsch-Haus ist Eigentum der Witwe Josefa Schaubach. Zum Hause gehören nur 6·1125 *ha* Land, weniger also als zu jeder der beiden benachbarten Debernigg-Keuschen.

Abb. 25. Das Winteritsch-Haus in Pökau.

Das Erdgeschoß des Hauses ist sonst durchaus aus Stein erbaut, nur die drei Wände, welche die Holzhütte nach außen abschließen, bestehen, wie aus dem Grundrisse des Erdgeschosses, Abb. 26, zu ersehen, aus Brettern. Das Obergeschoß wird von allen Seiten durch Bretterwände eingeschlossen. In den Wänden befinden sich Luken, die die Stelle der Fenster vertreten und nicht zu schließen

Abb. 26. Grundriß des Erdgeschosses des Winteritsch-Hauses. (Maßstab 1:200.)

sind. An der vorderen Giebelseite ist ein Gang angebracht, an der rückwärtigen Giebelseite führt eine Tennbrücke zum Obergeschoß.

Die Wohnräume — Laube, Stube, Stübel und Küche — haben fast die gleiche Lage wie in der Oberdebernigg-Keusche, nur stößt hier die Küche weiter vor, und die Laube geht nicht quer durch das ganze Haus, trotzdem aber ist das Haus durchgängig.

Die geräumige Stube hat eine Doppeldecke und ist gedielt und geweißt, ebenso das Stübel. Der Kachelofen der Stube zeigt neue flache Kacheln, während jener des Stübels noch alte schüsselförmige Kacheln aufweist. Der Ofen der Stube ist mit einem Ofengeländer umgeben. Über dem Ofen ist eine Schlafstelle angebracht. *A* = Altar, *T* = Tisch, *Ba*, Ba_2 und Ba_3 = Bänke, Ba_4 und Ba_5 = Ofenbänke, *B* und B_2 = Betten, *K-L* = Kienleuchte, *W* = Wandkästchen.

Im Stübel: *T* = Tisch, *B* und B_2 = Betten, *Ko* = Koffer.

Die Küche ist gewölbt und mit Steinplatten gepflastert. *H* = Herd, *W-B* = Wasserbank, *St* = Stellage für Töpfe *(polica za piskre)*, über *F-S* ist eine Fleischselch angebracht.

Die Laube besitzt ein Pflaster aus Rollsteinen (Katzenkopfpflaster): *St* = Stiege, die zum Obergeschoß führt, *Tr* = Truhe, *K-K* Küchenkasten.

Neben der Küche ist eine Vorratskammer angebracht: *Tr* und Tr_2 = Mehltruhen *T* = Tisch, auf dem die Milchreinen stehen.

Im Stalle, der von der Laube aus und durch die Hauptfront betreten werden kann, bedeutet *Ba* einen Barren; alles übrige erklären die Einzeichnungen.

Das ganze Obergeschoß, dessen Grundriß in Abb. 27 gegeben ist, ist durch Bretterwände nur in drei Teile geteilt. Eine Wand teilt den Heubarren von der Tenne und eine zweite Wand diese vom Oberboden, der in drei Teile, *A, B* und *C,* getrennt zu sein scheint. Sie bilden jedoch zusammen nur einen einzigen Raum, da die Doppellinien *ab* und *cd* keine Bretterwände, sondern am Boden liegende Balken andeuten. *R* = Rauchschlot, *St* = Stiege, die von der Laube heraufführt, *Ka* = Kasten, Tr—Tr_3 = Kleidertruhen, *Ki* und Ki_2 = Kisten, *F-M* = Futterschneidmaschine, *F* = Fässer. Bei *Br* liegen zwei Bretterstöße zum Trocknen aufgelegt. Außerdem fand ich im Oberboden Brecheln, Spinnräder, Schlitten, Schleifsteine, einen Kinderwagen, eine Wiege und eine Hühnersteige für Bruthühner untergebracht. Der Oberboden wird im windischen Hause genau so ausgenützt, wie der „Obenauf" im deutschen Hause Oberkärntens. Der Oberboden hat keine Decke. Man sieht aus ihm in den Dachraum empor.

Während die Wand, welche die Tenne und den Heubarren vom Oberboden scheidet, aus stehenden Brettern bestehen, die die Höhe des Obergeschosses haben

Abb. 27. Grundriß des Obergeschosses des Winteritsch-Hauses. (Maßstab 1:200.)

ist jene Wand, welche die Tenne vom Heubarren trennt, aus liegenden Brettern gebildet und erreicht nur die Höhe von 1·3 *m.* Über der Tenne liegen Bretter auf den Dachbalken, die dazu bestimmt sind, Getreide und Stroh aufzunehmen. Vom Heubarren sieht man in den Dachraum empor. Der Heustock kann daher bis an das Dach hinauf gebaut werden. *F-M* = Futterschneidmaschine, *G-W* = Getreidewinde.

g) Das Scheber-Haus in Nötsch.

Abb. 28 zeigt das Bild eines Hauses, das nicht, wie die vorstehend besprochenen Häuser, Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem Dach vereinigt. Es dient nur Wohnzwecken, trägt die Nummer 25 und liegt in Nötsch, der ersten Station der Gailtalbahn, von Arnoldstein westlich. Die Eigentümerin des Hauses heißt Gertrud Scherian, vulgo Scheber. Auf der Haustüre ist die Jahreszahl 1740 angebracht, das Haus ist jedoch bestimmt viel früher erbaut worden. Zum Hause gehören 9·6039 *ha* Grund.

Das Erdgeschoß des Hauses ist aus Stein erbaut. Das Obergeschoß ladet an jenen beiden Seiten, welche in Abb. 28 dem Beschauer entgegentreten, 80 *cm* weit aus. Den größten Teil dieser Ausladung nimmt an beiden Seiten ein Gang ein, der sich an der Hausecke im rechten Winkel bricht und von einfach gegliederten Säulen

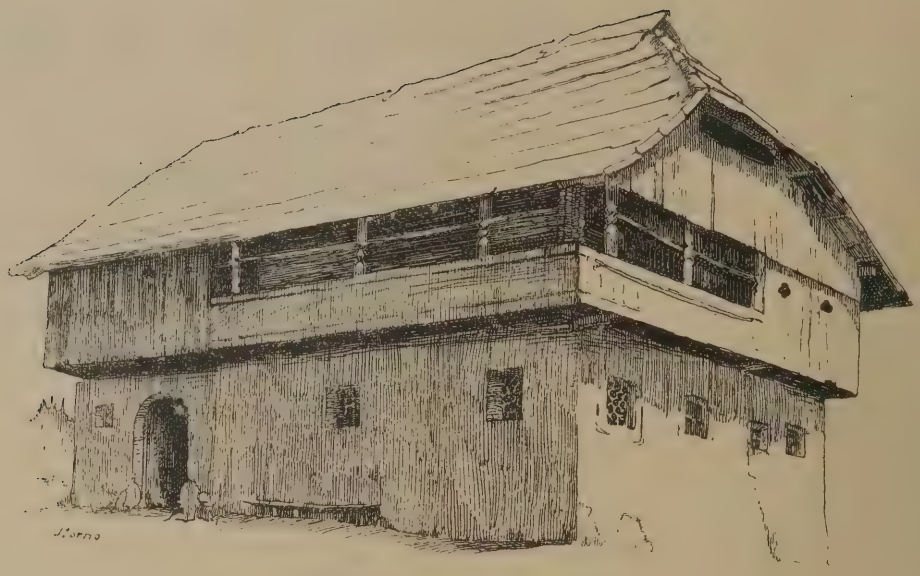


*Abb. 28. Das Scheber-Haus in Nötsch.

flankiert ist. Von Säule zu Säule laufen Stangen, an denen Wäsche getrocknet werden kann.

Wie aus dem Grundrisse des Erdgeschosses, Abb. 29, ersichtlich, zeigen die Wohnräume hier genau dieselbe Anordnung wie in der Oberdebernigg-Keusche. Die durchgängige Laube *L* ist in ihrem rückwärtigen Teile wieder verkümmert, da die Küche in die Laube vorgebaut ist. Der Fußboden der Laube besteht aus einer festgestampften Lehmschichte. Die einfache Decke wird von Tramen *(tram)* getragen. *St* = Stiege, die zum Obergeschoß führt, *Ka* = Kasten, *K-K* = *K-K*$_2$ = Küchenkästen, *Ba* = Bank, *N* und *N*$_2$ = Wandnischen.

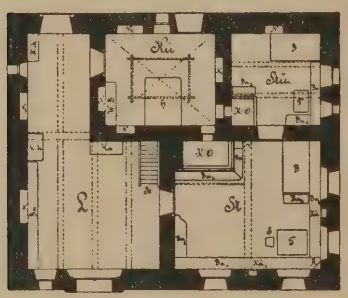


Abb. 29. Grundriß des Scheber-Hauses in Nötsch. (Maßstab 1:300.)

Der Kachelofen der Stube *St* besteht aus zweierlei Kacheln. Unten befinden sich grüne flache Kacheln, auf denen sich dann ein Aufbau aus Schüsselkacheln erhebt. Auch da ist der Ofen von Ofenbänken *Ba* und *Ba*$_2$ und von einem Geländer umgeben, und über ihm ist die typische Schlafstelle angebracht. Über der kürzeren Ofenbank ist bei *a* ein Sitzbrett angebracht, auf das man sich so setzen kann, daß sich die Füße auf die Ofenbank stützen. Diese Sitzvorrichtung wurde mir „Ofenstuhl“ *(pečne štol)* genannt. Über der längeren Ofenbank ist eine Gewandstange angebracht. *A* = Altar, *T* = Tisch, *Ba*$_3$, *Ba*$_4$ und *Ba*$_5$ = stabile Bänke, *B*$_6$ = übertragbare Bank, *B* = Bett, *Kä* und *Kä*$_2$ = Wandkästchen.

Während sich in der Stube nur ein Unterzugbalken befindet, fallen uns im Stübel *Stü* deren zwei auf. Auch hier steht ein Ofen, er hat schüsselförmige Kacheln. *T* = Tisch, *Ba, Ba*$_2$ und *Ba*$_3$ = Bänke, *B* = Bett, *N* = Nische.

Die Küche *Kü* hat einen Fußboden aus gestampftem Lehm. Ihre Decke bildet ein Kreuzgewölbe. Die Oberfläche des Herdes *H* ist mit großen Steinplatten belegt. Seine Höhe beträgt 0·72 *m*. Über dem Herde hängt ein Kessel an einer Kette. Die doppeltpunktierten Linien deuten eine Fleischselche an, die unter dem Gewölbe hängt. *W-B* = Wasserbank. *N-N*$_4$ = Nischen, in denen allerlei Geschirr untergebracht ist.

Auch das Obergeschoß des Scheber-Hauses ist rundherum mit Brettern verschalt; nur dort, wo sich der Gang befindet, setzt die Verschalung aus. In die Verschalung ist genau über der großen Stube aus behauenen Balken, deren Verkämmung im Bilde über der Gangecke zu erkennen ist, ein sogenannter „Kasten" *(kašta)* eingebaut. Während das ganze Obergeschoß eine Decke von einer nur einfachen Bretterlage besitzt, ist die Decke des Kastens sorgfältig aus Pfosten *(bodence)* gefügt. Der Kasten ist vornehmlich Getreidespeicher. In großen Truhen werden hier die Körnerfrüchte aufbewahrt. Auch das geräucherte Fleisch und das Beste an Kleidern wird hier untergebracht. Durch eine einfache Bretterwand ist auch jener Raum abgesperrt, der sich über dem Stübel befindet. Dort steht ein Bett, zwei Kleidertruhen und ein Kasten. In dem ungegliederten Teile, der sich über der Laube und der Küche ausdehnt, stehen ebenfalls ein Bett, vier Truhen und ein Kasten.

h) Die Kramer-Keusche in Nötsch.

Die Kramer-Keusche, Haus-Nr. 20 in Nötsch, die sich in Fig. 30 abgebildet findet, ist Besitztum des Nikolaus Weber, vulgo Kramer. Das Ausmaß der Liegenschaften, die zum Hause gehören, beträgt 4·015 *ha*. Das Haus ist wohl eines der ältesten im ganzen Gailtale. Das mächtige Tor *(vrata)* schließt mit einem Spitzbogen ab. Das Haus mag in seiner ersten Zeit wohl als Seitenflurhaus, bestehend nur aus Stube, Küche und Laube, angelegt worden sein, und die Laube dürfte, so wie in deutschen Häusern Oberkärntens dies häufig der Fall ist, nicht nur durchgängig, sondern auch durchfahrbar gewesen sein. Darauf weist das große Tor hin.

*Abb. 30. Die Kramer-Keusche in Nötsch.

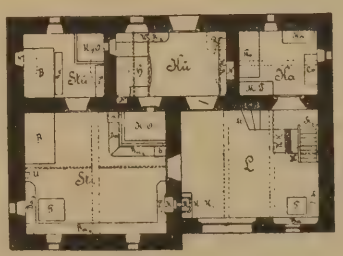


Abb. 31. Grundriß der Kramer-Keusche in Nötsch. (Maßstab 1:300.)

Heute ist das Haus, wie der Grundriß, Abb. 31, dartut, ein Eckflurhaus. Laube *L*, Stube *St*, Stübel *Stü* und Küche *Kü* sind gerade so angeordnet wie in der Oberdebernigg-Keusche und im Scheber-Hause. Zu den vier Räumen tritt noch ein fünfter hinzu, wo in den beiden eben erwähnten Häusern sich die Laube verengt. Es ist dies eine Kammer. Sie liegt jedoch mit der Laube nicht in einem Niveau, sondern etwa 60 *cm* höher. Unter der Kammer ist ein seichter Keller *(klet,* spr. *kliat)* angebracht, der die höhere Lage der Kammer bedingt. Bei *K* führt aus der Laube ein Kellerhals in den Keller. Durch denselben steigt man nicht über eine Stiege, sondern auf einer schiefen Ebene zum Keller hinab.

Den Fußboden der Laube bildet die gewachsene Erde. Bei *T* steht ein Tisch, bei *S* ein Sessel. Die alte Sitzbank *Ba* findet sich in einer verbreiterten Fensternische untergebracht. Bei *St* führen drei Stufen zu einer Plattform, von der aus man die Kammer betritt. Auch steht auf dieser Plattform eine Stiege auf, die zum Dachboden emporführt. Unter *K-K* und *K-K*$_2$ stehen zwei Küchenkästen. Über *K-K*$_2$ ist ein aus Brettern gebildeter Rauchfang angebracht, der den Rauch von der Kienleuchte

der Stube aufnimmt. In der Laube hängen an den Wänden Hacken, Sägen, Sensen und das Tängelzeug.

Die Stube ist gedielt, geweißt und hat eine doppelte Bretterdecke. Sowohl die Kanten der Bretter als auch jene des die Decke tragenden mächtigen Durchzugsbalkens sind sorgfältig abgefast. Auf dem Durchzugsbalken steht die Jahreszahl 1767 eingeschnitten. Da das Haus unbedingt viel älter ist, wird im Jahre 1767 die Stubendecke erneuert worden sein. Auch in dieser Stube ist über dem Kachelofen *K-O*, der schüsselförmige Kacheln aufweist, eine Schlafstelle angebracht. An diesem Ofen sind bei *a* und *b* über den Ofenbänken bei *Ba* und Ba_2 zwei Ofenstühle errichtet worden. Über der längeren Ofenbank ist eine armdicke Gewandstange befestigt, die das ganze Zimmer durchläuft. *T* = Tisch, Ba_3, Ba_4 und Ba_5 = Bänke, *A* = Altar, *U* = Uhr, *B* = Bett, *K* = Kienleuchte.

Das Stübel ist gewölbt. *K-O* = Kachelofen, *B* = Bett, *Ba* und Ba_2 = Bänke, *N* = Nische. Daselbst dürfte ehedem ein Fenster gewesen sein.

Die Küche ist ebenfalls gewölbt. Sie hat als Fußboden ein Katzenkopfpflaster. *H* = Herd; die punktierten Linien über dem Herd deuten eine Fleischselche an. Über *R* sitzt der Rauchschlot auf. *N* und N_2 = Nischen, *W-B* und $W\text{-}B_2$ = Wasserbänke. Über ersterer befindet sich eine Stellage für Pfannen *(polica za ponoce)* an der Wand.

Die Kammer ist gedielt und hat eine einfache Decke. *Tr* = Getreidetruhe, *M-T* = Mehltruhe, *Ka* = Kasten, *Co* = Commode. In der Kammer sind auch Hauen, Schaufeln und viel anderes Werkzeug untergebracht.

Der Dachraum ist ungeteilt. Er zeigt das gewohnte Aussehen. Man sieht dort alte Möbel, besonders Truhen in größerer Zahl und auch zwei Betten, die im Sommer benützt werden.

i) Das Pleschin-Haus in Agoritschach.

Das Pleschin-Haus ist eines der größten und eines der ältesten windischen Bauernhäuser, die ich im Gailtale antraf. Es wurde im Jahre 1576 erbaut. Das Erdgeschoß besteht zum weitaus größten Teile aus Mauerwerk, nur eine einzige Stube besitzt Außenwände aus behauenen Balken. Das Obergeschoß zeigt wie gewöhnlich Bretterverschalung. Das Dach ist ein Schindeldach. Mir war die Art, wie man im windischen Teile des Gailtales die Schindeldächer herstellt, neu. Da sie auch weiterhin unbekannt sein dürfte, will ich auf die Besprechung desselben hier näher eingehen. Es werden an den Dachlatten vorerst Dachbretter von etwa Meterlänge, 15—20 *cm* Breite und ungefähr 2 *cm* Dicke so nebeneinander angenagelt, daß die Längskanten eng zusammenstoßen. Die Dachbretter liegen parallel zum rechten und linken Dachrand und stehen daher senkrecht zum unteren Dachrande. Auf eine jede Schichte dieser einfach liegenden Dachbretterreihen werden dann Schindeln so aufgenagelt, daß sie schräg auf die darunter liegenden Dachbretter zu liegen kommen, damit sich nie Fuge mit Fuge decken kann. Schon dadurch wird das Durchsickern des Regenwassers stark vermindert. Die Schindeln werden, da sie an der Seite keine Nut haben, so auf die Bretter aufgenagelt, daß die nachfolgende Schindel die Kante der vorhergehenden stets in einer Breite von 2 *cm* überdeckt. An der Abwalmung („Tschopf", *čof)* werden die Schindeln zumeist so gelegt, daß die Hälfte einer Reihe linksschief, die andere Hälfte derselben Reihe rechtsschief liegt. In der Mitte des „Tschopfes" entsteht hiedurch eine Zickzacklinie. Sie findet sich in Abb. 32 angedeutet. In einzelnen Dörfern, so in Tschau, sah ich die Dachbretter ganz vermieden. Es wurden dort zum Eindecken des Daches nur Schindeln verwendet, doch so, daß eine untere

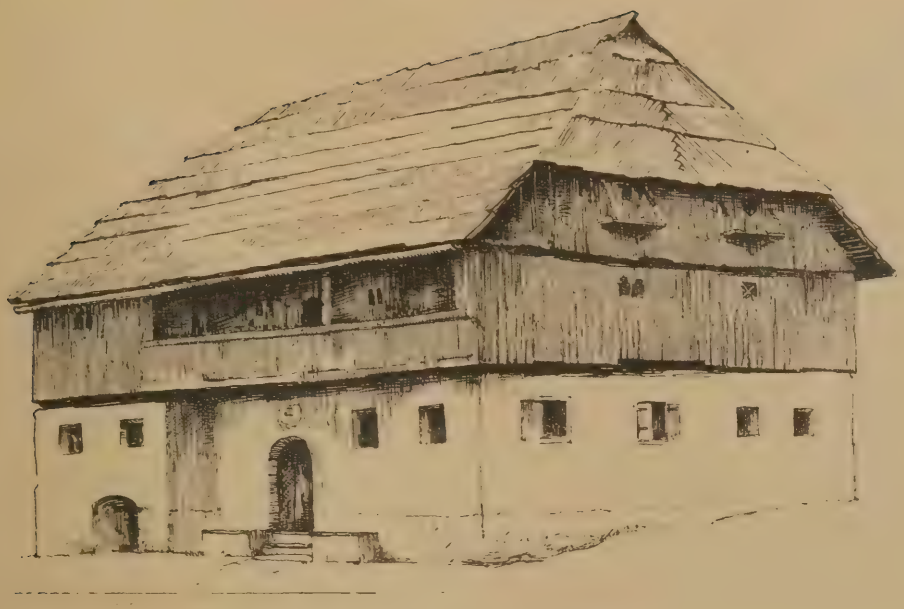


*Abb. 32. Das Pleschin-Haus in Agoritschach.

Schindelreihe, die den Dachbrettern entspricht, von einer oberen Lage überdeckt ist. Hiebei lagen aber auch die Schindeln der unteren Reihe nicht senkrecht zum unteren Dachrande, sondern schief, und zwar, wenn die obere Schindelreihe linksschief befestigt war, so lagen die Schindeln der unteren Reihe rechtsschief darunter. Die Schindeln müssen, da sie diagonal liegen, etwas länger als die Dachbretter sein, doch sind sie nicht so breit wie diese, nämlich nur höchstens 10 *cm* breit und nicht dicker als 1 *cm*. Die Schindeln werden gekloben.

Der Größe des Pleschin-Hauses entspricht auch die Größe der Hube. Sie umfaßt 27·714 *ha*. Ihr Besitzer ist Johann Werkl.

Besieht man sich den Grundriß des Erdgeschosses dieses Hauses, so fällt auf, daß die geräumige Laube die Mitte des Hauses einnimmt. An sie gliedern sich Stube, Stübel und Küche genau in derselben typischen Weise an, wie wir dies zuerst in der Oberdebernigg-Keusche beobachtet haben. Was heute Auszügler-Küche ist, war früher auch Laube. Die Laube war demnach ehedem auch hier durchgängig und zeigte in ihrem rückwärtigen Teile dieselbe verkümmerte Gestalt wie die Lauben in anderen der bereits besprochenen Häuser. Zu den Räumen, die in vorstehendem schon berührt wurden, treten in diesem Hause noch weitere drei Räume hinzu.

Abb. 33. Grundriß des Erdgeschosses des Pleschin-Hauses. (Maßstab 1:267.)

Es sind dies das schon erwähnte hölzerne Auszügler-Stübel, dann eine Mägdestube und eine Knechtstube. Die beiden letzteren liegen, da sie unterkellert sind, 80 *cm* über dem Niveau der Laube. Es ist vor die Türen dieser beiden Stuben eine Plattform gelegt, zu der man über die Stiegen St_3 und St_4 emporsteigen kann.

In der Laube, die einen Fußboden aus gestampftem Lehm aufweist, führt bei St_2 eine Stiege in den Keller, bei *St* eine andere zum Obergeschoß. *Ka* = Kasten, *K-K* = Küchenkasten, *Tr* = Truhe, *N* = Nische.

Die Stube dieses Hauses ist auffallend groß. Sie ist gedielt und hat eine Doppeldecke, die von dem durch punktierte Linien angedeuteten Durchzugbalken getragen wird. Die enger liegende punktierte Doppellinie, welche das Zimmer durchquert, deutet eine Gewandstange an. Der mächtige Kachelofen *K-O* besteht aus neuen flachen Kacheln. Eine Ofenbank *Ba* ist vorhanden, doch fehlt an diesem Ofen ein Geländer, ebenso die Schlafstelle über demselben. Der alte Ofen, der erst vor einigen Jahren abgetragen wurde, hatte beides. In dieser Stube erblicken wir an drei Wänden stabile Bänke: Ba_2, Ba_3 und Ba_4. Unter Ba_5 und Ba_6 stehen übertragbare Bänke. Sie schließen den Tisch *T* ein, an dem die Familie des Bauern gemeinsam mit dem Gesinde die Mahlzeiten einnimmt. *B* = Bett, *N*, N_2 und N_3 = Nischen. Ein Altar fehlt hier; der Besitzer, ein Windischer, ist Protestant.

Das Stübel ist gewölbt. Unterhalb der Decke ist über *a* eine Hängebühne befestigt, auf der Milchreinen untergebracht werden. In anderen Häusern sind diese Milchstellagen *(polica)* gewöhnlich zu beiden Seiten des Durchzugbalkens in der großen Stube angebracht. *K-O* = Kachelofen, *T* = Tisch, *Ba* = Bank, *B* = Bett, *Co* = Commode.

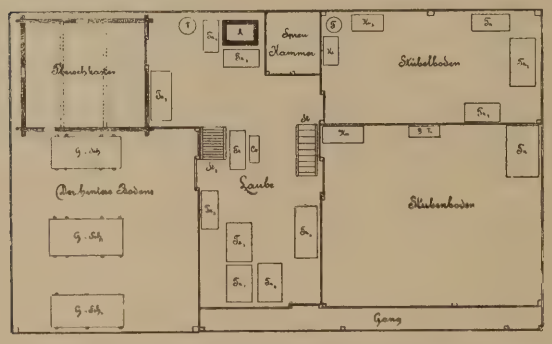


Abb. 34. Grundriß des Obergeschosses des Pleschin-Hauses. (Maßstab 1:267.)

Die Küche hat ein Tonnengewölbe. Bei *H* steht der große offene Herd. Über ihm hängt ein Rauchmantel, der die Aufgabe hat, die aufsteigenden Funken niederzuschlagen. Der Rauch tritt unterhalb des Mantels hervor und erfüllt die ganze Küche. Über dem gemauerten Kessel *K* sitzt auf dem Gewölbe der Küche der gemauerte Schornstein auf, der den Rauch ableitet. Über *a* sind unterhalb des Gewölbes zwei starke Stangen angebracht; sie haben die Stäbe zu tragen, an die das zu räuchernde Fleisch gehängt wird. *T* = Tisch, *Ba* und Ba_2 = Bänke, *N*—N_6 = Nischen, in denen das Küchengeschirr verwahrt wird.

In der Auszügler-Küche steht bei *K-K* ein Küchenkasten und bei *H* ein offener Herd. Dieser weist eine Einbuchtung auf, in die man sich stellt, wenn durch das Ofenloch *O-L* der Kachelofen *K-O* im Auszügler-Stübel geheizt werden soll.

Das Auszügler-Stübel ist sehr dürftig eingerichtet. Der Ofen ist von einer Ofenbank *Ba* umgeben. Eine zweite Bank Ba_2 nimmt eine ganze Langwand des Stübels ein. *B* = Bett, *W-K* = Wandkästchen, *K* = Kienleuchte; über *G-St* befindet sich eine Gewandstange.

In der Mägdestube stehen unter *B*, B_2, B_3 und B_4 vier Betten. *Tr* und Tr_2 = Truhen, *St* = Stellage. Aus dieser Stube führt eine Tür in ein kleines Kämmerchen *Ka*, das über der Kellerstiege angebracht worden ist.

Die Stube der Knechte ist heizbar: *K-O* = Kachelofen. Er wird von außen geheizt. Der Rauch strömt durch das Heizloch aus dem Ofen hinaus und wird in der Laube von dem hölzernen Rauchfange *R* aufgefangen und abgeleitet. *K* = Kienleuchte, *Co* = Commode, *B* = Bett, *W-K* = Wandkästchen.

Daß das Obergeschoß, dessen Grundriß Abb. 34 zeigt, rundum nur mit Brettern verschalt ist, wurde bereits hervorgehoben. Ebenfalls durch Bretterwände wird das

ganze Obergeschoß in mehrere Räume geschieden. Ein gezimmerter Fleischkasten erscheint in einer Ecke des Obergeschosses innerhalb der Bretterwand eingebaut. Die Einzeichnungen im Grundrisse des Obergeschosses erkläre ich, wie folgt:

Im Laubenboden: *St* = Stiege, die von der Laube heraufführt, St_2 = Stiege, die zum Dachraum leitet, *R* = Rauchschlot, *F* = Faß, *Co* = Commode, $Tr—Tr_9$ = Truhen. In diesem befinden sich Kleider, Leinwand, Garn, Leder, Pferdedecken, Webegeräte, Bücher, Flaschen mit Schnaps und Medikamenten.

Im Stubenboden: *K* = Kleiderkasten, *Tr* = Kleidertruhe, *B-Tr* = Backtrog. Es finden sich hier noch Kukuruzfedern und Werg in großen Haufen aufgespeichert. An den Wänden hängen ein großer Weberhaspel, andere Webergeräte, Pferdekummete und Rechen.

Im Stübelboden: *F* = Faß, in dem die Asche zur Bereitung der Lauge gesammelt wird. In den Kisten *Ki* und Ki_2, dann in den Truhen Tr-Tr_3 sind Kleider verwahrt. Dieser Raum besitzt ein Mörtelpflaster *(eštra)*.

Im „hinteren Stubenboden", der ein Ziegelpflaster aufweist, stehen unter *G-Sch*, G-Sch_2 und G-Sch_3 drei große Getreideschreine. Im ersten ist in gesonderten Fächern Roggen und Gerste, im zweiten Roggen und Kukuruz und im dritten Hafer untergebracht. Von der Decke des Raumes hängt eine Brotrem, an den Wänden alte und neue Ochsenjoche, Werkzeuge, Kochgeschirr, in einer Ecke liegt altes Eisen zusammengetragen.

Der Dachraum ist ungeteilt. Ich fand dort fünf große Kleidertruhen, drei Spinnräder, eine Drehbank, einen Webstuhl und mehrere Brecheln. An Stricken hängen Schaffelle zum Trocknen. In einer Ecke lagen Dachbretter in Stößen aufgeschichtet. In Pfettenhöhe lagen auf den verbindenden Balken Stangen, die zum Aufhängen der Kukuruzkolben dienten.

Man kann auch bei diesem Hause sagen, daß sein Obergeschoß und der Dachraum ganz denselben Zwecken dienen wie die gleichen Hausteile im deutschen Hause Oberkärntens. Bis ins kleinste ist das Gepräge, das sie zeigen, da und dort dasselbe.

k) Das Pongratz-Haus in Pökau.

Abb. 35 bringt die Ansicht des Pongratz-Hauses, Hausnummer 31, in Pökau. Sein Besitzer ist Matthias Klampferer. Das Anwesen umfaßt 32·7647 *ha*. Der Besitzer hält gewöhnlich 6—7 Pferde, 10 Stück Rinder und 9—10 Schweine.

Das Pongratz-Haus ist in seiner Größe dem Pleschin-Hause annähernd gleich. Es weist eine geringere Tiefe, dafür aber eine größere Länge als jenes auf. Im Äußeren unterscheiden sich beide Häuser dadurch, daß das Pongratz-Haus ganz aus steinernem Mauerwerke aufgeführt ist, während das Obergeschoß des Pleschin-Hauses noch die ortsübliche Bretterverschalung zeigt.

In Abb. 36 ist der Grundriß des Erdgeschosses dieses Hauses gegeben. Die Laube nimmt reichlich den dritten Teil des Erdgeschosses ein. Man betritt sie von der Gasse aus durch das große, 2·48 *m* breite und 2·27 *m* hohe Haustor. Man fühlt sich darin wie in

**Abb. 35. Das Pongratz-Haus in Pökau.

einer Halle. Der Eindruck wird dadurch noch verstärkt, daß die Laube nur spärlich mit Möbeln ausgestattet ist. Es steht darin nichts, als der von Bänken umgebene Tisch *T*, zwei Küchenkästen *K-K* und *K-K*$_2$ und eine Hobelbank *H-B*. Bei *St* führt eine Stiege zum Obergeschoß. Unter *a* und *b* leiten überwölbte Stiegen in die Keller hinab. Die Laube hat ein Pflaster aus Holzstöckeln von sechseckigem Durchschnitte. Die einfache Bretterdecke wird von sechs Trambalken getragen, die von einem starken Unterzugbalken gestützt werden. Durch die Rückwand führt ein zweites Tor in den Hof, der durch den zum Wohnhause parallel liegenden Stadel abgeschlossen wird. Die Laube dieses Hauses ist nicht nur durchgängig, sondern, wie die Lauben der meisten deutschen Bauernhäuser Oberkärntens, auch durchfahrbar.

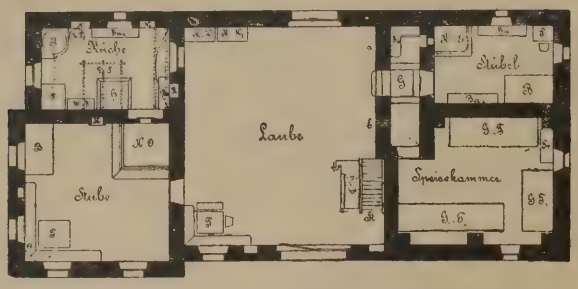


Abb. 36. Grundriß des Erdgeschosses des Pongratz-Hauses. (Maßstab 1:300.)

Links von der Laube liegen die große Stube und die Küche. Die Stube bildet den Mittelpunkt im Leben des Hauses. Hier werden besonders im Spätherbste und im Winter Arbeiten verrichtet, an denen sich der Bauer und die Bäuerin gemeinsam mit dem Gesinde beteiligen, hier werden zur selben Zeit auch die gemeinsam zu genießenden Mahlzeiten eingenommen. In der wärmeren Jahreshälfte vertritt die Laube die Stelle der Stube. In der Stube steht an gewohnter Stelle hinter der Türe der große Kachelofen *K-O*, in der gegenüberliegenden Ecke der Tisch *T*. *A* = Altar, *B* = Bett, *K* = Kienleuchte.

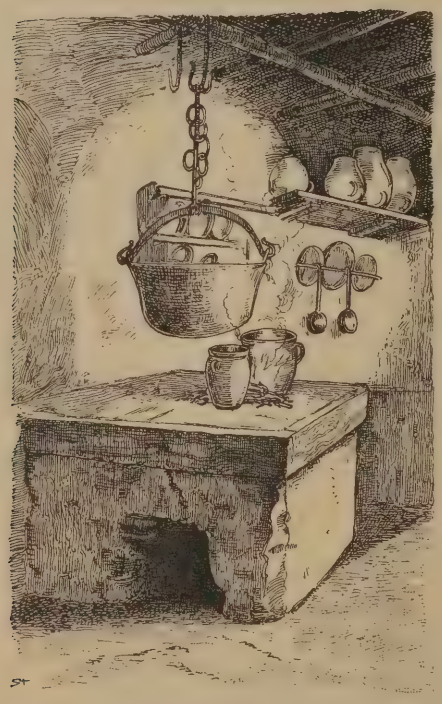


**Abb. 37. Herd aus der Küche des Pongratz-Hauses.

Die Küche hat das gewohnte Aussehen. Herr F. K. Storno hat sie gezeichnet.

Abb. 37 zeigt ihr Bild. In Abb. 36 deutet *H* den offenen Herd an; *F-S* = Fleischselch, *W-B* = Wasserbank, *T* = Tisch, *K* = Kessel, *K-F* = Kaspelfaß, *Ba* und *Ba*$_2$ = Bänke, *N* und *N*$_2$ = Nischen, *R* = Rauchschlot.

Rechts von der Laube liegen ein Stübel und eine Speisekammer. Beiden ist ein schmaler, gewölbter Gang *G* vorgelegt. Er verdankt seine Entstehung wahrscheinlich den bereits erwähnten, bei *a* und *b* angebrachten Kellerstiegen. Zur Ausgleichung ihrer Gewölbe wird der Gang angelegt worden sein. Er vermittelt den Zugang zu den beiden Räumen, denen er vorgelegt ist. Sie liegen beide höher als der Gang, der Gang aber höher als die Laube. Vom Gange aus wird der Kachelofen geheizt, der im Stübel steht. Vor dem Heizloche ist eine niedere Steinbank *Ba* angebracht, auf die sich die Bäuerin beim Einheizen setzen kann. Das Stübel ist das Schlafgemach des Bauern und der Bäuerin. *B* = Ehebett, *T* = Tisch, *Ba* und *Ba*$_2$ = Bänke.

In der gewölbten Speisekammer stehen unter *G-T*, *G-T*$_2$ und *G-T*$_3$ drei große Getreidetruhen, unter *Tr* eine Mehltruhe. Von der Decke hängen geräuchertes Fleisch, Speck und Würste. Auf dem Boden stehen große hölzerne Dosen mit Schmalz.

Die Abb. 38 bringt den Grundriß des Obergeschosses. Dieses zeigt genau dieselbe Gliederung wie das Erdgeschoß. Der Raum über der Laube wird so wie der entsprechende Raum in Gasthäusern Oberkärntens „Saal“ *(na solu)* genannt. *Tr-Tr*$_7$ = Kleidertruhe, *G-Tr* = Getreidetruhe, *B* = Bett, *Ka* = Kasten.

Die große Stube des Obergeschosses ist das Prunk- und Gastgemach des Hauses. Hier hat die Bäuerin ihre schönsten, aus Eschenholz gearbeiteten Möbel stehen. *T* = Tisch, *Ka* und *Ka*$_2$ = Kästen, *Co* = Commode, *Tr* = Kleidertruhe, *Ko* = Koffer, *B* = Bett.

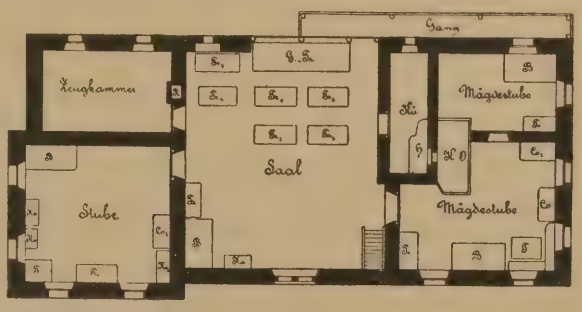


Abb. 38. Grundriß des Obergeschosses des Pongratz-Hauses. (Maßstab 1:300.)

Über der Küche ist im Obergeschosse eine reich mit Werkzeug ausgestattete Zeugkammer angebracht.

Rechts vom Saale sind zwei Mägdestuben angeordnet. Beide sind durch einen gemeinsamen Ofen heizbar. Der ihnen vorliegende Raum, welcher dem Gange *G* im Erdgeschosse entspricht, ist als Küche eingerichtet. *H* = offener Herd. Alle drei Räume zusammen dienen zuzeiten als Auszügler-Wohnung.

In der größeren Stube stehen bei *T* ein Tisch, bei *B* ein Bett, bei *Co* und *Co*$_2$ zwei Commoden und bei *Tr* eine Kleidertruhe. In der kleinen Stube steht nur ein Bett *B* und eine Truhe *Tr*.

An der Rückseite des Hauses ist in der Höhe des Obergeschosses ein Gang *G* angebracht, der vom Saale aus betreten wird.

Der Dachraum dieses Hauses ist durch Wände aus stehenden Brettern in drei Teile geteilt. Der Raum über der Prunkstube und der Zeugkammer dient als Fleidenkammer.[1]) Sie hat einen Mörtelboden. Im Raume über dem Saale stehen Truhen und Spinnräder. Er besitzt einen Bretterboden. Der dritte, über den Mägdestuben gelegene Raum weist wieder einen Mörtelboden auf. Dieser Raum dient zum Trocknen der Wäsche. Vor ihm ist an der Giebelseite des Hauses ein balkonartiger Gang angebracht. Die Brüstung desselben besteht aus ausgesägten Brettern.

Dieses Haus zeigt in seiner Einteilung die größte Ähnlichkeit mit den gleichgroßen deutschen Bauernhäusern Oberkärntens.

l) Ergebnisse.

Eingangs erwähnte ich bereits, daß ich hauptsächlich deshalb den Wunsch hegte, das windische Haus in Kärnten kennen zu lernen, um es mit dem deutschen Hause Oberkärntens vergleichen zu können, um festzustellen, ob innere Beziehungen zwischen den beiden Hausformen, falls sie sich überhaupt voneinander unterscheiden, bestehen.

Es wurde in vorstehendem wiederholt erwähnt, daß das windische Haus in seinem Äußeren dem deutschen außerordentlich ähnlich ist. Es kann dies gesagt werden, ob man nun die einfachen Hausformen, wie Auszügler-Stübel und Keuschen, oder aber die entwickelteren Formen, die ein- und zweigeschossigen Bauernhäuser, in

[1]) Vgl. das über „Fleiden“ in Bd. XXXII dieser „Mitt.“, S. 62, Anm. 1, Gesagte.

Betracht zieht. Das Dach ist da wie dort ein Steildach. Das Material, aus dem es besteht, sind ungefähr meterlange Bretter oder Schindeln. Fast überall tritt auch bei den Dächern der windischen Häuser die charakteristische Abwalmung, der „Tschopf", etwa ein Drittel der Dachhöhe einnehmend, auf, und da wie dort sind die nicht minder charakteristischen balkonartigen Gänge entweder an einer der Giebelseiten oder an zwei Seiten des Hauses häufig.

Ursprünglich war auch das windische Haus ein Holzhaus. Die ältesten Bauten sind auch heute noch gezimmert; im allgemeinen muß aber gesagt werden, daß in den windischen Teilen Kärntens das Holzhaus stärker durch das Steinhaus verdrängt worden ist als in den deutschen Teilen.

So groß nach dem Gesagten auch die Ähnlichkeit der beiden Hausformen im Äußeren ist, so ist die innere Ausgestaltung beider Häuser doch eine verschiedene. Das windische Haus Kärntens besteht in der Regel aus vier Wohnräumen, das deutsche aus drei. Dieser Unterschied ist jedoch kein wesentlicher, da der vierte, der unterscheidende Raum, das heizbare oder auch unheizbare Stübel im windischen Hause, wie in vorstehendem gesagt, als eine neuere Errungenschaft anzusehen ist. In beiden Häusern sind sonach die charakteristischen alten Räume: die durchgehende feuerstellenlose Laube, ein Herdraum und ein Ofenraum. Die Laube und der Ofenraum tragen in beiden Häusern gleiches Gepräge; wodurch sich die beiden Häuser aber wesentlich unterscheiden, das ist der Herdraum. Im deutschen Hause Kärntens ist der Herdraum der Hauptraum des Hauses; er ist die Rauchstube, in der nicht nur gekocht, sondern auch gegessen, gearbeitet und oft auch geschlafen wird. Im windischen Hause ist der Herdraum lediglich Kochraum, d. i. Küche.

Auffallend ist, daß, wie mir von gut unterrichteter Seite (Oberlehrer Socher in Arnoldstein) versichert wurde, die Rauchstube, so weit in Kärnten das slawische Gebiet reicht, nicht vorkommt, dagegen setzt sie im oberen Gailtale, um Hermagor, mit dem deutschen Element wieder ein und beherrscht das ganze deutsche Lessachtal.

Ich war geneigt, früher zu denken, daß die Rauchstube des deutschen Hauses in Oberkärnten, dann des Hauses der Umgebung von Vorau und von Köflach in der Steiermark als ein slawisches Überbleibsel anzusehen sei; der Umstand jedoch, daß die Rauchstube sich gerade in Oberkärnten, woselbst Deutsche und Slawen seit alter Zeit nebeneinander wohnen, nur in deutschen Häusern findet, während der Herdraum im windischen Hause stets eine Küche ist, drängt mich zur Annahme, daß die Rauchstube eine in graue Vorzeit zurückgehende Eigenheit des deutschen Hauses bildet.

In bezug auf die Entwicklung solcher windischer Hausformen, die das Gepräge des Mittelküchenflurhauses zeigen, habe ich bereits gesagt, daß sie auf das Küchenstubenhaus (s. das Schema, Abb. 15) zurückgehen. Die Laube solcher Häuser ist daher als eine Abtrennung aus dem ursprünglichen Herdraume anzusehen. Solche Häuser scheinen nun für das Gailtal Häuser neuerer Art zu sein. Die althergebrachte Art der Anordnung der Wohnräume ist wohl jene, die uns zuerst in der Oberdebernig-Keusche entgegengetreten ist und die sich in der Mehrzahl der besprochenen Häuser wiedergefunden hat. Oben wurde bereits festgestellt, daß diese Hausform auf das Seitenflurhaus (s. das Schema, Abb. 11) zurückzuleiten ist.

Das Seitenflurhaus ist aber jene Type, auf welche auch die meisten deutschen Bauernhäuser Oberkärntens zurückgehen, wie ich dies im Abschnitte *H* meiner Arbeit über das Bauernhaus am Millstätter See im Bd. XXXII dieser „Mitteilungen", S. 261, festgestellt habe. Ebendaselbst wies ich S. 263 ff. nach, daß die Laube des deutschen Bauernhauses in Oberkärnten nicht als eine Abtrennung vom alten Herdraume angesehen

werden kann, sondern daß sie als ein ursprünglicher Bestandteil des Hauses in dem Sinne aufzufassen ist, daß der Entwicklungsgang des Hauses auf eine einfache Urtype zurückleitet, die nur aus einem Herdraume mit vorgelegter Vorhalle bestand. Abb. 30 zeigt den schematischen Grundriß dieser Urtype. Den Beweis für diese Annahme lieferten mir zahlreiche heute noch stehende primitive Wohnbauten, wie Sennhütten, Auszüglerstübel und Badstuben und nicht in letzter Linie auch die in Oberkärnten nicht selten vorkommenden Vorhallenkirchen, wovon ich a. a. O., S. 264, eine unter Abb. 192 aus Tangern im Bilde brachte.

Ich war leider nicht in der Lage, im Gailtale mein Interesse auch den primitivsten Wohnbauten in dem Maße zuzuwenden, um durch das Studium derselben Beweismaterial dafür sammeln zu können, daß auch das windische Haus Kärntens aus jener primitiven Urtype, die nur aus Herdraum und Vorhalle bestand, entstanden sein muß. Ich halte dies aber für vollkommen sicher, denn das Haus der Winden ist dem Hause der Deutschen in Kärnten so stark ähnlich, daß man schon aus dieser Ähnlichkeit auf einen gemeinsamen Ursprung schließen muß. Da wie dort hat die Laube als ein nie fehlender Bestandteil des Hauses bis auf den heutigen Tag noch sehr häufig den Charakter des Vorhallenartigen bewahrt, und wie wir in dem Äußeren der oberkärntnerischen Vorhallenkirchen oberkärntnerische Bauernhäuser der ältesten Form ersehen können (a. a. O., S. 266), so können wir in den Vorhallenkirchen des Gailtales die älteste Form der Gailtaler Häuser noch um so eher erblicken, als die Vorhallenkirche dort die vorherrschende Kirchenform bildet. Es steht wohl zu hoffen, daß, angeregt durch das Vorstehende, einheimische Kräfte ihr Interesse den primitiven Wohnbauten im windischen Teile Kärntens zuwenden werden und daß dadurch meine Annahme der Entstehung auch des windischen Hauses aus einem Vorhallenhäuschen Erhärtung finden wird.

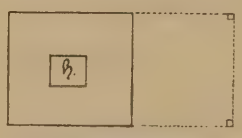


Abb. 39. Schema des Vorhallenhäuschens.

Die Hügelgräber im Kotlover Walde bei Lippen, Bezirk Budweis.

Von **Adolf Lindner,** k. u. k. Hauptmann d. R., Obmann des städt. Museums in Budweis.

Mit 2 Tafeln und 4 Abbildungen im Texte.

Ungefähr 1 *km* nördlich vom Dorfe Lippen und zirka 7 *km* südwestlich von der Stadt Budweis entfernt, liegt der dieser Stadt gehörige Wald „Kotlov", in welchem sich unweit voneinander fünf Hügelgräber von verschiedener Größe und zum Teile von mächtigem Umfange befinden.

Wenn auch die ursprüngliche Anlage dieser Hügelgräber durch eine bereits in früheren Jahren stattgefundene oberflächliche Grabung mehr oder minder zerstört worden war, so sah ich mich dennoch veranlaßt, diese Hügelgruppe einer gründlichen Durchforschung zu unterziehen, welche mit der nötigen Anzahl Arbeiter in nachstehender Reihenfolge vorgenommen und wobei ich vom Restaurator am städt. Museum, Herrn Johann Wodiczka, bestens unterstützt wurde.

Hügelgrab Nr. I in einem abgeholzten Teile des genannten Waldes und südlich dem Dorfe Lippen am nächsten gelegen. Umfang 38, Durchmesser 11, Höhe 0·80 *m*, ohne Graben.

Gleich nach dem Beginne der am 5. August 1902 von Süd nach West vorgenommenen Abgrabung dieses aus sandiglehmigem, mit Granulit und Gneisgestein gemischtem Waldboden bestehenden Hügels, wobei ein Steinkranz nicht wahrgenommen wurde, fanden sich etwa 20 *cm* tief vereinzelte Bruchstücke von verschiedenen schwachgebrannten Freihandgefäßen, welche sich bei der weiteren Grabung, namentlich in der Mitte des Hügels, zu einer ansehnlichen Menge vermehrten. Außer diesen wurde in der westlichen Hälfte des Hügels noch ein Fragment einer Haarnadel aus Bronze mit rundem, gelochtem, massivem Kopf und 1·5 *cm* langem Dorn, dessen Fortsetzung samt Spitze fehlt (Abb. 1), dann eine durchlochte Perle aus rotem Bernstein im Durchmesser von 1 *cm* (Abb. 2) und am Naturboden, zwar einige Kohlenstückchen, jedoch kein Leichenbrand gefunden.

Abb. 1.

Abb. 2.

Von den in diesem Hügelgrabe vorgefundenen Scherben wurden nachträglich vom genannten Restaurator folgende Gefäße wieder zusammengestellt, und zwar:

a) Urne aus schwärzlichem, sandigem Ton, von freier Hand, wenig gebrannt, mit kurzem, in der Mitte etwas eingezogenem Halse, schwach nach auswärts gebogenem Halsrande und von der Mitte des Bauches konisch nach unten verlaufend. Der obere Teil dieses unverzierten Gefäßes ist innen und außen geschwärzt.

Höhe 29·3, äußerer Durchmesser des Mundes 17·5, Bauchweite 28, Bodenbreite 13, Wandstärke 0·7 *cm.* (Abb. 3, Fig. 1.)

b) Schüssel aus grauem, sandigem Ton, von freier Hand, schwach gebrannt, oben mit nach auswärts gebogenem Rande, nach unten konisch verlaufend, innen und außen geschwärzt und unverziert.

Höhe 8, äußerer Durchmesser des Mundes 23, Bodenbreite 13·5, Wandstärke 0·6 *cm.* (Abb. 3, Fig. 2.)

Abb. 3.

c) Gefäß mit Henkel aus rötlichem, sandigem Ton, von freier Hand, wenig gebrannt, mit aufrecht stehendem Halse, 2·5 *cm* breitem Henkel, innen und außen dunkelgrau angestrichen und unverziert.

Höhe 13·5, äußerer Durchmesser des Mundes 8·3, Bauchweite 11·8, Bodenbreite 6·5, Wandstärke 0·6 *cm.* (Abb. 3, Fig. 3.)

d) Schale mit Henkel aus rötlichgrauem, sandigem Ton, von freier Hand, schwach gebrannt, innen und außen graphitisch geschwärzt und geglättet, der Mundrand etwas nach auswärts gebogen. Der Beginn der Wandung ist mit einem ringsum laufenden Bande von wagrecht nebeneinander eingestochenen, länglichen Punkten verziert und der abgerundete Boden nach innen eingedrückt.

Höhe 5, äußerer Durchmesser des Mundes 12, der Wandung 12·5, des Bodens 2·5, Wandstärke 0·3 *cm.* (Abb. 3, Fig. 4.)

e) Schale mit Henkel wie die vorige.

Höhe 5, Durchmesser des Mundes 10—11, der Wandung 11, Bodenbreite 2, Wandstärke 0·3 *cm.* (Abb. 3, Fig. 5.)

f) Schale ohne Henkel aus rötlichem, feinsandigem Ton, von freier Hand, schwach gebrannt, innen und außen graphitisch geschwärzt und geglättet, Henkel abgebrochen, die steile, 4·5 *cm* hohe Wandung mit einem Mäander-Ornament verziert, der Boden abgerundet und in der Mitte nach innen eingedrückt.

Höhe 6, äußerer Durchmesser des Mundes 11, Wandweite 12, Bodenbreite 2, Wandstärke 0·3 *cm.* (Abb. 3, Fig. 6.)

g) Schale ohne Henkel aus rötlichgrauem, sandigem Ton, von freier Hand, wenig gebrannt, innen und außen geschwärzt und geglättet, der Mundrand etwas nach auswärts gebogen, der Halsansatz mit einem ringsum laufenden Bande von wagrecht nebeneinander eingestochenen Punkten verziert und der Boden abgerundet. Die von außen gegen die innere Mitte des Bodens eingedrückte, 2·5 *cm* breite, runde Erhöhung enthält gleichfalls eine kreisrunde Verzierung von nebeneinander eingestochenen, länglichen Punkten.

Höhe 3·5, Durchmesser der Mündung 10·2, Wandweite 10·5, Durchmesser des Bodens 2·5, Wandstärke 0·3 *cm.* (Abb. 3, Fig. 7.)

h) Schale ohne Henkel aus rötlichem, sandigem Ton, von freier Hand, wenig gebrannt, mit glattem Mundrande, innen und außen geschwärzt und innen mit fünf schiefen, fingerbreiten schwarzen Strichen, welche drei Dreiecke bilden, verziert.

Höhe 5·5, Durchmesser des Mundes 12, Bodenbreite 7, der Wandstärke 0·5 *cm.* (Abb. 3, Fig. 8.)

Hügelgrab II, von fünf sechzigjährigen Kiefern bewachsen und zirka 130 *m* nordwestlich vom ersteren entfernt, wurde am 25. September 1903, obgleich dasselbe vor längerer Zeit schon durch eine stattgefundene Nachgrabung in seiner ursprünglichen Anlage gänzlich zerstört worden war, dennoch einer nochmaligen Durchforschung unterzogen. Umfang 25, Durchmesser 8, Höhe 0·45 *m*, ohne Graben.

Bei der Abgrabung dieses aus gelblich-sandigem Lehmboden und wirr durcheinanderliegenden großen Gneisblöcken bestehenden Hügels wurden lediglich einige wenige unverzierte Scherben von schwach gebrannten Freihandgefäßen, jedoch keine Spur von Leichenbrand vorgefunden.

Hügelgrab III, vom vorigen 510 *m* nordöstlich entfernt, ohne Graben und mit acht großen Kiefern bewachsen, gelangte am 25. und 26. September 1903 zur Durchforschung. Umfang 21, Durchmesser 6, Höhe 0·56 *m*, oben mit einer 7—11 *cm* tiefen Einsenkung.

Die von Ost nach West erfolgte Abgrabung dieses aus gelblichem, sandigem Lehmboden und vielem Gneisgestein bestehenden Hügels ergab innerhalb des zirka 60 *cm* starken Steinkranzes in einer Tiefe von 35 *cm* eine große Menge teils vereinzelter, teils beisammenliegender Scherben von verschiedenen, auch verzierten Freihandgefäßen und am Naturboden den mit Kohle und fettiger, lehmiger, sandiger Erde vermischten Leichenbrand. Aus den vorgefundenen Scherben wurden folgende Gefäße wieder zusammengestellt:

a) Urne aus rötlichgrauem, sandigem Ton, von freier Hand, schwach gebrannt, innen und außen rötlichbraun angestrichen, wenig geglättet, der kurze Hals in der Mitte etwas eingezogen, der Halsrand mäßig nach auswärts gebogen und der weit ausladende Bauch unterhalb des Halses mit einem ringsum eingeritzten, schnurförmigen Streifen verziert.

Höhe 45·5, äußerer Durchmesser des Mundes 22, Bauchweite 45, Bodenbreite 13, Wandstärke 1 *cm.* (Taf. I, Abb. 9.)

b) Urne aus rötlichgrauem, sandigem Ton, von freier Hand, schwach gebrannt, mit kurzem, in der Mitte etwas eingezogenem Halse, der Halsrand wenig nach auswärts gebogen und der weit ausladende Bauch nach unten konisch verlaufend. Dieses innen und außen geschwärzte Gefäß ist unverziert.

Höhe 40·5, Durchmesser des Mundes 26·5, Bauchweite 44, Bodenbreite 16·5, Wandstärke 0·7 *cm*. (Taf. I, Abb. 10.)

c) Urne aus rötlichgrauem, sandigem Ton, von freier Hand, wenig gebrannt, innen und außen geschwärzt und geglättet, mit etwas eingezogenem, kurzem Halse, der Halsrand mäßig nach auswärts gebogen und der Bauch von der Mitte nach unten schmäler verlaufend. Unter dem Halse, am Beginne des Bauches, ein durch ringsum eingeritzte, schräge Linien hergestelltes Zickzack-Ornament, dessen Ecken mit je drei eingestochenen Punkten verziert sind.

Höhe 34, Mundbreite 18·3, Bauchweite 33·5, Bodenbreite 12·5, Wandstärke 0·6 *cm*. (Taf. I, Abb. 11.)

d) Schüssel aus grauem, sandigem Ton, von freier Hand, wenig gebrannt, mit glattem Rande, nach unten abgerundet, innen und außen graphitisch geschwärzt und unverziert.

Höhe 8·5, äußerer Durchmesser des Mundes 24, Bodenbreite 8·5, Wandstärke 0·5 *cm*. (Taf. I, Abb. 12.)

e) Schüssel aus rötlichgrauem, sandigem Ton, von freier Hand, wenig gebrannt, innen und außen rötlichgelb angestrichen, unverziert, mit glattem Mundrande und gegen den Boden abgerundet.

Höhe 7, Durchmesser des Mundes 17·5, Bodenbreite 6·5, Wandstärke 0·9 *cm*. (Taf. I, Abb. 13.)

Hügelgrab IV, vom letzteren 32 *m* nordöstlich entfernt, mit sieben großen Kiefern bewachsen, ohne Graben und in seiner ursprünglichen Anlage weniger zerstört, wurde am 5. Oktober 1903 der Durchforschung unterzogen.

Umfang 20, Durchmesser 6, Höhe 0·7 m, oben mit einer 19 *cm* tiefen Einsenkung.

Gleich nach der von West nach Ost begonnenen Abgrabung dieses aus lehmig-sandigem Boden und vielen Steinen bestehenden Hügels zeigte sich ein aus Gneisblöcken hergestellter, 46 *cm* breiter Steinkranz, hinter welchem gegen die Mitte nach und nach in einer Tiefe von 30—40 *cm* nebst einer großen Menge Scherben von verschiedenen Freihandgefäßen vereinzelt acht knopfförmige Zierscheiben aus schwachem Bronzeguß mit Öhr und einem Breitedurchmesser von 2·5 *cm* (Abb. 4) vorgefunden wurden.

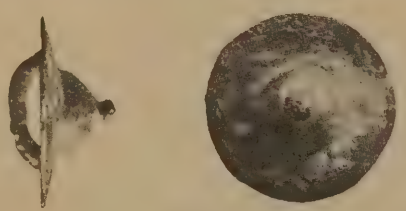


Fig. 4.

In der Mitte des Hügels fanden sich zwischen Steinblöcken, welche wahrscheinlich den Steinkegel bildeten, und zwischen den Wurzeln der darauf stehenden drei Kiefern zwei größere, zerfallene Urnen, welche von den starken Baumwurzeln zerdrückt worden waren.

Auf dem Naturboden lag der aus sehr fettem, sandigem Lehm, kleinen Kohlenstückchen und Spuren von Asche bestehende Leichenbrand.

Aus den in diesem Hügelgrabe vorgefundenen Scherben wurden nachbenannte Gefäße wieder zusammengesetzt:

a) Urne aus dunkelgrauem, sandigem Ton, von freier Hand, leicht gebrannt, innen und außen braun angestrichen und geglättet. Der weit ausladende und gegen

den Boden konisch verlaufende Bauch geht mit einem bemerkbaren Ansatze in einen langgestreckten, nach oben sich verengenden Hals über, dessen Rand schwach nach auswärts gebogen ist.

Höhe 30·7, größter Durchmesser der Mündung 17·5, Bauchweite 31, Durchmesser des Bodens 10, Wanddicke 0·8 *cm.* (Taf. I, Abb. 14.)

b) Urne aus graulichgelbem, mit Sand gemengtem Ton, von freier Hand, wenig gebrannt, innen und außen braun angestrichen und geglättet, der Rand des in der Mitte etwas eingezogenen Halses ist schwach nach auswärts gebogen. Der vom Halsansatze an sich stark ausladende Bauch verläuft kugelförmig gegen den Boden und zeigt das Gefäß keine Verzierung.

Höhe 28·5, größter Durchmesser der Mündung 19, des Bauches 32, des Bodens 12, Wanddicke 0·5 *cm.* (Taf. I, Abb. 15.)

c) Urne aus dunkelgrauem, sandigem Ton, von freier Hand, wenig gebrannt, der in der Mitte etwas eingezogene Hals innen und außen graphitisch geschwärzt und dessen Rand schwach nach auswärts gebogen.

Dieses mit Ausnahme des Halses innen und außen braun gefärbte Gefäß baucht sich vom Halsansatze an stark aus und ist unverziert.

Höhe 27, größter Durchmesser der Mündung 15·8, des Bauches 26·5, des Bodens 10·5, Wanddicke 0·6 *cm.* (Taf. I, Abb. 16.)

d) Schüssel aus gelblichgrauem, sandigem Ton, von freier Hand, schwach gebrannt, innen und außen gelblichgrau angestrichen und geglättet. Dieses konisch geformte Gefäß hat einen abgerundeten Mundrand und ist unverziert.

Höhe 15·2, größter Durchmesser des Mundes 25, des Bodens 11, Wandstärke 0·7 *cm.* (Taf. II, Abb. 17.)

e) Schüssel aus gelblichgrauem, sandigem Ton, von freier Hand, leicht gebrannt, der innen und außen graphitisch geschwärzte Hals in der Mitte etwas eingezogen und dessen Rand schwach nach auswärts gebogen. Sonst ist das Gefäß auf beiden Seiten gelblichgrau angestrichen und innen vom Halse gegen den Boden mit 1 *cm* breiten, schwarzen Längsstrichen verziert.

Höhe 10·5, größter Durchmesser der Mündung 22·5, des Bauches 23, des Bodens 8, Wanddicke 0·5 *cm.* (Taf. II, Abb. 18.)

f) Schüssel wie die vorige und innen mit derselben Verzierung.

Höhe 9·8, größter Durchmesser der Mündung 19·5, des Bodens 7, Wanddicke 0·5 *cm.* (Taf. II, Abb. 19.)

g) Schüssel aus gelblichgrauem, geschlämmtem Ton, von freier Hand, leicht gebrannt, innen und außen geschwärzt und der Halsrand schwach nach auswärts gebogen.

Die Schüssel zeigt innen ein durch eingeritzte schräge Linien hergestelltes Dreieckornament, welches an den Seiten mit nebeneinander eingestochenen Punkten verziert ist.

Höhe 9·5, größter Durchmesser der Mündung 25·5, des Bodens 9, Wanddicke 0·6 *cm.* (Taf. II, Abb. 20.)

h) Schüssel aus gelblichgrauem, geschlämmtem Ton, von freier Hand, wenig gebrannt, innen und außen graphitisch geschwärzt, der Hals in der Mitte etwas eingezogen und dessen Rand schwach nach auswärts gebogen. Die Schüssel ist innen mit einem durch eingeritzte schräge Linien hergestellten Dreieckornament und der innere Boden in der Mitte mit einem Kreise von acht eingestochenen Punkten verziert.

Höhe 9·3, größter Durchmesser der Mündung 26, des Bodens 6·4, Wanddicke 0·5 *cm.* (Taf. II, Abb. 21.)

i) Schüssel aus rötlichem, sandigem Ton, von freier Hand, wenig gebrannt, innen und außen graphitisch geschwärzt und der Halsrand schwach nach außen gebogen.

Die Schüssel ist innen mit einem durch eingeritzte schräge Linien hergestellten, vollen Dreieckornament und außen unter dem Halsansatze mit einem ringsum laufenden Bande von wagrecht nebeneinander eingestochenen, runden Punkten verziert.

Höhe 9·2, größter Durchmesser der Mündung 22·8, des Bodens 8, Wanddicke 0·5 *cm.* (Taf. II, Abb. 22.)

k) Gefäß mit Henkel, schüsselförmig, aus gelblichgrauem, sandigem Ton, von freier Hand, leicht gebrannt, innen und außen graphitisch geschwärzt, der Hals etwas eingezogen und dessen Rand abgerundet. Der auf dem Halsrande aufsitzende Fortsatz des kantigen Bügelhenkels ragt noch 1·2 *cm* über den Halsrand empor.

Dieses Gefäß, dessen Boden nach innen eingedrückt ist, zeigt innen ein durch eingeritzte schräge Linien und eingestochene runde Punkte hergestelltes Dreieckornament und außen am Bauche ein ebenso ausgeführtes Zickzack-Ornament, welches gegen den Hals durch zwei ringsum laufende Bänder von wagrecht nebeneinander eingestochenen runden Punkten verziert ist.

Höhe 8, größter Durchmesser der Mündung 14·5, des Bauches 17, des Bodens 4, Wanddicke 0·4 *cm.* (Taf. II, Abb. 23.)

l) Becher mit Henkel aus gelblichgrauem, sandigem Ton, von freier Hand, wenig gebrannt, innen und außen graphitisch geschwärzt, der Hals in der Mitte etwas eingezogen mit schwach nach auswärts gebogenem Rande.

Außen ist der gegen den nach innen eingedrückten Boden abgerundet verlaufende Bauch mit einem Zickzack-Ornamente verziert.

Höhe 8, größter Durchmesser des Mundes 9·3, des Bauches 11·5, des Bodens 3·2, Wanddicke 0·5 *cm.* (Taf. II, Abb. 24.)

m) Schale aus gelblichem, sandigem Ton, von freier Hand, leicht gebrannt, innen braun, außen graphitisch geschwärzt und der Halsrand schwach nach auswärts gebogen. Diese Schale mit abgerundetem und nach innen eingedrücktem Boden ist unverziert.

Höhe 5·2, größter Durchmesser des Mundes 14, des Bodens 3·5, Wanddicke 0·4 *cm.* (Taf. II, Abb. 25.)

n) Schale mit zwei Henkeln aus gelblichgrauem, sandigem Ton, von freier Hand, schwach gebrannt, außen mehr, innen weniger graphitisch geschwärzt, der gerade Hals am Rande abgerundet. Die Henkel bestehen aus senkrechten, kantigen und vollen Ansätzen am Halse, welche 1·3 *cm* über den Halsrand emporragen. Der Boden dieser unverzierten Schale ist abgerundet und nach innen eingedrückt.

Höhe 5, größter Durchmesser des Mundes 10·8, des Bodens 2·3, Wanddicke 0·4 *cm.* (Taf. II, Abb. 26.)

o) Kleine Urne aus grauem, sandigem Ton, von freier Hand, wenig gebrannt, innen und außen graphitisch geschwärzt und der Halsrand nur wenig nach auswärts gebogen.

Das Gefäß ist am Beginne des Bauches mit einem Zickzack-Ornamente verziert, dessen nach unten auslaufende Spitzen mit je einem größeren, runden Punkte besetzt sind.

Höhe 9·5, größter Durchmesser des Mundes 8·3, des Bauches 10·7, des Bodens 4·5, Wanddicke 0·5 *cm.* (Taf. II, Abb. 27.)

p) Kleiner Becher mit Henkel aus grauem, sandigem Ton, von freier Hand, wenig gebrannt, innen und außen graphitisch geschwärzt und der Halsrand schwach nach auswärts gebogen.

Der gegen den Boden abgerundet verlaufende Bauch ist an seinem Beginne mit einem rautenförmigen Zickzack-Ornamente verziert, dessen nach unten auslaufende Spitzen mit je einer aus eingestochenen Punkten ausgeführten Rosette besetzt sind.

Höhe 6·5, größter Durchmesser des Mundes 8, des Bauches 8·5, des Bodens 3·5, Wanddicke 0·4 *cm.* (Taf. II, Abb. 28.)

q) Urne aus rötlichgrauem, sandigem Ton, von freier Hand, wenig gebrannt, innen und außen braun angestrichen und geglättet. Der Bauch dieser unverzierten Urne geht mit bemerkbarem Ansatze in einen gestreckten und nach oben sich verengenden Hals über, dessen Rand schwach nach auswärts gebogen ist.

Höhe 27·5, größter Durchmesser des Mundes 17, des Bauches 27, des Bodens 12·5, Wanddicke 1 *cm.* (Taf. II, Abb. 29.)

r) Schüssel aus gelblichgrauem, geschlämmtem Ton, von freier Hand, schwach gebrannt, innen und außen gelblichgrau angestrichen, mit geradem Halse und abgerundetem Halsrande. Innen ist die Schüssel mit zwei überkreuz angebrachten, fingerbreiten schwarzen Strichen verziert.

Höhe 8·5, größter Durchmesser des Mundes 22, des Bodens 8·5, Wanddicke 0·5 *cm.* (Taf. II, Abb. 30.)

s) Urne aus rötlichgrauem, sandigem Ton, von freier Hand, leicht gebrannt, innen und außen etwas geschwärzt und geglättet. Der Bauch dieser unverzierten Urne geht mit bemerkbarem Ansatze in einen gestreckten und nach oben sich verengenden Hals über, dessen Rand schwach nach auswärts gebogen ist.

Höhe 34·5, größter Durchmesser des Mundes 21·5, des Bauches 32·6, des Bodens 14·5, Wanddicke 1 *cm.* (Taf. II, Abb. 31.)

Hügelgrab V, vom letzteren zirka 292 *m* südwestlich entfernt und mit einer größeren Anzahl von 50—60jährigen Kiefern bewachsen.

Höhe 6, Umfang 120, Durchmesser 36 *m.*

Bei der am 8. Juni l. J. mit sechs Arbeitern, und zwar von Süd nach Nord, in Angriff genommenen Durchforschung dieses fast in der Mitte der vorerwähnten Hügelgräber liegenden und in früheren Jahren schon mehrfach angegrabenen Hügels wurde nach mehrstündiger Grabung anstehender, brüchiger Gneis konstatiert, welcher gegen die Mitte des Hügels allmählich bis zu einer Höhe von 5 *m* über den Naturboden ansteigt und von einer 1·20—1·35 *m* hohen Schicht des mit halb verwittertem Gneisschotter gemengten, lehmigsandigen Waldbodens überlagert wird.

Infolge dieses ungünstigen Ergebnisses, welches das sehr zurückgebliebene Wachstum des Waldbestandes auf diesem Hügel ohnehin vermuten ließ, mußte von einer weiteren Durchforschung desselben abgesehen werden.

Was schließlich das Alter der vorstehend mit I—IV bezeichneten Hügelgräber anbelangt, so läßt die an mehreren Gefäßen aus denselben ersichtliche Verzierung, welche auch an den im städt. Museum aufbewahrten und aus den Hügelgräbern bei Plaben und Hoschtitz stammenden Gefäßen sich vorfindet, darauf schließen, daß die Hügelgruppe im Kotlover Walde bei Lippen mit jenen bei Plaben und Hoschtitz nach gleichen Alters sein, nämlich dem Ausgange der Hallstätter Kulturperiode angehören dürfte.

LITERATURBERICHTE.

1.

Elsenhans Theodor: *Kants Rassentheorie und ihre bleibende Bedeutung.* Leipzig 1904.

Die vorliegende kleine Studie bringt uns wieder in Erinnerung, welche große Bedeutung dem XVIII. Jahrhundert für die Entwicklung der Naturwissenschaften zukommt. Einer der wichtigsten bahnbrechenden wissenschaftlichen Gedanken des XIX. Jahrhunderts ist die Entwicklungslehre. Es gewährt nun einen großen Reiz, zu verfolgen, wie dieser Gedanke schon im XVIII. Jahrhundert von einzelnen genialen Geistern, wenn auch nicht begründet, so doch wenigstens geahnt wurde. Neben Goethe ist hier auch Kant zu nennen. Seine anthropologischen Anschauungen enthalten manches, das stark an heute Geltendes erinnert. So ist ihm die Rasse der Klassenunterschied der Tiere eines und desselben Stammes, sofern er unausbleiblich erblich ist. Kant nimmt nun an, daß sich die menschlichen Rassen durch Abartung von einer Stammform im wesentlichen durch klimatische Einflüsse gebildet hätten, die imstande waren, die natürlichen Anlagen, die Keime, zu beeinflussen. Freilich denkt Kant hier nicht an Keimvariationen im Sinne Weismanns, sondern nimmt an, daß in der menschlichen Grundform eine ganze Reihe natürlicher Anlagen bereitgelegen sei, die dann durch äußere Einflüsse teils entwickelt, teils unterdrückt wurden. Immerhin steht seine Auffassung hier der Theorie Weismanns sehr nahe, da auch er zur Entstehung vererbbarer Abänderungen tiefgreifende Beeinflussung des ganzen Organismus verlangt („denn was auf die Zeugungskraft eine bleibende Wirkung üben soll, muß die Quelle des Lebens affizieren").

Finden wir also in der Anthropologie Kants schon den Anpassungsgedanken ausgesprochen, so lernen wir ihn auch als Vertreter der Lehre von der Persistenz der Menschenrassen kennen. Hat einmal, sagt Kant, der dem Organismus innewohnende Bildungstrieb unter dem Einflusse eines gewissen Klimas eine bestimmte Richtung angenommen, so behält er diese selbst unter entgegengesetztem Klima bei. Hat eine Rasse einmal Wurzel gefaßt, so widersteht sie aller Umformung.

In seiner Polemik gegen Forster wird einmal die vollständige Idee der Deszendenzlehre ausgesprochen. Es stehe, heißt es dort, einem künftigen Archäologen der Natur frei, die große Familie der Lebewesen in stufenmäßiger Annäherung einer Tiergattung zu den anderen von einer gemeinschaftlichen Urmutter herzuleiten.

Von den meisten heutigen Vertretern der Abstammungslehre unterscheidet sich Kant durch Beibehaltung des teleologischen Prinzipes zur Erklärung wenigstens der organischen Entwicklung, indem er für die Weiterentwicklung des organischen Lebens nicht den Zufall verantwortlich macht, sondern annimmt, in dem Urorganismus seien die Möglichkeiten der späteren Entwicklung und Differenzierung schon vorhanden gewesen, und darin eine Zweckmäßigkeit erkennt, durch welche die in ihrem weiteren Verlaufe nach rein mechanischen Prinzipien sich vollziehende Entwicklung determiniert und in gewisse Richtungen gewiesen worden sei.

Mit Recht bemerkt der Verfasser zum Schlusse, daß die Ausführungen Kants auch heute noch, im Zeitalter der Rassenfragen und Rassenkämpfe, Beachtung verdienen, einerseits wegen ihrer grundsätzlichen Bedeutung für die Stellung der Philosophie zur Naturwissenschaft, anderseits, weil er mit dem Blicke des Sehers die großen Errungenschaften des modernen naturwissenschaftlichen Denkens vorausahnte.

Dr. Gustav Kraitschek.

2.

A. A. Iwanowski: *Über die anthropologische Zusammensetzung der Bevölkerung Rußlands.* (Russisch. In den Berichten der kaiserlichen Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie an der kaiserlichen Universität in Moskau. Bd. CV.; Arbeiten der anthropologischen Sektion, Bd. XXII.)

Diese überaus fleißige, für das weitere Studium der zahlreichen, Rußland einverleibten Völker Europas und Asiens grundlegende Arbeit bietet vor allem eine Übersicht des anthropologischen Studiums in Rußland, weiters eine detaillierte Anführung der Erfolge dieses Studiums, soweit dieselben ziffernmäßig ausdrückbar und vergleichbar sind, und endlich einen Versuch einer auf exakte anthropologische Untersuchungen basierten Klassifikation der Bevölkerung des europäischen und asiatischen

Zarenreiches. Hiezu wurde nicht nur das publizierte Material, sondern auch zahlreiche Resultate eigener Forschungen, sowie die zu dieser Arbeit überlassenen unveröffentlichten Ergebnisse anderer Anthropologen verwendet. Das beigeschlossene, nach Völkerschaften alphabetisch geordnete Literaturverzeichnis ist nicht nur ein Verweis auf die verwendeten Originalarbeiten, sondern eine für weitere Arbeiten sicherlich höchst willkommene Grundlage, wenn es auch nicht auf Vollständigkeit Anspruch macht.

Was die topographische Verbreitung der einzelnen anthropologischen Charaktere anbelangt, seien folgende Hauptergebnisse hier angeführt:

I. Der Pigmentation nach prävaliert im allgemeinen der gemischte und der brünette Typus. Im europäischen Rußland ist der helle Typus in 21%, der gemischte in 41%, der dunkle in 38% vertreten. Dieser letzte sinkt zwar im Norden auf 26%, im Westen auf 24%, steigt aber im Süden auf 44%, im Osten auf 48%, erreicht am Kaukasus 75, in Sibirien 85 und in Mittelasien endlich 89%.

II. Die Körpergröße beträgt bei 51% der Bevölkerung des europäischen Rußlands unter 165 *cm*, bei 49% übertrifft sie dieses Mittel. Im Westen steigt die Zahl der letzteren, d. i. der Personen von hoher Statur auf 56%, im Osten umgekehrt die der ersteren, d. i. der kleinwüchsigen auf 59%, während Nord und Süd keine großen Unterschiede aufweisen. Am Kaukasus jedoch trifft man die größte Zahl der hochgewachsenen, nämlich 60%, während Mittelasien mit 54% nur gegen den Kaukasus, nicht gegen das europäische Rußland zurücksteht. Die Bevölkerung Sibiriens endlich zeichnet sich durch niedrigen Wuchs aus (73% unter, 27% über 165 *cm*). Die Körpergröße und Pigmentierung zeigt keinen stufenweise nachweisbaren Zusammenhang, aber bei Bildung größerer Gruppen kann man bei dem hellen Typus häufiger einen höheren Wuchs konstatieren.

III. Dem L. B. Kopfindex nach findet man unter der Bevölkerung des europäischen Rußlands

5% Dolichocephale 10% Subdolichocephale	. . . . .	15%
17% Mesocephale	. . . . .	17%
33% Subbrachycephale 35% Brachycephale	. . . . .	68%

Die Zahl der Brachycephalen sinkt im Westen auf 66, im Norden auf 63%, steigt im Osten auf 71, im Süden auf 68%. Am Kaukasus nimmt die Brachycephalie derart zu, daß auf 5 Dolicho-, 9 Subdolicho- und 15 Mesocephale 26 Subbrachy- und 45% Brachycephale entfallen. In Mittelasien zählt man sogar 52% Brachy- und 24% Subbrachycephale. Die Bevölkerung Sibiriens ähnelt diesbezüglich mehr jener des östlichen europäischen Rußlands (5 Dolicho-, 9 Subdolicho-, 14 Meso-, 31 Subbrachy- und 41% Brachycephale). — Der anteroposteriore Durchmesser gestattet beim Vergleiche mit dem Kopfindex einen Schluß auf die Größe des Kopfes, indem ein großer Durchmesser bei Brachycephalen einen großen, ein kleiner Durchmesser bei Dolichocephalen einen kleinen Kopf voraussetzt.

Ein Vergleich des Kopfindexes mit der Komplexion ergibt, daß beim dunklen Typus die Zahl der Dolichocephalen, aber auch der Brachycephalen auf Kosten der Mittelgruppe zunimmt. Auch der Vergleich mit der Körpergröße verrät kein stufenweise proportioniertes Verhältnis.

IV. Nach dem H. L. Kopfindex tritt unter der europäisch-russischen Bevölkerung die Chamaecephalie in 77%, die Orthocephalie in 10%, die Hypsicephalie in 13% auf; die erstere sinkt im Osten auf 61, im Norden auf 74% und steigt im Westen und Süden auf 81; umgekehrt steigt die Hypsicephalie in den erstgenannten Richtungen auf 21 und 15% und sinkt in entgegengesetzten Richtungen auf 9%. Noch mehr treten die Chamaecephalen am Kaukasus (56%) und in Mittelasien (47%) gegenüber den Hypsicephalen, (24 bzw. 29%) zurück, während in Sibirien sich das Verhältnis abermals etwas zugunsten der letzteren ändert (66 gegen 18%). — Die Völker heller Komplexion gehören insgesamt (100%) zu den Chamaecephalen, welche bei den Stämmen vom gemischten Typus (70%) und noch mehr bei jenen vom dunklen Typus (58%) im Vergleiche zu den Hypsicephalen (17 und 22%) abnehmen. Unter den hochwüchsigen Völkern finden sich etwas weniger Chamaecephale (52%) und etwas mehr Ortho- und Hypsicephale (21 und 27%) als unter jenen von kleiner Statur (66, 16 und 18%). — Diese drei Formen sind unter den Dolichocephalen in 70, 14 und 16%, unter den Mesocephalen in 51, 19 und 30%, unter den Brachycephalen in 61, 18 und 21% vertreten.

V. Nach dem Gesichtsindex (Verhältnis der größten Gesichtsbreite zur Gesichtshöhe von der Haargrenze zum Kinne) verteilt sich die Bevölkerung des europäischen Rußlands auf 8% Lepto-, 66% Meso- und 26% Chamaeprosope. Im Osten steigt die Zahl der Chamaeprosopen auf 35% (8, 57, 35), im Westen die der Mesoprosopen auf 70% (9, 70, 21), während zwischen Nord und Süd kein auffallender Unterschied zutage tritt. Am Kaukasus nimmt die Zahl der Chamaeprosopen zu (31% gegen 6% Leptoprosope), noch mehr in Mittelasien (34%) und in Sibirien (48%), während die Leptoprosopen

hier auf 3% gesunken, aber in Mittelasien umgekehrt auf 15% gestiegen sind. — Die Chamaeprosopie ist häufiger mit dem dunklen Typus (35%) als mit dem hellen (22%), häufiger mit niedrigem Wuchse (42%) als mit hohem (29%), mit Brachy- (35%) als mit Dolichocephalie (18%), mit Chamae- (35%) als mit Hypsicephalie (31%) kombiniert.

VI. Dem Nasenindex nach ist die Mehrzahl der Völker Rußlands leptorrhin. Im allgemeinen findet man Leptorrhinie zahlreicher neben dunklem Typus (78%), hohem Wuchse (82%) und Dolichocephalie (79%), als bei hellem Typus (59%), niedriger Statur (72%) und Brachycephalie (72%), bei diesen letzteren zwei Gruppen jedoch immer noch häufiger als bei den betreffenden Mittelgruppen.

VII. Die Rumpflänge (Acromion — Raphe perinei) ist im Vergleiche zur Körpergröße bei der Mehrzahl der untersuchten Völker eine bedeutende; besonders gilt dies von jenen vom dunklen Typus und dolichocephaler Kopfform.

VIII. Der Brustumfang (im Vergleiche mit der Körpergröße) ist beim hellen Typus häufiger besser entwickelt, d. i. groß (64%), als beim gemischten (42%) oder dunklen Typus (28%); weiters findet sich ein bedeutender Brustumfang häufiger bei Völkern niedriger Statur (38%) als bei hochgewachsenen (27%), bei Brachycephalen (34%) als bei Meso- (28%) und Dolichocephalen (25%), häufiger neben langem (29%) als neben kurzem Rumpfe (17%).

IX. Eine bedeutende Armlänge (Acromion — Ende des Mittelfingers) im Verhältnisse zur Körperstatur findet sich häufiger bei Völkern von gemischtem oder dunklem Typus (61%) als vom hellen Typus (46%), neben niedriger Statur (65%) als neben hoher (52%), neben bedeutendem Brustumfange (74%) als neben kleinem (33%).

X. Die Beinlänge (vom Trochanter maj., im Verhältnisse zur Körpergröße) weist keine Unterschiede bei Völkern verschiedener Komplexion auf. Völker von hoher Statur besitzen häufiger eine bedeutende Beinlänge (43%) als kleinwüchsige (28%), bei denen kurze Beine häufiger vorkommen als bei ersteren. Ein kurzer Rumpf pflegt häufiger mit bedeutender (40%), seltener mit geringer Beinlänge (14%) kombiniert zu sein als ein langer (23, resp. 34%). Einer besseren Entwicklung der Brust entspricht häufiger eine bedeutendere Beinlänge. Neben langen Beinen kommen häufiger auch lange Arme zur Beobachtung.

Um die Beziehungen einzelner Völker zu einander festzustellen, untersucht Verfasser hierauf, in welcher Summe von Merkmalen sie unter einander übereinstimmen; er spricht sodann von einer Übereinstimmung ersten, zweiten oder dritten Grades, wenn dieselbe alle von den 9—10 untersuchten Charakteren bis auf eine, zwei oder drei Einheiten betrifft.[1]) Von einer bestimmten Nation ausgehend, untersucht Verfasser, welche Völker zu der ersteren eine Übereinstimmung ersten, zweiten oder dritten Grades aufweisen; dieselben stellt er dann als „in erster Reihe" verwandt zusammen. Einzelne dieser Völker verraten Beziehungen, d. i. eine gewisse Übereinstimmung mit einer Gruppe der „zweiten Reihe", einzelne von diesen weiter mit Völkern dritter Reihe. So stellen z. B. — von den Persern ausgehend — die Perser, Kurden, Tataren, Mezleganer, Ischtigarden eine Gruppe erster Reihe vor, zu denen in zweiter Reihe die Ajzoren sich gesellen. Einige Völker bilden ganz isolierte Gruppen erster Reihe, z. B. die Juden der verschiedenen Gubernien, zu denen kein anderes Volk nähere Beziehungen hat. Auf diesem Wege gelangte Verfasser zur Bildung folgender Gruppen:

Die slawische Völkergruppe, welche übrigens eine große Variation der Merkmale aufweist, umfaßt die Groß-, Weiß- und Kleinrussen, die Polen, Syrjänen, die kasanschen und kassimovschen Tataren und die Baschkiren; die astrachanschen Kalmücken stehen dieser Gruppe nahe. Der Pigmentation nach gehört ein Teil dieser Gruppe zum überwiegend hellen Typus (Russen, Polen, Lithauer und Syrjänen), ein Teil zum dunkeln (Tataren, Baschkiren, Kalmücken); ihr Wuchs ist im allgemeinen groß, wobei die Weiß- und Kleinrussen, sowie die Baschkiren zu den hochwüchsigen, die anderen Völker zu den kleinen hinneigen. Der Kopf ist kurz (75% Brachycephale), das Gesicht mittelhoch, eher breit,

[1]) Als Unterschiedseinheit wird der Unterschied zwischen zwei nächststehenden Stufen eines Merkmales angesehen; so beträgt der Unterschied hinsichtlich der Pigmentation zwischen der Stufe *A* (heller Typus) und *B* (gemischter Typus) eine Einheit, zwischen *A* und *C* (dunkler Typus) zwei Einheiten. Aber jede Stufe teilt sich nach der Häufigkeit seines Auftretens in zwei oder drei Unterstufen; der gemischte Typus *B* zerfällt 1. in eine Unterstufe (*Bb*) mit vorwiegender Beimischung des hellen Typus, 2. in eine Unterstufe (Bb_1) mit gleichmäßiger Beimischung des hellen und dunklen Typus und 3. in eine Unterstufe (Bb_2) mit vorwiegender Beimischung des dunklen Typus. Beträgt nun der Unterschied zwischen *Bb* und *Cc* eine Einheit, kann der Unterschied zwischen Bb_1 und Cc_1 bzw. zwischen Bb_2 und *Cc* mit $^2/_3$ bzw. $^1/_3$ abgeschätzt werden. Diese Unterschiede bei allen Charakteren zweier Völker festgestellt und addiert, ergeben den Grad der Differenz oder aber der Übereinstimmung zwischen denselben. Die Summe der Unterschiede darf nicht eine Einheit überschreiten, um bei den betreffenden Völkern eine Übereinstimmung ersten Grades gelten zu lassen.

leptorrhin, zum Teile auch mesorrhin. Der Körper besitzt häufiger einen längeren Rumpf, einen umfangreichen Brustkorb, lange Arme und mittellange Beine.

Die isoliert stehenden Lappen stellen eine besondere Gruppe vor. Ihre Merkmale sind: gemischte Komplexion, sehr kleiner Wuchs, Brachycephalie, Kleinheit des Kopfes, Chamaecephalie, langer Rumpf, großer Brustumfang, lange Arme, kurze Beine.

Die isolierte Lettengruppe zeichnet sich durch helle Komplexion, bedeutende Körpergröße, Brachychamaecephalie, Leptorrhinie, großen Brustumfang und mittellange Arme aus.

Bei der Mordwinengruppe überwiegt der dunkle Typus; neben hohem Wuchse (56%) ist kleine Körpergröße (44%) stark vertreten; sonst findet sich Brachycephalie, Lepto- und Mesorrhinie, mittlerer Brustumfang, lange Arme und kurze Beine.

Die Kleinrussen der Kiewer Gubernie stehen isoliert und weisen große Unterschiede in ihrem Typus auf, welche ein weiteres Studium erheischen.

Die Juden bilden eine Gruppe von dunkler, weniger von gemischter, selten von heller Komplexion, niedriger Statur; der Kopf ist brachycephal (kaum in 10% dolichocephal), von geringem anteroposterioren Durchmesser, chamaecephal (90%), mesoprosop, leptorrhin (83%); der Rumpf ist mittellang, der Brustumfang mittelgroß oder klein, die Arme und Beine lang.

Am Kaukasus findet sich vor allem die Armeniergruppe, von der beinahe drei Viertel dem dunklen Typus angehört; weiters zeichnet dieselbe aus: hoher Wuchs (65%), Brachycephalie (97%), kleine Kopfmaße, Chamae- (44%) und Orthocephalie (32%), Mesoprosopie (59%), Leptorrhinie (77%), ein langer Rumpf, mittlerer Brustumfang, mittellange Arme und lange Beine.

Die Kabardiner weisen sowohl zu der Armenier- als zu der Ossetengruppe Beziehungen auf, welche ebenso wie die Stellung der Ajcoren, Ljulen und Krimm'schen Tataren durch weitere Untersuchungen klargelegt werden müssen.

Die Ossetengruppe ist charakterisiert durch vornehmlich dunkle Komplexion (55%, gemischt 30%), hohen Wuchs, Brachycephalie (66%), Chamaecephalie (53%), Chamaeprosopie (54%), Leptorrhinie (69%), mittellangen Rumpf (48%), mittleren Brustumfang (76%), mittellange Arme (57%) und lange Beine (59%).

Zu dieser Gruppe kann man auch die kleinrussischen Kosaken des kubanschen Kreises rechnen, was in der Art erklärt werden kann, daß die Kleinrussen dieser Gegend in kurzer Zeit fremde Merkmale in bedeutendem Grade übernommen haben.

Eine besondere Stellung unter den kaukasischen Völkern nehmen die Kumücken, welche zu keinem anderen Volke Beziehungen ersten oder zweiten Grades zeigen, ein.

Eine Sonderstellung gebührt auch den Lesghiern, welche ihrerseits untereinander gewisse Unterschiede aufweisen. Auch das kleine Volk der Uden hat keine näheren Verwandten.

Die Kurden, Perser, Aserbaïdschan'schen Tataren, Mesleganer und Ischtigarden können in die kurdo-perso-aserbaïdschan'sche Gruppe zusammengefaßt werden, welche durch fast ausschließlich dunklen Typus, zumeist hohen Wuchs, Dolicho-chamaecephalie, Mesoprosopie mit Neigung zur Leptoprosopie, Leptorrhinie, sehr langen Rumpf, mittleren Brustumfang, lange Arme und mittellange Beine charakterisiert ist.

Zur mittelasiatischen Gruppe gehören die Kirgisen, Afghanen, Dunganen, Tarantschi, Sarten, Sibo-Schibinen und Chinesen, welche durch Mischung einander nähergekommen sind. Ihre Charaktere sind: dunkler Typus, mittelhoher Wuchs, bei einigen Neigung zu großer, bei anderen zu kleiner Statur, Brachycephalie, besonders bei den Kirgisen, Tarantschi und Sarten, während bei den Dunganen, Kuldschinschen Afghanen die Dolichocephalie vorwaltet. Das Gesicht ist bei den Kirgisen chamaeprosop, bei den Tarantschi mesoprosop; die Mehrzahl dieser Völker ist leptorrhin, hat einen langen Rumpf, mittelgroßen Brustkorb (manchmal zu den kleinen Maßen neigend), mittellange Arme und kurze Beine.

Isoliert stehen die Karakirgisen und Turkmenen.

Die mongolische Gruppe, zu welcher Verfasser die Arbunsumen (Arbeiterklasse der Kalmücken), Kalmücken-Zacharen, turfan'schen Kalmücken, kuldschinschen und tarbagataischen Torgoten, Chalchas, Samojeden, Telengeten, Burjäten und Tungusen zählt, sind charakterisiert durch ausschließlich dunkle Komplexion (nur bei den Samojeden findet sich der gemischte Typus in 50%), niedrigen Wuchs, starke Brachycephalie, Chamaecephalie, Chamaeprosopie, Leptorrhinie, sehr langen Rumpf, mittelgroßen Brustumfang (mit Neigung zu großen Maßen), lange Arme und mittellange, bei einigen Völkern sogar kurze Beine.

Eine besondere jakutische Gruppe bilden die Jakuten, zu denen sich die nördlichen Tungusen gesellen und zu welchen auch die astrachanschen Kalmücken Beziehungen besitzen, obzwar diese letzteren

vielleicht nach weiteren Forschungen eher zur vorangehenden Gruppe werden gerechnet werden müssen; überhaupt verraten die Jakuten durch ihre Übereinstimmung zweiten Grades mit den Burjäten Beziehungen zur mongolischen Gruppe.

Die Aïnos stehen ganz vereinzelt da und zeigen keine Beziehungen zu irgend einem anderen Volke. Desgleichen erscheinen die Ostjaken ganz isoliert.

Dies sind kurz gefaßt die Ergebnisse der mühevollen Arbeit Iwanowskis, deren hoher Wert nicht geschmälert wird durch die Umstände, auf die der Verfasser selbst hinweist, nämlich, daß das Material zahlreiche Lücken aufweist, die betreffenden Merkmale häufig nur zum Teile untersucht worden sind und der Verfasser selbst sich nur auf die ziffernmäßig ausdrückbaren und statistisch verzeichneten Charaktere beschränkt hat, daher eine Reihe wichtiger deskriptiver Merkmale, so die Haarform, die allgemeine Körperbehaarung, die Gestalt der Ohren, Nase, Augenlidspalte, des Interorbitalraumes usw. unberücksichtigt geblieben ist.

Prof. Dr. H. Matiegka, Prag.

3.

Fritsch Gustav: *Ägyptische Volkstypen der Jetztzeit.* Wiesbaden 1904.

Dieses mit Unterstützung der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin herausgegebene Werk wird von jedem mit Freuden begrüßt werden, der der Anschauung huldigt, daß zur richtigen Erkenntnis der Rassenzusammenhänge die anatomische Betrachtungsweise nicht ausreiche, sondern auch das Studium des lebenden Menschen unbedingt notwendig sei.

Mit Recht beklagt sich der Verfasser darüber, daß man in den meisten völkerkundlichen Werken sich mit der Zusammenstellung hübscher, möglichst bunt und phantastisch aufgeputzter Bildchen begnüge, während doch nur unbekleidete menschliche Rassentypen für die anthropologische Vergleichung von Wert sein können.

So führt uns denn der Verfasser auf 52 photographischen Tafeln die verschiedenen Haupttypen der ägyptischen Bevölkerung vor. Den Tafeln ist eine kurze historische Einleitung und ein gut orientierender Überblick über die jetzt lebende Bevölkerung vorangeschickt, woran sich noch ein Abschnitt über Typenvergleichung schließt, in dem außer der Darstellung und Beschreibung eines graphischen Schemas zur leichten Vergleichung der Proportionsverhältnisse verschiedener Typen einige feine Bemerkungen über Rassenbildung, Anpassung und Auslese enthalten sind.

Auf den Tafeln sind die aufgenommenen Individuen in der Vorder-, Rück- und Seitenansicht unbekleidet dargestellt. Jedem dargestellten Individuum ist eine eingehende Beschreibung gewidmet und zum Schlusse wurden die Abweichungen von dem oben erwähnten Normalschema graphisch dargestellt.

Der Autor faßt in einem der Beschreibung der Tafeln folgenden Schlußabschnitte auch die Resultate seiner Untersuchungen zusammen und glaubt folgende Haupttypen der heutigen Bevölkerung Ägyptens unterscheiden zu können:

Unter den wirklichen Ägyptern bilden die gelbbraunen Fellachin, städtischen Araber, Bedauin und Kopten mit flockigem Haar eine Hauptgruppe, innerhalb deren scharfe Unterschiede schwer nachweisbar sind. Dem altägyptischen Typus entsprechen am meisten die Kopten, während bei den anderen Gruppen bald die semitischen, bald die hamitischen Merkmale vorwalten, oft aber infolge der Vermischung eine bestimmte Zurechnung zu einer der beiden Gruppen unmöglich erscheint. Die zweite Gruppe der Ägypter bilden die Nubier, schwärzlichbraun pigmentierte Menschen mit unregelmäßig spiralig gedrehtem Haare und mit wechselnden nigritischen Merkmalen.

Nicht eigentlich zu den Eingeborenen sind zu rechnen: die stark vom weißem Blute beeinflußten Levantiner, die den eigentlichen Negern sehr nahestehenden Dinkawi, Shangalla und Sudanesen, ferner die Abessynier, die wieder in die stark gemischten „metamorphischen" Äthiopier, die mehr arabisch charakterisierten abessynischen Galla und die negroiden abessynischen Sudanesen zerfallen.

Das vorliegende Werk ist nicht nur ein wertvoller Beitrag zu der vielumstrittenen Anthropologie Ägyptens, sondern seine Bedeutung liegt auch darin, daß durch dasselbe wieder einmal der hohe Wert bildlicher Darstellungen für anthropologische Forschungen vor Augen geführt wird. Es ist dringend zu wünschen, daß das Beispiel des Herrn Professors Fritsch und der Berliner Akademie bei Anthropologen und gelehrten Gesellschaften bald Nachahmung fände, damit dem Anthropologen neben Maßtabellen und Abbildungen von Schädeln auch recht bald ein reiches Material an Darstellungen lebender Menschen zur Verfügung stehe. Hoffentlich werden aber derartige Bestrebungen dann nicht auf Ägypter und andere exotische Völkerstämme beschränkt bleiben, sondern auch auf die europäischen Völker ausgedehnt werden, deren anthropologische Beschaffenheit ja auch noch so manches ungelöste Rätsel aufweist.

Dr. Gustav Kraitschek.

4.

Rutot A.: *Le Préhistorique dans l'Europe centrale.* Coup d'oeil sur l'état des connaissances relatives aux industries de la pierre à l'exclusion du néolithique en 1903. (Extrait du Compte rendu du Congrès d'Archéologie et d'Histoire, Dinant. 1903.) Namur. 1904. 270 S.

Die vorliegende Publikation des unermüdlichen belgischen Forschers faßt die Summe seiner Überzeugungen und Forschungsergebnisse in ihrer augenblicklichen Vollständigkeit zusammen; da sie die detaillierteste Klassifikation seit der Aufstellung des Mortillet'schen Systems darstellt, halten wir uns für berechtigt, an dieser Stelle Rutots Übersichtstabelle seiner Neugruppierung des älteren Steinzeitalters wiederzugeben.

A.	Tertiär.			
Eolithische Industrie	Eocän.			
	Oligocän.	Oberes O.	Thenay?	
	Miocän.	Oberes M.	Puy-Courny (Cantal).	
	Pliocän	Unteres Pl.		
		Mittleres Pl.	(Pliocäne Vereisung.) Plateau v. Kent.	
		Oberes Pl.	Saint-Prest (Frankreich) und Forest Cromer beds (England). Elephas meridionalis-Fauna.	
B.	Quartär.			
	I. quartäre Vereisung.	Gletschervorstoß	Reutelien.	Elephas antiquus-Fauna.
		Gletscherrückzug	Reutelo-Mesvinien.	
			Mesvinien.	
Paläolitische Industrie	II. quartäre Vereisung.	Gletschervorstoß	Strépyien.	„Groupe amygdalien“ Elephas primigenius-Fauna.
		Gletscherrückzug	Chelléen.	
			Acheuléen.	
			Moustérien.	
	III. quartäre Vereisung.	Gletschervorstoß	Montaiglien.	„Groupe éburnéen.“ Elephas primigenius-Fauna.
		Gletscherrückzug	Magritien.	
			Goyetien.	
Mesolithische Industrie	IV. quartäre Vereisung.	Gletschervorstoß	Chaleuxien.	„Groupe tarandien.“ Rentier-Fauna.
		Gletscherrückzug		
C.	Geologische Gegenwart.			
Neolithische Industrie		1. Tourassien	Asylien.	
			Arisien.	
		2. ?	Campignyien.	
			Tardenoisien.	
		3. Robenhausien	Neolith-Industrie im vollen Sinne.	

Außerhalb des nordischen Vereisungszentrums gelegen, gehört Belgien zu den Ländern, die den Geologen das Studium der jüngsten Perioden der Erdgeschichte keineswegs leicht gestalten. Daß Rutot unter diesen Umständen den Interglacialzeiten in seiner Gliederung keinen eigentlichen Raum zuerkennen zu brauchen glaubte, finden wir begreiflich, doch läßt sich diese Auffassung in Anbetracht der Ergebnisse der Eiszeitforschung in Norddeutschland und ganz besonders in den Alpen nicht aufrecht erhalten. Auch die vom Verfasser in Anwendung gebrachte Gruppierung nach der sogenannten paläontologischen Methode (in eine bereits pliocäne (?) Elephas meridionalis-, ferner in eine quartäre Elephas antiquus-, Elephas primigenius- und Rangifer tarandus-Stufe) finden wir nicht glücklich, seitdem die Untersuchungen E. Wüsts gezeigt haben, daß wir im Quartär mit einer Reihe von Faunenrepetitionen zu rechnen haben. Wir sind, falls wir uns auf den Boden der streng induktiven Tatsachenforschung stellen, derzeit noch nicht in der Lage, die alpin-geologische Chronologie an die nordeuropäische anzugliedern, müssen uns also in den einschlägigen Fragen noch vielfach vorsichtige Reserve auferlegen. Rutots Einteilung der gesicherten Paläolith- und sogenannten Mesolithindustrien deckt sich im wesentlichen bestätigend mit den Einteilungsergebnissen Ed. Piettes und Albr. Pencks, — was aber seine eolithischen Industrien

betrifft, so gestehen wir offen, daß uns unsere bisherigen Studien in französischen Sammlungen und unmittelbar an einschlägigen Fundplätzen Nordfrankreichs (Clermont, St. Acheul, Montières) noch nicht von ihnen zu überzeugen vermochten. Wir hoffen hierüber nach weiter ausgedehnten Studien, vor allem in Belgien selbst, zu einem Urteile zu kommen, und alsdann über diese Punkte genauer berichten zu können. Auf jeden Fall aber gebührt A. Rutot das Verdienst, bezüglich der ältesten Steinzeitindustrien Fragen von weittragender Bedeutung für das Alter des Menschengeschlechtes entscheidend in Fluß gebracht und bezüglich der jüngeren Paläolithphasen wertvolles neues Material beigeschafft zu haben.

Dr. Hugo Obermaier.

5.

Beiträge zur Anthropologie, Ethnographie und Archäologie Niederländisch-Westindiens. *Mitteilungen aus dem Niederländischen Reichsmuseum für Völkerkunde in Leiden.* Haarlem 1904.

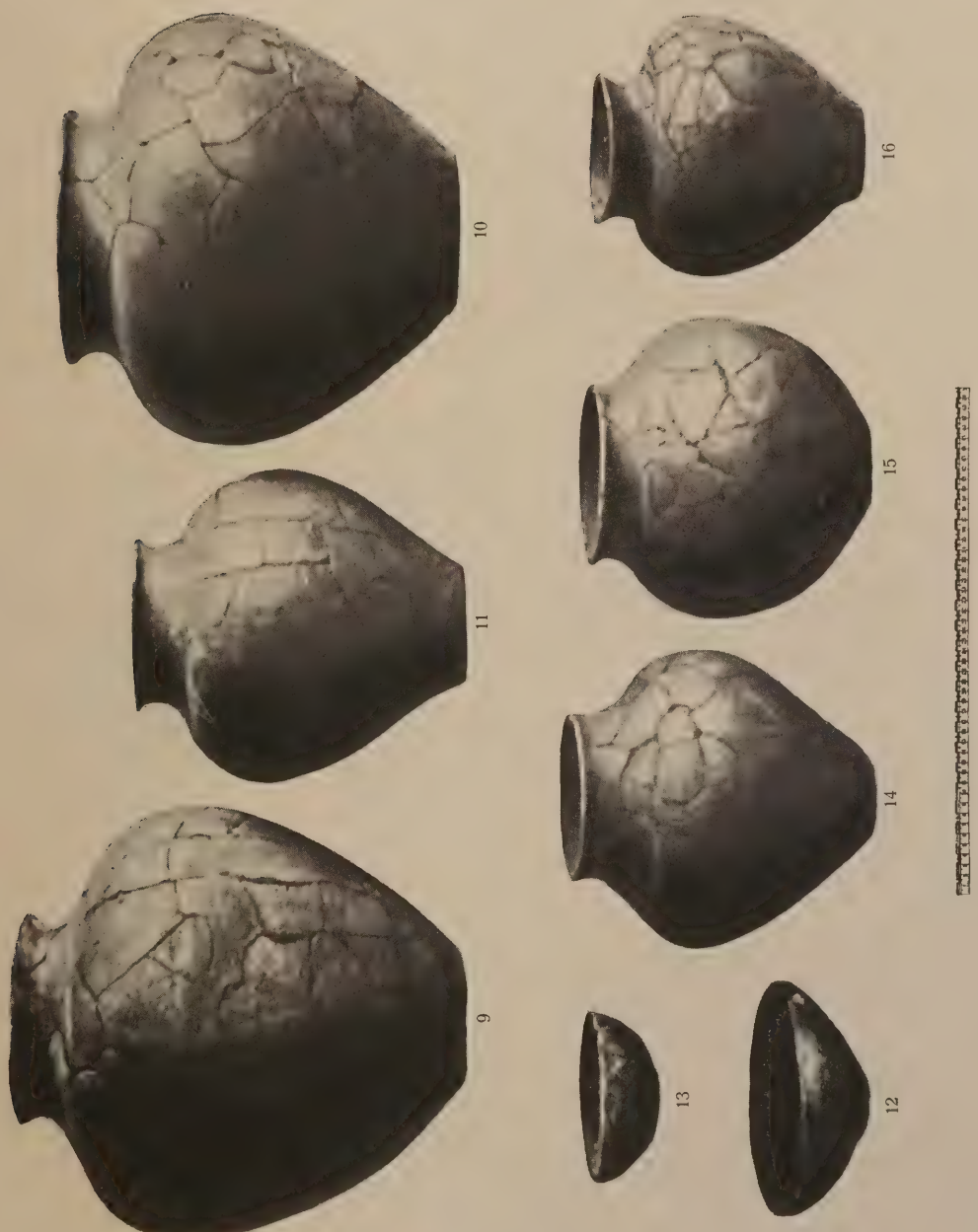
Das Heft, eine Festgabe der niederländischen Regierung an den XIV. Internationalen Amerikanisten-Kongreß in Stuttgart, enthält 1. eine Mitteilung des Museums-Direktors J. D. E. Schmeltz über Sammlungen aus Niederländisch-Westindien und Surinam, 2. eine Beschreibung von Altertumsfunden aus Curaçao, Bonaire und Aruba vom verstorbenen Dr. C. Leemans, und 3. eine Beschreibung von Schädeln aus Curaçao und Aruba von G. A. Koeze. Wie sich aus diesen Arbeiten ergibt, verdankt man das Meiste unserer Kenntnis der erloschenen einheimischen Bevölkerung der Niederländischen Antillen dem katholischen Geistlichen A. J. van Koolwijk, der vom Jahre 1870 bis zum Jahre 1886 auf Curaçao, Bonaire und Aruba wirkte und in systematischer Weise überall Ausgrabungen veranstaltete.

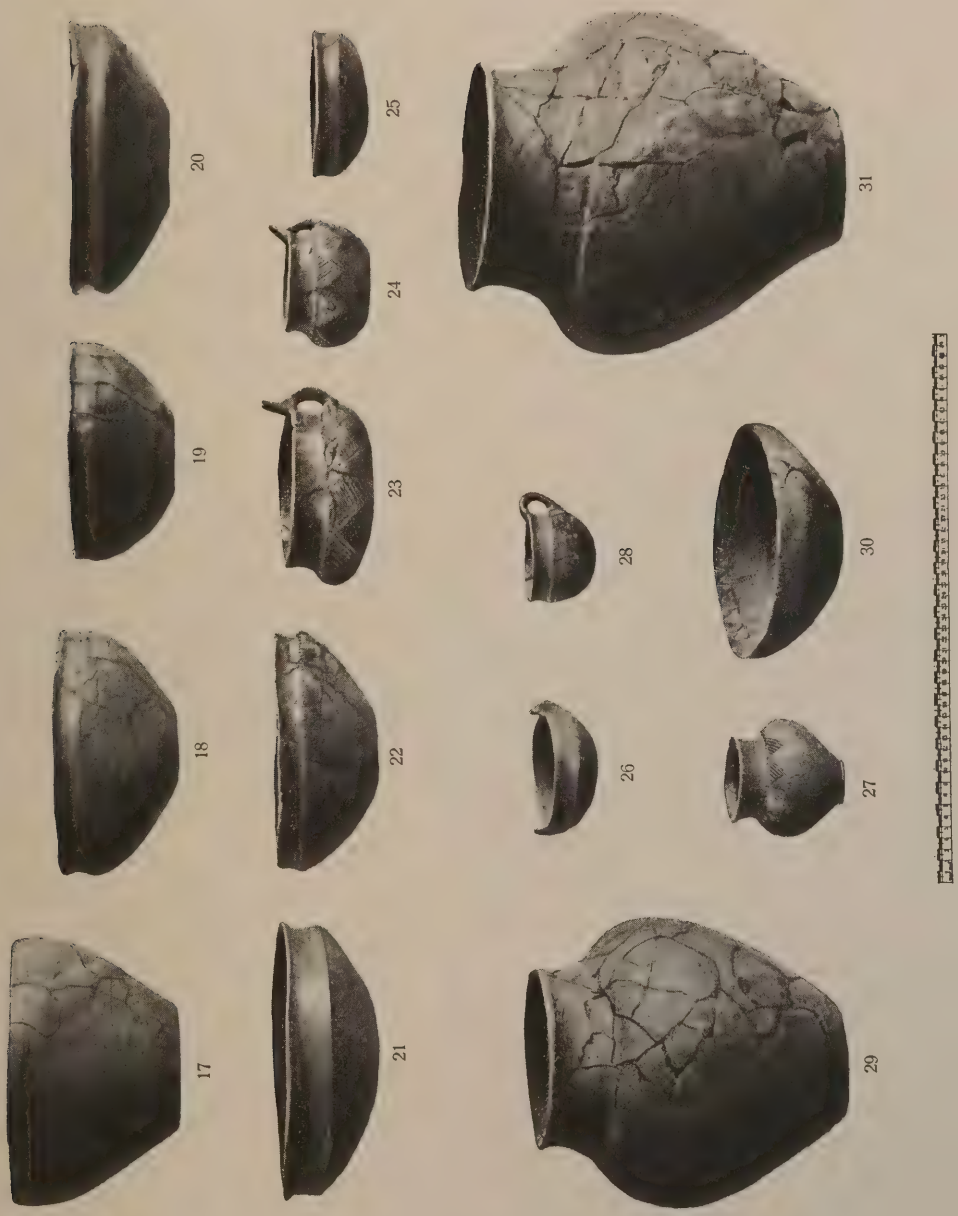
Der letzte der alten, wohl dem caraibischen Stamme angehörigen Bewohner der Inseln, ein gewisser Nicolas Pyclas oder Pyklaas, ist vor etwa 50 Jahren gestorben; er verstand angeblich noch die Sprache der ursprünglichen Bewohner Arubas; sein Schädel wurde von de Vries, dem katholischen Pfarrer zu Oranjestad, bei einer Nachforschung an der Erdoberfläche gefunden und dem Leidener Altertumsmuseum eingesandt.

Koolwijks Ausgrabungen ergaben eine reiche Sammlung von Steingeräten, zahllose Topfscherben, welche mit geraden oder krummen Linien, die einander kreuzen und Rauten oder Vierecke bilden, vielfach aber auch mit Köpfen von Menschen und Fröschen verziert sind. Sehr wichtig war die Entdeckung einer Graburne auf Aruba, aus zwei mit dem Rande übereinander gestülpten Tongefäßen bestehend, welche ein Skelett in Hockerstellung vollkommen dicht abschlossen.

Die Untersuchung der fünf Schädel durch Koeze ergibt, daß die Caraiben einen kleinen, sehr gracil gebauten Schädel hatten, den sie sehr oft künstlich deformierten, weshalb die Schädel oft brachycephal erscheinen. Die nicht oder wenig deformierten zeigen einen Index von 76·6—79, so daß für die normalen Caraibenschädel die Mesocephalie der Typus gewesen zu sein scheint.

Wien. Dr. Rich. Lasch.


9
10
11
12
13
14
15
16


17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31

Zur Frage des magyarischen Typus.

Von **Otto Herman,** Budapest.

Mit 9 Tafeln und 4 Abbildungen im Texte.

Die „Magyarischen Typen“,[1]) welche weil. Dr. Johann Jankó gelegentlich des XII. anthropologischen Kongresses 1900 in Paris auf Kosten der ungarischen Regierung und als amtliche Publikation der ethnographischen Abteilung des ungarischen Nationalmuseums herausgegeben hat, sind weit bekannt und wurden auch mehrfach besprochen.[2]) Szombathy und Bartels finden, daß die gegebenen Typen hinsichtlich der Rasse beiweitem nicht einheitlich sind und auf gemischtes Element hindeuten; Andree meint, es könnte das behandelte Material, nach Galtons Verfahren, doch einen Durchschnittstypus geben. Szombathy verhält sich fühlbar ablehnend.

Ganz anders verhält sich den Jankó'schen Typen gegenüber der erst kürzlich verstorbene Professor Carl v. Ujfalvy in einer posthumen Kritik meines Werkes,[3]) welche auch das Wesentliche eines Briefes enthält, den v. Ujfalvy anläßlich der „Magyarischen Typen“ an Dr. Jankó gerichtet hat. Diese Stelle der Rezension lautet, wie folgt: „Eine Reihe von ungarischen Typen, die in Frontal- und Seitenansicht dargestellt und zum größten Teile (von Herman) einer im Jahre 1900 erschienenen Publikation Jankós entlehnt sind, weisen zumeist eine auffallende Häßlichkeit auf. Glücklicherweise hat man im westlichen Europa eine bessere Meinung vom Durchschnittstypus der Magyaren. Wie ich es auch seinerzeit Jankó mitgeteilt, halte ich es für unstatthaft, sowohl auf Forschungsreisen in entfernten Länderstrichen als auch bei Untersuchungen an Lebenden in unserem zivilisierten Europa immer die am tiefsten stehenden Kasten und häßlichsten Beispiele auszuwählen, um eine Anschauung vom Gesamtaussehen eines Volkes zu geben.“ Man muß hier Dr. Jankó in Schutz nehmen. Er wählte seine Typen nicht aus den „tiefsten Kasten“; diese Leute sind Bauern, die auf eigener Hufe wirtschaften; — auch die häßlichsten wählte er nicht:

---

[1]) Dem vollen ungarischen Titel folgt: Jankó, Dr., „Ethnographische Sammlungen des ungarischen Nationalmuseums II. Magyarische Typen. Erste Serie: Die Umgebung des Balaton. Auf Kosten des königlich ungarischen Ministeriums für Kultus und Unterricht herausgegeben durch die ethnographische Abteilung des ungarischen Nationalmuseums, mit 24 Tafeln. Budapest. 1900“ groß 4°. 9 Seiten Text. Hier kurz: „Magyarische Typen.“

[2]) Szombathy J., „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“, Bd. XXXI (III. Folge, Bd. I), Heft 6, S. 350.

Andree Richard, „Globus“ 1901, S. 160.

Bartels M., „Zeitschrift für Ethnologie“ 1901, Heft I, S. 48. Wahrscheinlich auch noch andere.

[3]) Ujfalvy C., v., Otto Herman: „A magyar nép arcza és jelleme.“ („Antlitz und Sinnesart — soll heißen Charakter — des ungarischen Volkes.“) 11 Tafeln und 45 Abbildungen. Budapest 1902 (212 Seiten), in Buschans „Zentralblatt für Anthropologie“, IX. Jahrg., 1904, Heft II, S. 105 u. f.

sie wurden es durch das angewendete Verfahren, zumeist durch die Art der Wiedergabe, wie wir später sehen werden. Die Auswahl war auch in anderer Hinsicht verfehlt.

In Ungarn erregten Jankós Typen beinahe ausnahmslos Resens. Der so jung verstorbene ungarische Bildhauer Johann Fadrusz, Schöpfer des Maria Theresia- und König Matthias-Denkmales, ein Physiognomiker ersten Ranges, äußerte sich in einem geharnischten Feuilleton[1]) dahin: man müßte die Kerker des Alföld besuchen, um ähnliche Gesichter zu finden. Das größte Gewicht kommt aber jedenfalls dem Ausspruche des weitbekannten Anthropologen Dr. Aurél v. Török zu[2]), dessen Worte, wie folgt, lauten: „Ich bedauere, daß Jankós Typen, diese Sammlung von Verbrechergesichtern, erschienen ist; sie ist für das Ungartum von größtem Schaden, weil sie von einem Ungar stammt. Es ist unsere Pflicht, unser Volk vor dem Auslande zu rehabilitieren."

Und selbst die sich amtlich nennende Kritik meines Buches von Dr. W. Semayer[3]) gibt es zu, daß die Aufnahmen und Reproduktionen vielfach nicht gelungen sind, setzt aber hinzu, daß sie durch entsprechende Retouche (!) für anthropologische Zwecke leicht hätten brauchbar gemacht werden können. Diese amtliche Kritik, welche berufen war, den Resens daheim zu paralysieren, welcher dadurch noch verschärft wurde, daß die „Magyarischen Typen" unter der Autorität der ungarischen Regierung und eines zentralen wissenschaftlichen Institutes herausgegeben wurden, erhielt als Beigabe 10 Tafeln mit je drei Individuen in Frontal- und Profilansicht und eigentlich nur im losesten Zusammenhange mit dem Texte und nur mit summarischer Angabe, wie: „Hoch, Haut, Auge, Schnurrbart, Haar braun", und: „Jazygien, Siebenbürgen" usw. und ganz lapidarer Bestimmung, wie: „Magyaren türkischen Charakters" oder „Türkisch-ugrische Mischlinge" usw. ohne jede tiefere Begründung, worauf ich zurückkommen werde. In der Serie befinden sich unter anderem auch neun von Dr. Jankó stammende Typen, und zwar vornehmlich Jazygier, hier jedoch ohne Angabe des Namens und Ortes, welche sicherlich für die Fortsetzung der „Magyarischen Typen" bestimmt waren, wie er dies ja in der Kongreß-Publikation auch versprochen hatte. Die von Jankó entlehnten drei Typen vom Balaton sind nicht als schon publiziert, sondern nur mit „Jenseits der Donau" bezeichnet. Die letzte, mir bekannte anonyme Besprechung erschien in dieser Zeitschrift.[4]) Sie gibt an, daß mein Buch durch Jankós Typen mitveranlaßt wurde, also gewissermaßen bestrebt ist, den üblen Eindruck dieses „Verbrecheralbums" — auch ein Ausdruck Dr. Töröks — zu mildern, richtiger, die Typen selbst zu entkräften. Ich gestehe es, daß mein Buch hauptsächlich gegen die „Magyarischen Typen" Jankós geschrieben ist und ich dasselbe auch auf Andrängen vieler wissenschaftlicher Männer pro domo verfaßt habe. Ich glaube, darin bewiesen zu haben, daß diese „Magyarischen Typen" mimische Bilder sind, welche, durch Aufnahme im direkten Sonnenlichte geblendet, mit gewaltsam kontrahiertem oder auch glotzendem Auge, zerstörte Züge weisen, welche wiederum dadurch, daß der starke Schnurrbart den komplementären Zug um den Mund verdeckte, die Täuschung

[1]) „Budapesti Hirlap" 1902.

[2]) Zwei Vorträge, gehalten in den Fachsitzungen der Ungarischen archäologisch-anthropologischen Gesellschaft zu Budapest, die noch nicht erschienen sind. Die hier reproduzierten Worte hat Prof. v. Török gelesen und brieflich gutgeheißen.

[3]) „A magyarság anthropologiai typmai" in der amtlichen Beilage des ungarischen Nationalmuseums, ethnographische Abteilung, zur „Ethnographia", Organ der Ungarischen ethnographischen Gesellschaft, 1903, Heft IV. Nur ungarisch; der Titel zu deutsch: „Die anthropologischen Typen des Magyarentums", mit 10 Tafeln Porträts.

[4]) „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien", Bd. XXXIII, 1903, S. 347.

veranlaßten, daß hier wirklich Verbrechertypen gegeben sind.[1]) Dieses behandelt der erste Teil des Buches.

Dieser mimisch-physiognomische Teil meines Buches wurde seitens der Anthropometriker mehrfach, zum Teile sogar scharf bemängelt und als für die Rassenforschung ganz wertlos verurteilt. Die Pflicht des Kritikers zwang mich aber, auf Mimik und Physiognomik einzugehen, um zu beweisen, daß Jankós Typen wirklich mimisch aufzufassen sind. Und noch eines: die ungarische Literatur besaß keine Schrift über diese Materie, daher die historische Einleitung, um eine Lücke zu füllen, unentbehrlich war.

Im zweiten Teile gebe ich meine magyarischen Typen nebst Andeutungen, was zu berücksichtigen ist, wenn man aus dem Gewirre von lebenden protomorphen, metamorphen, degenerierten Typen und vielfachen Mischlingen, den relativ besten magyarischen Durchschnittstypus herausbringen und feststellen will. Daß dieses auf rein anthropometrischem Wege nicht zu erlangen ist, liegt wohl auf der Hand; es müssen — wie ich es weiter unten ausführen werde — auch andere Kriterien herbeigezogen werden.

Ich will nun auf die ganz objektive Kritik der wichtigeren ungarischen, auf das Porträt gegründeten anthropologischen Abhandlungen eingehen. Die eine ist Dr. Jankós, die andere Dr. Semayers Arbeit — siehe oben.

Unter den 30 Doppelaufnahmen Dr. Semayers sind es besonders drei, welche aus Jankós „Magyarischen Typen" stammen, ohne daß dieser Umstand angedeutet wäre. Diese drei Typen: 6, 31, 38, gibt Jankó als „magyarische Typen vom Balaton"; sie sind kontrollierbar, weil Name und Ortschaft angegeben sind. Bei Semayer sind sie aber ohne Namen und Ortschaft, wie folgt, determiniert: Nr. 6: Jenseits der Donau „Türkisch-ugrischer Mischling"; Nr. 31: „Jazygien (!) Magyare türkischen Charakters" und Nr. 38: Jenseits der Donau „Magyare türkischen Charakters". Alle drei Typen sind eigentlich präpariert; die bei Jankó durch die Blendung entstandenen Runzeln und Falten wurden nämlich auf dem Positiv weiß übertüncht; das auf Jankós Reproduktion kontrahierte Auge ist durch den Retuschierer aufs Geratewohl geöffnet und es entsteht nun die Frage, wie diese Leute im Leben eigentlich aussehen, weil der Unterschied zwischen Jankós mimischem und Semayers präpariertem Bilde desselben Mannes zu groß ist. Ich bemerke, daß es sich immer um ein und dieselbe Aufnahme handelt.

Ich entschloß mich eben deswegen — aber auch von autoritativer Seite angeeifert —, eine Art von „Experimentum crucis" anzuwenden, und da Gelegenheit vorhanden war, ließ ich Jankós Typus Nr. 6: Johann Nagy aus Kiliti am Balaton, lege artis photographieren.[2]) Das Resultat zeigt Tafel I: oben Jankós mimisches

[1]) Prof. v. Ujfalvy sagt in seiner Kritik, s. o., fühlbar spöttisch: „Ich sehe ganz davon ab, daß in Hermans Augen der ungarische Schnurrbart als einer der typischesten Rassencharaktere erscheint." Ich sage es aber mit keinem Worte, daß ich darin einen „Rassencharakter" erblicke; sondern, daß der Schnurrbart den allgemeinen Ausdruck des Gesichtes oft entscheidend beeinflußt und setze hier bei, daß der Schnurrbart unter gegebenen Umständen ein unentbehrliches Kennzeichen auch für den messenden Anthropologen ist, der seine Studien an lebenden Objekten sicher machen will. Ganz konkret ausgedrückt: man kann einen südungarischen Jahrmarkt auf Grund des Schnurrbartes in seine anthropologischen Elemente sicher zerlegen, denn die Schnurrbarttracht des Magyaren, des Serben, des Slowaken, des Walachen ist grundverschieden; dessen kann also bei der Auswahl der Objekte auch der rigoroseste Anthropometriker nicht entraten. *O. H.*

[2]) Die Aufnahme besorgte mein Freund Gaston Gaal de Gyula nach Feststellung der Identität. Leider war der Photograph nicht dazu zu bringen, eine korrekte Frontal- und Profilaufnahme zu verfertigen.

Bild, das kastanienbraune Haar und der blonde Schnurrbart verstärkt und tiefschwarz retuschiert; unten die Kontrollaufnahme, diese spricht für sich.

Bei Betrachtung der Tafel I und hier der nebenstehenden Fig. 1 und 2 empfangen wir dreierlei Ausdruck ein und desselben Mannes und sehen genau den Wert der von Semayer empfohlenen Nachhilfe durch Retusche des Positivs.

Das nächste, aus Jankós „Magyarischen Typen", jedoch ohne Angabe dieses Umstandes übernommene Bild bei Semayer ist Typus 31: Franz Aranyas aus

Abb. 1.

Abb. 2.

Faksimile des präparierten Bildes aus Jankós „Magy. Typen", Nr. 6; Profil blind.
Johann Nagy aus Kiliti; laut Semayer „Jenseits der Donau: Türkisch-ugrischer Mischling", in Semayers „Anthrop. Typen des Ungartums", Taf. VIII.

Balaton-Csehi; hier Tafel II. Das obere Bild ist das verkleinerte Faksimile nebst Legende aus Jankós „Magyarischen Typen"; das untere ist das Faksimile nebst Legende aus Semayers „Die anthropologischen Typen des Ungartums", Tafel VI, unten also derselbe Mann, dieselbe Aufnahme, aber durch Semayer in „Magyare türkischen Charakters. Jazygien!" präpariert und metamorphosiert.[1])

Diese Umstände führten mich zu dem Entschlusse, die Kontrollaufnahmen auch auf das gesamte, von Semayer gegebene Material auszudehnen, und um so mehr, als die von Jankó stammenden Aufnahmen, sämtlich durch neuerliche Retusche präpariert

[1]) Semayer gibt l. c. einen Brief, welchen Dr. John Beddoe im Jahre 1903 anläßlich der „Magyarischen Typen" an Dr. Jankó gerichtet hat, der aber von diesem nicht mehr beantwortet werden konnte. Dr. Beddoe wünscht Aufschluß hinsichtlich Jankós Gedanken, daß die Jazygier die Nachkommen der sarmatischen Jazygier sein mögen, und zwar auf Grund der größeren Körperhöhe und der blauen Augen. Ja aber, meint B., auf welche Abstammung deuten dann die Kennzeichen der Székler? Er beruft sich auf die auch von Jankó zugegebene Gemischtheit der Bevölkerung der Umgebung des Balaton, auf welche der Umstand hindeutet, daß nicht alle schwarze Haare haben und sich unter 48 Typen 19 blauäugige befinden. Dr. Beddoe sagt, er habe vor Jahren Ungarn besucht, kam aber nur bis Budapest und hielt das Volk von Vácz (Waitzen) für das magyarischeste. (!) Er versucht nun im Briefe eine Klassifikation von Jankós „Magyarischen Typen", wie folgt (die Zahlen beziehen sich auf Jankós Publikation), und zwar wörtlich: „I think the following have Magyar characters, more or less 2, 3, 11, 13, 19, 22, 23, 25, 30, 32, 38. — Finnish: 1, 4, 14, 27. — Perhaps Slav mixture 12, 18, **31**, 35, 43, 44. — Germanic mixture 5, 15, 20, 26, 36. — Foreign type (gypsy, Tsigan) 28. — Jewish 41. — Magyar in face 39. — D° 48. tough the Name Bogdan is I presume Slav." Hieraus würde folgen, daß z. B. Franz Aranyas (hier Tafel II) bei Jankó, 31, Magyare vom Balaton; bei Semayer, Tafel VI, Magyare türkischen Charakters aus Jazygien; bei Beddoe, 31, slawischer Mischling wäre, was ein und derselbe Mann denn doch nicht ertragen kann.

erschienen. Ich wandte mich an die Direktion des ungarischen Nationalmuseums und mit Rekurs an das Ministerium für Kultus und Unterricht, um die Orte und Namen der Individuen zu erfahren, wurde aber abschlägig beschieden.[1])

Soweit als möglich war ich nun bestrebt, wenigstens Kontrollsaufnahmen von Jankós Balatontypen zu erhalten, zunächst aus der Umgebung von Keszthely, wo ein tüchtiger Photograph — Herr Satrál — wirkt, und wo mir auch die Intervention des Herrn Oberstuhlrichters v. Szentgyörgyi behufs Feststellung der Identität zugesichert wurde.

Hier das Resultat:

Tafel III. Oben: Josef Jobbágy aus Balaton-Ederics. „Magyarische Typen." 45. Aufnahme Jankós. Der ganze Augapfel schwarz retuschiert; einseitig geblendet. Macht den Eindruck des total verkommenen Alkoholikers.

Unten: Derselbe Mann. Kontrollaufname Satráls in vollem Lichte. Degenerierter Mischling ohne ausgesprochenen Typus. Ich bemerke, daß der Familiennamen des Mannes „Jobbágy", d. i. „Leibeigener, Höriger", schon zur Vorsicht mahnte, wie ich dies weiter unten erörtern werde.

Tafel IV. Oben: Anton Kocsis aus Balaton-Ederics. „Magyarische Typen." 46. Aufnahme Jankós. Das blaue Auge — Iris — schwarz retuschiert, infolge Blendung zu tief blickend, dadurch entsteht der Eindruck des Heuchlers.

Unten: Derselbe Mann. Kontrollaufnahme A. Satrál in vollem Lichte. Mischling mit vorherrschend magyarischem Blute, der Abstammung nach notorisch „Leibeigen, Hörig".

Tafel V. Oben: Josef Kankó aus Tördemicz. „Magyarische Typen." 41. Aufnahme Jankós. Geblendet, das blaue Auge schwarz retuschiert, zu tief blickend. Eindruck Querulant, Schlaukopf.

Unten: Derselbe Mann. Kontrollaufnahme von Satrál. Mischling unbestimmten Charakters, aber auch mit etwas deutschem Blute.

In diesem Manne erblickt Dr. Beddoe in seinem obenangeführten Briefe einen Juden, wahrscheinlich auf Grund der gebogenen, schmalrückigen und spitzen Nase, welche aber weder der Form noch dem Verhältnisse zum Munde nach semitisch ist.

[1]) Amtliche Zuschrift der Direktion des ungarischen Nationalmuseums, Nr. 383, vom 10. März 1904 und Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht, Nr. 34786, vom 14. Mai 1904. Da diese Entscheidungen für alle Forscher, die auf ungarischen Spuren weiter forschen wollen, von prinzipieller Wichtigkeit sind, sei hier bemerkt, daß Semayer die Verweigerung der Namen und Ortschaften außer dem Autorenrechte auch noch auf folgende Gründe stützt: daß in den neuesten ethnographischen Werken, z. B. bei W. Z. Ripley, „The races of Europe" die Namen und Stammorte nicht angegeben sind (!); daß ich in meinem Buche Jankós Typen mit Verbrechern verglichen habe, was für diese Leute beleidigend ist. Dem entgegen führte ich im Rekurse aus, daß Ripley und andere im allgemeinen über Rassen schrieben, wogegen wir speziell die magyarische feststellen wollen und bei der Schwierigkeit der Aufgabe bis in die Ortschaft und bis zum Individuum vordringen, die Kontrolle möglich machen müssen (wie dies Jankó und in früheren Arbeiten auch Semayer hinsichtlich der Kalotoszeg in „Ethnographia" 1901 ganz richtig getan hat). Was den zweiten Punkt anbelangt, so kann es nur fraglich sein, ob meine Vergleiche zutreffend sind. Diese zu verbieten, geht gegen das Interesse der Freiheit der Wissenschaft; überdies bemerke ich hier, daß sich alle von mir bezeichneten Männer der Kontrollsaufnahme bereitwillig stellten, einer sogar dreimal nach Keszthely pilgerte; entrüstet waren sie eher gegen ihre entstellten Porträts in Jankós Werke. Zur Ehre der beiden Stellen sei es gesagt, daß erstere meint, es wäre trotzdem schicklich gewesen, mir die Namen mitzuteilen; die letztere bedauert, dem Autorenrechte gegenüber keine Mittel zu haben. Meine Bitte und den Rekurs stützte ich auch darauf, daß der vereidigte Beamte eines Staatsinstitutes im amtlichen Organe des Institutes die Abhandlung publizierte und sie im Subtitel als amtlich bezeichnete. *O. H.*

Hier wiederholt sich der Fall des 31. Aranyas (siehe oben Anmerkung). Kankó soll nach Dr. Jankó Magyare, nach Semayer (l. c. im Texte, S. 105) Magyare ugrischen Charakters, nach Beddoe Jude sein.

Tafel VI. Oben: Josef Német, Tördemicz. „Magyarische Typen." 37. Aufnahme Jankós. Frontal- und Profilaufnahme in verschiedener Beleuchtung und infolge Retusche unvereinbar. Das blaue Auge schwarz retuschiert. Einseitige Blendung, mehr von oben.

Unten: Derselbe Mann. Kontrollaufnahme von Satrál in vollem Lichte, die Blauäugigkeit vortrefflich wiedergegeben. Frontale und Profil vereinbar. Dieser Mann ist das Prototyp der Nachkommen der nach Vertreibung der Türken ins Gebiet jenseits der Donau massenhaft eingewanderten „Schwaben", mit schlichtem Haare, oft spärlichem Bartwuchse, blauäugig mit großer, oft bogiger Nase. Der Umstand, daß der Mann „Német" heißt, bekräftigt die Diagnose. Német ist so viel wie Deutsch und ist dies einer der nach Tausenden zählenden Fälle in Ungarn, aber auch anderwärts, daß der Mann nach seiner Nationalität genannt wird, diesen Namen als Familiennamen adoptiert und auf seine Nachkommen überträgt. Es wimmelt in Ungarn von Namen, wie: Tót = Slowake, Horvát = Kroat, Rátz = Reitze, Oláh = Walache, Német = Deutsch, Lengyel = Pole usw., welche durch die Bank auf die Abstammung hindeuten und bei der Auswahl der Objekte auch vom Anthropometriker zu berücksichtigen sind.

Unter 36 gibt Jankó den Sohn des vorigen, Peter Német — hier nebenstehend Fig. 3 — Aufnahme von Jankó; Fig. 4 Kontrollaufnahme von Satrál. Die Elemente

Abb. 3.

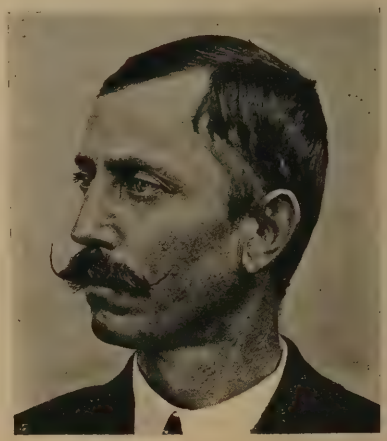


Abb. 4.

Peter Német aus Tördemicz.

sind nach Jankó die folgenden: Haar und Bart blond, Augen blau, Habichtsnase, Körpergröße 1730 mm, Umfang des Kopfes 560 mm, Cephalindex (152 × 100 : 190 =) 80·0. Die Kontrollaufnahme bestätigt die typische Identität des Vaters und des Sohnes, doch ist der Bartwuchs des letzteren stärker. Des Vaters Haar ist blond, sehr nachgedunkelt, daher laut Jankó braun.

Tafel VII. Oben: Josef Vigánti aus Tördemicz. „Magyarische Typen." 40. Aufnahme Jankós. Geblendet, tiefblickend, daher finsterer Gesichtsausdruck. Frontale: das blonde Haar und der Schnurrbart, das graubraune Auge schwarz retuschiert. Profil zu licht und blind.

Unten: Derselbe Mann. Korrekte Kontrollaufnahme von Satrál. Dieses ist der protomorphe, sagen wir pannonische Typus des Magyaren, den die Umwohner und sonst Orientierten als „Balatoni ember" = „Mann vom Balaton" bezeichnen. „Nicht blond, nicht schwarz", wie die landläufige Diagnose lautet, mit braungrauem Auge, starkem Bartwuchse, entwickelten Backenknochen, die untere Partie des Gesichtes hervortretend.

Josef Vigánti (40.) und Josef Német (37.), hier Tafel VI und VII, in den Kontrollaufnahmen nebeneinander gestellt, geben den scharf ausgeprägten Unterschied zwischen magyarisch und deutsch; und die ganze Serie mahnt den Anthropometriker sowohl als auch den Physiognomen zur Vorsicht und Umsicht bei der Auswahl der Objekte. Ungarn ist eben nicht das Land, wo man nur die Hand auszustrecken braucht, um sofort eine Handvoll magyarischer Typen zur Verfügung zu haben. Man muß das höchst komplizierte Gefüge der Bevölkerung in seinen geschichtlich festgelegten Wandlungen genau kennen, ehe man an das Studium des magyarischen Typus herankommen kann.

Die Fortsetzung dieses heiklen und kostspieligen Verfahrens gab ich auf. Die Zeit seit Jankó verging, die Leute alterten. Soviel kam aber heraus, daß Jankós Typen bildlich verfehlt sind.

Jankós Kriterien hinsichtlich der Auswahl genügten auch nicht. Er legte Gewicht auf „einheitliche Ethnographie, deren Anthropologie sich aus gemeinsamen Elementen in demselben Milieu auf ähnliche Weise (?) ausgebildet hat"[1]), auf Demographie statt Ethnos und Geschichte; endlich darauf, daß die Individuen solchen Familien angehörten, welche in der betreffenden Ortschaft rückgängig bis zum XVIII. Jahrhundert nachweisbar sind. Wir müssen aber wissen, daß die Einwanderung fremder Elemente gerade im Laufe des XVIII. Jahrhunderts nach der Türkenherrschaft riesige Dimensionen annahm, einesteils, um die durch die Türkenherrschaft entvölkerten Landesteile zu füllen, andernteils, um das ungarische Element einzuschränken, daß von Westen Deutsche – Schwaben, Tiroler, Landler usw. —, von Osten Walachen, von Süden Serben, von Norden Slowaken, Polen. Ruthenen usw. usw. eindrangen und nur der kleinere Teil von den Magyaren aufgesogen wurde; daß von dieser Bewegung die Umgebung des Balaton nicht verschont blieb, deren Bevölkerung obendrein bis 1848 fluktuierend und leibeigen war. Bei einigermaßen tieferer Forschung sind diese Verhältnisse auch heute noch fühlbar und sichtbar.

Jankó wußte das im allgemeinen, wendete es aber bei der Auswahl nicht streng an, weil er die Geschichte überhaupt vernachlässigte. Den leitenden Wert der Geschichte werden wir am Schlusse schon sehen.

Er eliminierte nicht die Männer, deren Namen eine Nationalität andeutete, wie Tót = Slowake (dreimal), Német = Deutsch (dreimal), und auch jene nicht, deren Namen auf eine Ortschaft eines anderen Gebietes hindeutete, woher die Abstammung nicht ausgeschlossen war, wie: Komáromi = Komorner, Mányoki = Mányoker, Kónyi = aus Kónyi usw.; bei diesen wäre es auch noch am Platze gewesen, auf Kleinadel nachzuforschen, welches Element auch heute noch das relativ verläßlichste ist und ganze Ortschaften bevölkert.

Namen, wie: Oswald, Hekeli, Sziver, Matyikó, Bogdán, wären, weil fremden Ursprunges, auszuschließen gewesen; nicht minder jene, welche notorisch von auswärts eingeführte Handwerke bedeuten, wie: Takács = Weber, ursprünglich slawisches Wort: Tkač.

[1]) „Magyarische Typen", S. 8.

Was Dr. J. Beddoes Klassifikationsversuch anbelangt, so weicht er, wie es scheint, gewissen Typen sehr vorsichtig aus. Von den hier verhandelten, kontrollierten Individuen klassifiziert er nur den famosen Aranyas (31) und ziemlich richtig Peter Német (36), diesen als deutschen Mischling = Germanic mixture; wie es scheint, ohne zu wissen, daß es der Sohn des sehr entstellten Typus 37 ist (siehe hier Tafel VI).

Kurz und bündig ausgedrückt: Jankós „Magyarische Typen" sind, weil unkritisch gewählt, fehlerhaft aufgenommen und durch Retusche entstellt, nicht geeignet, den Gesamteindruck des magyarischen Typus auch nur eines Territoriums zu versinnlichen.

Ich fühle mich aber nun verpflichtet, auch den Weg, welcher durch Anthropologen einzuschlagen ist, hier wenigstens anzudeuten, und stelle hiebei jene prinzipiellen Sätze voran, welche Prof. v. Török in seinen Vorträgen entwickelt hat.[1])

Im allgemeinen:

1. Die Menschenrassen behalten ihre Eigentümlichkeiten mit großer Zähigkeit.
2. Wenn die alten Typen eines gegebenen Volkes je zugrunde gingen, entstehen sie nie mehr.
3. Der Typus eines gegebenen Volkes gruppiert sich mit seinen Eigenschaften um ein ideales Zentrum.
4. Jedes Individuum vereinigt eine gewisse Anzahl der Charaktere seiner Abstammung; aber ein Individuum, welches sämtliche Charaktere seines Typus vereinigt, gibt es nicht.
5. Kultivierte, vielfach gemischte Völker weisen eine größere individuelle Mannigfaltigkeit des Antlitzes auf, als nicht kultivierte, weniger oder nicht gemischte Völker resp. Rassen.

Speziell auf den magyarischen Typus bezüglich:

1. Bei der Frage des magyarischen Gesichtstypus ist es von großer Wichtigkeit, zu wissen, was wir unter Typus verstehen, weil der Begriff des Typus abstrahiert ist.
2. Von den Urmagyaren überkam auf uns keine pünktliche Beschreibung.
3. Die Schädel aus den Gräberfunden der Zeit der Árpáden weisen zwei Hauptformen auf: die langschädelige mit schmälerem Gesichte, höherer Statur; die kurzschädelige mit breiterem Gesichte, mittlerer Statur.
4. Die Urmagyaren waren ein Reitervolk, wie dies die gebogenen Schenkelknochen beweisen.
5. Der magyarische Gesichtstypus lebt auch heute noch, doch weist er mehr Mannigfaltigkeit auf (vgl. Punkt 5 der ersten Serie).
6. Es ist möglich, daß jener, der ein gegebenes Volk genau kennt, mit demselben stets und innig verkehrt, die protomorphen von den metamorphen Typen zu unterscheiden vermag.[2])

Hinsichtlich der Frage des magyarischen Gesichtstypus ergibt es sich nach Dr. Török sehr natürlich, daß er nicht durch das Auge, durch die Nase, den Mund,

[1]) Die Sätze hat Prof. v. Török revidiert, gutgeheißen und die Verwendung gestattet (in lit.).

[2]) Dieser Punkt ergab sich aus der Durchsicht meines Materiales und wurde von Prof. v. Török in lit. besonders gutgeheißen. Die Stelle des betreffenden Briefes ddo. 15. März 1904 lautet in wörtlicher Übersetzung, wie folgt: „Trotz der vielfachen Vermischung ist es möglich, die älteren magyarischen Typen als protomorphe von den durch die Vermischung entstandenen metamorphen zu unterscheiden. Es ist aber unbedingt notwendig, daß der betreffende Forscher einen entwickelten Formensinn besitze und daß er schon von früher Jugend an mit solchen Gestalten verkehrt habe. Diese beiden Erfordernisse sehe ich bei O. H., dagegen vermisse ich dieselben bei Jankó und Semayer, deren Arbeiten überdies den Stempel übereilter Mache an sich tragen."

die Behaarung, das heißt: durch die einzelnen Teile, sondern durch Korrelation aller Teile entsteht und den Gegensatz oder Unterschied anderen gegenüber bildend, magyarisch wird.[1]) Die beiden großen Gruppen: breites Gesicht des kurzschädeligen und schmales Gesicht der langschädeligen Typen, sind auch in der Gegenwart vorhanden und bilden den Stützpunkt für die Feststellung der Teile und durch Korrelation derselben für den Typus des Gesichtes.

Ehe ich nun die beiden protomorphen Typen gebe, will ich in gedrängter Kürze jene Punkte entwickeln, welche der Anthropologe zu beachten hat, sobald er sich das Ziel steckt, den magyarischen Typus mit Erfolg studieren zu wollen.

Soweit die verläßlichsten Geschichtsquellen reichen, ist es festgestellt, daß die Magyaren vor der Landnahme eine auf Patriarchalismus fußende, stammweise oder geschlechterweise Organisation hatten.[2])

Die Stämme hatten kein gemeinsames Oberhaupt, so daß ihr Zusammenhang nur ein ethischer war; diese selbst hatten für sich ein Haupt, waren also untereinander zwar ethnisch verbunden, aber für sich souverän. Die Stämme beruhten auf Blutsverwandtschaft, innerhalb derselben war die Gliederung nach Geschlechtern, welche ein Haupt, den Hadnagy (heute für die militärische Charge: Leutnant adoptiert), hatten; das Had entspricht dem Geschlechte — Gens —, das Nagy dem Oberhaupte.

Die sieben oder acht Stämme enthielten 108 Geschlechter von je 1000—2000 Köpfen, so daß zur Zeit der Landnahme die Gesamtheit der Magyaren, mäßig gerechnet, 160.000 Köpfe betragen mochte. Diese gaben als Fundament der später entwickelten Ständeverfassung die autochthone, besitzende, privilegierte Klasse.

Die bei der Landnahme vorgefundenen fremden Elemente erfuhren die folgende Behandlung:

1. Die sich aus freien Stücken unbedingt anschließenden erhielten Gleichberechtigung, blieben frei und in der Wehr.[3])

2. Die neutralen erhielten keine Gleichberechtigung, blieben jedoch frei und in der Wehr.

3. Die mit Waffen widerstehenden verfielen in Sklaverei; diese bildeten den Keim der späteren Leibeigenschaft und Hörigkeit und da dieses Element vielartig war, zur Vermischung gezwungen wurde, ist es zur Rassenforschung ab ovo ungeeignet.

Die Klasse 1 und 2 bildet den Keim des späteren unadeligen, lasttragenden Bürgertums, welches sich vielfach durch Aggregation verschiedener Elemente vermehrte, was auch heute noch fortdauert, woraus folgt, daß „Nationalität“ und „Rasse“ im striktesten Sinne des Wortes begrifflich nicht identisch sind, bei den Ungarn ebenso gut, wie auch bei den größten Kulturvölkern des Westens. Nation, Nationalität kann auch aus nicht amalgamierten Elementen entstehen — ich nenne nur die Schweiz —; die Rasse als solche ist — mit Kant gesprochen — ein Ding an sich.

---

[1]) Ich habe in meinem Buche in letzter Konsequenz den Ausdruck des Auges bzw. des Blickes, als alle protomorphen magyarischen Typen vereinigend aufgestellt und auch charakterisiert. Der Blick ist frei, offen, selbstbewußt, deutet aber auch leichte Erregbarkeit, sogenanntes Strohfeuer an. Es ist übrigens natürlich, daß das autochthone Element anders blickt als das gegenteilige.

[2]) Vgl. Dr. Akos v. Timons Werk: Ungarische Verfassungs- und Rechtsgeschichte mit Bezug auf die Rechtsentwicklung der westlichen Staaten. Erste Periode. Übersetzt von Dr. F. Schiller, 1904, Berlin.

[3]) Ich benütze dieses gute deutsche Wort zur Bezeichnung des Gesamtbesitzes.

Hinsichtlich des Bodenbesitzes gab es bei den Ungarn kein individuelles Eigentumsrecht. Das Geschlecht besetzte ein Gebiet und lebte in Bodengemeinschaft, und zwar halbnomadisch, durch die große Viehzucht bedingt.[1])

Wenn wir nun fragen, wie sich diese Organisation der Gegenwart gegenüber verhält, und umgekehrt, wie sich die Gegenwart in der alten Organisation spiegelt, so erhalten wir das folgende Resultat.

Als Reste des Nomadentums finden wir in den magyarischen Ortschaften mit einem Familiennamen, eigentlich Geschlechtsnamen, wie z. B. Iv á d, wo der Gutsherr Iv á dy und jeder Einwohner auch Iv á dy heißt:

1. den Stamm und den Patriarchalismus;

2. das Geschlecht und Reste der Bodengemeinschaft.

Beides ist noch verschärft in den Resten des noch im 19. Jahrhunderte bestandenen Wanderhirten- und Wanderfischertums.

3. In den zeltartig zerstreuten, ganz frei — ohne Umzäunung — stehenden Einschichten — T a n y a —, der großen Tiefebene — Alföld —, wo aber der geschlechterweise Zusammenhang stellenweise noch fühlbar ist; und noch schärfer in den Reihen — S o r o k —, wo wenige Häuser in Reihen h i n t e r e i n a n d e r stehen und von einem Geschlechte besetzt sind.[2])

4. Im H a d, als Geschlecht, z. B. Ivádiak hada — Geschlecht der Ivádys; Borbások hada — Geschlecht der Borbás usw.

Doch finden sich auch hier fremde Einsprengungen, die zur Vorsicht mahnen.

Wir müssen wissen, daß es Städte gibt, wo das eigentliche autochthone Element der kleine Grundbesitzer bildet, der möglichst einen gewissen Stadtteil besetzt hält und bewußt, zähe auf Rassenreinheit bedacht ist.

Endlich müssen wir wissen, daß auch der Familiennamen nicht immer leitet, wie wir dies schon oben bei Josef und Peter N é m e t sahen, wo uns aber die B e d e u t u n g des Namens doch eine Richtung gibt. Anders ist es dort, wo z. B. walachische Elemente eindrangen, keine Familiennamen mitbrachten und dann gelegentlich der Konskription so gut ihre magyarischen Namen erhielten, wie die Juden unter Kaiser J o s e f II. ihre deutschen.[3])

---

[1]) A p p o n y i, Graf Albert: „Die Armeefrage in Österreich und Ungarn", auch englisch in „Monthly Review" 1904. Dieser feingebildete und in historischer Beziehung gründlich geschulte ungarische Staatsmann sagt hinsichtlich der Entstehung des einheitlichen magyarischen Staates das folgende: „Der Prozeß dieser Entstehung ist in Europa ganz sui generis und eben deswegen für Ausländer weniger verständlich. Hier einige Gegensätze. Nahezu alle Staaten des europäischen Westens sind durch Eroberung entstanden, welche mit der großen Völkerwanderung ihr Ende fand; in diesen Staaten wurde die nationale Einheit durch Verschmelzung der Rassen gebildet, worin die Besiegten typisch vorherrschten. Die türkische Eroberung fußte dagegen auf theokratischen Prinzipien, bekümmerte sich nicht um Assimilation, sondern setzte die herrschende Kaste über die Unterjochten, welche das blieben, was sie vorher waren, mithin auch für neues Aufleben fähig blieben, wie wir dieses auch in unseren Tagen (in Form der Balkanstaaten) erfahren. Die Magyaren folgten k e i n e m dieser Wege. Sie amalgamierten nicht und unterdrückten auch nicht. Sie behielten ihre Rassenindividualität und duldeten die übrigen; sie aggregierten durch Ausdehnung des Adels die Würdigen, so wie die Römer ihre Rechte auf italienische Städte ausdehnten. Auf diese Art verschwand in kurzer Zeit die staatsrechtliche Verschiedenheit und die einheitliche Nation entstand schon in ältester, bekannter Zeit." Dieses deckt sich vollkommen mit der Skizze, welche ich auf Grund meiner Forschungen gegeben habe. *O. H.*

[2]) Diese Reihen sind höchst charakteristisch. So gibt es bei Zenta die Reihen der Kadván, der Kopasz, der Patócs, der Hires, aber auch eine Reihe der R i e g e r, welche sich assimiliert hat und heute rein ungarisch ist. *O. H.*

[3]) A j t a y Josef, „Magyarország fajnépségi viszonyai a XVIII. században"; deutsch: „Die Verhältnisse der Rassenbevölkerung Ungarns im XVIII. Jahrhunderte". „Budapesti Szemle" Nr. 331, Julius 1904, S. 64—83.

Um diese Ausführung nicht zu stark zu komplizieren, habe ich hier die großen unterscheidbaren Stämme der Székler, Kumanier, Jazygier; der minderen, wie Matyó's, Barkó's usw. gar nicht berücksichtigt. Die auch heute noch deutlich wahrnehmbare Gliederung beweist es klar, daß aus dem Konglomerate noch kein einheitlicher Typus entstand, der Rassenforschung daher noch ein großes Feld offen steht.

Ich habe diese Zusammenstellung, welche beiweitem nicht erschöpfend ist, gegeben, um zu zeigen, was alles man vor Augen halten muß und zu berücksichtigen hat, ehe man daran geht, die protomorphen „Magyarischen Typen" zu suchen, zu finden und anthropometrisch zu behandeln.

Prof. v. Ujfalvy scheint in seiner Kritik meines Buches — l. c. — Anthropometrie und Anthropologie beinahe für ein und dasselbe zu nehmen, wo doch Anthropologie den Menschen in jedem überhaupt faßbaren Verhältnisse inkl. Mimik und Physiognomik zu erforschen und darzustellen hat, Anthropometrie nur das Körperliche, Meßbare behandelt. Es bleibe dahingestellt, ob man mit dem Zirkel in der Hand ganz sicher bis zu den Resten des Nomadentums, der ursprünglichen Organisation hätte vordringen können, wo der „Magyarische Typus" zu suchen und vielleicht zu finden ist — und ob das Herbeiziehen der Geschichte, Ethnographie und Ethnologie für die „anthropologische Kenntnis der magyarischen Rasse — so — absolut bedeutungslos erscheint", wie v. Ujfalvy meinte.

Eines möchte ich zum Schlusse besonders betonen: wenn es sich darum handelt. die Photographie in den Dienst der Rassenforschung am lebenden Objekte zu stellen, so muß die Retusche einfach ausgeschlossen werden. Nur das nicht retuschierte Porträt sagt so viel von der Wahrheit, als in der Ausführung wirklich vorhanden ist.

Tafel VIII gibt die beiden Haupttypen, welche laut Prof. v. Török den Gräberfunden aus der Árpádenzeit entsprechen, und zwar: oben Josef Varga, Schafhirt, mit eigener Herde, auch heute nomadisierend, Puszta Uzsog jenseits der Donau, langschädelig, mit schmalem Gesichte, und unten Oberhirt Fülöp der Rinderherde der Stadt Debreczen, Puszta Hortobágy, kurzschädelig, mit breitem Gesichte; wozu ich bemerke, daß es sich hiebei nur um den allgemeinen Eindruck handelt, den diese Typen hervorbringen. Die Bilder sind nach etwas verschleierten Photographien von Meister E. Koszkol vermittels dichtem Netze verfertigt.

Endlich gebe ich auf Tafel IX die protomorphen Typen, wovon fünf dem Stande der Amaxobii — Szekeresgazdák — von Komárom (Komorn) angehören, welche das geschlossene Element bilden, und zwar:

I. Josef Sebestyén Vater, II. Josef Sebestyén Sohn, III. Sándor Sebestyén Bruder des Vaters; *A.* Pati-Nagy Sándor und *B.* Pati-Nagy Pál Brüder; endlich als sechster Johann Szentey aus Balaton-Tomaj, welcher auf den Ausdruck mit Josef Vigánti aus Tördemicz, hier Tafel VII, Kontrollaufnahme, zu vergleichen ist, da beide einem und demselben Rayon angehören.

Pettauer Studien.

Untersuchungen zur älteren Flurverfassung.

Von † Jur. Dr. **Wladimir Levec,**
Professor der Rechte an der Universität zu Freiburg (Schweiz).

III. Abteilung.

Mit 3 Kartenbeilagen und 2 Karten im Texte.

Vorbemerkung.

Prof. Wladimir Levec (geboren 1877 zu Laibach, gestorben ebenda am 7. Oktober 1904) begann seine agrargeschichtlichen Forschungen über das Pettauer Feld zu einer Zeit, da er noch Rechtshörer an der Universität Graz war. Angeregt durch den Privatdozenten für Wirtschaftsgeschichte und Kustos der Universitätsbibliothek, Dr. Johann Peisker, stellte sich Levec die Aufgabe, die Besiedlungsverhältnisse im steirischen Draufelde nach Meitzens Methode mit Hilfe der Katastralkarten zu erforschen und aufzuklären. Bezeichnend für die Gründlichkeit der Arbeitsweise des Verstorbenen ist, daß er die Sommerferien des Jahres 1897 vor allem zu einer eingehenden Bereisung des künftigen Arbeitsfeldes benützte, und erst nachdem er aus eigener Anschauung ein Bild von den topographischen Verhältnissen gewonnen hatte, sich in das Studium der Katastralkarten vertiefte und daß er schließlich die so gewonnenen Ergebnisse durch Beiziehung urkundlicher Nachrichten überprüfte. Der auf solchem Wege entstandene erste Teil der Pettauer Studien erschien 1898 im 28. Bande der Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft und hatte den Erfolg, daß der Verfasser zur Fortsetzung seiner Forschungen aufgefordert wurde. Die zweite Abteilung, die im folgenden Jahre der 29. Band der Mitteilungen brachte, führte die Kartenanalyse, die im ersten Teile auf Stichproben beschränkt war, für das ganze Draufeld durch und gelangte infolgedessen zu wesentlich sichereren Angaben. Dennoch befriedigte sie den Verfasser nicht, der schon damals den Plan zu einer dritten Abteilung faßte, in welcher er nicht bloß die Einzelergebnisse der früheren Arbeiten überprüfen, sondern auch den Versuch einer förmlichen Besiedlungsgeschichte des Draufeldes niederlegen wollte. Ein erster Entwurf dieser Abhandlung wurde schon im November 1899 vollendet, allein er genügte dem in seinen Studien vorgeschrittenen Forscher nicht mehr, der auch zwei weitere Umarbeitungen in den Jahren 1900 und 1901 noch nicht für druckreif hielt und die Arbeit vorerst beiseite legte. Erst die unfreiwillige Unterbrechung der zu Freiburg kaum begonnenen Lehrtätigkeit durch jene tückische Krankheit, die in ihren Folgen zum frühen Tode des jungen Gelehrten führte, gab Levec Gelegenheit, die vorliegende Abhandlung wieder vorzunehmen, deren Revision 1904 buchstäblich vom Krankenlager aus erfolgte. Dem Inhalte nach wurde diese Umarbeitung glücklicherweise zu Ende gebracht, allein die letzte Feile anzulegen war dem Armen nicht mehr vergönnt; dies muß man im Auge behalten, wenn man

die Form, in welcher die dritte Abteilung der Pettauer Studien erscheint, gerecht beurteilen will. Hie und da waren im Manuskripte, das reichliche Spuren der wiederholten Umarbeitung und namentlich auch manche nur flüchtig mit Bleistift hingeworfene Bemerkung enthielt, die Übergänge zwischen dem alten Texte und neu eingeschobenen Zusätzen nicht ausgeglichen, hie und da fanden sich Wiederholungen, die der Verfasser sicherlich beseitigt hätte, falls er seine Arbeit auch nach ihrer äußeren Form der Vollendung hätte zuführen können. Ich hielt mich nicht für berechtigt, über das Allerdringlichste hinaus bessernd einzugreifen. So beschränkte sich denn meine Obsorge auf Ausfüllung kleiner Textlücken, die mir durch Heranziehung vom Verfasser vorläufig gestrichener Stellen gelang, auf Nachprüfung oder Ergänzung der Zitate und auf die Behebung der Mängel, die sich aus der äußeren Beschaffenheit des Manuskriptes namentlich daraus ergaben, daß einige Blätter bei der letzten Numerierung an unrechte Stellen gelangt waren, auf einige Überschriften u. dgl.

Die Größe des Verlustes, den die Wissenschaft durch den vorzeitigen Tod eines so hoffnungsvollen Gelehrten erlitten hat, offenbaren die Pettauer Studien selbst in der unvollendeten Gestalt, in der sie hier vorgelegt werden. Gründliche methodische Schulung, die sich der Verfasser im Institute für österreichische Geschichtsforschung erworben hatte, Begabung für kartographische Arbeiten, Verbindung juristischer und geschichtlicher Kenntnisse, Beherrschung des Deutschen und slawischer Sprachen vereinigten sich in Levec mit eisernem Fleiße, gewissenhafter Forschung und dem Mute, die wissenschaftliche Überzeugung frei auszusprechen und zu vertreten. So sind die Pettauer Studien zu einem dauernden Denkmal des Verstorbenen geworden. Die Nachrichten über die ältesten wirtschaftlichen Zustände bei den Alpenslawen und die gesellschaftliche Scheidung der ackerbautreibenden Slawen von ihren slawisierten Herren, den nicht arischen Herdenbesitzern (den Supanen), die Angabe, daß die rohe Brandwirtschaft von den Slawen vor allem an den Bergeshängen betrieben wurde, so daß die Flußebenen vom fränkischen und dem deutschen Könige großenteils als besitzerloses Land eingezogen werden konnten, der Nachweis, daß die Königshube von rund 48 *ha* Vermessungseinheit des von deutschen Herrschern der Kolonisierung zugeführten Draufeldes war, ja, daß die von König Otto II. dem Erzstifte Salzburg im Jahre 977 bestätigten 100 Königshufen in Zistanesfeld sich räumlich genau mit dem heutigen Flächeninhalte jener Ortsgemeinden des Draufeldes decken, in welchen wir später Salzburg begütert finden, der gleichfalls aus den Grundflächen herausgerechnete Gang der Besiedlung des Draufeldes, der seit dem späteren Mittelalter eintretenden Wüstungen, die Nachrichten über die Nationalität und die wirtschaftlichen Leistungen der Ansiedler, dies und vieles andere sind gewichtige Ergebnisse ernster Forscherarbeit, zu welchen der Rechts- und Wirtschaftshistoriker Stellung zu nehmen haben wird.

Die Mehrzahl der vom Verfasser gebrauchten Abkürzungen bedarf, mindestens für den fachkundigen Leser, keiner Erläuterung. Ich bemerke jedoch für alle Fälle, daß *ha* für Hektar gesetzt ist und daß *M. G. D D* die Quartausgabe der *Monumenta Germaniae historica,* und zwar die Abteilung der *Diplomata* bedeutet. Das nachgesetzte *O I, II, III* bezieht sich auf die Urkunden der Kaiser Otto I., II. und III. Durch *F* wird Förstemans Altdeutsches Namenbuch zitiert, und zwar *F. P.* = 1. Teil, Personennamen, 2. Auflage 1900, *F. O.* = 2. Teil, Ortsnamen, 2. Auflage 1872, die nachfolgende Zahl ist die Seitenangabe, die Kürzungen *O A* und *O P* vermag ich vorerst nicht aufzulösen.

Graz, 31. März 1905. Luschin v. Ebengreuth.

I.

Die Ebene, die sich zwischen Marburg und Pettau am rechten Ufer des Drauflusses erstreckt, war, wenn nicht schon von den norischen Tauriskern, die der Drau und der Stadt Pettau, nach denen sie als Draufeld oder oberes Pettauerfeld bezeichnet wird, den Namen gegeben haben, so doch sicherlich von den Römern teilweise wenigstens besiedelt worden.

Es ist bekannt, daß die Römer seit den Zeiten Kaiser Augustus auf dem Boden der heutigen Dorfgemarkung von Haidin ein Legionenstandlager — Poetovio — errichtet hatten, das zum Schutze des Savegebietes und der Ostgrenze von Noricum dienen sollte. Als militärischer Stützpunkt war natürlich Poetovio zugleich ein Knotenpunkt für eine Reihe von Straßen.

So wurde das Draufeld zunächst von Maria-Neustift aus von der Itinerarroute Celeia—Poetovio—Savaria durchquert. Sie dient von hier (von Maria-Neustift) aus bis Haidin der auf der nebenstehenden Übersichtskarte eingetragenen heutigen Bezirksstraße, welche die Fluren von Podlosch, Saukendorf, St. Lorenzen und Amtmannsdorf durchzieht, als Untergrund. Von Haidin aus lief dann eine zweite Itinerarroute längs der Drau gegen Südosten, die bei St. Veit an der Drau das Draufeld verließ und weiter nach Sirmium führte. Die Heeresstraße Virunum—Poetovio berührte das Draufeld bei Pragerhof, von wo sie dann ihre Richtung über Strasgoinzen nahm, um nordöstlich von Šikola in die jetzige Pragerhof-Pettauer Bezirksstraße zu münden, deren Unterbau sie von hier bis Haidin bildet.

Zu erwähnen ist dann schließlich noch eine Vizinalstraße, die von Pragerhof bis Unter-Rann bei Pettau zog.

Wie man sieht, vereinigen sich alle Straßen in der Gegend von Haidin bei Pettau.[1])

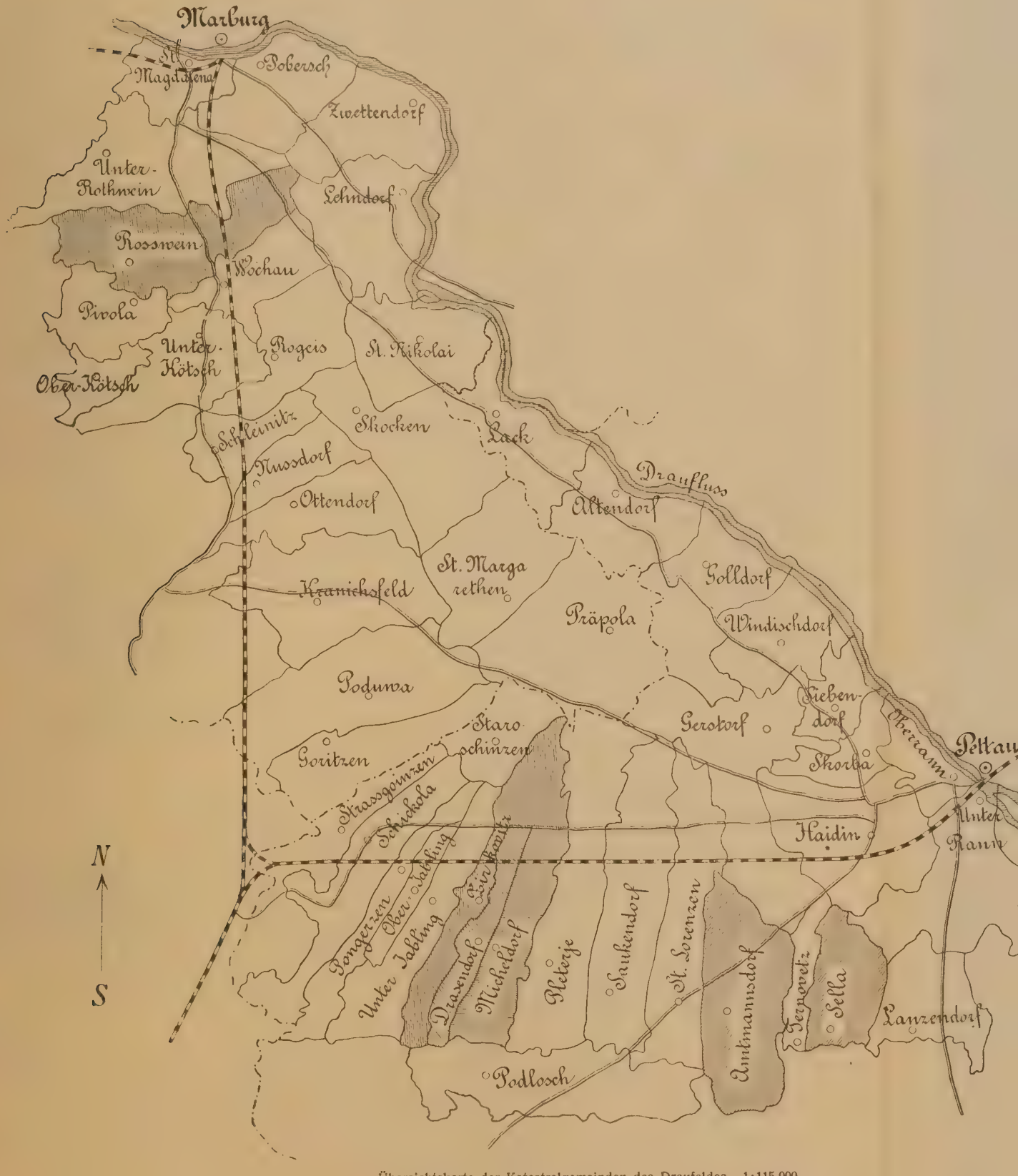
Hier auf dem Haidinerfelde und dem Boden des Dorfes Unter-Haidin stand denn auch die von Kaiser Trajan an der Stelle des bereits erwähnten Legionslagers Poetovio begründete Colonia Ulpia Traiana Poetoviensis. Von hier aus bildeten Vorstadtvillen (*villae suburbanae*) in der heutigen Gemarkung von Ober-Rann die Verbindung mit der aus einer vorrömischen Ansiedlung hervorgegangenen Zivilstadt Poetovio, die sich auf dem Boden der heutigen Stadt Pettau erhob. Um die Colonia Ulpia mit Wasser zu versorgen, durchzog von Frauheim, am Ostabhange des Bachergebirges ausgehend, eine Wasserleitung als gemauerter, unterirdischer Kanal das ganze Draufeld.[2]) Nicht nur in Haidin, auch sonst auf dem Draufelde, wie in Strasgoinzen, Zirkowitz, St. Lorenzen, Laak usw., finden sich römische Altertümer, die auf eine sehr wirksame kulturelle Tätigkeit der Römer auf dem Draufelde schließen lassen.

Die Colonia Ulpia fiel wahrscheinlich schon den Hunnen oder deren Stammverwandten, den Avaren, zum Opfer, wenigstens hat sich hievon eine alte Überlieferung im Lande erhalten, denn der sogenannte Anonymus Leobiensis, ein Chronist aus der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts (vor 1336), berichtet zum Jahre 452: *„Atyla vero*

---

[1]) Inwiefern die spätere Flurverfassung an dieses römische Straßennetz angeknüpft hat, soll weiter unten besprochen werden. Siehe Abschnitt VII, Naversendorf.

[2]) Ferk, Vorläufige Mitteilungen über das römische Straßenwesen in Untersteiermark in den „Mitt. d. hist. Ver. f. Steierm.", 41. Bd., S. 212 f. Vgl. außer der in der II. Abteilung der „Pettauer Studien", Mitt. d. Anthrop. Ges., Bd. XXIX, S. 130, Anm., herangezogenen Literatur noch „Mitteilungen der Zentral-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale", Bd. XIX, S. 185 f., 247 f. (Grabkammer in Laak bei Pettau von S. Jenny), ferner S. Jenny, Poetovio, a. a. O., Bd. XXII.



Übersichtskarte der Katastralgemeinden des Draufeldes. 1:115.000.

tamquam victus Pannoniam rediit et maiorem exercitum colligens veniendo in Ytaliam in via civitates quas reperit vastavit, inter quas in Stiria prope Betoviam, ubi tunc Candida civitas[1]) *destructa et alia nomine Cylia etiam destructae funditus. Pirames*[2]) *adhuc hodie evidenter apparent. Intrans autem Ytaliam Atyla Aquileleyam (!) cepit et igne consumpsit . . .“*[3])

Auch die Spuren einer etwa bestandenen römischen Agrarverfassung sind von der sogenannten Völkerwanderung bis in den Grund hinein vernichtet worden, denn weder auf der heutigen Flurkarte von Haidin, noch auf den Karten der angrenzenden Gemeinden finden sich Überreste römischen Kolonistenwesens. Das aber, was uns durch Ausgrabungen bekannt geworden, reicht nicht hin, um uns ein klares Bild von den Erscheinungen der materiellen Kultur zu geben.

Geordnetere und geregeltere Zustände kehrten in diesen Gebieten erst nach Zurückdrängung der Avaren mit dem Zeitalter der Karolinger wieder.

Als am Ende des VIII. Jahrhunderts Karl der Große die avarische Macht brach, wurde das ihnen entrissene Land in die Grenzverfassung des fränkischen Reiches einbezogen und daraus um 803 zwei Marken gebildet. Ihre Grenze bildete vermutlich die Drau; jedenfalls gehörte das Draufeld zur südlichen Markgrafschaft, die Herzog Erich von Friaul verwaltete. Diesem folgte bekanntlich 799 Cadolaus und 819 Balderich, der jedoch 828 abgesetzt wurde, weil durch seine Unachtsamkeit das Land zwischen der unteren Drau und Save an die Bulgaren verloren gegangen war. Die große Friauler Mark wurde nunmehr in vier Grafschaften zerschlagen. Wie man neuerdings vermutet, wäre eine dieser Grafschaften an der unteren Drau und Save gelegen; sie hätte also beiläufig das Gebiet der späteren Mark Saunien umfaßt. Zu dieser hätte etwa auch das Draufeld gehört.[4]) Allein ebenso, wie einst den römischen, war auch diesen Einrichtungen kein bleibendes Dasein beschieden; sie fielen beim Verfalle des fränkischen Reiches dem Andrange der Ungarn zum Opfer.

Erst nach dem Siege auf dem Lechfelde (955) begann das Deutsche Reich seine Grenzen wiederum gegen Südosten auszudehnen. Beiläufig um dieselbe Zeit, wie in

---

[1]) d. h. Haidin = Colonia Ulpia.

[2]) Vielleicht = *pyramides* = ragende Trümmer, Ruinen?

[3]) Hs. 290 der Grazer Universitätsbibliothek, Fol. 54. Vgl. Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen, I, 55. Vgl. auch S. Jenny, Poetovio, S. 13: „Eine dunkle unbekannte Episode hinterließ innerhalb dieser Römerstätte zahlreiche Menschen- und Tierleichen“ . . . . . Nachträglich wird mir berichtet, daß man bei Grabungen des Museal-Vereines in Pettau in der Nähe der Villa *E.* Parzelle 295 (scil. von Ober-Rann), auf ein weibliches jugendliches Skelett in kauernder Stellung in einem Hypocaust (!) stieß, wohl als Versteck vor dem Feinde aufgesucht. Endlich erwähnt Herr Professor Franz Ferk S. 19 seiner „Vorläufigen Mitteilungen über das römische Straßenwesen in Unter-Steiermark“ menschliche Skelette unter Bautrümmern gefunden zu haben. ferner Maultier- und Pferdegerippe, und schreibt einem Erdbeben diese Katastrophe zu. So sehr ein solches im Bereiche der Möglichkeit liegt, will mir doch ein Gemetzel anläßlich eines feindlichen Überfalles näherliegend erscheinen, wenn ich die Umstände der Beerdigung des einen Skelettes und die Flucht in den Heizraum in Betracht ziehe.“

Zur obigen Stelle aus dem sogenannten Anonymus Leobiensis ist allerdings zu bemerken, daß sich der Schlußsatz: *Pirames (!) adhuc hodie . . .* nur auf Cilli beziehen kann, daß also in Pettau damals Ruinen nicht mehr zu sehen waren. Beweis dessen Joh. v. Viktring, VI, 10 (Böhmer, Fontes I, 440): *„Cyleya . . . cuius ruina et collapsio usque hodie demonstratur.“* Daraus hat ganz offenbar der Anonymus geschöpft. Vgl. auch Aeneas Silvius, *Europa, c. XXI: „. . . est in ea (Stiria) vetus oppidum, quod Ciliam vocant . . . Multae ibi vetustatis reliquiae visuntur.“*

[4]) Vgl. Hasenöhrl, Deutschlands südöstliche Marken im 10. bis 12. Jahrhundert, im Archiv für österreichische Geschichte, Bd. 82, S. 535. — Anderer Meinung ist v. Felicetti, Steiermark im Zeitraume vom 8. bis 12. Jahrhundert, Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen, IX, S. 13, der die Raab als Grenze der beiden großen Karolingischen Marken annimmt.

der Ostmark, in der oberen Karantaner Mark und der Mark Krain, begegnen wir auch in der Gegend des Draufeldes schon einem festgefügten Verwaltungsbezirke, der Grafschaft Rachwins (980 und 985), die mit der später im XI. und XII. Jahrhundert genannten *marchia Pitoviensis* bzw. *marchia transsilvana* identisch ist. Zu dieser Pettauer Mark gehörte ein ziemlich ausgedehntes Gebiet an beiden Ufern der Drau. Die Nordgrenze lief etwa über das Radelgebirge, den Posruck und die windischen Büheln, erreichte die Mur ungefähr bei Spielfeld und zog dann längs dieses Flusses hin. Schwierigkeiten bietet die Bestimmung der Süd- und Ostgrenze; namentlich im Osten mag sie wegen der Kämpfe mit den Ungarn sehr geschwankt haben. Jedenfalls gehörte östlich das Gebiet von Radkersburg und Luttenberg schon im XII. Jahrhundert (zirka 1130) zur Pettauer Mark, während südlich das Gebiet von Gonobitz noch in ihr lag. Daß diese Mark — wie v. Felicetti a. a. O. vermutet — keine eigentliche Markgrafschaft, sondern eine einfache Grafschaft gewesen sei, deren Grafen vielleicht auch die Grenzhut zu besorgen hatten, ist kaum anzunehmen. Allerdings wird Rachwin 980 und 985 nur *comes* und der ihm zugewiesene Verwaltungsbezirk nur *comitatus* genannt, allein in jener Zeit werden die Ausdrücke *marchia* und *comitatus* bzw. *marchio* und *comes* überhaupt *promiscue* gebraucht, daher kein Grund vorhanden ist, an der Organisation der Grafschaft an der Drau als eigentlicher Mark zu zweifeln.[1]) Von den Markgrafen, denen dieser Bezirk zur Obsorge überwiesen war, wird uns nur jener Rachwin in den letzten Dezennien des X. Jahrhunderts ausdrücklich genannt.

Mit demselben Zeitpunkte, wie die Verwaltungseinrichtungen, setzt auch, was wir aus einer Schenkung von 15 in Roßwein gelegenen Königshufen an den genannten Markgrafen, im Jahre 985,[2]) schließen können, die Kolonisation in diesen Gebieten ein.

Von vornherein besteht nun allerdings die Möglichkeit, daß damals auf dem Draufelde bereits wenigstens vereinzelte slawische Siedelungen vorhanden waren.

Was wir freilich im allgemeinen von den Niederlassungen der nach dem Jahre 568 in die Alpenländer eingewanderten Slawen wissen, spricht allerdings dagegen. Bekanntlich drangen sie dem Laufe der Save, der Drau, der Mur und der Mürz entlang einerseits bis zu den Drauquellen, wo sie im Jahre 592 mit den Bayern zusammenstießen, anderseits nach Ober- und Niederösterreich bis an die Donau, ja sogar ins Salzburgische vor.[3]) Diese slawischen Ansiedler vermeiden nun fast durchweg die breiten Talebenen der großen Ströme und wir sehen, daß sie in dichteren Beständen weder in den Ebenen an der Mur um Graz und Leibnitz, noch in dem weiten Donaubecken von Tulln, noch endlich in der breiten Fläche, die vom Wiener Walde im Westen, vom Leithagebirge im Osten begrenzt wird, nachzuweisen sind. Dagegen können wir sie anderseits hoch im Gebirge verfolgen. Nicht in den Tälern und Niederungen also, sondern an den Bergabhängen haben sich die Slawen zunächst angesiedelt.[4])

Um diese gewiß auf den ersten Anblick sonderbare Erscheinung befriedigend zu erklären, erscheint es notwendig, einen Abriß der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse bei den Alpenslawen von damals zu geben.

[1]) Hasenöhrl, l. c. S. 506 f.

[2]) Mon. Germ. DDO. III. Nr. 22.

[3]) Vgl. statt aller anderen v. Luschin, Österreichische Reichsgeschichte, S. 13 und 75.

[4]) O. Kämmel, Die Anfänge deutschen Lebens in Österreich, 142ff., bes. 178f. Die Erklärung, die Kämmel a. a. O. für diese sonderbare Erscheinung gibt, ist allerdings nicht präzis genug. — Vgl. jetzt auch die Bemerkungen von A. Grund, Die Veränderungen der Topographie im Wiener Walde und Wiener Becken (Geographische Abhandlungen, herausgegeben von Prof. Dr. Albrecht Penck in Wien, Bd. VIII, Heft 1), S. 57ff.

Bekanntlich hat in jüngster Zeit J. Peisker in einer Reihe von Einzeluntersuchungen es unternommen, diese Verhältnisse aufzuhellen.[1]) An seine, wie an die Arbeiten Puntscharts,[2]) der Peiskers Anschauungen im wesentlichen akzeptiert hat, hat sich dann eine lebhafte wissenschaftliche Polemik angeschlossen, auf die wir im folgenden näher eingehen wollen.

II.

Peisker geht davon aus, daß uns in Urkunden des XII. Jahrhunderts bei den wettinischen Slawen fünf soziale Klassen genannt werden: 1. supani (edelsten, *seniores*), 2. withasii (Knechte), 3. smurdi, 4. lazze *(censuales)*, 5. heyen *(proprii)*. Die withasii sind als fremdes Element, als Berufskrieger, die (zum Teile wenigstens) gewiß nicht slawischer Nationalität waren und erst spät auf Rodeland angesiedelt wurden, auf der Suche nach der ältesten Volksorganisation der Slawen auszuscheiden. Ebenso ist von den Klassen der lazze und heyen abzusehen, weil auch diese, worauf schon ihr deutscher Name hinweist, sicherlich nichtslawischer Herkunft waren.[3]) So bleiben denn nur die supani einerseits, die smurdi anderseits übrig. Smurd bedeutet den Stinkenden; der Ackerbauer — und die Smurden sind ja solche — stinkt nun innerhalb desselben Volkes nur dem Nomaden, d. h. die offizielle Bezeichnung Smurd = Ackermann indiziert notwendig den Supanus als Nomaden und Hirten. Dieser Hirte aber muß ehemals der Herr des Ackerbaues gewesen sein, weil die Supanen mitunter *seniores* heißen und dies *senior* identisch ist mit *dominus* (Herr).[4])

Eine Klasse der Smurden finden wir auch bei den Russen; auch hier ist es eine zur ländlichen bäuerlichen Bevölkerung gehörende (freie) Volksschichte.[5])

Die Supanen hingegen lassen sich am zahlreichsten in Karantanien verfolgen. Massenhaftes Material bieten uns in dieser Beziehung namentlich zwei steiermärkische Güterverzeichnisse, das landesfürstliche 1265 und in den folgenden Jahren angelegte sogenannte *Rationarium Stiriae* — vorwiegend in der Aufzeichnung über das Amt Tüffer — und der salzburgische *Liber predialis urborie in Rayn et Lichtenwalde* von 1309.

In diesem zusammenhängenden Komplex [Tüffer,[6]) Rann und Lichtenwald] kommen im allgemeinen auf einen Supan 3·64 Bauern;[7]) es sind also, da die

[1]) J. Peisker, Zur Sozialgeschichte Böhmens. *A.* Der altslawische Pflug; *B.* Die altslawische Župa, „Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte", Bd. V. Derselbe, Východisko Meitzenova líčení agrárních dějin germánských a slovanských, „Český Časopis Historický" IV. Derselbe, Slovo o zádruze, „Národopisný Sborník Československý" 1899, Bd. IV und V. — Vgl. auch mein Referat im „Věstník slovanských starožitností", I, S. 111 ff., III, S. 38 ff., und Peiskers Selbstanzeige in der „Carinthia".

[2]) Altslaw. Župa, S. 99 ff.

[3]) Dem hat Rachfahl, Zur Geschichte des Grundeigentums, Jahrbücher für Nationalökonomie, Bd. 74, 204 f., widersprochen. Er erklärt die „lazze" als den Kern der altslawischen Volksgenossen. Dagegen ist, wie schon Peisker a. a. O. bemerkt, zunächst einzuwenden, es sei höchst unwahrscheinlich, daß in einem slawischen Staate eine einheimische Klasse — und gar die Hauptmasse! — eine germanische Benennung erhalten hätte. Auch ihre günstigere rechtliche Stellung spricht eher für germanische Herkunft.

[4]) Peisker, a. a. O., S. 105.

[5]) Peisker, a. a. O., S. 107 ff. — Es ist eine Ungenauigkeit, wenn Balzer in seiner an Mißverständnissen überreichen Polemik O zadrudze słowiańskiej, Kwartalnik historyczni XIII, S. 214, behauptet, Peisker selbst müsse zugeben, daß man in Rußland unter Smurden die gesamte Bevölkerung ohne Ausnahme im Gegensatze zum Fürsten (knjaz) verstanden habe. Dies ist im Gegenteile die Anschauung Sergějevičs, gegen die Peisker selbst vielmehr a. a. O. polemisiert.

[6]) Bezüglich der Lokalisierung von „Tyuer" auf Alt-Tüffer (= Debro) vgl. Peisker, Slovo o zádruze, S. 24, Anm. 37.

[7]) Das Verhältnis ist also nicht, wie Balzer, a. a. O., S. 207, irrtümlich angibt, 1 : 2 gewesen.

Supane regelmäßig auf Doppelhufen sitzen, rund 40% Boden Supanengut und 60% Bauerngut.

Im einzelnen läßt sich folgendes beobachten. Das Amt Tüffer zerfiel in vier *provinciae* oder *schephonatus,* und zwar: 1. *provincia . . . sub regimine schephonis Gyrredei;* 2. *provincia de Trevůl* (= Trifail), *ex regimine Livtoldi schephonis;* 3. *provincia . . . apud aquam que dicitur Schŏma* (= Sannfluß) bzw. *ex regimine schephonis Jurizla;* endlich 4. *predia de regimine schephonis Zaschirz.*

Die Ortschaften der ersten Provinz sind in Gruppen von gleich viel *de quolibet predio* Zinsenden zusammengestellt; in der ersten Gruppe stehen sich 16 Bauernhufen und 14 Hufen von 7 Supanen gegenüber. Diese (7) Ortschaften umfassen durchweg nur 2—3 Hufen und je eine Doppelhufe eines Supanen. Die zweite Gruppe wird von zwei Ortschaften mit 5+2 Bauernhufen und je einer Supanendoppelhufe gebildet.

Die zweite Provinz umfaßte 26 Ortschaften unter 26 Supanen bzw. also 52 Supanen- und 88 Bauernhufen (d. h. 37·14% Supanengut; auf 1 Supan entfielen 3·38 Bauern). Von den einzelnen Ortschaften zählen drei je 6 Bauernhufen, zwei je 5, sieben je 4, fünf je 3, acht je 2, eine aber außer der Doppelhufe des Supans nur eine einzige Bauernhufe.

Die dritte Provinz hatte 20 Ortschaften, von denen aber nur 14 unter ebenso vielen Supanen standen. Von den 14 Ortschaften umfaßten eine 10, zwei je 8, eine 7, drei je 6, drei je 5, drei je 4 Hufen. In einer Ortschaft (Zeltz) aber gab es außer der Doppelhufe des Supans keine Bauernhufe (*tantummodo supanus!*). Es standen sich demnach 78 Bauern- und 28 Supanenhufen gegenüber, d. h. 26·4% des ausgetanen Bodens waren Supanengut (also Supanen zu Bauern wie 1 : 5·57).

Die vierte Provinz endlich zählte 29 Ortschaften, von denen 3 wüst lagen und weitere 8 keinen Supan hatten. Von den übrigen je einen auf einer Doppelhufe sitzenden Supan aufweisenden 18 Ortschaften umfaßten eine 8, drei je 6, eine 5, drei je 4. neun je 3, eine nur eine einzige Bauernhufe. Das Verhältnis von Bauernhufen zu Supanenhufen ist demnach 71 : 36, d. h. 33·64% des Bodens sind Supanengut und auf einen Supan entfallen 3·94 Bauern.

Wenn man dann die Zinsungen der Supanen mit jenen der Bauern vergleicht, so zeigt sich, daß die Supanen vorwiegend Vieh, die Bauern vorwiegend Getreide zinsen; dort aber, wo Supanen auch zu Getreidezinsungen verhalten sind, zinsen sie vorwiegend Sommergetreide, und zwar Hafer.[1])

Im Salzburger Urbarbuch für die Ämter Rann und Lichtenfeld von 1309 finden wir unter anderem folgende bemerkenswerte Angaben:

In inferiori Schriemcz sunt hube VI . . . quarum suppani habent II;

---

[1]) Daß von den im Rationarium genannten Getreidearten Weizen *(triticum)* vorwiegend als Winterfrucht, Hafer *(avena)* aber ausschließlich als Sommerfrucht gebaut wird, ist nicht — wie Rachfahl, a. a. O., S. 209, Anm. 1, meint — lediglich Kombination Peiskers, sondern eine jedem Landwirte geläufige Tatsache. Daß das von Peisker a. a. O. beobachtete Zinsungsverhältnis nicht überall zutrifft, wo Supanen genannt werden, und namentlich nicht mehr in Urbaren des XIV. und XV. Jahrhunderts, beweist nichts — wie Rachfahl a. a. O. will — gegen die Richtigkeit seiner Beobachtung. Peisker erklärt ja das eigentümliche Verhältnis eben als stellenweises Residuum und behauptet nirgends dessen Allgemeinheit. Auch das von Rachfahl a. a. O. angeführte Beispiel von Lokke, wo die Bauern vorwiegend Sommergetreide zinsen, führt zu keinen „widersinnigen Konsequenzen", sondern ist einfach so zu erklären, daß der Ackerbau noch extensiv war, daher Sommerfrucht im Anbau überwog. Die *comparatio claudicat,* denn die Supanen zinsen nicht nur vorwiegend Hafer, sondern auch vorwiegend Vieh, und eben deswegen sind sie als unter Nachwirkungen ehemaligen Hirtenlebens stehend zu betrachten. — Ebensowenig sind die Einwendungen Balzers, a. a. O., 207 ff., stichhaltig.

ferner:

In Prunne sunt hube VII . . . . harum duo suppani habent hubas IIII et serviunt de duabus suppis.

Es werden uns also hier Dörfer genannt, in denen mehrere Supanen sitzen.

Allein noch ein Umstand ist beachtenswert. Jenes Urbarbuch ist angelegt worden, „um die furchtbaren Verheerungen eines Wolkenbruches übersehen und heilen zu können". Wir sehen nun, daß in einer Reihe von Ortschaften alle Hufen bis auf die Doppelhufe des Supans (= *suppa*) öde lagen oder doch neben dem Supan nur je ein Halb-, Ganz- und ein Anderthalbhufner erscheinen.

Da nun nicht anzunehmen ist, daß gerade die Supanenhufen vom Wolkenbruche verschont geblieben wären, so muß für den Umstand, daß man in den verwüsteten Dörfern zuerst wieder Supanen neubestiftet, eine andere Erklärung gesucht werden.

Ganz richtig bemerkt nun Peisker (a. a. O., S. 129), daß das Salzburger Urbar an zwei Stellen, offenbar mit der Geltung für das ganze Gebiet, festsetzt: *et si villa habet aratrum, tenetur officiali arare etc.,* es nimmt also sogar das Nichtvorhandensein eines einzigen Pfluges in einem Dorfe an. Dieser Umstand deutet notwendig auf die sehr extensive Wirtschaftsform der Schwend- oder Brennwirtschaft hin, die noch im XIX. Jahrhundert nach Hlubeks Zeugnis[1]) in mehreren Gegenden der Untersteiermark betrieben wurde und sich stellenweise noch heutzutage dort findet. Sie besteht darin, daß man ein Stück Wald mit Feuer und Hacke rodet und in die gleichförmig verteilte Asche säet. Wegen deren bedeutenden Düngungsgehaltes ist die Ernte trefflich. Das gerodete Stück wird bebaut, bis seine Ertragsfähigkeit sinkt. Dann rodet man neues Land, während man das alte eine Zeit lang noch als Weide benützt, dann aber dem Waldwuchse überläßt. Dabei muß natürlich ein fest bestimmter Turnus eingehalten werden, über welche Ordnung wahrscheinlich eben der Supan zu wachen hatte.

In dieser wirtschaftlichen Tätigkeit der Supanen ist denn auch der Grund zu suchen, weshalb der Salzburger Erzbischof im Jahre 1309 bei der Neubesiedelung selbst im kleinsten Dörfchen zunächst Supanen ansetzte.

Aus dieser Quellenanalyse folgt eine Reihe von unbestreitbaren Ergebnissen:

1. In diesen Gegenden (Tüffer, Rann, Lichtenwald) erscheinen die Supanen durchweg als Inhaber von Doppelhufen, ohne Rücksicht darauf, ob das betreffende Dorf groß oder klein war.

2. Stellenweise erscheint der Supan im Dorfe als das einzige Element (so z. B. in einem Dorfe der dritten Provinz des Tüfferer Amtes). Es gibt stellenweise neben dem Supan also keine Bauern im Dorfe.

3. Trotz dieser großen Verschiedenheit im einzelnen ist das Verhältnis zwischen Supanen und Bauern im ganzen ein konstantes. Es beträgt, wie oben schon vorweggenommen wurde, rund 1 : 3·64.

4. Der Supan ist noch im XIII. Jahrhundert stellenweise, wie seine Zinsungen zeigen, vorwiegend Hirt, nicht Ackerbauer.

5. In den salzburgischen Ämtern Rann und Lichtenwald ist der Supan 1309 mit der Leitung des brennwirtschaftlichen Turnus betraut.

Daraus geht zunächst hervor, daß der Supan in diesen Gegenden und zu jener Zeit nicht, wie später an vielen Orten, ein grundherrlicher Dorfrichter sein

[1]) Vgl. Peisker, a. a. O., S. 130ff.

kann; denn wo er eben ganz allein saß, gab es nichts, wo er nur neben einem oder zwei Hufnern siedelte, sicher äußerst wenig zu richten.[1])

Anderseits aber sprechen jene Ergebnisse[2]) dafür, daß wir in den Supanen, die hier so zahlreich erscheinen, eine einst herrschend gewesene und jetzt nur noch privilegierte Volksschichte zu sehen haben.[3])

Daß es wirklich eine Volksschichte gewesen sein muß, versucht Peisker an zwei Beispielen noch deutlicher zu erweisen. Eine Stelle im Rationarium lautet:

Item in loco qui dicitur Cvom, sunt V supani, quorum quilibet solvit ovem cum agno, pro porco III den., pro agno IIII. pro lino IIII. Sub eisdem supanis sunt XVIII predia, quorum quodlibet solvit ovem cum agno et quelibet villa illarum solvit V den., pro porco III, pro lino II.

Peisker vermutet nun, daß die Bewohner des *„locus qui dicitur Cvom"* nach Ortschaften und Supanen noch nicht differenziert waren, sondern daß hier eine Gruppe von 18 Bauernfamilien einer Gruppe von fünf Supanenfamilien unterstanden habe.[4])

Die zweite Stelle betrifft eine Gegend des landesfürstlichen Amtes Marburg:

Item in Pechsen XL predia et XI supani quorum supanorum quilibet habet II, illorum vero XL cuiuslibet census solvit X dex.

Bei dieser Stelle ist, was Peisker a. a. O. nicht getan hat, der Zusammenhang zu beachten, in dem sie steht. Unmittelbar vorher wird eine Reihe von Dörfern angeführt — sie sind nämlich im Dranntale gelegen[5]) —, die nichts anderes als 4 Schweine, 4 Schafe und 36 Quartale Honig zinsen. An einer anderen Stelle des gleichen Urbars werden in derselben Gegend zu Barislofzen, Saukendorf, Drasendorf usw. die Zinsungen gleichfalls nur in Honig, Schweinen und Schafen verzeichnet. (a. a. O., S. 170.)

Da Peisker leider das urkundliche Material gänzlich unberücksichtigt läßt,[6]) möchte ich hier zunächst auch auf dieses eingehen.

Supanen werden vielfach als Zeugen in Urkunden des Klosters Freudental in Krain genannt, so z. B. in einer Urkunde von 1274: *item suppanus dicte domus* (d. h. Freudental) *nominatus Petrus et Ekkehardus suppanus eciam de Holaren, item Wa[l]therus suppanus Volkeri de Reyfenberch de villa Witigos, item filius eiusdem suppani, item suppanus Merti ibidem, item Nedel suppanus meus* (d. h. des Urkundenausstellers Marquards von Igg) *et Hertvicus frater ipsius de Wippach.*[7])

In zwei Dörfern (Holaren und villa Witigos) werden hier je zwei Supanen angeführt; sie können also keineswegs etwa richterliche oder wirtschaftliche Beamte gewesen sein, denn was hätten zwei solche in einem Dorfe, wie Holaren, das nur 11 Hufen zählte,[8]) zu richten gehabt!

---

[1]) Peisker, a. a. O., S. 121. — Den Umstand, daß der Supan stellenweise allein im Dorfe erscheint, hat v. Wretschko, „Göttinger gelehrte Anzeigen", 162 (1900), S. 943, Anm. 1, ganz übersehen, wenn er die Supanen durchweg als lokale Obrigkeiten gefaßt haben will.

[2]) Vgl. namentlich die Punkte 1 und 3.

[3]) Peisker, Župa, S. 122.

[4]) Das hat Rachfahl, a. a. O. 201, meines Erachtens mit Recht bezweifelt, denn die ausdrückliche Erwähnung von Ortschaften *(quelibet villa illarum!)* spricht dafür, daß wir es hier nur mit einer verkürzenden oder zusammenfassenden Ausdrucksweise zu tun haben. Freilich bleibt trotzdem das sonderbare Verhältnis der Supanen zu den Bauern (1 : 3·6; also 37·71% Supanengut!) vollkommen aufrecht.

[5]) Vgl. unten Abschnitt VII. Es sind außer Lanzendorf im Draufelde oder Ložnica im Dranntale die Dörfer Slape, Pečke und Kroisendorf (bei Studenitz).

[6]) A. a. O., S. 114.

[7]) „Mitt. d. Musealvereines f. Krain", XIII (1900), S. 44, Nr. 4.

[8]) A. a. O., S. 43, Nr. 2.

Interessant ist die Zeugenreihe einer Urkunde von 1322:[1] *dominus Fridericus sacerdos vicarius de Stein, dominus Hermanus de Gutenveld, miles Rudgerus de Ige, Leonhardus officialis de Vreuncz, Georius suppanus de Vegaun, Jacobus frater ipsius, Cunradus civis de Laybaco, Fridericus notarius ibidem, Nicolaus de Lapide.*

Wir haben keinen Grund, anzunehmen, daß die Reihenfolge der Zeugen hier eine willkürliche sei, sondern können bis zum Beweise des Gegenteiles präsumieren, daß die Zeugen hier, wie es sonst im Mittelalter üblich war, nach gesellschaftlichen Unterschieden gruppiert werden. Da ist es nun jedenfalls befremdend, daß der *Georius suppanus de Vegaun* hier zwischen einem Einschildritter und einem Laibacher Bürger steht. Daß er ein Rittermäßiger gewesen wäre, ist undenkbar, weil die Supanen im XIV. Jahrhunderte überall, wo sie sich nachweisen lassen, dem bäuerlichen Berufe obliegen. Trotzdem aber wird er nicht unter den Zeugen bäuerlicher Abkunft angeführt,[2] sondern den Bürgern vorangestellt. Das deutet darauf hin, daß er einen hervorragenden gesellschaftlichen Rang eingenommen hat, sozial höher als diese gestanden ist.[3] Man wird daraus mit Recht auf eine privilegierte Stellung der Supanen schließen dürfen.

Stützen schon die angeführten Beispiele die Ergebnisse Peiskers wesentlich, so läßt sich aus einer steiermärkischen Urkunde von 1248, die bisher ganz unbeachtet geblieben war, für die Richtigkeit seiner Beobachtungen ein direkt schlagender Beweis führen. Was sie um so wertvoller macht, ist der Umstand, daß sie aus derselben Gegend stammt, die Peisker für seine historisch statistischen Untersuchungen gewählt hat. Im genannten Jahre bestätigt nämlich Erzbischof Philipp von Salzburg eine von seinem Vorgänger Eberhard zu Beginn des XIII. Jahrhunderts gemachte Schenkung an das Kloster Gairach (südöstlich Cilli), und zwar: *donationem cuiusdam loci, ubi suppanus Weschemer residebat, cum omnibus attinentiis et terminis quos idem Weschemer tenuit, factam conventui in Gyrovwe ad pascua eidem conventui necessariam.*[4]

Der gesamte Besitz eines Supans wird hier an das Kloster vergabt. Dieser gesamte Besitz aber besteht durchaus nur in Weideland! Mit anderen Worten: War der Supan noch um die Mitte des XIII. Jahrhunderts vorwiegend Viehzüchter und Hirt, so war er es stellenweise zu Beginn des XIII. Jahrhunderts — etwa 40 Jahre früher — noch ganz ausschließlich. Er besitzt kein Ackerland, sondern nur Weide, und das weist mit Notwendigkeit darauf hin, daß er ein Hirtenleben führte.

Durch diese Erkenntnis hat nun allerdings die Rekonstruktion der altslawischen gesellschaftlichen Gliederung, wie sie Peisker auf Grund seiner oben angeführten Ergebnisse unternommen hat, eine sehr kräftige Stütze erhalten.

Ich rekapituliere. Noch im XIII. Jahrhunderte erscheinen die Supanen als sehr zahlreiche Volksschichte, nehmen eine privilegierte, sozial hochstehende Stellung ein und sind ausschließlich oder doch vorwiegend Viehzüchter und Hirten.

Ihnen steht eine dem Ackerbauerberufe obliegende Schichte von slawischen Hörigen gegenüber. Der Ackerbau aber ist noch immer sehr extensiv und die Wirt-

[1]) A. a. O., S. 53, Nr. 27.

[2]) Zu diesen gehört wohl ziemlich sicher der am Schlusse der Zeugenreihe genannte Nikolaus de Lapide. Man beachte, daß die Urkunde *„in loco qui dicitur Stein, iuxta fluvium qui dicitur Laybach“* ausgestellt wurde. Es ist das Dorf Kamnik (Stein) OG. Preser, GB. Oberlaibach.

[3]) Man wird unwillkürlich an die reichen freien österreichischen Bauern erinnert, die durch Ankauf freier Ländereien und Heiraten mit dem Ritterstande emporkommen wollten. v. Luschin, Österreichische Reichsgeschichte, S. 252.

[4]) Urkundenbuch des Herzogtums Steiermark, S. 3, 83, Nr. 29. Das Regest des Herausgebers ist irreführend, von einer „Amtmannschaft des Supans Weschemer“ ist in der Urkunde nicht die Rede.

schaftsform vom sogenannten Halbnomadentum nur insofern unterschieden, daß die Wohnsitze bereits feste waren.

Wir sehen, der Beweis schließt sich allmählich. Bei den alten Slawen — zunächst der Südsteiermark — haben zwei strenge geschiedene Volksschichten: einerseits ein Hirtenadel (die Supanen), anderseits Ackerbauer, bestanden.

Daß dieser Urzustand nichts spezifisch Slowenisches, aber auch nichts spezifisch Slawisches ist, liegt im Wesen der Sache; wir finden diese Zweischichtung überall auf der Übergangsstufe vom Hirtenleben zum Ackerbau.[1]) Der Rekonstruktion des slawischen Urzustandes ist damit der Weg gewiesen.

Die nach Genealogien, Parentelen gegliederte[2]) Schichte ist sicher die primäre. Die Ackerbauerschichte kann — wie vielfache Analogien beweisen — nur aus verarmten[3]) Hirten hervorgegangen sein. Diese Ackerbauer erhielten von den reichen Herdenbesitzern (Supanen) die Erlaubnis, Ackerland an bestimmter Stelle und in beschränkter Ausdehnung zu roden und zugleich auch „das zum Betriebe erforderliche Kapital id est Vieh, zum Lebensunterhalte während der Arbeit".[4]) Dafür sind sie jedoch zu Abgaben, d. h. zur Entrichtung eines Teiles der Ernte, an die einzelnen Supanensippen verhalten.

Aus dieser Abhängigkeit der Ackerbauer von den Hirten ergibt sich ein Doppeltes:

1. Der Standort des Ackerbaues ist in dieser Zeit noch kein fester; denn die herrschende Hirtenschichte zieht fortwährend mit dem Vieh herum, „von einem Platz zum anderen, immer dem frischen Graswuchse und Wasser nach", wenn auch dabei regelmäßig Jahr für Jahr „dieselben Wege eingeschlagen, dieselben Gegenden aufgesucht und dieselben Lager- und Weideplätze bezogen" werden.[5]) Schon deswegen allein ist es wahrscheinlich, daß die Ackerbauer ebenfalls mit den Hirten herumwanderten. Dazu kommt aber, daß bei diesem primitiven Ackerbau die Wirtschaftsform gewiß Brennwirtschaft war. Auf einem mit Feuer und Hacke gerodeten Lande schießt nun naturgemäß nach der ersten Ernte wieder Unkraut, Gras und kleines Gestrüpp empor; aus dem Ackerlande wird ein der herrschenden Hirtenschichte willkommenes Weideland. Sie zwingt (man denke an das *anno post alio transire cogunt* Caesars!) daher die Ackerbauer, neues Land zu roden. Diese müssen sich den Zwang gefallen lassen, weil sie die wirtschaftlich Schwächeren sind; sie lassen sich ihn aber schon deshalb gerne gefallen, weil das Reinmachen eines vergrasten und bestockten Feldes ungleich schwieriger ist als eine Neurodung, das Weiterziehen demnach zugleich im Interesse der Ackerbauer selbst liegt.

Jene Abhängigkeit führt aber

2. auch dazu, daß dieser primitive Ackerbau sich nur auf die Höhen und Bergabhänge beschränkt. „Aller Ackerbau kennt begreiflicherweise im Anfang nur eine Sommersaat." Den Sommer bringt nun der Hirt auf den Höhen zu oder, wo es keine gibt, in den nördlicher gelegenen Gegenden, weil ihm diese für sein Vieh

---

[1]) Peisker, a. a. O., S. 134; Východisko, S. 22; Hildebrand, Recht und Sitte auf den verschiedenen wirtschaftlichen Kulturstufen, S. 46 ff., bes. 57 ff.

[2]) Vgl. Hildebrand, a. a. O., S. 29 ff. Als Ergänzung können die treffenden Schilderungen Pouquevilles über das Leben der rumänischen Wanderhirten am Balkan bei Peisker, Slovo o zádruze, S. 29, Anm. 50, dienen.

[3]) Verschuldung ist hier ausgeschlossen. Hildebrand, a. a. O., S. 89.

[4]) Vgl. Hildebrand, a. a. O., S. 46 f.

[5]) Hildebrand, a. a. O., S. 26.

verhältnismäßig reichlichere Ernährungsquellen bieten als die Ebene, deren Grasertrag ihm überdies den lohnendsten Heuschlag — und dessen bedarf er ja für die Überwinterung der Herde — verspricht. Hat so der Hirt ein Interesse daran, daß der Ackerbauer mit ihm auf die Höhen ziehe, so ist dieser um so lieber dazu bereit, da ihm in dieser Zeit, als man eine eingehende Drainierung noch nicht verstand, das hohe Land, das sich selbst drainiert, mit seinem felsigen Boden und dem raschen Wasserablaufe dienlicher ist, als die Niederung mit ihrer Feuchtigkeit und Überschwemmungsgefahr. All dies bewirkt, daß der erste Ackerbau eben an Bergabhängen beginnt.[1])

Aber bei dieser Übereinstimmung der Interessen beider Schichten konnte es nicht immer bleiben. Sie mußte mit dem Augenblicke ein Ende haben, als durch fortschreitende Rodung das unbebaute Land immer kleiner wurde und die zahlreicher gewordene Ackerbauerschichte eine Einengung des Weiderevieres der Supanen erforderte.[2]) Es mußte zu Konflikten kommen, und daß in der Tat irgendwo im Slawenlande die Ackerbauerschichte, von äußerster Not getrieben, sich ihrer Herren (der Supanen) mit Gewalt entledigt und einen Bauernstaat gegründet oder doch nach siegreichem Kampfe die Macht der herrschenden Schichte bedeutend beschränkt habe, dafür besitzen wir positive Anhaltspunkte.

Einer von diesen ist das in jüngster Zeit vielumstrittene und sehr verschieden erklärte Zeremoniell bei der kärntnischen Herzogseinsetzung,[3]) der zweite die bäuerliche Abkunft des böhmischen Königsgeschlechtes.

Nach der Feststellung, die wir — „für alle Zeiten unanfechtbar“ [4]) — Puntschart[5]) verdanken, zerfielen die dabei üblichen Zeremonien in drei Gruppen. Vormittags wurde

[1]) Hildebrand, a. a. O., S. 54 ff.; Peisker, „Východisko“, S. 22. — Vgl. außer den bei Hildebrand a. a. O. angeführten Berichten noch folgende Belege:

„Er (= der Boer Transvaals) ist selten Ackerbauer, meist Viehzüchter, und zwar letzteres in großem Maßstabe. Man begegnet bisweilen Boers, deren Viehbestand mehr als tausend gehörnte Häupter umfaßt. Diese Menge Vieh grast auch einen umfangreichen Weideplatz rasch ab und der Besitzer derselben ist daher zu stetem Umherziehen genötigt. Meist hält er sich während der Regenzeit, des sogenannten Winters, mehr im Flachlande, während des Sommers in den höher gelegenen Landschaften auf.“ Hauptmann Dr. L. Lange, „Die militärische Lage in Südafrika“ in der Wiener Revue „Die Zeit“, Nr. 276 vom 13. Jänner 1900.

„(Die Sitte), daß der Transvaal-Boere alljährlich mit Einbruch des Winters mit all seinem Vieh, seinen Ochsenwagen und seiner Familie in das warme Buschfeld zieht, d. h. in das unter und nördlich dem 25. Breitengrade gelegene Tiefland, wo halbtropische Vegetation und daher im Winter frische Weide ist. Diese Sitte ist so eingewurzelt, daß die Herden, sollte der Bauer ihnen einmal zu lange mit dem Trekken ins „Winterfeld“ zuwarten, von selbst den ihnen wohlbekannten meilenweiten Weg nach den gewohnten Weideplätzen im Buschfeld antreten und zurücklegen.“ „Münchner Allgemeine Zeitung“ vom 29. November 1900, Nr. 329 (Abendblatt), im Artikel „Die gegenwärtige Kriegslage in Südafrika“.

Schoenfeld hat neuerdings (1902) in seiner Arbeit über den isländischen Bauernhof zur Sagazeit (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker, herausgegeben von A. Brandl, E. Martin, E. Schmidt, 91. Heft), gezeigt, daß damals die isländische Landwirtschaft ausschließlich Viehzucht- und Weidewirtschaft war, so daß die einzelnen Güter infolge des wenig intensiven Betriebes einen ziemlich bedeutenden Umfang hatten. Inmitten des Gutes lag der Hof, weiter oben auf den Berghalden aber der Sommerhof. (Vgl. auch Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ 1902, Nr. 256.)

[2]) Peisker, a. a. O., S. 23.

[3]) Peisker, a. a. O., S. 24 ff.; Puntschart, Herzogseinsetzung und Huldigung in Kärnten, bes. S. 204 ff. Da die von Peisker aufgestellte und von Puntschart übernommene und näher ausgeführte Erklärung vielfach Widerspruch erregt hat, glaubte ich namentlich gegenüber den Ausführungen von Goldmann: „Die Einführung der deutschen Herzogsgeschlechter Kärntens in den slowenischen Stammesverband“ (Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, herausgegeben von Dr. Otto Gierke, Heft 68) mein Festhalten an jener näher begründen zu müssen.

[4]) v. Wretschko, „Gött. gel. Anz.“ 1900, S. 937.

[5]) a. a. O., S. 110.

am Fürstensteine zu Karnburg die Herzogseinsetzung vorgenommen, darauf folgte die kirchliche Feier und das Inthronisationsmahl zu Maria-Saal, nachmittags aber verlieh der Herzog beim Herzogsstuhl auf dem Zollfelde die Lehen und empfing die Huldigung.

Was den Rechtsgehalt des Aktes am Fürstensteine betrifft, so erfolgt durch diese Vorgänge sicher die Übertragung der Herrschaft über das Land durch den Herzogsbauer, der als deren zeitweiliger formaler Inhaber erscheint, an den Herzog. Mit der Zeremonie am Fürstenstein ist die **Einsetzung** vollendet und **rechtswirksam.**[1])

Betrachten wir nun die Vorgänge am Fürstensteine näher, so ist es ziemlich sicher, daß sie nicht von allem Anfange an so gewesen sind, wie sie uns die ältesten Berichte schildern.

Zunächst ist der Schwertritus als spätere Zutat auszuscheiden, da er sehr wahrscheinlich auf eine ähnliche Zeremonie bei der mittelalterlichen Kaiserkrönung zurückgeht.[2])

Ebenso dürfte für das sogenannte Prüfungsverfahren, wenigstens soweit die zweite Frage in Betracht kommt, eine Anlehnung an die für die deutsche Königskrönung üblichen Formeln anzunehmen sein.[3])

Was übrig bleibt, ist merkwürdig genug. Der Herzog nähert sich dem Fürstensteine, nachdem ihm vorher bäuerliche Kleidung[4]) angelegt worden war.

In den Händen führt er selbst[5]) einen scheckigen Stier und eine schwarz-weiß gefleckte Stute, die bisher noch auf der Weide gegangen ist. Aber trotz dieses bäuerlichen Anzuges erscheint er als Herrscher, als derjenige, den des Reiches Vogt

---

[1]) Das läßt sich durch Johanns v. Viktring Worte: *„[Karinthiani] dicunt nullum principem terre sue rite posse concedere feoda vel iudicia exercere, nisi in eo priscarum consuetudinum lex servetur, ut scilicet super sedem suam sollempniter collocetur“* meines Erachtens außer Zweifel stellen. Puntschart, a. a. O., S. 144, hat *„sedem suam“* auf den Herzogsstuhl bezogen und daraus geschlossen, daß der Herzog, um Lehensherr und Richter zu sein, in diesen Funktionen vor dem Volke erscheinen müsse, so daß erst durch das Sitzen am Herzogsstuhle die Herzogsgewalt eine vollwirksame wird. Allein das sagt Johann v. Viktring nicht! Das Sitzen auf dem Herzogsstuhle heißt ja eben *concedere feoda vel iudicia exercere“;* wäre Puntscharts Interpretation richtig, so würde der Abt sagen, der Herzog dürfe nicht früher auf dem Herzogsstuhle Platz nehmen, bevor er sich nicht darauf gesetzt habe!? *„Sedem suam“* kann also nur auf den Fürstenstein bezogen werden (so auch Pappenheim, „Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte“, S. 20, 313, und v. Wretschko, a. a. O., S. 950, Anm.), wofür auch das *„collocetur“* spricht; denn auf den Fürstenstein wird der Herzog durch Vermittlung des Herzogsbauers gesetzt, auf dem Herzogsstuhle läßt er sich jedoch selbstherrlich nieder. Wenn der Herzog, auf dem Herzogsstuhle sitzend, Lehen verleiht und Recht spricht, so muß er dazu bereits ein Recht haben *(posse),* jene *„collocatio“* muß also bereits vorangegangen sein. — Damit erledigen sich auch die Ausführungen Goldmanns, a. a. O., S. 26, Anm. 1, der sich in der Interpretation der Stelle Puntschart anschließt.

[2]) Das hat meines Erachtens Goldmann, a. a. O., S. 19 ff., zutreffend ausgeführt.

[3]) v. Wretschko, a. a. O., S. 939, Anm. 2, S. 949, Anm. 1. Ist das Prüfungsverfahren fremde Zutat, dann muß auch der Garantievertrag des Herzogsbauers mit dem Pfalzgrafen und den beiden freien Herren (nicht Landherren, weil darunter auch Ministerialen verstanden werden können — v. Luschin, Österreichische Reichsgeschichte, S. 231 —, der Reimchronist aber Herren von freier Art nennt), soweit er die Qualifikation des Herzogs betraf, späteren Ursprunges sein. Vgl. S. 77, Anm. 2.

[4]) Daß dazu auch der Stab gehört, vgl. Goldmann, a. a. O., S. 133, Anm. 4. Bloße Kombination Goldmanns ist es (a. a. O., S. 145), daß die bäuerliche Kleidung gewählt wurde, weil sie den Typus der slowenischen Volkstracht darstelle. Maßgebend war nicht, daß sie slowenisch, sondern daß sie bäuerlich war.

[5]) So noch nach dem Berichte des Reimchronisten und Johanns v. Viktring. Vgl. Puntschart, a. a. O., S. 32 und 47. Danach ist also die Angabe, daß die Tiere dem Herzog zur Seite geführt werden, bei Puntschart, S. 100, Goldmann, S. 4, richtigzustellen.

dahergesandt habe, als der Fürst des Landes[1]) kraft der Bestallung oder Belehnung durch den deutschen König. Aber diese allein genügt nicht zum Erwerbe der herzoglichen Gewalt. Er muß sie sich vielmehr noch durch die Hingabe der mitgeführten Tiere, der Bauerntracht und einer Summe von 60 Pfennigen vom Herzogsbauer erkaufen.[2]) Der Bauer erscheint also als der rechtmäßige Inhaber des Sitzes am Fürstensteine. Erst nachdem er ein Entgelt erhalten, räumt er seinen Platz dem Herzoge ein, nachdem er zuvor noch dem Herzoge einen Backenstreich gegeben hatte. Dieser nimmt nun den Sitz am Fürstensteine ein und tut auch einen Trunk frischen Wassers aus einem Bauernhute. Zugleich werden (um den Zweck zu markieren?) von jemandem, der dazu rechtlich bestellt ist, eine Reihe von häuserartig geformten Holzstößen[3]) in Brand gesetzt.

Daß der Sitz am Fürstensteine, bzw. daß der Fürstenstein den Besitz des Landes bzw. der Herzogsgewalt versinnbildliche, ist klar in den oben (S. 76, Anm. 1) angeführten Worten Johanns v. Viktring ausgesprochen. Die *„collocatio“* auf dem Fürstensteine macht die Gewalt des Herzogs erst vollwirksam.

Wir haben also in dem Akte am Fürstensteine ohne Zweifel die Herzogseinsetzung zu sehen. Daß dies richtig ist, ersieht man auch aus dem Umstande, daß sich an die Herrschaftsübertragung durch den Herzogsbauer Handlungen von seiten des Herzogs anschlossen, „die man als symbolische Ausübung eines Herrscherrechtes zu bezeichnen“ das volle Recht hat.[4]) Denn das angezündete Feuer kann am besten als Besitzhandlung, als Symbol der Landnahme aufgefaßt werden,[5]) ebenso

---

[1]) Dieses in der Antwort auf die erste Frage des Bauers scharf betonte Moment möchte ich namentlich gegenüber der von Goldmann, a. a. O., S. 37 ff., entwickelten Ansicht besonders hervorheben; denn diese erste Frage hat mit dem von der Königskrönung entlehnten Prüfungsverfahren (Goldmann, S. 40 ff.) gar nichts zu tun, wie ja Goldmann im anderen Zusammenhange (a. a. O., S. 204 f.) stillschweigend selbst zugeben muß.

[2]) Die Zusicherung der Abgabenfreiheit, die überdies üblich war, kann naturgemäß auch erst Zutat aus der Zeit nach der deutschen Landnahme sein, ebenso wahrscheinlich auch die 60 Pfennige. — Wenn Goldmann, a. a. O., S. 73 ff., aus der Farbe der Tiere schließt, daß sie Opfertiere seien, ist dies nicht absolut notwendig. Wenn auch zugegeben wird, daß solche Tiere oft bei sakralen Handlungen verwendet wurden, so folgt daraus zunächst nur, daß Tiere mit derlei Merkmalen als besonders hervorragend und wertvoll galten. Der Schluß, den Goldmann, a. a. O., S. 85, daraus zieht, daß die kärntnische Zeremonie ein von sakralen Vorstellungen beeinflußter Akt gewesen sei, ist also zumindest nicht zwingend. — Der Garantievertrag, von dem oben (S. 76, Anm. 3) die Rede war, dürfte sich meines Erachtens zunächst nur auf das vom Bauer beanspruchte Entgelt bezogen haben, indem das Geleite des Herzogs sich für die zukünftige Erfüllung der Schuld verbürgte. Der Vertrag des Bauers mit dem Herzoge ist nämlich nur zum Teile ein Bargeschäft, denn er wird nicht durchaus Zug um Zug erfüllt. Der Bauer erhält nur die Tiere (und wohl auch das Geld sofort), die Kleidung aber trägt der Herzog bis zum Inthronisationsmahle (Puntschart, S. 101); und die Abgabenfreiheit, wenn wir auch die noch heranziehen wollen, äußert sich erst recht in der Zukunft! Vgl. dazu die Bemerkungen bei Brunner, deutsche Rechtsgeschichte, II, S. 272, über Anwendung der Wadia bei Abschluß von Vassalitätsverträgen.

[3]) So richtig Goldmann, a. a. O., S. 88 ff., gegen Puntschart, a. a. O., S. 241, der die *„foci“* Johanns v. Viktring als Wohnstätten faßt. Die Erklärung freilich, die Goldmann a. a. O. für das Anzünden von Feuer gibt, ist abzulehnen.

[4]) Das Folgende namentlich gegen Goldmann, a. a. O., 35 f.

[5]) Vgl. v. Amira, Grundriß des germanischen Rechtes, 2, S. 123 (173). — Ich glaube damit eine richtigere, schon weil einfachere und in das Gesamtbild der Zeremonie sich besser einfügende Erklärung des sogenannten Brennrechtes gefunden zu haben, als es die bisher versuchten waren (Puntschart, a. a. O., S. 246 ff.). Die bei Goldmann, a. a. O., S. 87, Anm., mitgeteilte Erklärung Brunners berührt sich zum Teile mit der von Peisker, „Východisko“, 27, gegebenen. — Schon v. Zeißberg hat (vgl. Goldmann, S. 91) das Inbrandsetzen von Holzstößen als Besitzergreifungssymbol gedeutet.

wie auch der Wassertrunk als symbolische Okkupation der Gewässer seine Erklärung findet.[1])

Wenn dann am Nachmittage der Herzog — nicht mehr in bäuerlicher Kleidung, was zu beachten ist! — am Herzogsstuhle Lehen erteilt und Recht spricht, so ist dies kein Akt mehr, der zum Erwerbe der Herzogsgewalt notwendig ist, es ist vielmehr nur die erste und deswegen feierliche Ausübung der durch die vormittags erfolgte Einsetzung bereits fest erworbenen Herrschergewalt.[2])

---

[1]) So mit v. Zeißberg, a. a. O., trotz Goldmann, a. a. O.

[2]) Puntscharts (a. a. O., S. 143f.) Ansicht, daß der Akt am Herzogsstuhle zum Rechtserwerbe der herzoglichen Gewalt notwendig sei, stützt sich nur auf die oben bekämpfte und als unrichtig erwiesene Interpretation jener Stelle aus Johann v. Viktring. — Goldmanns Ausführungen, a. a. O., S. 27ff. und bes. S. 35f., ist durch den Nachweis, daß in der Fürstensteinzeremonie ein Einsetzungsakt liege, der Boden entzogen. Seine Ansicht, daß vielmehr in den Vorgängen am Herzogsstuhle die eigentliche Herzogseinsetzung zu suchen sei, während für den Fürstensteinakt eine andere Erklärung gefunden werden müsse, stützt Goldmann besonders auf seine (unrichtige) Interpretation der Johann v. Viktring-Stelle (vgl. a. a. O., S. 34, Anm.), ferner auf die (ebenfalls irrige) Erwägung, daß sich an die „angebliche Herrschaftsübertragung" am Fürstensteine keine Besitzhandlung angeschlossen habe. Die von Goldmann a. a. O., S. 30f., hervorgehobene Schwierigkeit, daß in Kärnten (nach Puntscharts Ansicht) das solenne Besteigen zweier Steinobjekte für den Regierungsantritt erforderlich gewesen wäre, während sonst in einer Reihe von indogermanischen Rechten nur die Besitznahme eines einzigen solchen vorgeschrieben wird, entfällt mit der Annahme, daß der Rechtserwerb nur im Vorgange am Fürstensteine enthalten ist und der Akt am Herzogsstuhle lediglich die Ausübung der bereits erworbenen herzoglichen Gewalt bedeutet. Auch was Goldmann, a. a. O., S. 35, nach Maciejowskis 1835 in deutscher Übersetzung erschienener „Slawischer Rechtsgeschichte" vom Richteramt als dem nach slawischer Rechtsanschauung wichtigsten Regentenrechte — übrigens, nebenbei bemerkt, ein bei Goldmann sehr beliebter Gedanke — und vom „stol oten" der Böhmen (S. 31 und 36) erzählt, ist einfach eine Fabel. Die bosnischen Richterstühle jedoch sind eben nur Richterstühle wie der Herzogsstuhl und keine Besitzsymbole; sie dürfen demnach nicht zum Beweise verwendet werden, daß dieser ein Besitzsymbol gewesen sei (Goldmann, a. a. O., S. 36). Von den bosnischen Stühlen weiß man übrigens außer ihrer bloßen Existenz gar nichts. Auch mit der zweiten Prämisse, daß der Fürstenstein ehemals eine Tischform gehabt habe (Goldmann, a. a. O., S. 42ff.), hat es kaum seine Richtigkeit; denn daß ältere (und zwar nicht einmal die ältesten) aus dem XVII. Jahrhundert stammende bildliche Darstellungen der Vorgänge am Fürstenstein diesen als Tisch erscheinen lassen, sowie daß S. M. Mayer 1821 in seiner „Kärntnerischen Zeitschrift" vom Hörensagen (!) berichtet, eine solche vielleicht (!) zum Fürstensteine gehörige Tischplatte wäre noch am Beginne des XIX. Jahrhunderts an der äußeren Mauer des Karnburger Kirche angelehnt gewesen, sind keine vollgültigen Beweise. Undenkbar wäre die Tischform allerdings nicht. Der Supan als Orientale brauchte zum Sitzen auf den kreuzförmig unterlegten Füßen einen tischbreiten Stuhl ohne Lehne. Gegen die Interpretation des Verses 19991 beim Reimchronisten durch Goldmann (gesidel = Fürstenstein, weil wegen seiner Tischform mehrere Leute darauf sitzen konnten) ist außer dem von Schönbach (bei Goldmann, a. a. O., S. 55, Anm. 2) geäußerten Bedenken, ebenso wie gegen die Erklärung des *„consedentibus"* bei Johann v. Viktring (Goldmann, a. a. O., S. 56ff.) vor allem einzuwenden, daß nach allen sonstigen glaubwürdigen Berichten nur der Herzogsbauer auf dem Fürstensteine sitzt und von einer Einräumung des Sitzes an den Herzog nur durch ihn die Rede ist. Auch daß der Herzogsstuhl im XIII. Jahrhundert noch kein „gesidel" gewesen sei, der Ausdruck des Reimchronisten also gar nicht auf ihn passen könne, hat Goldmann (a. a. O., S. 58ff.) keineswegs bewiesen. Zunächst beruht seine Anschauung, daß der sogenannte Pfalzgrafensitz der ältere und daß beide Sitze für Herzoge (bei Doppelherrschaften) bestimmt gewesen seien, zum größten Teile auf der schon gerügten Erklärung einer Stelle Johanns v. Viktring (vgl. oben, S. 76, Anm. 1 — s. Goldmann, S. 62). Für die Vermutung, daß der Ostsitz jünger sei, würde, freilich nur bei flüchtigem Zusehen — was Goldmann a. a. O. nicht berichtet hat — auch die auf diesem angebrachte Inschrift sprechen. Sie lautet nämlich, wie schon v. Jaksch („Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichte", S. 23, 312) bemerkt und wie ich mich im Sommer 1902 durch persönlichen Augenschein überzeugte, deutlich im Schriftcharakter des XIV. Jahrhunderts: RVDOLFVS DVX, kann also nur auf Herzog Rudolf IV. bezogen werden. Freilich kann dies für das Alter des Sitzes keinen Ausschlag geben und mag vielleicht so erklärt werden, daß Rudolf, der ja bekanntlich auf die Wahrung seiner Würde stets bedacht war,

Wie sind nun diese Vorgänge zu erklären?

Zu beachten ist,[1]) daß die Übertragung der Herrschaft an den Herzog durch einen Bauer geschieht, der als ihr rechtmäßiger, wenn auch nur formaler Inhaber erscheint. Ferner, daß der Herzog während des ganzen Einsetzungsaktes bäuerliche — nicht slowenische, wie Goldmann wissen will! — Kleidung trägt und trotzdem als Herrscher auftritt, in Bauerntracht vom Lande Besitz nimmt. Mit anderen Worten: die Herzogsgewalt in Kärnten gebührt einem Bauer,[2]) der kärntnische Herzog ist ein Bauernherzog.

In diesem Gesamtbilde wirkt ein einziger Zug scheinbar störend. Der Herzog führt nämlich zwei stattliche Zuchttiere — Repräsentanten der Viehzucht[3]) — mit sich, die er als Entgelt für die Herrschaftsübertragung dem Bauer schließlich überläßt. Wie reimt sich dies mit der sonst so starken Betonung des Ackerbaues?

Die Lösung ist einfach, wenn wir die bereits erörterte altslawische Gesellschaftsgliederung heranziehen.

Wir haben gesehen, daß sich Viehzüchter als herrschende und Ackerbauer als beherrschte Schichte gegenübergestanden sind. Wenn nun die beiderseitigen wirtschaftlichen Interessen, wie gezeigt wurde, im Laufe der Entwicklung zu Konflikten führen müssen, so war es doch keineswegs notwendig — das heutige Kärnten und Böhmen beweisen es —, daß bei diesen Zusammenstößen die Ackerbauerschichte, selbst wo sie die stärkere war und den Sieg davontrug, die Viehzüchter- und Hirten-

---

durch Einmeißelung seines Namens den Ostsitz als den eigentlichen Herzogssitz — das war er ja nach Puntschart, a. a. O., S. 101 — kennzeichnen ließ. In diesem Falle spräche die Inschrift allerdings gegen Goldmanns Annahme. Für die Richtigkeit der Puntschart'schen Ansicht, daß beide Sitze alt sind und der Ostsitz dem Herzog, der Westsitz dem Pfalzgrafen gebühre, spricht schon die Kontinuität des kärntnischen Pfalzgrafenamtes (Puntschart, S. 292ff., v. Jaksch, a. a. O., S. 329). Goldmann, a. a. O., S. 222ff., bestreitet zwar auch diese, doch mit wenig Glück. Das in der von v. Jaksch zuerst für diese Frage herangezogenen Urkunde von 1027 (Stumpf, Nr. 1948) *„walpoto“* wirklich Pfalzgraf bedeute, läßt schon der Umstand erkennen, daß darin Rechte *„ex parte ipsius ducatus“* (d. h. Kärntens) auf öffentliche Leistungen *(Fodrum!)*, die dem Herzog nur kraft Belehnung vom Reiche zustehen, geltend gemacht werden. — Da auf diese Weise die Prämissen, von denen Goldmann bei seiner Erklärung der kärntnischen Einsetzungszeremonien ausgeht, als unhaltbar erwiesen sind, stürzt natürlich auch das ganze auf ihnen aufgebaute erkünstelte (kunstvoll wahrlich nicht!) Gebäude ein. Die Ansicht, daß der Fürstenstein ein heidnisch-slawischer Tischaltar gewesen sei und die Vorgänge bei ihm den Zweck der Einführung der deutschen Herzoge in die „slowenische Volksgenossenschaft“ gehabt hätten, ist trotz des gelehrten — stellenweise wohl allzu phantastischen — Apparates, der zum Beweise aufgewendet wird, abzulehnen.

[1]) Vgl. zum folgenden auch Puntschart, a. a. O., S. 130ff. Daß ich von ihm mehrfach abweichen muß, ist nach den vorangeschickten Ausführungen selbstverständlich.

[2]) Nichts anderes als dies soll auch der Backenstreich bedeuten. Er ist ein Wahrzeichen der Herrschergewalt, die eigentlich dem Bauer zukommt. — Anderer Meinung Peisker, „Východisko“, S. 26; Puntschart, S. 139ff., und Goldmann, S. 164ff. — Er dürfte deutschrechtlichen Ursprunges sein. Vgl. Puntschart, a. a. O., S. 140, Anm. 4.

[3]) So zuerst Schönbach, „Mitteilungen des Institutes für österreichische Geschichte“, S. 21, 525. Mit Recht hält Peisker diese Wahrnehmung Schönbachs für eine große Errungenschaft: Der Kampf, nämlich der Bauernschichte gegen die Wanderhirtenschichte, galt vielleicht noch mehr als der Erlangung freien Bodenrechtes, der Erkämpfung eines bis dahin vorenthaltenen Weiderechtes. Durch Darreichung der zwei weidenden Zuchttiere wurde nun den Bauern dieses Weiderecht verbürgt und symbolisiert. Peisker fällt es auf, daß nicht ein Schaf dabei ist, und meint, daß damals und dort, wo die Zeremonie entstand, die Schaftrift — Schaf ist ja das Wanderhirtentier par excellence! — ein Regale der paktierenden Hirtenschicht auch noch weiter bestehen blieb. Die Zucht von Zugvieh wurde freigegeben, so daß den bäuerlichen Hakenpflug fortan nicht mehr die Menschen zu ziehen brauchten.

schichte vollkommen vernichtet hätte,[1]) weil der primitive Ackerbauer auf die Hilfe und Unterstützung des Hirten noch angewiesen ist, selbst wenn dieser nicht sein Herr ist.[2]) Es konnte daher der Sieg auch zu einer bloßen Beschränkung der früheren Herrscher führen; das geschah derart, daß man dem Supan, der, wie vielleicht zu vermuten ist, kraft eines einem bestimmten Supanengeschlechte zustehenden erblichen Rechtes zur Herrscherwürde im betreffenden Staatswesen gelangte, bei seiner Einsetzung zum Bewußtsein brachte, daß infolge jenes Bauernsieges seine Gewalt eine Gewalt von der Bauern Gnaden sei, er daher ihnen vielleicht ein freies Roderecht, bestimmt aber zumindest ein gewisses Recht auf Viehzucht — Rind, Pferd, Schwein — zu verbürgen hat.

Hier ist meines Erachtens der Ursprung der kärntnischen Zeremonie zu suchen; durch diese Annahme wird es verständlich, warum der Bauernherzog von Symbolen der Viehzucht umgeben ist und so wird es auch erklärlich, daß sich Supanen in gewissen Gegenden Karantaniens in bedeutender Zahl und in privilegierter Stellung wirklich erhalten haben.[3])

Und nun zur Sage von der bäuerlichen Abkunft der böhmischen Könige!

Was uns Cosmas darüber zu erzählen gewußt hatte, muß allerdings bedeutend eingeschränkt werden.[4]) Die von Pekař wieder zu Ehren gebrachte älteste böhmische Chronik aus dem Ausgange des X. Jahrhunderts, deren Verfasser Christian, der Sohn des Fürsten Boleslav II., ist, erzählt nur, daß die Slawen Böhmens nach der Gründung von Prag einen überaus scharfsinnigen und klugen Mann fanden — Přemysl —, dem das Ackerbauwesen wohl bekannt war, und daß sie ihn zum Walter über ihre Äcker *(gubernator agrorum)* setzten.[5]) Aus diesem kurzen und schlichten Berichte hat Cosmas, wie Brückner a. a. O. in bravouröser Analyse zeigt, größtenteils die böhmische Nationalsage zusammenphantasiert. Immerhin bleibt noch eine Möglichkeit offen, daß der eiserne „Tisch (= Pflug), an dem Přemysl [nach Cosmas] ißt, einer

[1]) Eine vollkommene Vernichtung (... chlap vítěz župana neživí! = „der siegreiche Bauer pardoniert den Župan nicht") nimmt Peisker („Východisko", S. 23) an.

[2]) Ein packendes Beispiel aus halbvergangener Zeit bietet der Balkan. Hier hat seit dem Mittelalter bis zum Berliner Kongreß eine scharf ausgeprägte Zweischichtung bestanden und sie besteht in reduziertem Maße noch heute. Die rumänischen Wanderhirten (Vlachen), die nie eine herrschende Schichte gebildet haben, zogen auf dem ganzen Balkan mit ihren Herden herum; wenn sie im Frühjahre auf die Höhen oder im Herbste in die Niederungen zogen, weideten ihre Herden auf den Stoppelfeldern und Brachäckern der Bauern und versorgten diese mit Dünger. Als dann nach dem Jahre 1878 die innerhalb des Balkangebietes errichteten neuen Staatsgrenzen dem unbeschränkten Nomadenleben der Vlachen ein Ende setzten, brach über die Ackerbauer eine wirtschaftliche Krise herein. Sie mußten sich entweder Vieh anschaffen, um Dünger zu haben, oder, wo dies angeht, rufen sie noch heutzutage die vlachischen Wanderhirten und bezahlen sie zu dem Zwecke, daß sie auf ihren Äckern mit den Herden übernachten und so den notwendigen Dünger beschaffen. Vgl. Peisker, Slovo o zádruze, 28 ff., vorzüglich auf Grund der Berichte von K. Jireček, Cesty po Bulharsku 133. In diesen Zusammenhang gehört auch Art. 82 des Gesetzbuches Stephan Dušans von 1349 (ed. Novaković, Belgrad 1898, S. 65; dazu S. 192 und 195), worin bestimmt wird: „Wenn in einem Dorfe (selo) ein Vlache oder Arbanase übernachtet hat, so darf in diesem Dorfe ein zweiter, der ihm folgt, nicht übernachten; tut er es dennoch mit Gewalt, hat er „potka" (= Streit) zu zahlen und für das Abgeweidete Ersatz zu leisten."

[3]) Anders erklären den teilweisen Weiterbestand der Supanenschichte Puntschart, a. a. O., S. 288, und Peisker, „Východisko", S. 27 ff. Die Schwierigkeiten, die nach Rachfahl, a. a. O., S. 210, Anm. 2, ihren Hypothesen entgegenstehen, werden bei unserer Annahme behoben.

[4]) Vgl. dazu A. Brückner, Allerlei Mystifikationen, Beilage zur „Münchner Allgemeinen Zeitung" 1903, Nr. 249 und 250, S. 218 ff. und 226 ff. Die von Goldmann, a. a. O., S. 145, zitierte Abhandlung ist eine dreiseitige Selbstanzeige: „O Piaście" von Piast, erschienen in den „Rozprawy" der historisch-philosophischen Sektion der Krakauer Akademie, Bd. 35.

[5]) Brückner, a. a. O., S. 220.

Volkstradition entstammt, daß die Bauernschuhe im fürstlichen Schlosse zu Vyšehrad an eine Zeremonie erinnern, wie sie bei der bekannten Einsetzung des Kärntner Herzogs im Schwange war".[1]) Diese Möglichkeit wird dadurch bedeutend gesichert, daß in der Tat noch im XIV. Jahrhundert Bastschuhe und eine aus Bast verfertigte Tasche zu Vyšehrad aufbewahrt und bei der Krönungszeremonie verwendet wurden.[2]) Ja noch mehr; diese Kleidungsstücke müssen schon zurzeit Cosmas dort vorhanden gewesen sein. Cosmas berichtet ja, daß Přemysl ihre Aufbewahrung befohlen habe, *„ut nostri posteri sciant, unde sint orti"*. Mag auch diese Angabe, soweit sie auf Přemysl Bezug nimmt, erdichtet sein, so hätte Cosmas sicherlich es bemerkt, falls die Kleidungsstücke zu seiner Zeit sich nicht tatsächlich vorgefunden hätten. Eine Tradition hat also sicherlich bestanden und der Gedanke an die bäuerliche Abkunft des böhmischen Herrschergeschlechtes lebte noch im XIV. Jahrhundert ebenso frisch in der Krönungszeremonie, wie dies analog in Kärnten (die Tradition von der bäuerlichen Herkunft der Herrschergewalt) der Fall war.

Auch in Böhmen wird der Ursprung der Zeremonie ähnlich zu erklären sein, wie jener der kärntnischen.[3]) Daß allerdings hier ein förmlicher Bauernstaat einst existierte, wird wohl anzunehmen sein (Přemysl — Ackerbauer!).[4])

Es fragt sich nun, was ist aus den bisherigen Feststellungen für die Erkenntnis der ältesten Verfassung Karantaniens zu entnehmen?

Wir haben ein Staatswesen vor uns, dessen Bevölkerung aus Viehzüchtern und Ackerbauern besteht. Die oberste Leitung ist in den Händen der herrschenden Hirtenschichte, sie ist überdies zumindest seit der ersten Hälfte des VIII. Jahrh. eine einheitliche, richtiger naturalisierte, slawisierte, nichtarische Schichte, denn als um 745 die Bayern Karantanien unterwarfen, stand an der Spitze der „Quarantani" ein „dux" namens Boruth.[5]) Diese Würde ist an ein Geschlecht — eine Supanensippe — gebunden und innerhalb dieses erblich;[6]) allein diese Erblichkeit ist „eine solche, daß sie die Wahl des Volkes nicht ausschließt", d. h. die Volkswahl trifft immer den zum Erbe Berufenen. Für eine Mitwirkung des Volkes spricht nicht nur, daß Cacatius, sowohl als Cheitmar *„petentibus eisdem Sclavis"* bzw. *„ipsis populis petentibus"* von den Bayern, die beide als Geiseln festhielten, nach Karantanien zurückgesendet werden; es wird überdies ausdrücklich betont, daß *„illi eum ducem fecerunt"* bzw. *„idem populi ducatum illi dederunt"*. Mit Bestimmtheit läßt sich diesen Andeutungen nicht nur entnehmen, daß die Karantaner Slawen ihre Fürsten wählten,[7]) sondern auch meines Erachtens, daß der Erwerb der Fürstenwürde an einen Akt der Herrschaftsübertragung *(dederunt!)* geknüpft war. Hätte ein einfacher Wahlakt vorgelegen, so hätte der Verfasser des „Conversio" wohl ungefähr von einem *„ducem eligere"* gesprochen und nicht den ganz außergewöhnlichen Ausdruck *„ducatum dare"* an-

---

[1]) Brückner, a. a. O., S. 226.

[2]) Peisker, „Východisko", S. 24.

[3]) Die Ausführungen Goldmanns, a. a. O., S. 137ff., sind durch die haltlosen Hypothesen Schreuers beeinflußt und deshalb ganz unannehmbar. Vgl. Goldmann, a. a. O., S. VIII (Berichtigungen und Nachträge).

[4]) Vgl. darüber ausführlich Peisker, a. a. O., S. 24ff.

[5]) „Conversio Bag. et Carant.", 4. („Mon Germ.", SS. 9, 7.) — Vgl. dazu Kos, „Gradivo za zgodovino Slovencev v srednjem veku", 1, 263, Nr. 220, und Puntschart, a. a. O., S. 263ff.

[6]) Auf Boruth folgt sein Sohn Karastus oder Cacatius; auf diesen dessen Vetter Cheitmar nach dem Berichte der „Conversio", c. 4.

[7]) Puntschart, a. a. O., S. 102 und 264.

gewendet. Diese Erwägung bestimmt mich anzunehmen, daß damals bereits — also um die Mitte des VIII. Jahrhunderts — ein ganz bestimmter Einsetzungsakt üblich gewesen sein muß, oder daß mit anderen Worten damals bereits die Zeremonie am Fürstensteine in ihrer oben entwickelten ursprünglichen Fassung bestanden hat.[1])

Dies waren also die Zustände in Karantanien, als die endgültige deutsche Landnahme unter Karls des Großen Herrschaft erfolgte.[2]) Eine neue Zeit ist es, die jetzt anbricht: andere Verfassungsverhältnisse, andere soziale Schichtungen, andere ökonomische Grundlagen, andere Wirtschaftsformen und eine ganz neue Verteilung von Grund und Boden.

Was zunächst die Verfassungsverhältnisse betrifft, so sind noch unter Karl die einheimischen slawischen Fürsten — der letzte (Woinimir) wird 796 genannt — durch fränkische Grafen ersetzt worden.[3]) Seit Arnulf taucht dann der kärntnische Herzogstitel wieder auf, um nicht mehr zu verschwinden.[4]) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß eben Arnulf der erste deutsche Fürst war, der sich der Zeremonie unterzog.[5]) Der Grund dafür, daß die deutsche Verfassung diesen sonderbaren Brauch übernommen hat, ist wohl weniger in den von Puntschart[6]) betonten Momenten zu suchen, als im allgemeinen Charakter des fränkischen Staatswesens. Die Franken

---

[1]) Einen ähnlichen Gedanken hat schon Chabert, „Denkschriften der Wiener Akademie" 1852, Bd. 3 und 111, ausgesprochen. Dagegen Puntschart, a. a. O., S. 102 und 264, doch ist seine Ansicht eben von der (oben, S. 80, Anm. 1) erwähnten Annahme beeinflußt, daß an Stelle eines ursprünglichen Supanenstaates im Wege einer Revolution ein reiner Bauernstaat getreten sei, in dem erst die Zeremonie sich entwickelt habe. Daß diese Annahme eines reinen Bauernstaates keine zwingende ist, hat die Analyse der Einsetzungsgebräuche ergeben. Die Berichte der „Conversio" über verschiedene *„carmulae"* und *„seditiones"* für den Beweis einer Revolution der Ackerbauer gegen die Supanen zu verwenden, geht nicht an. Selbst zugegeben, daß die Supanenschichte vorwiegend heidnisch, die Bauernschichte aber christlich gewesen wäre (Puntschart, a a. O., S. 268 und 272) — diese Anschauung ist ja durch die bekannte Ingosage genügend begründet (vgl. auch v. Jaksch, „Mitteilungen des Institutes für österreichische Geschichte", Bd. 23, 324f.) —, so ist gegen die Erklärung jener *„carmulae"* durch Puntschart (a. a. O., S. 236) einzuwenden, daß diese Aufstände, wie die Flucht der christlichen Priester beweist, vom heidnischen Slawenvolke gegen den christlichen Herrscher in Szene gesetzt wurden und mit dem Siege des Christentums enden. (Dazu Kos, a. a. O., S. 272, Anm. 7.) Man dürfte also höchstens annehmen, daß sie von der Supanenschichte ausgingen, die sich gegen den zwar aus ihr genommenen, aber durch bayerischen Einfluß bereits christianisierten Herrscher wandte, aber dann zugunsten des Christentums und damit zugunsten der vom Hause aus gar nicht beteiligten Bauernschichte ausfielen. Daß es kein Kampf einer Volksschichte gegen eine zweite war, zeigt schon die Bezeichnung *„carmula"* (vgl. v. Jaksch, „Mitteilungen des Institutes für österreichische Geschichte", Bd. 23, 324). Faßt man diese Aufstände, wie ausgeführt wurde, dann sprechen die Berichte der „Conversio" eher gegen Puntscharts Ansicht und für unsere Annahme. Denn wenn damals bereits der Kärntner „dux" ein Herrscher von der Bauern Gnaden, wenn auch seiner Abkunft nach ein Supan, war, so wird der Aufstand der Supanenschichte gegen ihn um so erklärlicher.

[2]) Puntschart, a. a. O., S. 277.

[3]) v. Luschin, Österreichische Reichsgeschichte, S. 47; v. Jaksch, a. a. O., S. 327. — Anderer Meinung Puntschart, a. a. O., S. 282.

[4]) Puntschart, a. a. O., S. 287ff., dazu v. Jaksch, a. a. O., S. 328.

[5]) Daß bis zur Arnulfingischen Periode die Idee des slawischen „Bauern"-Staates nicht geruht und daß bis dahin der slawisch-karantanische Staat bestanden habe, ist nicht — wie Puntschart a. a. O., S. 287, meint — absolut notwendig, um die Übernahme der Einsetzungszeremonie durch die Verfassung des deutschen Herzogtums zu erklären. Zwischen dem Auftreten Woinimirs und jenem Arnulfs liegen ja doch nur 84 Jahre, ein Zeitraum, innerhalb dessen die Tradition und die Erinnerung an die im slawischen Staatswesen des VIII. Jahrhunderts geübte Zeremonie unmöglich ganz verloren gehen konnte.

[6]) a. a. O., S. 275ff., 289f. Um so weniger können die Ausführungen Goldmanns, a. a. O., S. 128f., zutreffen.

haben ja selbst dort, wo sie als Eroberer ins Land kamen, möglichst die Individualität der unterworfenen Stämme und Völkerschaften zu wahren verstanden.

Einschneidender waren die Änderungen auf wirtschaftlichem Gebiete. Bis zur deutschen Landnahme haben wir die Fortdauer der Zweischichtung der slawischen Bevölkerung anzunehmen. Die Supanen hatten ihre Weidereviere vorzüglich in den Ebenen, die Ackerbauer ihr Ackerland an den Bergabhängen; weder die einen noch die anderen hatten feste Wohnsitze, jene wanderten mit ihren Herden, diese mit ihren Äckern herum. Will man das Recht der Supanen bzw. jenes der Ackerbauer in bezug auf den eben in Besitz genommenen, der ja stets wechselt, juristisch fassen, so muß festgehalten werden, daß es nur ein Besitzrecht oder ein Recht auf die Nutzung gewesen sein kann.[1]) Der nicht im faktischen Besitze oder Anbau befindliche Boden ist rechtlich *res nullius.*

Damit ist aber die Stellung der deutschen Eroberer gegeben. Herrenloser Grund und Boden unterliegt ja nach fränkischem Staatsrechte dem ausschließlichen Aneignungsrechte des Königs.

Man hat im wesentlichen den Supanen jenes Weideland, das sie eben im faktischen Besitze hatten, und den Ackerbauern das gerodete Ackerland belassen. Allerdings, wäre dies ganz im Sinne jenes staatsrechtlichen Grundsatzes geschehen, so hätte die deutsche Landnahme zu einer furchtbaren wirtschaftlichen Katastrophe führen müssen. Man halte sich nur vor Augen, was es für einen Wanderhirten und für einen an extensivsten Ackerbau gewöhnten Bauer bedeutet hätte, wenn man sie nur auf den gerade zurzeit besessenen Boden beschränkt hätte!

In der Tat haben wir Anhaltspunkte, daß ein anderer Weg eingeschlagen wurde. Ich habe seinerzeit schon in anderem Zusammenhange auf die bekannte Kremsmünsterer Urkunde vom Jahre 777 hingewiesen.[2]) Herzog Tassilo schenkt an Kremsmünster 10 hörige Slawenfamilien — eine *decania Sclavorum* — und bestimmt, sie sollen *„infra terminum manent, que coniuravit ille iopan qui vocatur Physso, et conduxit per gyrum illos nominantes Fater abbas et Arn presbyter et Chumperht iudex et Hleodro comes et Gaerperht iussi a summo principe Tassilone definire decreverunt et terminum posuerunt".*[3]) Die Bestimmung, daß die Dekanie fernerhin *„infra terminum"* bleiben soll, ist ein deutlicher Hinweis darauf, daß dies bisher nicht der Fall war, daß also eine Einengung ihres brennwirtschaftlichen[4]) Gebietes vorgenommen wurde. Man bediente sich dabei ganz offenbar der Form der Kundschaft und ließ durch den Supan[5]) eidlich bekräftigen, daß das der Dekanie angewiesene Land zu ihrem Unterhalte vollauf genüge.[6])

[1]) Vgl. dazu Hildebrand, a. a. O., S. 48, und andere Stellen.

[2]) Pettauer Studien, I, S. 189ff. Die Urkunde darf hier herangezogen werden, weil zurzeit des bayerischen Stammesherzogtums ebenfalls der Herzog ein ausschließliches Aneignungsrecht auf ungerodeten Boden gehabt hat. Vgl. v. Luschin, a. a. O., S. 59, Anm. 7.

[3]) Schumi, „Archiv für Heimatskunde", I, S. 4.

[4]) Es kann sich nur um diese Wirtschaftsform handeln, weil ja die ganze Gegend, um die es sich in der Urkunde handelt, nur zum geringsten Teile schon gerodet ist.

[5]) Warum schwört eben der Supan? Man hat ihn als Vorsteher der Dekanie fassen wollen (so Schumi, a. a. O., S. 18; Kos, a. a. O., S. 289, Anm. 7; S. 290, Anm. 1, u. a.; auch v. Luschin, a. a. O., S. 82, Anm. 2, scheint, wenn ich seine Bemerkungen richtig deute, an eine richterliche Stellung Physsos zu denken); allein mit Unrecht, im Gegenteile werden uns ja sogar andere Vorsteher der Dekanie genannt *(quos sub illos actores sunt qui vocantur Talivb et Sparuna!)* Die Schwierigkeiten lösen sich, wenn man den Supan Physso als den ehemaligen Herrn jener Dekanie und jetzt Leiter ihres brennwirtschaftlichen Turnus ansieht. Vgl. meine Ausführungen a. a. O.

[6]) Vgl. Pettauer Studien, I, S. 189.

Es scheint also, daß der Gesichtspunkt des unumgänglichen wirtschaftlichen Bedarfes für die Ordnung der wirtschaftlichen Verhältnisse nach der deutschen Landnahme maßgebend gewesen ist.

Für die Anwendung dieses Gesichtspunktes spricht auch der Umstand, daß der Supan, der als Hirte mehr Land brauchte, als der einzelne Ackerbauer, in der Tat, wie wir oben bei der Analyse der südsteierischen Verhältnisse gesehen haben, zweimal soviel Land erhielt, wie dieser. Ja noch mehr. Die zwei Hufen des Supans sind, wie Peisker flurkartenmäßig nachgewiesen hat,[1]) stellenweise geschlossene Königshufen (zu rund 48 Hektar), während die übrigen Hufen nur als Volkhufen von einem viel kleineren Maßstabe erscheinen. In der Hand des Supans ist also ein recht ansehnlicher Besitz vereinigt.

An der gruppenweisen Abhängigkeit der Bauern von den Supanen wurde durch die deutsche Landnahme prinzipiell nichts geändert. Erst allmählich ist eine Verteilung der Bauernschaft unter die Supanen, wohl nach dem Verhältnisse der Parentel, vorgenommen worden.[2])

Auch sonst sind, wie wir gesehen haben, die Supanen selbst innerhalb des eingeengten Weiderevieres noch bis ins XIII. Jahrhundert stellenweise Hirten geblieben und ebenso haben die Ackerbauer innerhalb der eingeengten Dorfgemarkungen noch im XIV. Jahrhundert extensiv gewirtschaftet.[3])

III.

Aus der Untersuchung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse bei den Alpenslawen in der Zeit vor der deutschen Landnahme hat es sich ergeben, daß sie nur einen primitiven Ackerbau kannten und daß ihre Siedelungen daher nur auf die Bergabhänge beschränkt gewesen sein konnten. In der Tat, lassen sich alte slawische Niederlassungen, wie wir gesehen haben, in den Ebenen und Flußtälern keineswegs nachweisen. Diese können demnach erst nach der deutschen Landnahme besiedelt worden sein. Es müssen sich daher, wenn unsere Annahme richtig sein soll, deutsche Einflüsse bei ihrer Kolonisation nachweisen lassen.

Wenn wir uns nun dieser Seite der Frage zuwenden, so ist uns der Weg insofern gewiesen, als im Deutschen Reiche bekanntlich ebenso, wie seinerzeit im fränkischen, das ausschließliche Recht des Reiches bzw. des Königs auf herrenloses Land bestanden hat, so daß nur der König das Recht hatte, nicht in Privatbesitz übergegangenen Grund und Boden sich anzueignen.[4]) Schon von der bisherigen Forschung ist nachgewiesen worden, wie ganz diesem Grundsatze gemäß der eroberte Grund und Boden in den östlichen und südöstlichen Marken des Deutschen Reiches als königliches Eigentum betrachtet worden ist und wie man namentlich das unbebaute und ertragslose Land hier durchweg zum Königsgute geschlagen hat.[5])

Auf österreichischem Boden besitzen wir dafür sogar urkundliche Anhaltspunkte in dem vielbesprochenen Passauer Placitum aus den Jahren 985—991. Herzog Heinrich II. von Bayern läßt damals auf einem Gerichtstage durch Weisung der Märker

---

[1]) Historische Landeskommission für Steiermark, II. Bericht, S. 17.

[2]) Diese Punkte begründet, meines Erachtens zutreffend, ausführlicher Peisker, Altslaw. Župa, S. 138f.

[3]) Vgl. oben S. 70, Anm. 1.

[4]) Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, 4. Aufl., S. 208 bzw. 532ff.

[5]) v. Inama-Sternegg, Deutsche Wirtschaftsgeschichte, S. 2, 115ff.; v. Luschin-Ebengreuth, Österreichische Reichsgeschichte, S. 58ff.

feststellen, *„quod iure uniuscuiusque proprium esset de illis praediis, quae tunc sub ditione tenebantur dominica“*.[1])

Wir sehen also; der Vorgang bei der zweiten deutschen Landnahme im X. Jahrhundert war der, daß man zunächst das ganze eroberte Gebiet als Krongut behandelt hat; denn nichts anderes als dies will ja der Ausdruck *„sub ditione dominica“* besagen.[2])

Dabei ist es allerdings nicht geblieben. Die weltlichen und kirchlichen Grundbesitzer, die in jenen Gebieten schon zurzeit der ersten Landnahme unter Karl dem Großen und seinen Nachfolgern Güter erworben, sie jedoch dann, als das deutsche Element vor den Ungarn zurückweichen mußte, wieder verloren hatten, haben ihre hergebrachten alten Rechte neuerlich geltend gemacht. Einmal hat sich sicherlich noch in der Tradition die Kenntnis vom Besitzstande zu Beginn des X. Jahrhunderts erhalten und war also dessen Rekonstruktion im Wege der Kundschaft möglich; anderseits aber konnten namentlich Kirchen und Klöster ihre Ansprüche auf alte Schenkungsurkunden stützen, die sich in ihren Archiven erhalten hatten. Daß man selbst Fälschungen hiebei nicht gescheut hat, ist hinlänglich bekannt.[3])

Wurde aus jenem ganzen ursprünglich als Krongut behandelten Komplex zunächst ein beträchtlicher Teil zugunsten der geistlichen und weltlichen Grundherren ausgeschieden, so ist anderseits auch den früheren slawischen Besitzern ihr Grund ähnlich, wie unter den Karolingern,[4]) auch diesmal vielfach belassen werden. Dies läßt sich mit einiger Sicherheit daraus entnehmen, daß sich solche slawische Grundeigentümer noch späterhin nachweisen lassen.[5]) Die große Masse der slawischen Einwohner ist allerdings ohne Zweifel in tiefe Knechtschaft oder doch zinspflichtige Abhängigkeit verfallen.[6])

Wie bedeutend trotz dieser vorgenommenen Ausscheidungen die durch die Landnahme erfolgte Vermehrung des königlichen Grundbesitzes gewesen ist, erweisen die zahlreichen Vergabungen von Krongut an die Großen des Reiches, an weltliche und kirchliche Grundherren in den nächsten Jahrhunderten.[7])

Für unsere Zwecke ist nun die Frage aufzuwerfen, ob denn in der Tat sich Anhaltspunkte dafür finden lassen, daß dieses Krongut ganz besonders auf die ebenen Gebiete und die Flußtäler sich erstreckt hat. Läßt sich dies nachweisen, so werden wir daraus schließen können, daß diese Gegenden zurzeit der Landnahme noch unbesiedelt waren. Ist dies einmal festgestellt, so liegt die Vermutung nahe, daß sie erst von deutschen Grundherren kolonisiert wurden. Nach dieser Richtung hin wird dann die weitere Untersuchung zu führen sein.

---

[1]) „Monumenta Boica“, Bd. 28b, 86, Nr. 116 bzw. 208, Nr 7. — Die längere Zeit bezweifelte Echtheit des Placitum dürfte jetzt nach den Ausführungen Uhlirz („Mitteilungen des Institutes für österreichische Geschichtsforschung“, Bd. 3, 217) und Lampel („Blätter des Vereines für Landeskunde Niederösterreichs“ 1896, S. 55ff.) sichergestellt sein. Die Überlieferung des Stückes im Passauer *Codex trad. antiquissimus* weist — wie mir Herr Dr. Ziebermayer, ordentliches Mitglied des k. k. Institutes für österreichische Geschichtsforschung in Wien mitteilt — durchaus das Gepräge der Berengar'schen (1013—1045) Traditionen auf. Es ist also auch in paläographischer Beziehung ein Bedenken gegen die Echtheit nicht vorhanden.

[2]) Vgl. zum Sprachgebrauche v. Inama-Sternegg, a. a. O., Bd. 1, 212, Anm. 2.

[3]) Vgl. auch unten.

[4]) v. Luschin, a. a. O.

[5]) v. Luschin, a. a. O., S. 76; v. Krones, Verfassung und Verwaltung der Mark und des Herzogtums Steier, S. 29, Anm. 3; Puntschart, Herzogseinsetzung und Huldigung in Kärnten, S. 199ff.

[6]) v. Luschin, a. a. O.

[7]) Vgl. v. Luschin, a. a. O., S. 151, Anm. 2.

Wir beschränken uns im folgenden allerdings durchaus auf innerösterreichisches Gebiet.

Es ist hinlänglich bekannt, daß sich seit der Zeit der ersten Karolinger für das Fiskalland ein besonderes Maß ausgebildet hat, das bis ins XIII. Jahrhundert Geltung behielt und namentlich „in den königlichen Waldgebieten und insbesondere auch in den neugewonnenen Kolonisationsländern" in Anwendung kam, nämlich die regelmäßig 47—52 *ha* umfassende Königshufe.[1])

Aus Innerösterreich stehen uns über die Königshufe und über Königsgut überhaupt eine Reihe von Nachrichten zur Verfügung, die ich hier zusammenstelle:

A. Steiermark.

1. 859, Oktober 1., Ranshofen. König Ludwig der Deutsche schenkt dem Grafen Witagowa *quasdam res proprietatis nostrae in Ademundi ualle .... id est mansos seruiles xii et pascua et siluas et aquas que in ipsa proprietate coniacent* zu freiem Eigen (im Ennstal bei Admont).
   v. Zahn, Urkundenbuch des Herzogtums Steiermark, I, Nr. 6.
2. 864, Oktober 2., Mattighofen. König Ludwig der Deutsche schenkt der Kirche von Salzburg *quasdam res proprietatis nostre ... consistentes in Pannonia, id est ad Labenza (Lafnitz) ad Wisitindorf de terra exartata, parata scilicet ad arandum mansos integros viii, id est ad unamquamque coloniam iugera xc et de silua undique in gyrum scilicet ac per omnes partes miliarium unum.*
   v. Zahn, l. c. I, Nr. 8. Über die Örtlichkeit vgl. v. Felicetti-Liebenfels in den Beiträgen zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen IX, 15. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen, II, 384, berechnet diese acht Hufen auf je 36 *ha*. Wenn bayerische Morgen (à 34·07 *a* cf. Meitzen, II, 560) zugrunde liegen, so würden sie sich auf 30·663 *ha* berechnen; beziehen sich hingegen die *„iugera xc"* auf österreichische Morgen, so hätten die acht Hufen je 51·804 *ha* umfaßt, wären also Königshufen gewesen.
3. 895, September 29., Ötting. König Arnolf schenkt seinem Getreuen Waltuni *quasdam res proprietatis nostre quas antea in beneficium habuit, in loco qui vocatur Thrusenthal, ac duobus castris in eo edificatis et nemus in monte Diehse et in Marchia iuxta Souwam tres regales mansus quod Richenburch dicitur, et aliud predium ultra fluvium Sowam Gurcheuelt nuncupato et in alio loco quicquid Ottelin habuit in beneficium in loco Undrina in comitatu Livpoldi in orientalibus partibus Charanta nominalis ... cum domibus et aliis edificiis campis pratis pascuis terris cultis et incultis silvis montibus et collibus* usw. (formelhaft).
   v. Jaksch, *Monumenta histor. duc. „Carinthiae", I, Nr. 3.* Die Güter liegen im Trixner Tal und am Berge Diex (nordwestlich bzw. nördlich von Völkermarkt in Kärnten), zu Reichenburg in Untersteiermark, zu Gurkfeld in Unterkrain und zu Ingering (nordöstlich Judenburg) in Obersteiermark.
4. 904, März 10., Ingolstadt. König Ludwig IV. (das Kind) schenkt Arpo, dem Sohne seines lieben Grafen Otachar, 20 Hufen mit einem ummauerten Hof zu Zlaten an der Mur (nordwestlich Bruck) zu freiem Eigen mit dem Recht, sich hier oder in der Villa Göss oder anderweitig an beiden Ufern der Mur die geschenkten Hufen zu vermessen und zu ergänzen.
   v. Zahn, l. c., Nr. 13.
5. 970, März 7., Pavia. Otto I. schenkt der erzbischöflichen Kirche zu Salzburg *quędam nostri iuris predia in comitatu Marchuuardi marchionis nostri in plaga origentali constituta istisque vocabulis nuncupata, hoc est curtem Vduleniduor, lingua Sclavanisca sic vocatam, Theodiscę vero Nidrinhof nominatam, et L regales hobas ad eandem curtem pertinentes ubicumque sibi placuerit mensurandas pariterque etiam ut contiguum atque adiacens eidem curti nemus Svsil nuncupatum et ad civitatem Zûib, que modo suis colonis possessa inhabitatur, quicquid in ea nostrae potestatis rel regiminis esse deprehenditur, atque iuxta situm locum civitatis Lîpnizza vocatum, ea integritate qua hactenus in antecessorum nostrorum, regum sive imperatorum, videbantur teneri*

---

[1]) Über die Königshufe vgl. Meitzen, Volkshufe und Königshufe in ihren alten Maßverhältnissen, S. 39ff.; dessen Siedelung und Agrarwesen, Bd. 2, 554ff.; Bd. 3, 557ff.; Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter I/1, S. 348ff.; v. Inama-Sternegg, a. a. O., Bd. 1, 316; 2, 9f, 144f. — Daß die Königshufe nicht durchweg auf Fiskalland beschränkt blieb, ist mir wohlbekannt; vgl. das unten, Abschnitt IV, über die Königshufe Gesagte.

vestitura ... id est aecclesiis piscinis et piscationibus mancipiis utriusque sexus molendinis molendinorumque locis vineis agris pratis pascuis campis silvis bannisque silvarum montibus alpibus cultis et incultis usw. (formelhaft).

MG DDO I, Nr. 389. „Uduleniduor" erklärte v. Zahn, l. c. I, 25, als Udelsdorf bei Arnfels, im „Ortsnamenbuch der Steiermark im Mittelalter", 475, sagt er nur: Westsüdwestlich Leibnitz. Ferner handelt es sich hier um den Forst Sausal (nordwestlich Leibnitz zwischen der Laßnitz und Sulm), die Burg Zûib (Seckau bei Leibnitz, cf. Ortsnamenbuch 300) und Leibnitz.

6. 980, Oktober 24., Constanz. Otto II. schenkt dem Grafen Willihelm *de nostra proprietate* Güter in der Grafschaft Rachwins zwischen den Bergen Dobritsch (nördlich Heilenstein bei Cilli), Stenitz (südöstlich Weitenstein bei Lindeck) und Wresen (südwestlich Weitenstein) *cum ... areis terris cultis et incultis villis agris pratis campis pascuis silvis venationibus aquis aquarumve decursibus usw.* (formelhaft). *Si antem desit in spatio superius dicto, ut arrabilis terrae ad mensuram viginti regalium mansorum perveniri numerus non possit,* möge es in nächster Nähe ausgemessen werden.

v. Jaksch, *Mon. hist. duc. Carinthiae, I, Nr. 9.*

7. 985, Oktober 17., Ettenstadt. Otto III. schenkt *cuidam fideli nostro Rachuuin nominato de nostra proprietate — — quindecim mansos regales in villa Razuuai dicta sitos si ibi iuveniantur, si autem ibi iuveniri non possint, in proximis villis ubi suppleri valeant tollendos et in pago Zitdinesfeld vocato ac comitatu prefati Rachuuini comitis iacentes — — — — cum — — — — areis aedificiis terris cultis et incultis agris pratis campis pascuis silvis venationibus* usw. (formelhaft).

MG DDO III, Nr. 22. Razuuai ist Roßwein im Draufelde.

8. 1000, April 13., Quedlinburg. Otto III. schenkt dem Markgrafen Adalbero *centum mansos — — in provincia Karinthia ac in marchia comitatuque memorati marchionis Adalberonis sitos* (also in Obersteiermark) *ubicumque locorum terris eidem Adalberoni placuerit assumendos — — — cum omnibus utensilibus areis aedificiis terris cultis et incultis agris pratis campis pascuis silvis* usw. (formelhaft).

MG DDO III, Nr. 355.

9. 1005, Dezember 7., Merseburg. Heinrich II. schenkt der Kirche von Salzburg *quoddam nostri iuris predium Adamunta dictum in comitatu Adalberonis comitis in pago Ensitala situm .... cum omnibus appendiciis et utilitatibus eidem predio adiacentibus, cum patellis scilicet patellariisque locis et cum familia utriusque sexus (Admont).*

v. Zahn, Urkundenbuch, I, Nr. 34.

10. 1007, Mai 10., Bamberg. Heinrich II. schenkt der Kirche von Freising *quoddam iuris nostri predium Chatsa uulgo nominatum in provincia Karinthia situm cum familiis utriusque sexus, cortiferis (!), aedificiis, terris cultis et incultis, quesitis et inquirendis, rebus mobilibus et immobilibus, uiis et inuiis, exitibus et reditibus, aquis aquarumque decursibus, molendinis, piscationibus, siluis, venationibus, saginis, zidaluueidis, alpibus uallibus, paludibus omnibusque eidem prediis .... pertinentibus* (Katsch an der Mur in Obersteiermark).

v. Zahn, l. c. I, Nr. 35.

11. 1007, Mai 10., Bamberg. Heinrich II. schenkt der Kirche von Freising *quędam nostri iuris predia Uueliza et Linta uocitata in provincia Karinthia et in comitatu Adelberonis sita cum familiis utriusque sexus et cum curtiferis, areis, aedificiis, terris cultis et incultis, uiis et inuiis, exitibus et reditibus, quaesitis et inquirendis, rebus mobilibus seu immobilibus, aquis earumue decursibus, molis molendinis, piscationibus, siluis, saginis, venationibus, apum pascuis, paludibus, alpibus, uallibus, planiciebus et omnibus rebus ..... ad eandem cortim respicientibus* (Welz und Lind in Obersteiermark).

v. Zahn, l. c. I, Nr. 36.

12. 1016, April 15., Bamberg. Heinrich II. schenkt dem Grafen Willihelm von der Sann *predium quoddam ..... in villa quae dicitur Traskendorf* $\frac{a}{XXX}$ *regales mansos et insuper quicquid habemus inter fluenta Souuuę et Sounę Zôtle et Nirinę in pago Seuna in comitatu suo ... cum omnibus apertinentiis campis pratis pascuis silvis cum montibus et collibus ..... theloneis cum areis terris edifitiis* usw. (formelhaft).

v. Jaksch, l. c. I, Nr. 12. Die Urkunde ist eine aus den Jahren 1170—1171 stammende interpolierte Nachzeichnung eines Originaldiploms. Der Inhalt der Schenkung ist vollkommen sichergestellt und unterliegt keinem Zweifel.

13. 1023, Mai 16., Köln. Heinrich II. schenkt dem Kloster Göß *predium quale habemus in uilla Domiahc* (= Dimlach bei Kapfenberg) *dicto in pago qui uocatur Mûriza, im comitatu vero qui nuper fuit Turdogowi comitis,* zu freiem Eigen.
v. Zahn, l. c. Nr. 41.

14. 1023, Mai 16., Köln. Derselbe schenkt dem Kloster Göß sein Gut *iuxta fluuium Lomnicha* (= Laming bei Bruck an der Mur) ... *in pago Liubenetal* zu freiem Eigen.
v. Zahn, l. c, Nr. 42.

15. 1025, Mai 11., Bamberg. Konrad II. schenkt dem Grafen Willihelm *XXX regales mansos in comitatu ipsius quę nominatur Souna, et inter fluenta Gopriunizę, Chodinię et Oguanię et inter Gurkę et Souuuę sitos quos ipse in eiusdem marchie locis ad plenitudinem elegerit* (Pertinenzformel nahezu wie oben; *theloneis* ist auch hier aufgenommen).
v. Jaksch, l. c. I, Nr. 14. dazu die Bestätigung der Urkunden von 1016 und 1025 (Nr. 12 und 15) durch K. Konrad 1028, Dez. 30. Augsburg, a. a. O. I, Nr. 15.

16. 1025, Mai 12., Bamberg. Konrad II. schenkt der vornehmen Frau Beatrix *centum mansos nostrae proprietatis cum utriusque sexus mancipiis ... in loco Auelniz sitos* (Aflenz).
v. Zahn, l. c. I, Nr. 44.

17. 1036, Mai 9., Tribur. Konrad II. schenkt der Kirche von Salzburg *quandam curtem que uocatur Laznichoue, ibique in proximo regales mansos in agris, pratis, cum siluis ad singulos mansos determinatis, pascuis, uenacionibus, aquis aquarumque decursibus, piscacionibus, molendinis, exitibus et reditibus, areis, edificiis, ceteris eciam appendiciis* (Lassing im Ennstal).
v. Zahn, l. c. I, Nr. 49.

18. 1041, Mai 2., Speier. Heinrich III. schenkt seinem Getreuen Engelscalc *tres regales mansos in uallibus Ensetal et Baltal .... positos si ibi ex integro sint, sin autem ex hoc beneficio minus adimpleri possint in predicta ualle Baltal et conterminis eidem beneficio sitis* (Enns- und Paltental).
v. Zahn, l. c. I, Nr. 50.

19. 1042, November 8., Neuenburg am Rhein. Heinrich III. schenkt dem Markgrafen Gottfried *ii regalos mansos in loco Gestnic et in comitatu Hengest praedicti marchionis sitos cum omnibus suis pertinentiis, hoc est mancipiis Wengei, Stano, Trevino, Obolom aliisque ad eundem locum respicientibus areis, aedificiis, terris cultis et incultis runcandique licentia, cidelweida, agris pratis, campis, siluis .... si ibi sint, sin antem in nostro praedio quod praedicto loco Gestnic proximum adiacet minus quod erit, adimplentes* (Gösting bei Graz).
v. Zahn, l. c. I, Nr. 52.

20. 1043, Oktober 1., Regensburg. Heinrich III. schenkt seinem Getreuen Adalramm *tres mansos in loco qui dicitur Ramarsstetin* (Ramprechtesstetin) ... *sitos in Marchia* (in der Gegend von St. Florian an der Laßnitz?)
v. Zahn, l. c. I, Nr. 54.

21. 1045, Dezember 7., Frizlar. Heinrich III. schenkt der Salzburger Kirche *tale predium quale uisi sumus Livtoldasdorf habere, in comitatu Gotefridi marchionis et in foresto Svsel iuxta litus Losnicae fluminis situm* (Leitersdorf an der Laßnitz bei Preding).
v. Zahn, l. c. I, Nr. 55.

22. 1048, Oktober 2., Pöhlde. Heinrich III. bestätigt der Kirche von Bamberg eine Schenkung Heinrich II. betreffend *quoddam uidelicet prediolum Rottenmannun dictum ... in ualle pagoque Palta situm* (Rottenmann im Paltental).
v. Zahn, l. c. I, Nr. 56.

23. 1055, März 6., Regensburg. Heinrich III. schenkt der Kirche von Salzburg *quoddam predium et ęcclesiam que dicitur Strazkang ... et quicquid Botonis diiudicati atque proscripti erat inter fluuivm Mora et inter predictum locum Strazkang* (Straßgang bei Graz und Liegenschaften bis zur Mur).
v. Zahn, l. c. I, Nr. 60.

24. 1056, Februar 21., Mainz. Heinrich III. schenkt der Kirche von Brixen *cuiusdam Ebbonis predium uidelicet Odelisniz ceteraque bona sua omnia ... in marchia ... quoniam ipso maiestatis reo ... omnia bona sua nostrę potestati nostroque publico iuri adiudicata sunt* (Oisnitz bei Preding).
v. Zahn, l. c. I, Nr. 62.

25. 1056, Juli 3., Worms. Heinrich III. schenkt der Kirche von Salzburg *tres regales mansos in loco Gumbrahtdessteiden* (bei Deutsch-Landsberg?).
v. Zahn, l. c. I., Nr. 63.

26. 1058, Oktober 26., Weißenburg an der Rezat. Heinrich IV. schenkt seinem Getreuen Cuono *decem regales mansos in uilla Gvzbretdesdorf et deorsum Svarzaha et si ibi aliquid defuerit, sursum Svarzaha adimplendos* (südöstlich Wildon an der Schwarza).
v. Zahn, l. c. I, Nr. 65.

27. 1059, Juni 1., Goslar. Heinrich IV. schenkt der Kirche von Salzburg *quinque mansos inhabitatos ... in uilla autem Gunprechtesteten sitos, si ex integro in ęodem mensurari possent, sin antem minus in proximis superioribus eiusdem uillae partibus iuxta flumen Lonsinice in terra culta expletos* (siehe oben).
v. Zahn, l. c. I, Nr. 66.

28. 1060—1088..... Äbtissin Richardis von Göß überläßt dem Erzbischof Gebehard von Salzburg u. a. *duas Sclavenses hobas in comitatu Liubanę sitas* (bei Leoben).
v. Jaksch, l. c. I, Nr. 24.

29. c. 1065..... Bischof Ellenhard von Freising überläßt der Salzburger Kirche *mansum Sclauonicum in predicto predio Catzis in uilla que dicitus Peterdorf* (Peterdorf und Katsch).
v. Zahn, l. c. I, Nr. 67.

30. 1114, Jänner 17., Mainz. Herzog Heinrich II. von Kärnten erneuert und bestätigt seine Schenkungen an das Kloster St. Lambrecht, darunter *in ualle Auelence centum regales mansos* (Aflenz).
v. Zahn, l. c. I, Nr. 99.

31. c. 1128..... Markgraf Leopold von Steiermark schenkt seinem Ministerialen Rudiger *predium quoddam in Harperch* (Hartberg) *Bavarice mete decem videlicet et duos mansus sursum versus stratam Vngaricam a rivo Lauen dicto per Lungwiz alterum rivum tercium rivum Lauenze.*
v. Zahn, l. c, Nr. 120.

32. c. 1135—1139 werden erwähnt *duo,* bzw. *iiii mansus Bawarici apud Froscowe et ad Gerhohespach* (im Ennstal).
v. Zahn, l. c. I, Nr. 166, 169 und 178.

33. 1138, Februar..., Reun. Erzbischof Konrad I. von Salzburg erhält tauschweise von der Markgräfin Sophie zwei bayerische Huben zu Hundsdorf (bei Straßengel) und zu Weyer (bei Frohnleiten).
v. Zahn, l. c. Nr. 174.

34. 1140, April 26, o. O. Erzbischof Konrad I. von Salzburg widmet dem Kloster Reun gewisse Zehente und erhält dafür *vii Sclauonicos mansus, iiii Stoisgoisdorf et iii Mosen sitos* (Stögersdorf und Mosing im Kainachtal).
v. Zahn, l. c. Nr. 181.

35. 1147.... Bischof Roman von Gurk verpachtet seine Saline zu Hall (nördlich Admont) an das Kloster Admont. *„Hii antem sunt termini ad salinam supradictam pertinentes* (folgt die Grenzbeschreibung) *et in planicie campi XV iugera regalia cum tribus areis simul et pratis.*
v. Jaksch, l. c. Nr. 149.

36. c. 1150..... Der Vollfreie Koloman von Trofaiach tauscht mit dem Kloster Admont *molendinum unum apud Trepoch* (Traboch) *et tantum agri quod cum molendino mansum unum Sclauonicum apprecietur* gegen ein Gut im Liesingtale.
v. Zahn, l. c. Nr. 282. Vgl. c. 1160 *mansum unum apud Treuoch Nr. 409;* c. 1165 *hobam unam predii sui apud Treuoch Nr. 498;* c. 1175 *apud Treboch ii mansi ... item Treboch i mansus Nr. 575.*

37. 1160, April 16., Leoben. Das Kloster Seckau erwirbt im Tauschwege Liegenschaften zu Hauzenbichel und Schachendorf bei Knittelfeld gegen *quatuor mansuum Sclauonicorum in uilla posita iuxta Graece que Trasmestorf* (Trausdorf bei Graz) ... *Sunt autem hii mansus quos quidam nobilis homo Vrliuch prius possederat, sed uxor sua Judita Seccowensi ęcclesie postea potenti manu delegauit.*
v. Zahn, l. c. Nr. 404. Vgl. v. Zahn l. c. Nr. 183: 1140, 29. Juni bis 16. Juli.... Abt Trunto von Michelbeuern tritt *propter remocioris uię difficultatem simulque instantis anni sterilatitem mansum nostri cespitis apud Trasmedorf situm ... cuidam Urliugo preposito um* $6^1/_2$ ℔ (Silbers) ab.

38. 1172, ..., Leibnitz. Otto von Kulm widmet dem Kloster Admont u. a. *viii mansus Sclauonicos ad Chrotindorf* (Krottendorf bei St. Florian an der Laßnitz).
v. Zahn, l. c. Nr. 549.

39. 1210, Juli 30., St. Stephan in der Lobming. Ulrich von Stubenberch gestattet, daß zwei seiner Eigenleute, die Brüder Otakar und Heinrich Mûsezehel, dem Kloster Reun das Eigentum *unius*

mansi bauarici in villa Bacharn siti (Bachern bei Graz) überlassen *receptis a domino Engelberto abbate Runensi et fratribus eiusdem cenobii negotia prosequentibus duobus loco precii bawaricis mansis in villa que dicitur Leucensdorf* (Leuzendorf bei Graz) *constitutis* und 5 Mark und 40 Friesacher Pfennige.

v. Zahn, l. c. II, Nr. 105.

40. 1210, Oktober 24., Stallhofen. Herzog Leopold VI. bestätigt dem Kloster Reun u. a. *quatuor mansos bawaricos in villa Bremstede sitos* (Premstetten bei Graz).

v. Zahn, l. c. II, Nr. 108.

41. 1219, Jänner 9., Leibnitz. Erzbischof Eberhard II. von Salzburg beurkundet, daß zurzeit seines Vorgängers Konrad das Kloster Reun im Tauschwege von der Salzburger Kirche für *septem sclauonicos mansos, quatuor Stoigoistorf et tres Mosen sitos* Zehente zu Stangersdorf (nördlich Leibnitz), im Schierninggraben (südwestlich Gratwein) und Schütting (südwestlich Graz) erhalten habe.

v. Zahn, l. c. II, Nr. 162. Im Register reduziert v. Zahn Stoigoistorf auf Stögersdorf bei Söding, westlich von Graz im Kainachtale (ebenso Ortsnamenbuch 449); Mosen auf Mittelsteiermark, ohne sich für einen bestimmten Ort zu entscheiden; so auch Ortsnamenbuch 344 mit der Bemerkung „Kainachtal?“ Es ist das dicht bei Stögersdorf liegende Moosing. Vgl. oben, Nr. 34.

B. Kärnten.

42. 864, Jänner 6., Regensburg. König Ludwig der Deutsche schenkt der Salzburger Kirche und dem Erzbischof Adelwin *quasdam res proprietatis nostre ... in loco vocato Kurca, ubi predictus comes* (d. i. Graf Gundaker von Kärnten) *curiam olim habuit et mansiones, id est de territorio ad opus indominicatum ipsius episcopi colonias VI et servos quinque cum uxoribus et filiis quorum nomina sunt: Biula, Zirneu, Betaneo, Trebiznec, Nasmus, et manentes servos XV cum coloniis et uxoribus et filiis et aliis utensilibus — hec sunt autem nomina horum servorum: Wolato et frater eius, Zebedrach et frater eius, Ecbratonas, Domemus, Tiecosit, Chrotila, Turdazo, Godemus, Razemuzza, Zebemir, Zirna, Drasma — et molinam unam et colonias duas que fuerunt una Kameris altera Selitis, et unum montem cum silva per totum et vineam unam ... ex iure et dominacione nostra in ius et dominacionem predictorum sanctorum tradimus* (in und um Straßburg, dem nachmaligen Sitze des Bischofes von Gurk).

v. Jaksch, *Monumenta historica ducatus Carinthiae*, I, Nr. 1.

43. 878, September 9., Ranshofen. Karlmann schenkt der Kirche zu Ötting *quasdam res proprietatis nostre*, und zwar den Hof Treffen in Kärnten mit 19 Hörigen und 70 Mansen innerhalb angegebener Grenzen zu freiem Eigen.

Mühlbacher-Böhmer, Nr. 1491.

44. 888, März 19., Mosburg. Arnolf schenkt dem Kleriker Sigipold eine Hufe im Lavanttale in Kärnten, welche er früher zu Lehen hatte, zu freiem Eigen.

Mühlbacher-Böhmer, Nr. 1737.

45. 895, September 29., Ötting. Vgl. oben, Nr. 3.

46. 896, August 31., Ranshofen. Kaiser Arnolf schenkt *cuidam viro progenie bonae nobilitatis exorto Zuentibolch videlicet nominato Liutbaldi carissimi propinqui ac illustris nostri marchionis vassallo quasdam res iuris nostri hoc est in Charentariche in comitatu ipsius consanguinei nostri curtem que dicitur Gurca ... et quicquid isdem ... in Gurcatala et in alio loco qui dicitur Zulszah ... in beneficium habere visus est* (d. i. den Hof Gurk, Besitzungen im Gurktale und in Zeltschach, nordöstlich Friesach).

v. Jaksch, l. c. I, Nr. 4.

47. 898, September 4., Ranshofen. Kaiser Arnolf schenkt demselben *Zwentibolch quasdam res iuris nostri hoc est in Charintariche ... ab alpibus Glodnizze ad Desertas Alpes ad Coniuratum Fontem ad confluentia Milse in Motniz et exinde usque Entrichestanne* [d. i. ein Gebiet, welches sich erstreckte von den Glödnitzer Alpen (nordwestlich Gurk) über die *Desertae Alpes* bis zum Schwarnbrunn (südwestlich Murau in Steiermark), von dort bis zum Einflusse des Roß- oder Ingolstaler Baches in die Metnitz (nordwestlich Friesach) und von da bis Entrichestanne (wohl die Grebenzen, nordwestlich Friesach), also die späteren Gurker Herrschaften Metnitz und Grades].

v. Jaksch, l. c. I, Nr. 5. Die Urkunde ist eine Fälschung aus den Jahren 1172—1176. Als Vorlage diente ein echtes, nun vernichtetes Diplom Arnolfs. In meinem Regest berücksichtigte ich nur die im Original unzweifelhaft gestandenen Stellen. Über die Ortsbestimmungen, vgl. v. Felicetti-Liebenfels in den „Beiträgen zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen“, Bd. 9, 47 und 53, und v. Jaksch, l. c.

48. 945, Juni 4., Dahlum. Otto I. schenkt der Kirche zu Budistdorf *quasdam res proprietatis nostrae in Carantana regione sitas sub regimine Vuerianti . . . id est hobam unam dominicalem prope et oportune domni dei adiacentem cum mancipiis in eadem hoba tunc inibi manentibus nomine Budist, Namdrag, Zunevuel, Butigoi, Dobronega, item Dobronega, Gneouuas* zu Eigen.
MGDDO I, Nr. 67.

49. 953, Dezember 10., Schierling. Otto I. schenkt der Kirche von Salzburg *quoddam proprietatis nostre predium in regno Carentino . . . in loco Crapofelt* (Krapfeld) . . . *hoc est curtem quandam et castellum cum . . . mancipiis utriusque sexus alpis mansis edificiis silvis pratis* usw.
MGDDO I, Nr. 171.

50. 954, August 31., Regensburg. Otto I. schenkt dem Kleriker Thietpreht *hobas II proprietatis nostrae in loco Zuric in pago Crouuati et in ministerio Hartuuigi . . . quae sunt regales . . . et si plenitudo agrorum in illis hobis non invenitur, ubicumque iaceat quod nostrum sit in proximo, impleatur.*
MGDDO I, Nr. 173. (Sörg, westlich von St. Veit, s. Felicetti, Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen. Bd. V, 100.)

51. 961, Februar 13., Regensburg. Otto I. schenkt dem Kleriker Diotpert *predium quale habuimus . . . in pago Crauuti.*
MGDDO I, Nr. 221.

52. 965, April 3., Ingelheim. Otto I. schenkt Negomir, einem Vasallen des Bischofs Abraham von Freising, *proprietatem qualem nos visi sumus habere ad Vuirzsosah* (Wirtschach).
MGDDO I, Nr. 279.

53. Vor c. 975. Hildegard überläßt ihrem Sohne, dem Diakon Albuin, das Gut Stein im Jauntale in Kärnten *cum octo hobis Sclavaniscis adiacentibus.*
Redlich, *Acta Tirolensia,* I, Nr. 5. Vgl. auch a. a. O., Nr. 28, 30, 34 *silva ad predium Stein attinens).*

54. 977, September 8., vor Passau. Otto II. schenkt der Kirche von Seben-Brixen *curtem quae dicitur Ribniza, quae est in provincia Karentana sita in regimine Hartvvici waltpotonis et tegneia Perahtoldi* (Reifnitz).
MGDDO II, Nr. 163.

55. 979, Oktober 9., Rieda. Otto II. schenkt seinem Getreuen Aribo *nostrae proprietatis tres regales hobas in villis Lebeniah et Glanadorf et Malmosic ac Buissindorf et Bodpechah in regimine waldpodonis Hartuuici in pago Chrouuat . . . et, si in ipsis predictis locis integra . . . inveniri non possit mensura, ubi cunque ipsis suprascriptis locis vicinius habeamus, . . . donavimus.*
MGDDO II, Nr. 203. Die heutigen Ortsnamen bei Felicetti, l. c. V, S. 102 ff.

56. 979, Oktober 15., Saalfeld. Otto II. bestätigt dem Bischof Albuin von Seben-Brixen auf seine Lebenszeit den Besitz des Hofes *(curtem nostram) Villach in comitatu Hartvuici.*
MGDDO II, Nr. 205.

57. 980, April 28., Tribur. Otto II. schenkt dem Herzog Otto von Kärnten *nostrae proprietatis quinque hobas regales in regimine ac comitatu Hartvuigi comitis . . . ac villis Otmanica et Blasindorf, Gnevuotindorf, Racozoloch, Galisich.*
MGDDO II, Nr. 216. Felicetti, l. c. V, S. 99.

58. 983, Juni 1., Verona. Otto II. schenkt dem Kloster St. Lamprecht *quoddam nostrae proprietatis spatium capiens ex omni parte sive in longitudine sive in latitudine iugera tria in monte Carentano cum dimidia parte ligni illius montis in latere positi, cum decem iugeribus pratorum iuxta flumen Glana* (Ulrichsberg bei der Pfalz Karnburg am Glanflusse).
MGDDO II, Nr. 292.

59. 993, Juni 15., Nordhausen. Otto III. schenkt auf Fürbitte Herzog Heinrichs von Kärnten dem Sachso *de nostra proprietate . . . tres mansos regales in loco ubi Gluzo Sclauus habitare et diruere cepit, si ibi inveniantur; si autem numerus eorum ibi ad plenum inveniri non possit, in proximis locis per circuitum ad regium ius aspicientibus nostra comprobatione et licentia sibi adimplendos . . .; si autem in predicto loco quem vulgari lingua nuncupant Gluzengisazi, numerus trium regalium mansorum superabundaverit et transcendat, totum . . . suo iuri in proprium tradidimus cum . . . areis aedificiis . . . zidalweida . . .*
MGDDO III, Nr. 128.

60. 993, Juli 19., Magdeburg. Otto III. schenkt dem Slawen Zebegoi *duos mansos in villis Suarzdorf, Podinauuiz, Duchumuzlidorf, Gumulachi et Donplachi . . . in pago Croudi.*
MGDDO III, Nr. 133.

61. c. 995—c. 1005. Der Edle Ragici schenkt der Kirche von Seben-Brixen *duas Sclauaniscas colonias suę proprietatis* bei Stein im Jauntale.
Redlich, *Acta Tirolensia*, I, Nr. 37.

62. c. 1030. Bischof Egilbert von Freising tauscht mit dem Vollfreien Reginold dessen Gut zu Mammendorf in Bayern gegen *hobas sclauaniscas octo* zu Stoll, Lesach-Göriach in Oberkärnten um.
v. Zahn, *Cod. Fris.*, I, Nr. 66.

63. c. 1030. Derselbe tauscht von dem Vollfreien Poppo *„in uilla Routherasdorf dicta ęcclesię partem et dotales hobas Sclauanicas III et iugera III fiscalis et censualis ruris hobas XI“* und andere Güter gegen solche zu Malentein in Kärnten ein.
v. Zahn, l. c. I, Nr. 72. — Routkerasdorf ist Rudersdorf in Oberkärnten.

64. c. 1060—1070, St. Peter im Holz. Der Edle Pilicrim schenkt der Kirche von Brixen *unam Sclauensem hobam in loco* Dulieb bei Oberdorf, nordwestlich Spital. *Et si in loco quem prediximus eandem hobam permetiri deficeret, in proxima predii sui affinitate restitueret.*
Redlich, *Acta Tirolensia*, I, Nr. 170.

65. c. 1060—1070, Fresnitz. Der Freie Aribo schenkt der Kirche von Brixen *duas Slauenses hobas iuxta flumen Traha.*
Redlich, l. c., Nr. 173.

66. 1070—c. 1080, Höflein. Der Edle Luitpold begibt sich gegen Überlassung von *iii slavenses hôbas ac dimidiam* gewisser Besitzungen zu Lieserhofen.
Redlich, l. c., Nr. 244.

67. c. 1085—1090, Arnoldstein. Herzog Luitpold von Kärnten schenkt zuhanden Fridarichs, Bischo Altwins von Brixen, Vasallen, *i Schlauilem mansum* zu Lind.
Redlich, l. c., Nr. 363a.

68. c. 1175.... Reginherus de Touernich und seine Brüder widmen dem Kloster Admont ihr Gut bei Groß-Kirchheim in Oberkärnten. *Hoc predium ... per hobas divisum XXX et duas hobas Sclavonicas pleni census facit.*
v. Zahn, l. c. I, Nr. 572.

C. Krain.

69. 973. Juni 30., Tribur. Otto II. schenkt dem Bischof Abraham von Freising *per interventum dilecte matris nostrę Adelheide et fidelis nostri videlicet Heinrici ducis quasdam partes nostre proprietatis sitas in ducatu prefati ducis et in comitatu Poponis comitis quod Carniola vocatur et quod vulgo Creina marcha appellatur* (am Zeierfelde bei Bischoflack in Oberkrain).
MGDDO II, Nr. 47. Vgl. auch die zweite Ausfertigung dieser Urkunde, l. c. DO II, Nr. 66, ddo. 973, November 23., Heiligenstadt *(quandam nostrae proprietatis partem in regione vulgari vocabulo Chreine et in marcha et in comitatu Paponis comitis);* ferner l. c. DO III, Nr. 58, ddo. 989, Oktober 1., Frankfurt *(quandam nostre proprietatis partem in regione vulgari vocabulo Chreine et in marcha ducis Heinrici et in comitatu Waltilonis comitis sitam).*

70. 1002, November 24., Regensburg. Heinrich II. schenkt dem Bischof Gotschalk von Freising *quoddam predium Strasista uocatum et quiquid inter tres fluvios Libniza, Sabum, Zoura in regione Carniola et in comitatu Vualtilonis comitis nostri iuris situm est* (d. i. Stražišče bei Krainburg und die Gegend zwischen der Leibnitz, Save und Zeier in Oberkrain).
Fontes rerum Austriacarum II|31 Codex dipl. Austr.-Fris. Nr. 53.

71. 1004, April 10., Trient. Heinrich II. schenkt dem Bischof Albuin von Brixen *quodam nostri iuris predium quod dicitur Ueldes, situm in pago Creina nominato, in comitatu Uuatilonis supra dicto nomine id est Creina uocitato* (Veldes in Oberkrain).
Schumi, Urkunden- und Regestenbuch des Herzogtums Krain, I, Nr. 14.

72. 1011, Mai 22., Regensburg. Heinrich II. schenkt dem Bischof Adalbero von Brixen *castellum Veldes vocatum, regalesque mansos XXX^ta in pago Creina, in comitatu Ödalrici sitos videlicet inter duos fluvios maioris et minoris Sovva* (d. i. zwischen der Wurzener und der Wocheiner Save).
Schumi, l. c. I, Nr. 15.

73. 1016, April 15., Bamberg. Vgl. oben, Nr. 12.

74. 1025, Mai 11., Bamberg. Vgl. oben, Nr. 15.

75. 1028, Dezember 30., Augsburg. Vgl. oben, Nr. 15.

76. 1030, ... Bischof Egilbert von Freising tauscht von Dietmar, *eiusdem ęcclesięę seruo*, 140 Joch Grundes zu Tegernbach in Bayern gegen gleich viel zu „Niusazinhun“ in Krain ein (d. i. Neusäß, slow. Godežiče bei Bischoflack).

Fontes rerum Austriacarum II|31, Codex dipl. Austr.-Fris., Nr. 69. Da ein bayerischer Morgen 34·07 *a* umfaßt, so berechnet sich obiges Grundstück auf 47·698 *ha*, ist also gerade eine Königshufe.

77. 1040, Jänner 11., Augsburg. Heinrich III. schenkt dem Patriarchen Poppo von Aquileia *l regales mansos, id est villas Circheniza cum ceteris villis inibi adiacentibus ad explendos tot prescriptos regales mansos in marchia Creina in comitatu Eberardi marchionis istos* (Zirknitz in Innerkrain).
Schumi, l. c. I, Nr. 27.

78. 1040, Jänner 16., Augsburg. Heinrich III. schenkt dem Bischof Poppo von Brixen *quoddam nostri iuris predium infra terminum qui subscribitur a fluuio qui dicitur Vistriza usque ad curtem prescripte aecclesiae Ueldes nominatam cum silua que Leschahc (!) nancupatur in marchia Creina, in comitatu Eberhardi marchionis situm* (die Gegend um Veldes und Radmannsdorf in Oberkrain).
Schumi, l. c. I, Nr. 28.

79. 1040, Jänner 16., Augsburg. Heinrich III. schenkt dem Bischof Poppo von Brixen *quendam nostri iuris saltum inter duo flumina quę vocantur Suowa, ab exortu usquę ad concursum eorum circumseptum in marchia Creina in comitatu Eberhardi marchionis situm* und verleiht ihm daselbst den Forstbann.
Schumi, l. c. I, Nr. 29. Vgl. oben die Urkunde ddo. 1011, Mai 22., Regensburg. Nr. 72.

80. 1058, Oktober 18., Regensburg. Heinrich IV. schenkt seinem Getreuen Anzo *tres regales mansos in villis quorum nomina subsequentur, id est: Bizi, Dobelgogesdorf, Herzogenbach et Lipnack et, si in his aliquid defuerit, in proximis habitationibus ex meridiana parte fluminis Bizi nuncupati adimplendos in marcha Kreina et in comitatu Ödelrici marchionis sitos* (am Oberlauf der Gurk in Unterkrain).
v. Jaksch, *Monumenta historica ducatus Carinthiae*, I, Nr. 22.

81. 1062, Dezember 11., Regensburg. Heinrich IV. schenkt seinem Getreuen Anzo *tale predium quale infra terminum his nominibus subnotatum habere videbimur in pago Creine in marcha ad eundem pagum pertinentem (!) in comitatu Ödalrici marchionis situm . . . in superiori rivo qui dicitur Gvrca, sicut predium Rödperti usque in rivum Bitsa vocatum finit, ubi prefati Anzonis predium iuxta eundem rivolum adiacet in occidentali quidem plaga, ubi predia Tietpoldi comitis et Rapotonis comitis usque ad Engelberonis predium pretendere videntur, in villa Lonsa dicta ex eiusdem predicti Engelberonis predio sicut recto intuitu videri potest, ad prefatum predium Rödperti quod, ut prediximus, in superiori rivo Gvrca vocato situm est* (am Oberlauf der Gurk in Unterkrain.)
v. Jaksch, l. c. I, Nr. 25. Die bei dieser und der vorhergehenden Urkunde von Schumi, Archiv für Heimatkunde, I, S. 6, und im Register zum Urkundenbuche gegebenen Ortsreduktionen sind meines Erachtens im einzelnen sehr anfechtbar. Ihm folgt auch v. Jaksch vollkommen. Unzweifelhaft ist nur, daß die Güter Anzos insgesamt an der oberen Gurk lagen.

82. 1063, September 27., *iuxta flumen Fisik.* Heinrich IV. schenkt dem Bischof Altwin von Brixen *quedam bona ad nostrum ius et dominium pertinentia, montes uidelicet duos Staeinberch et Otales dictos, inter terminum Linta et flumen Steinbach dictum sitos et in marchia Ödalrici marchionis* (im Tolmeiner Gebiete, nordwestlich von Idria).
Schumi, Urkundenbuch, I, S. 41.

83. 1074, Juni 15., Aquileia, Bischof Ellenhart von Freising *„recognouit omnem decimam de universis bonis quę ęcclesia sua tunc temporis habuit in comitatu Carniolę sanctę Aquilegiensi ęcclesię . . . Post hęc vero idem episcopus traditis duobus sclauonicis massaritiis cum omni jure ac proprietate . . . in pertinentia curtis suę Lonka* (= Bischoflack) *dictę sitis, una seruo, altera libero possessa . . . nec non et delegatis X Sclauonicis massariciis apud Uinperch* (= Vinivrh in Unterkrain) *. . . eandem decimam redemit“.*
Schumi, l. c. I, S. 60.

Wenn wir uns nun der Betrachtung der Grundherrschaften, die sich im Draufelde bildeten, zuwenden, so steht zeitlich obenan das Bistum Salzburg.

Von dessen Tätigkeit in diesen Gegenden, gerade in Pettau, hören wir ja früh. Schon Arn, der erste Salzburger Erzbischof, hatte nicht nur Missionäre hieher entsendet, sondern war sogar selbst in den letzten Jahren des VIII. Jahrhunderts im

Auftrage Karls des Großen *„in partes Sclavorum“* gekommen, um sie kirchlich zu organisieren. 853 soll zu Pettau eine Kirche geweiht worden sein. Und zugleich mit der Verbreitung des Christentums wurden wohl auch materielle Vorteile für die Träger der neuen Kultur gesichert, die Stützen der fränkischen Herrschaft für ihre Tätigkeit im Interesse von Kirche und Staat durch Grundbesitz im neueroberten und neuchristianisierten Lande entlohnt. Damals mag auch Salzburg gerade hier um Pettau den Grundstock seiner späteren Besitzungen erworben haben, wohl nach 860, weil in der echten Bestätigungsurkunde von diesem Jahre neben anderen steiermärkischen Gütern Pettau nicht erwähnt wird.

Zu einer eingehenden, durchgreifenden Organisation dieses Besitzes ließ es die wenige Jahre später hereingebrochene Magyarenflut nicht kommen. Erst, als diese gebannt war und das Reich wieder die Verwaltung hier übernommen und gefestigt hatte, in den letzten Dezennien des X. Jahrhunderts, konnte — wie schon oben betont wurde — auch der kirchliche Großgrundbesitz an eine endgültige Regelung seiner Güterverhältnisse denken. Derselbe Umstand, das gleiche Bestreben, Rechtstitel für seinen Besitz zu gewinnen oder sich zu sichern, hat damals nicht nur zur Anlage von Traditionsbüchern, sondern dort, wo es sich um Grund und Boden handelte, der aus königlichen Schenkungen stammte, auch zu Fälschungen von Urkunden geführt.

So wurde denn damals — vor 977 — in Salzburg eine Besitzbestätigung, angeblich 890, 20. November, zu Mattighofen von König Arnulf ausgestellt, gefälscht, und zwar mit Erfolg gefälscht, da eine echte Bestätigungsurkunde von 977, 1. Oktober, Passau, auf ihr als Vorurkunde beruht. In dieser Fälschung lesen wir, es werde der Kirche von Salzburg der Besitz in Pettau bestätigt, nämlich „die Kirche mit dem Zehent und zwei Drittel der Stadt mit dem Bann, den Zöllen und der Brücke(nmaut), die von unseren Vorgängern dahin geschenkt worden waren, und unserseits fügen wir jenes Drittel der Stadt hinzu, welches Eigen des Carentanus war und ihm wegen Hochverrat abgesprochen wurde — mit Ausnahme dessen, was wir seiner Frau wegen treuer Dienste gelassen haben, nämlich in der obern Stadt im Osten einen Hof, wo man eine neue Kirche zu bauen begonnen hat, und in der untern Stadt im Westen die in ihrem Besitze befindlichen Höfe — zugleich mit 100 Hufen und 10 Weingärten in Zistanesfeld, wo unsere Vorfahren nie jemandem etwas geschenkt haben, und dies haben wir der treuen Dienstleistung des genannten Erzbischofs wegen dem erwähnten Stifte (Salzburg) verliehen, von dort an, wo zwei Hügelreihen in der Nähe der Drau stehen, von der Höhe dieser Hügelreihen, die Uuagreini genannt werden, immer den Hügelreihen entlang bis zur Mündung der Drann in die Drau“.[1])

Felicetti,[2]) der der irrigen Ansicht war, Salzburg hätte auf dem rechten Drauufer nichts besessen,[3]) suchte die 100 Hufen in Zistanesfeld im Osten von Pettau,

[1]) *„. . . ad Pettouiam aecclesiam cum decima et duas partes civitatis cum bannis, teloneis et ponte que ab antecessoribus nostris illo tradita fuerunt, et ex parte nostra addimus terciam partem civitatis que proprietas Carantani fuit illique diiudicatum est eo quia reus magestatis nostrae criminatus est constare, exceptis subnotatis rebus quas uxori illius propter fidele servitium concessimus, id est in superiori civitate in origentali parte civitatis ipsius curtilem locum ubi nova aecclesia incepta est, atque in inferiori civitate in occidentali parte civitatis ipsius illa curtilia loca que in potestate tunc habuit, cum hobis c et vineis x in Zistanesfeld ubi nunquam antecessores nostri alicui quicquam dederunt, propter fidele servitium prenominati archiepiscopi tribuiums ad praefatum monasterium sicut acervi duo prope Trauum positi sunt, ex summitate termini qui Uuagreini dicitur, et ita sicut ille Uuagreini tendit usque dum Treuuina fluit in amnem Trauum.* v. Zahn, Urkundenbuch der Steiermark I, 13, Nr. 9; Mühlbacher, Nr. 1801.

[2]) „Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen“, IX, S. 21 ff.

[3]) Dagegen spricht schon die Bestimmung der bekannten Urkunde von 811 (Mühlbacher, Nr. 448), daß den Kirchen am (Drau)fluß, welche etwa am anderen Ufer Besitz haben, dieser gewahrt bleiben sollte.

obwohl sie schon dem Wortlaute nach *„in occidentali parte“* zu suchen sind, und mußte daher der ganzen Stelle Gewalt antun.

Zur Interpretation zieht er allerdings ganz richtig die beiden Bestätigungen von 982 und 984 heran.[1])

In seinem Vorurteile befangen, sucht er nun jene Hügelreihen längs der Pesnitz, welche „von Trebetnitz an, wo sie sich mit dem Tribeinbache vereinigt und eine Ablenkung nach Süden erfährt, von zwei Hügelreihen begleitet wird, welche zugleich die Wasserscheide gegenüber der Drau und der Mur bilden und von denen die äußere (weiter von der Drau abliegende) auch zugleich die höhere ist“. Der Lauf des Tribeinbaches — argumentiert er weiter — zeige schon jene Richtung von Norden nach Süden, welche die Pesnitz nach ihrer Vereinigung mit ihm annimmt, und bei dem Umstande, daß die Bestimmung, welches Gewässer als Haupt- und welches als Nebenfluß zu betrachten sei, häufig von rein willkürlichen Momenten abhängt, sei es ganz gut denkbar, daß die untere Pesnitz im IX. Jahrhunderte den Namen Tribein oder „Treuuina“ geführt habe.

Endlich sollen auch die Grenzen der Pfarre von Pettau nebst ihren Tochterkirchen St. Lorenzen in den Windischbüheln und St. Margarethen mit Felicettis Auslegung der Schenkung in Zistanesfeld übereinstimmen, daher die 100 Hufen und 10 Weingärten in ihrer Ausdehnung wohl den späteren Bezirken von Pettau und Dornau entsprochen haben sollen.

Dagegen hat sich zunächst M. Slekovec[2]) gewendet und „acervi“ nicht für Hügelreihen, sondern für aufgeführte Erdhügel erklärt, deren einer die kleine Erhöhung mit der St. Rochuskirche bei Haidin wäre. Der zweite, höher gestandene, sei der Zeit zum Opfer gefallen. „Uuagreini“ hält Slekovec für Ober- und Unter-Rann, sowie die Flur von Pobrězje, die sich bis zum Zusammenfluß der Drann — so lokalisiert er richtig die „Treuuina“ — und der Drau hinzieht. Dieser Landstrich gehörte stets zu Pettau, denn die Landgerichtsgrenze von Pettau ging nach dem Urbar von 1597 „. . . nach der Traa auf unnd auf biss an die Train unndt Sannct Veit in dem gericht gelegen unnd von der Train nach dem rain auf und auf biss auf Sannt Merten kirchen (= Haidin) unnd von der kirchen nach dem rain auf biss auf den kaltenprunn (= Studenčnica, Brunnquellwasser) biss zu der Traa . . .“[3])

Slekovec hat im wesentlichen allerdings Recht, namentlich ist es aber ein Verdienst, zuerst eine jüngere Grenzbeschreibung des Landgerichtes Pettau herangezogen zu haben.[4])

[1]) In die Bestätigung von 977, DDO II, 165, ist die Stelle aus der Fälschung von 890 genau übernommen; die Bestätigungen von 982, DDO II, 275, und 984, DDO III, 1, haben eine etwas abweichende Fassung:

(982) . . . *sicut acervos duo prope Trauum positi sunt ex summitate termini qui Vuagreini dicitur, et ita sicut ille exterior Vuagreini tendit usque dum Treuina fluit in amnem Trauum.*

(984) . . . . *ex summitate superioris et exterioris termini qui Wagreini dicitur et sicut ille Wagreini tendit . . .*

[2]) Škofija in nadduhovnija v Ptuji. V. Mariboru 1893, p. 32, Anm.

[3]) Dieser Ansicht hat sich auch Fr. Kos, Izvestja muzejskega druśtva za Kranjsko, IV, S. 220, Anm. 24, angeschlossen.

[4]) Es gibt deren mehrere. Bemerkenswert ist jene von 1442 („Notizenblatt“, III, S. 246), weil sie offenbar in ihrer Fassung wenigstens teilweise auf den Urkunden von 899 bzw. 982 und 984 beruht. Es heißt da: „. . . dann enhalb der Traa (also am rechten Ufer) erhebet sich dasselb lanndgericht zw obern Karb (= Skorba) ettwen genannt Zistelfelden, do zwen hawffen gelegt sind, von der obern höch und von den aussern gemerckt, die Wagraim haißen, und als derselb wagreim geet uncz das die Treen in die Traa fleußet . . .“ Also auch die Auffassung des XV. Jahrhunderts, die in diesem Falle wohl auf fortwährender Überlieferung beruht, spricht entschieden gegen Felicettis Annahme.

Aus diesen Grenzbeschreibungen — von 1442 und 1597 — ersehen wir, daß die 100 Hufen in Zistanesfeld zweifelsohne am rechten Drauufer im Draufelde zu suchen sind. Und ungezwungen ergibt sich dann alles.

Die beiden *acervi* sind wohl Hügelreihen — nicht aufgeführte Erdhügel, wie es Slekovec a. a. O. will — und zwar jene beiden Hügelketten, die sich längs der Gemarkungen von Lack, Altendorf, Golldorf, Windischdorf, Siebendorf, Skorba, Rann, Neudorf, Pobresch bis St. Veit, also bis zur Mündung der Drann in die Drau ziehen und nichts anderes sind als zwei verschiedene Ufer der Drau in uralter, vorhistorischer Zeit.

Jetzt werden auch die Bezeichnungen *superior* und *exterior* (der von der Drau weiter entfernte) wagreini verständlich. Die beiden uralten Drauufer fallen nämlich terrassenförmig zum heutigen Draubett ab.[1])

Hier also ist die Schenkung in Zistanesfeld — das, nebenbei bemerkt, ein Gegendname, eine Bezeichnung für das Draufeld ist und auch anderwärts, z. B. in der Urkunde von 985 (Schenkung von Roßwein im Draufelde an den Grafen Rachwin) als Zitdinesfeld wiederkehrt — zu suchen, in den oben genannten Gemarkungen war sie gelegen. In allen diesen Dörfern finden wir später Salzburg begütert und, was unsere Annahme am meisten stützt, die angeführten Gemarkungen haben eine Fläche von 4992 *ha*, d. h. gerade 100 Königshufen zu 49·92 *ha*. Die 100 Hufen in Zistanesfeld, deren Besitz sich Salzburg durch jene Fälschung sichern wollte und auch in der Tat gesichert hat, sind also mit den Gemarkungen von Lack, Altendorf, Golldorf, Windischdorf, Siebendorf, Skorba, Rann, Neudorf und Pobresch identisch.[2])

Der nächste Grundherr, den uns die Urkunden im Draufelde nennen, ist der schon wiederholt erwähnte Graf Rachwin (985). Ob er selbst ein Spanheimer war[3]) oder ob seine Güter auf anderem Wege in spanheimischen Besitz gekommen waren, mag unentschieden bleiben. Sicher ist nur, daß zirka 1100 in Roßwein die Spanheimer begütert waren. Und nicht hier allein. Ein großer Teil des Draufeldes überhaupt hat sich in ihrem Besitze befunden.

Über das Spanheimer Gut in Untersteiermark, das bekanntlich 1148 an die Traungauer fiel, berichtet Jansen Enikels Landbuch folgendes:[4])

Der grave Pernhart von Marpurch der dinget dem marchgraven Otacker von Steyr daz hus ze Marpurch unt den marcht und daz dar zu gehort. Er dinget im Tyver unt Seitss daz chloster unt

[1]) Die österreichische Spezialkarte (1:75.000) gibt für die von der Drau weiter entfernte Hügelreihe *(exterior et superior Vuogreini)* von Lack, abwärts folgende Höhenzahlen an: 249 *m*, 245 *m*, 240 *m*, 237 *m*, 235 *m*, 234 *m*, 228 *m*; für die zweite der Drau nähere Hügelreihe aber 243 *m*, 239 *m*, 237 *m*, 233 *m*, 229 *m*, 225 *m*, 224 *m*, 223 *m*. Bei St. Veit, am Zusammenfluß der Drau und der Drann (220 *m*), vereinigen sich beide Hügelketten. Vgl. die Karte bei Meitzen, Siedelung und Agrarwesen, III, Anl. 123.

[2]) Gegen diese Annahme scheint die Grenzbeschreibung von 1442 zu sprechen, welche Zistanesfeld mit Skorba identifiziert. Das ist ein Irrtum, dessen Gehaltlosigkeit schon durch die einfache Tatsache erwiesen wird, daß dann eine Hufe zu Skorba nur 2·43 *ha* umfaßt hätte! Der Verfasser der Grenzbeschreibung von 1442, der, wenn nicht unmittelbar, doch gewiß mittelbar aus den Urkunden von 890 bzw. 982 und 984 schöpfte, fand, daß tatsächlich nur die Gemarkungen südöstlich von Skorba zum Pettauer Landgerichte gehörten, übersah jedoch — wodurch sein Irrtum erklärlich wird —, daß die nördlicher gelegenen Gemarkungen als Salzburger Lehen ausgetan waren, und zwar Golldorf seit 1242 an den Landesfürsten (vgl. Urkundenbuch 2, S. 516), die übrigen als Zubehör zur Burg Wurmberg seit 1246 an die Pettauer und schon vorher an die Hollenburger und Stubenberger (Urkundenbuch, 3, S. 58, und Slekovec, Wurmberg [Marburg 1895], S. 23). Daß diese Dörfer Zubehör zu Wurmberg waren, ergibt sich aus den Urbaren des XV. und XVI. Jahrhunderts. Vgl. Pettauer Studien II bei der Besprechung der einzelnen Gemarkungen.

[3]) So v. Felicetti, a. a. O., Bd. 10, 100.

[4]) Mon. Germ., Deutsche Chroniken. III, 2, S. 708.

Geyrowe[1]) unt allez daz dar zu gehort untz an des erzepischolffes gemerche von Salzpurch. Den selben graven Pernhart gehorten an dise dienstman: die Treůnaer,[2]) die von Chęndingen,[3]) die von Leuvenbach,[4]) di von Marpurch unt alle Truhssiner.[5])

Nach dieser Beschreibung zu urteilen, umfaßte das Spanheimer Eigen, abgesehen davon, daß es auch auf das linke Drauufer hinübergriff, die Gegend von Gonobitz-Seitz, ferner die Herrschaft Tüffer und endlich die Gegend um Geirach bis an die Grenzen des Salzburger Besitzes an der Save (Rann und Lichtenwald), umschloß also das Draufeld ganz. Um den Besitz der Spanheimer im Draufelde selbst zu bestimmen, dafür haben wir Anhaltspunkte einerseits in der späteren Ausdehnung des landesfürstlichen Besitzes,[6]) anderseits aber im Kirchen- und Ministerialengut, soweit dieses aus spanheimischen oder landesfürstlichen Schenkungen stammt.[7])

Die spanheimische Hausstiftung St. Paul hatte im Draufelde Besitzungen zu Roßwein, Lendorf, Rothwein, Ottendorf und St. Lorenzen, Viktring zu Rogeis,[8]) St. Nicolei und Micheldorf; das Kloster Seitz hatte von den Traungauern und den Babenbergern Einkünfte und Besitz zu Rogeis,[9]) Kranichsfeld *(due ville Rachis)*, Podova,[10]) St. Margareten und Prepola[11]) erhalten. Auch der 1357 nachweisbare Seitzer Besitz zu Neudorf (südöstlich Pettau bei Thurnisch), „Albrechtstorf", Drasendorf, „Sabiach", Barislofzen und Sela stammt zum Teile sicher aus landesfürstlicher Vergabung.

Anderes war in Händen spanheimischer oder später landesfürstlicher Ministerialen, so Haidin, Sela und Barislofzen, ehe es an Seitz kam; den Lembachern z. B. gehörte St. Magdalena und ein großer Teil von Rothwein. Auch ein großer Teil des Besitzes der Pettauer,[12]) den sie als Erben der Hollenburger — also spanheimischer Ministerialen — erhielten, gehört ohne Zweifel in diesen Zusammenhang.

Ausdrücklich als Spanheimer Gut wird Zwettendorf bezeichnet.

Sicher war also ursprünglich der weitaus größte Teil des Grund und Bodens im Draufelde spanheimisch gewesen. Geschlossen war freilich dieser Besitz im Draufelde keineswegs, denn im südlichen Draufelde reichte in ihn hinein das Eigen jenes großen, von Haus aus gewiß vollfreien[13]) Geschlechtes, dem in Krain die Schärfenberger, in Steiermark die Montpreiser und durch Verschwägerung die Rohitscher und

---

[1]) D. h. die Gegend der späteren Klöster Seitz und Geirach.

[2]) an der Drann, etwa „Maidburg".

[3]) Haidin im Draufelde.

[4]) Lembach bei Marburg.

[5]) Trixen in Kärnten.

[6]) Siehe unten, Abschnitt VI.

[7]) Zugleich sind diese Vergabungen auch ein Beweis, wie sehr der ursprünglich mehr minder kompakte landesfürstliche Besitz im Laufe der Zeit zersplittert wurde. — Wo ich im folgenden nähere Nachweise nicht gebe, sind die in der I. und II. Abteilung dieser „Studien" bei der Besprechung des betreffenden Dorfes verzeichnet.

[8]) Urkundenbuch, 1, S. 244.

[9]) a. a. O., 1, S. 587. Daher auch vielleicht im Viktringer Urbar von 1488 die Aufzeichnung „die von Saytz dient". Vgl. unten, Abschnitt VII, die Mitteilungen bei Kötsch.

[10]) Urkundenbuch, 2, S. 32.

[11]) Ich trage hier nach, daß König Ottokar 1270 „duas villas Prepuhel" mit 46 Hufen an das Kloster Seitz geschenkt hat. Lorenz, Deutsche Geschichte, 1, S. 471. Vgl. dazu Pettauer Studien, II, S. 122.

[12]) Über ihn unterrichtet gut der Teilungsvertrag, den Anna v. Schaunburg und Agnes v. Stubenberg 1441 über das Pettauer Erbe schlossen, bei Slekovec, a. a. O., S. 41ff. (nach Ms. 13996 der k. und k. Hofbibliothek zu Wien).

[13]) Vgl. Urkundenbuch, I, S. 587. Hier stehen Otto de Chungesperc und Heinrich de Scarpfemberc an der Spitze der Zeugen vor Poppo de Albekke. Die Albekke aber waren damals (1182) vollfreie Edle (vgl. v. Jaksch, Gurker Geschichtsquellen, S. 231 und 234).

Königsberger angehörten. Zwei Schwestern, die von Geburt aus Schärfenbergerinnen waren,[1]) Sophie v. Rohitsch und Richza v. Königsberg, gründeten um 1237 das Kloster Studenitz und bewidmeten es mit Gütern zu Zirkowitz, Strasgoinzen und Drasendorf im Draufelde, wozu von Seiten ihrer Brüder 1259 noch Hufen zu Ober-Jabling kamen.[2])

Was die Organisation dieser Grundherrschaften im Draufelde anlangt, so sind wir nur über jene des landesfürstlichen Besitzes näher unterrichtet. Dieser war in Steiermark, ähnlich wie in Österreich,[3]) in eine Reihe von Ämtern *(officia)* eingeteilt.[4]) Aus dem ersten Versuche einer statistischen Beschreibung des landesfürstlichen Besitzes in der Steiermark, dem sogenannten *Rationarium Stiriae*,[5]) ersehen wir, daß das Draufeld zum Amte Marburg, und zwar zu dessen zweiter *„ultra Traham"*, d. h. am rechten Drauufer gelegenen Abteilung gehörte.[6]) (Fortsetzung folgt.)

---

[1]) Vgl. die Urkunde von 1260, 10. Oktober, o. O., Orig.-Pgt. Nr. 781 des steiermärkischen Landesarchives: Leopoldus de Sherfenberch schenkt 10 Hufen (7 in Pwech und 3 in Odderniz) dem Kloster in Studenitz *„in sustentacionem filiarum mearum Elizabet et Sophie quas dominus Iesus Christus sibi divino instinctu ibidem copulavit"*. Darauf machte zuerst v. Zahn, „Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichte", 16, S. 10. Anm. 18, aufmerksam.

[2]) Urkundenbuch 3, S. 373 f.

[3]) Dopsch, „Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichte", 18, S. 234; Österreichische Urbare, I, Bd. 1, Einleitung XCIV ff.

[4]) v. Krones, Verfassung und Verwaltung der Mark und des Herzogtums Steier. S. 347 ff.

[5]) Diesen ganz und gar unzutreffenden Namen hat dem ottokarischen Urbar für Steiermark von 1265/67 keineswegs sein erster Herausgeber A. Rauch gegeben, wie man gemeint hat. Herr Professor v. Luschin macht mich aufmerksam, daß Stadl in seinem „Hellglänzenden Ehrenspiegel der Steiermark", Bd. I, S. 397 (Die von Massenberg) einem um 1731 geschriebenen Werke, das sogenannte *Rationarium Stiriae* zitiert und den Anfang mitteilt aus *Cod. historicus latinus manuscriptus Augustissimae Bibliothecae Caesareae in quarto, centesimus nonagesimus septimus, quo continetur Rationarium Austriae et Styriae ab Helwico . . . partim . . . anno 1265 et 1267, partim post annum 1273* usw. — Die Originalhandschrift Stadls ist im steiermärkischen Landesarchive; Herr Professor v. Luschin benützte eine jüngere Abschrift. Stadl ist offenbar die jetzige Hs. 543 der Wiener Hofbibliothek vorgelegen. Vgl. über sie jetzt Österreichische Urbare, I, S. 1, XVI ff.

[6]) Die Aufzeichnung über die Güter *„ex altera parte Trahe"* bei Rauch, S. 2, 140 ff. Ein Zehentverzeichnis über das Amt Marburg bei Rauch, a. a. O., 169 ff. — Den landesfürstlichen Zehent „auf dem Traveld" verpfändet Herzog Albrecht 1354 an Paltram und Niklas Palzonde, Bürger zu Marburg, sowie im gleichen Jahre nochmals an Eberhard v. Wallsee. Lichnowsky, 3, CCCCLXXXVI, Nr. 1675 und CCCCLXXXVIII, Nr. 1692.

Die Serbokroaten Kroatiens und Slawoniens.

Von Dr. **A. Weisbach**, k. u. k. Generalstabsarzt (Graz).

(Mit 4 Tabellen.)

Als kompakte Volksmasse bewohnen die Serbokroaten die Länder von der Adria bis an den Timok, hier aber von Rumänen, viel weniger von Bulgaren durchsetzt, von der Mur, Drau, Donau, Theiß und Temes in Ungarn, Kroatien und Slawonien hinab bis zum See von Skutari, Novipazar, Mitrovica und Alexinac, mit Resten serbokroatischer Bevölkerung südlich am Koševo-polje bis Janjevo und Gilan.

Im Westen grenzt ihr Gebiet an die sprachlich nächstverwandten Slowenen, im Norden an die Magyaren und Rumänen, im Osten an die Rumänen und Bulgaren, endlich im Süden an die Arnauten (Albanesen). Innerhalb ihres Verbreitungsgebietes in Österreich-Ungarn finden sich viele Ansiedlungen von Italienern, Deutschen, Tschechen und weniger Magyaren, letztere zwei vorzüglich in Slawonien, wogegen auf ottomanischem Gebiete Arnauten, besonders seit 1870 im Paschalik Novipazar, angesiedelt worden sind.

Obwohl Serben und Kroaten sich durch Religion — erstere sind griechisch-orientalisch, letztere römisch-katholisch — und durch die gebrauchten Schriftzeichen — erstere benützen die cyrillische, letztere die lateinische Schrift — gegenseitig strenge auseinander halten, besitzen sie doch, mit nur sehr geringen dialektischen Unterschieden, genau dieselbe Sprache, weshalb sie nur als ein Volk aufgefaßt werden können, wie auch die nachfolgenden Untersuchungen der bezüglichen körperlichen Eigenschaften dartun werden.

Diese Untersuchungen schließen sich meinen früheren Arbeiten über die Serbokroaten der adriatischen Küstenländer (Berlin 1884) und über die Bosnier (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 25. Band, 1895) an, und wäre nur zu wünschen, daß auch im Königreiche Serbien und in Montenegro ähnliche Aufnahmen gemacht würden, um ein vollständiges Bild dieses zahlreichen Volkes zu erhalten. Freilich gleicht die Bevölkerung Montenegros genau jener des Gebietes von Cattaro, wie mir aus eigener Anschauung bekannt, und dürfte jene von Serbien sich von der Bosniens und der Herzegowina kaum irgendwie unterscheiden.

Für die mühevolle Mitarbeit bezüglich der Einzelaufnahmen spreche ich meinen besten Dank aus den Herren Kameraden: den Oberstabsärzten Dr. Johann Schwarschnigg und Dr. Matthäus Boček, den Stabsärzten Dr. Gottlieb Arnstein und Dr. Ferdinand Böhm, den Regimentsärzten Doktoren: Auerbach Leo, David Gustav, Feilbogen Moritz, Hayn Alois, Kaminski Johann, Krutina Josef, Mohl Josef, Šuk Johann und Tritsch Isak.

1. Körperlänge.

Als durchschnittliche Körperlänge aller 3190 Mann (Soldaten 21—25 Jahre) berechnet sich die von 1695 *mm*; sie sind also kleiner als die gleichsprachigen Bewohner Bosniens und der Herzegowina (1726 *mm*) und des Festlandes von Dalmatien (1708 *mm*), wiewohl größer als die Serbokroaten Istriens (1668 *mm*), der nördlichen dalmatinischen Inseln (1671 *mm*) und als ihre westlichen, so nahe verwandten Nachbarn, die Slowenen (1683 *mm*), aber von der gleichen Körperlänge wie die Serbokroaten der Gebiete von Ragusa (1691 *mm*) und Cattaro (1698 *mm*).

Sie gehören demnach zu den höchstgewachsenen unter den zahlreichen slawischen Völkern (Ruthenen 1640 *mm* Kopernicki, galizische Polen 1622 *mm* Kopernicki, Großrussen 1643 *mm* Anutschin, bis 1679 *mm* Sograf).

Mit Ausnahme der Deutschen Kärntens, die von gleicher Größe, übertreffen sie hierin die Deutschen aller innerösterreichischen Länder (166 *cm* Oberösterreich, 167 *cm* Salzburg und Niederösterreich, 168 *cm* Steiermark).

In Slawonien zeigt sich die Statur im allgemeinen etwas höher (1439 Mann mit durchschnittlich 1700 *mm*) als in Kroatien (1674 Mann mit 1692 *mm*).

Der kleinste Mann maß 153 *cm*, der größte 194 *cm* (siehe Tabelle I) und fällt überhaupt die größte Anzahl der Individuen auf die Körpergröße von 170 *cm* (240), wenngleich auch ähnlich hohe Zahlen bei den Körperlängen von 168 *cm* (225), 167 *cm* (220), 171 *cm* (208) und 172 *cm* (205) sich finden. Von diesen Maximalzahlen aus nimmt die Anzahl der Individuen der einzelnen Staturen nach beiden Richtungen rasch ab und sind die Extreme nur durch vereinzelte Fälle vertreten.

Im ganzen genommen gibt es Männer kleinen Wuchses (von 159 *cm* abwärts) bloß 76 (2·4%), mittelgroße (von 160 bis einschließlich 169 *cm*) 1546 (48·5%) und noch etwas mehr große (von 170 *cm* an aufwärts) 1568 (49%), welche also die wenn auch wenig überwiegende Mehrheit bilden.

Unter den Großen zählen wir 134 Übergroße, nämlich mit Staturen von 180 *cm* an aufwärts; das sind 4·2% aller.

Unter den Serbokroaten Istriens gibt es viel mehr kleine (10%) und mittelgroße (57%), aber viel weniger große Männer (33%), unter jenen Gesamt-Dalmatiens (Festland und Inseln) etwas mehr kleine (4·6%), aber weniger mittelgroße (47·4%) und große (48%), endlich unter jenen Bosniens und der Herzegowina weniger kleine (1%) und mittelgroße (28·5%), dafür aber ansehnlich mehr große Männer (70%).

Sonach stimmen die Serbokroaten Kroatiens und Slawoniens mit denen Dalmatiens, Bosniens und der Herzegowina darin überein, daß die Männer großen Wuchses überall die Mehrzahl bilden, im Gegensatze zu jenen Istriens, wo der Mittelschlag weit überwiegt.

Zwischen Serben und Kroaten gibt es bezüglich der Körperlänge keinen Unterschied (beide durchschnittlich 1695 *mm*), ein Verhalten, wie wir es auch in Dalmatien, Bosnien und der Herzegowina gefunden haben; nur sind die Serben der letztgenannten zwei Länder (1724 *mm*), im Einklange mit dem allgemeinen Mittel, ansehnlich höher gewachsen als jene in Kroatien und Slawonien, während die dalmatinischen (1698 *mm*) mit diesen genau übereinstimmen.

2. Farbe der Haare.

Die meisten Männer besitzen braune Haare (1319 = 41·3%); ihnen folgen zunächst die mit blonden (892 = 27·9%), welchen sich die mit hellbraunen (680 = 21·3%) anschließen; schwarze Haare finden sich nicht selten (286 = 8·9%), rote aber nur als

große Seltenheit (13 = 0·4%). (Siehe Tabelle II.) Es gibt daher unter ihnen 905 (28·3%) licht- und 1605 (50·3%) dunkelhaarige.

Obwohl sie im Vorherrschen der dunklen Haare mit ihren Konnationalen in Bosnien, der Herzegowina, Dalmatien und Istrien übereinstimmen, lassen sich doch folgende Verschiedenheiten feststellen.

Unter den Serbokroaten Kroatiens und Slawoniens gibt es auffallend mehr blonde, also auch lichte Haare, als in Bosnien, der Herzegowina (9·5% blonde, 9·7% lichthaarige), Dalmatien (7·6% blonde, 7·7% lichthaarige) und Istrien (14·6%), dafür aber viel weniger dunkelhaarige, welche in Kroatien und Slawonien nur die Hälfte der männlichen Bevölkerung, in Bosnien und der Herzegowina (71·5%), Dalmatien (77·8%) und Istrien (70·6%) dagegen weit mehr als die Hälfte umfassen.

Auch die Mischfarbe der Haare, die hellbraune, ist in Kroatien und Slawonien häufiger als in Bosnien mit der Herzegowina (18·7%), Dalmatien (14·4%) und Istrien (14·6%).

Ganz nahe stehen sie mit den Haarfarben den verwandten Slowenen, bei welchen freilich noch mehr blonde (30·5%) und lichthaarige (31·5%), etwas weniger dunkle (48·7%) und hellbraune Haare (19·6%) vorkommen. Von nordslawischen Völkern können wir die Tschechen (344 Mann, Weisbach), Polen und Ruthenen Galiziens (Majer und Kopernicki) in den Vergleich ziehen. Mit den Tschechen stimmen sie unerwartet fast vollkommen überein (blonde 26, lichte 28, hellbraune 20, braune 45, dunkle 52%), wogegen die Polen (18·6%) und Ruthenen (34%) viel seltener dunkel-, viel häufiger, besonders die Polen (45%), minder die Ruthenen (30·5%), lichthaarig sind und beide auch viel öfter hellbraune Haare (Polen 36·4%, Ruthenen 34%) besitzen.

Halten wir sie den Deutschen der innerösterreichischen Alpenländer gegenüber, so ergibt sich in dieser Hinsicht eine fast vollkommene Übereinstimmung mit den Deutschen Steiermarks (blonde 27, lichte 28, hellbraune 21, braune 44 und dunkle Haare 50%), während sie jenen Kärntens (blonde 34·6, lichte 36, hellbraune 20, braune 40, dunkle Haare 44%) und Oberösterreichs (blonde 33·5, lichte 35, hellbraune 21, braune 42, dunkle Haare 44%) bezüglich der lichthaarigen bedeutend nachstehen, bezüglich der dunklen Haare aber beträchtlich vorangehen. Gegen die Deutschen Niederösterreichs weisen unsere Serbokroaten sogar mehr blonde (Niederösterreich 19%) und lichthaarige (Niederösterreich 21%), weniger mit hellbraunem (Niederösterreich 23·5%), braunem (Niederösterreich 53%) und überhaupt dunklem Haare (Niederösterreich 55·6%) auf. Auch gegenüber den Salzburgern haben sie mehr blonde (Salzburg 20%) und lichthaarige (Salzburg 21·5%), zugleich auch etwas weniger braune (Salzburg 44%) und dunkle Haare (Salzburg 45·5%), aber viel weniger hellbraune Haare (Salzburg 33%).

	Haare														Summe
	rot		blond		licht		hellbraun		braun		schwarz		dunkel		
		%		%		%		%		%		%		%	
Kroatien	10	0·5	602	34·3	612	35·9	292	16·6	711	40·6	136	7·7	847	48·3	1751
Slawonien	3	0·2	290	20·1	293	20·3	388	26·9	608	42·2	150	10·4	758	52·6	1439
Kroaten	11	0·4	733	31·9	744	32·3	505	21·9	883	38·4	165	7·1	1048	45·6	2297
Serben	2	0·2	159	17·8	161	18·0	175	19·5	436	48·8	121	13·5	557	62·3	893

Betrachtet man die beiden Länder gesondert, so weist Kroatien viel mehr blonde (34·3%), dagegen weniger hellbraune (16·6%), braune (40·6%) und schwarze Haare (7·7%) auf, also im ganzen viel mehr lichte (36%) und weniger dunkle Haare (48·3%) als Slawonien (lichte 20·3%, hellbraune 27% und dunkle Haare 52·6%).

Kroatien, der westliche Teil des hier in Betracht kommenden Gebietes, grenzt im Westen an Krain (Slowenen 33% Blonde) und Südsteiermark (Slowenen 29%, Deutsche 28% Blonde), stimmt also bezüglich der blonden Haare fast genau mit Krain überein, weshalb der Schluß nahe liegt, daß die blonden Haare, welche in den übrigen serbokroatischen Ländern (Istrien, Dalmatien, Bosnien und Herzegowina) der österreichisch-ungarischen Monarchie auf eine sehr geringe Zahl unter der männlichen Bevölkerung herabsinken, von dorther nach Kroatien, gegen Osten und besonders gegen Süden abnehmend, eingewandert seien.

In der Haarfarbe unterscheiden sich merklich die Serben von den Kroaten durch das Überwiegen der braunen (49%) und schwarzen (13%), also der dunklen Haare, welche weit über die Hälfte aller (62%) betragen (bei den Kroaten nur 45·6%), und durch das seltenere Vorkommen der lichten Haare (18%), welche bei den Kroaten (32%) ein Drittel aller ausmachen.

Im allgemeinen hat die Haarfarbe allein keinen Einfluß auf die Körperlänge, da sowohl die licht- (1693 *mm*), als auch die dunkelhaarigen (1696 *mm*) und die mit hellbraunem Haar (1695 *mm*) den gleichen Wuchs besitzen. Nur das wäre hervorzuheben, daß ganz eigentümlicherweise, wie bei den Serbokroaten der Adriauferländer und bei den Slowenen die schwarzhaarigen in Kroatien und Slawonien (286 Mann 1704 *mm*) einer höheren Statur sich erfreuen, als jene mit blondem (892 Mann 1693 *mm*), hellbraunem (680 Mann 1695 *mm*) und braunem Haar (1319 Mann 1695 *mm*).

Wie überall sind auch bei unseren Serbokroaten krause Haare sehr selten, bloß bei 14 Männern (0·4%), worin sie den Slowenen vollkommen, ihren Stammesgenossen in Bosnien und der Herzegowina (0·1%) nahezu gleichen, jedoch hinter jenen der adriatischen Küstenländer (2·3%) zurückbleiben. Alle Haarfarben, außer der ohnedies so seltenen roten, sind darunter vertreten (je drei blonde und hellbraune), zahlreicher aber, wie immer, die dunklen (6 braune, 2 schwarze).

III. Farbe der Augen.

Die meisten Augen (siehe Tabelle II) sind braun (1143 = 35·8%), dann blau (772 = 24·2%), schon bedeutend weniger grau (564 = 17·7%), graubraun (389 = 12·2%) und grünlich (282 = 8·8%), die wenigsten schwarz (39 = 1·2%) und gelb (1 = 0·03%); trotzdem sind die lichten Augen (1336 = 41·9%) doch in der Überzahl gegen die dunkeln (1182 = 37%) und die mischfarbigen (672 = 21%) die wenigst zahlreichen.

Hierin stimmen unsere Serbokroaten eher mit jenen Istriens überein (lichte 46%, dunkle 45% und mischfarbige 9%), als mit jenen Dalmatiens (63% dunkle, 29% lichte, 8% mischfarbige) und Bosniens (51% dunkle, 34% lichte und 15% mischfarbige), bei welchen die dunklen Augen die Mehrheit bilden. Jedoch haben bei allen diesen viel mehr Männer dunkle Augen, als bei den Serbokroaten Kroatiens und Slawoniens.

Gegenüber den Slowenen besitzen sie weniger blaue, graue und lichte (31%, 22% und 53% Slowenen), mehr grünliche, dunkle und mischfarbige Augen (2%, 31% und 15% Slowenen), was auch gegenüber den Tschechen gilt.

Die Deutschen unserer Alpenländer weisen durchaus weniger dunkle (21% Salzburg bis 31% Niederösterreich) und außer Niederösterreich (42% lichte) auch mehr lichte

(52% Oberösterreich bis 62% Kärnten) Augen auf; die mischfarbigen sind unter ihnen bald seltener (10% Kärnten, 17% Steiermark), bald häufiger (23% Oberösterreich, 26% Salzburg und Niederösterreich).

	Augen																	
	blau		grau		graubraun		grün		braun		schwarz		licht		dunkel		mischfarbig	
		%		%		%		%		%		%		%		%		%
Kroatien . .	528	30·1	335	19·1	222	12·6	118	6·7	520	29·6	27	1·5	863	49·2	547	31·2	341	19·4
Slawonien .	244	16·9	229	15·9	167	11·6	164	11·3	623	43·2	12	0·8	473	32·8	635	44·0	331	23·0
Kroaten . .	609	26·5	467	20·3	286	12·4	167	7·2	746	32·4	21	0·9	1076	46·8	767	33·3	459	19·7
Serben . . .	163	18·2	97	10·8	103	11·5	115	12·8	397	44·4	18	2·0	260	29·1	415	46·4	218	24·4

Ganz ähnlich dem Verhalten der Haarfarben hat Kroatien mehr blaue und graue, also mehr lichte Augen, dafür weniger grüne und besonders braune, also mischfarbige und dunkle, als Slawonien; zugleich sind in beiden Ländern die lichten Augen viel häufiger, die dunklen seltener als die gleichfarbigen Haare, was mit dem Befunde bei den Slowenen und den Deutschen unserer Alpenländer übereinstimmt.

Gleichwie die Serben viel mehr dunkle, weniger lichte und hellbraune Haare besitzen, finden sich unter ihnen ebenfalls viel mehr dunkle, weniger lichte Augen; bezüglich der mischfarbigen herrscht bloß ein geringer Unterschied zugunsten der Serben. Somit laufen Augen- und Haarfarben bei beiden Volksteilen parallel mit dem gleichen Befunde, wie in den zwei Ländern, der größeren Häufigkeit der lichteren und minderen der dunklen Augen gegenüber den gleichfarbigen Haaren.

Über das Zusammenfallen der verschiedenen Augen- und Haarfarben gibt nachstehende Tabelle folgende Aufschlüsse:

	Haare									
Anzahl	13		892		680		1319		286	
Augen	rot		blond		hellbraun		braun		schwarz	
		%		%		%		%		%
blau	4	30·7	457	51·2	137	20·1	165	12·5	9	3·1
grau	6	46·1	196	21·9	170	25·0	173	13·1	19	6·6
graubraun	1	7·6	73	8·1	101	14·8	188	14·2	26	9·0
grün	—	—	65	7·2	62	9·1	134	10·1	21	7·3
gelb	—	—	—	—	—	—	1	0·07	—	—
braun	2	15·3	101	11·3	206	30·2	649	49·2	185	64·6
schwarz	—	—	—	—	4	0·5	9	0·6	26	9·0
licht	10	76·9	653	73·2	307	45·1	338	25·6	28	9·7
dunkel	2	15·3	101	11·3	210	30·8	658	49·8	211	73·6
mischfarbig . . .	1	7·6	138	15·4	163	23·9	323	24·4	47	16·3

Abgesehen von dem zu spärlich vertretenen roten Haar, haben die blauen Augen ihre größte Verbreitung bei den Männern mit blondem (51%), die seltenste bei jenen mit schwarzem Haar (3%) und sind dieselben bei hellbraunem (20%) noch ansehnlich häufiger als bei braunem Haar (12·5%).

Die grauen Augen verbinden sich am öftesten mit hellbraunem (25%), schon etwas weniger mit blondem Haar (22%); dann folgen wie bei den vorigen die braunen (13%) und mit den wenigsten die schwarzen Haare (6·6%).

Ganz anders die Reihenfolge bei den graubraunen Augen, deren häufigstes Vorkommen die Männer mit hellbraunem (15%) und zunächst die mit braunem Haar (14%) aufweisen, welchen mit geringeren Zahlen die schwarzen (9%) und zuletzt die blonden Haare (8%) folgen.

Ähnlich ist es mit den grünen Augen, nur daß hier die braunen Haare (10%) obenan stehen, denen sich mit sehr wenig abnehmenden Zahlen die hellbraunen (9%), schwarzen und blonden (7%) anschließen.

Vollständig entgegengesetzt den blauen verhalten sich die braunen Augen, deren Maximum auf die schwarzen Haare (64·6%) fällt, mit beträchtlicher Abnahme bei braunem (49%) und hellbraunem (30%) und dem Minimum bei blondem Haar (11%)

Gleichen Schritt mit den braunen halten die schwarzen Augen, die sich vorzüglich bei schwarzem (9%), sehr selten nur bei braunem (0·6%) und hellbraunem Haare (0·5%) und, wie vorauszusetzen, nie bei blondem vorfinden.

Die mischfarbigen Augen binden sich mehr an die dunklen als lichten Haare, indem ihr Maximum auf die braunen und hellbraunen (24%), ihr Minimum auf die blonden Haare (15%) fällt, welches von dem Vorkommen bei schwarzem Haare (16%) nur wenig übertroffen wird.

Im allgemeinen vergesellschaften sich daher die lichten Augen weit überwiegend mit lichtem Haare, die dunklen und mischfarbigen Augen mit dunklem Haare.

Recht interessante Unterschiede liefert die Betrachtung der prozentigen maximalen und minimalen gegenseitigen Beteiligung der einzelnen Augen- und Haarfarben; dieser Unterschied ist am größten bei den braunen (53%) und zunächst bei den blauen Augen (48%), wird um vieles kleiner bei den grauen (18·4%), noch mehr bei den schwarzen (8·5%) und graubraunen (7%) und ist bei den grünen Augen (3%) am unansehnlichsten. Lichte (63%) und dunkle Augen (62%) haben eine fast ganz gleiche Schwankungsweite, sind demnach viel mehr abhängig von der Haarfarbe, als die nichtfarbigen Augen mit der so geringen Schwankungsweite von bloß 9%.

IV. Farbe der Haut.

	Zahl	weiß		gelblich		bräunlich		braun		licht		dunkel	
			%		%		%		%		%		%
Kroatien	1751	1046	59·7	158	9·0	447	25·5	100	5·7	1204	68·7	547	31·2
Slawonien	1439	472	32·8	40	2·7	828	57·5	99	6·8	512	35·5	927	64·3
Summe	3190	1518	47·5	198	6·2	1275	39·9	199	6·2	1716	53·7	1474	46·1
Kroaten	2297	1266	55·1	155	6·7	765	33·3	111	4·8	1421	61·8	876	38·1
Serben	893	252	28·2	43	4·8	510	57·1	88	9·8	295	33·0	598	66·9

Weiße Haut besitzt wohl die Mehrzahl der Männer (1518 = 47·5%), welchen jedoch mit der nächstgroßen Zahl die mit bräunlicher Haut (1275 = 40%) sich anschließen, während gelbliche (198 = 6·2%) und sogar braune (199 = 6·2%) in gleicher, aber doch nur geringer Häufigkeit vorkommt. Im allgemeinen betragen die lichthäutigen (1716 = 53·7%) nur wenig mehr, die dunkelhäutigen (1474 = 46%) um eben so viel

weniger als die Hälfte, ein Verhalten, wie wir es noch ausgesprochener bei den Serbokroaten Bosniens und der Herzegowina gefunden haben; denn bei diesen bleiben die Männer mit lichter Haut (45%) sogar hinter jenen mit dunkler (55%) ansehnlich zurück.

Ihre westlichen Nachbarn, die Slowenen, haben viel häufiger weiße (80%) und weit seltener dunkle Haut (20%).

Sondern wir die zwei Länder, so geht Kroatien rücksichtlich der weißen (59·7%) und gelblichen Haut (9%) Slawonien (33% weiße, 2·7% gelbliche) weit voran, steht aber an bräunlicher (25·5%, braune Haut in beiden Ländern nahezu gleich) und daher an dunkler Haut (31·2%) überhaupt Slawonien (64·3%) sehr bedeutend nach. Somit hat die dunkle Haut im Osten dieses kleinen Gebietes eine viel größere Verbreitung und nimmt dieselbe gegen Westen hin sehr stark ab, umgekehrt die Verbreitung der lichten Hautfarbe zu.

Ganz ähnlich, wie ihre zwei Länder, verhalten sich auch Kroaten und Serben zueinander, indem die ersteren öfter weiße (55·1%), gelbliche (6·7%), demnach lichte Haut (61·8%) besitzen als die Serben (28·2, 4·8 und 33% in derselben Reihenfolge), welche den Kroaten wieder bezüglich der bräunlichen (57·1%, Kroaten 33·3%), braunen (9·8%, Kroaten 4·8%), also dunklen Haut (66·9%, Kroaten 38·1%) vorangehen.

Die dunkle Haut trifft man vorherrschend bei Männern mit dunklen Haaren, nur ausnahmsweise bei lichtem Haar, aber lichte Haut doch oft genug auch bei dunkelhaarigen Männern.

V. Typen.

Nach meiner Einteilung in Typen, des näheren auseinandergesetzt im XXX. Bande der Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, gehören die meisten Männer dieser zwei Länder zum dunklen Typus (869 = 27·2%), obgleich auch der helle (663 = 20·7%) nicht unbeträchtlich vertreten ist. Nach diesem kommt der hellbraune (517 = 16·2%), der graubraune (389 = 12·1%) und dunkle Mischtypus (366 = 11·4%) und schließlich der grünliche Mischtypus (282 = 8·8%), welch letzterer immerhin eine nicht unbedeutende Zahl erreicht; der lichte Mischtypus (103 = 3%) ist der seltenste von allen.

Dunkler und heller Typus zusammen geben die Anzahl der reinen Typen mit 49% aller (1532 Mann), wogegen die sämtlichen Mischtypen (1658 Mann) 51% ausmachen; immerhin läßt sich behaupten, daß ungefähr je die Hälfte aller Männer den reinen und den Mischtypen angehören.

Halten wir Umschau bei ihren Nachbarn gleichen Stammes, so sehen wir ein weit stärkeres Vortreten des dunklen Typus in Bosnien und der Herzegowina (43%) und in den adriatischen Küstenländern (52%) bei gleichzeitig auffallendem Zurückweichen des hellen Typus (7% in beiden Gebieten), während die einzelnen Mischtypen bloß sehr geringe Unterschiede darbieten. Im ganzen genommen stimmt die Anzahl der reinen und gemischten Typen Kroatiens und Slawoniens mit jener in Bosnien und der Herzegowina fast genau überein, bleibt aber hinter jener der reinen Typen in den adriatischen Küstenländern (59%) ebenso weit zurück, als sie jene der Mischtypen in den letztgenannten Ländern (41%) überragt.

Im Vergleiche mit den Slowenen, gegen welche sie nur äußerst wenig verschiedene Zahlen der reinen und gemischten Typen (48 und 52% Slowenen) aufweisen, sind unter den Serbokroaten Kroatiens und Slawoniens mehr Männer des dunklen Typus

(23% Slowenen) und weniger des lichten Typus (25% Slowenen), bezüglich welcher Zahlen sie jedoch den Slowenen viel näher stehen als den Stammesgenossen in den früher angeführten Ländern.

Als eigentümlich muß betont werden, daß die relativen Zahlen der einzelnen Mischtypen in allen diesen Ländern nur wenig, jene der reinen Typen viel mehr voneinander sich entfernen. Reine und gemischte Typen betreffen nahezu je die Hälfte der Männer in Kroatien mit Slawonien, genau die Hälfte in Bosnien mit der Herzegowina und nur in den adriatischen Küstenländern überwiegen die reinen Typen (59%) ansehnlich die Mischtypen (41%).

Dies muß zu dem Schlusse führen, daß an den Adriaufern die Serbokroaten viel weniger Beimischungen durch dem hellen Typus angehörige Elemente erfahren haben, als in Bosnien mit der Herzegowina, in Kroatien und Slawonien aber die meisten, mithin, daß die Kreuzung mit diesen fremden Elementen von Norden her stattgefunden hat.

	Kroatien		Slawonien		Kroaten		Serben	
Anzahl	1751		1439		2297		893	
Typus		%		%		%		%
Heller	482	27·5	181	12·5	561	24·4	102	11·4
Dunkler	401	22·9	468	32·5	537	23·3	332	37·1
Lichter Misch-	61	3·4	42	2·9	76	3·3	27	3·0
Dunkler „	239	13·6	127	8·8	276	12·0	90	10·0
Hellbrauner Misch-	227	12·9	290	20·1	393	17·1	124	13·8
Graubrauner „	222	12·6	167	11·6	286	12·4	103	11·5
Grünlicher „	118	6·7	164	11·3	167	7·2	115	12·8
Gelber „	1	0·05	—	—	1	0·04	—	—
Reine Typen	883	50·4	649	45·0	1098	47·7	434	48·5
Mischtypen	868	49·5	790	54·8	1199	52·1	459	51·4

Vorstehende Zusammenstellung läßt erkennen, daß der helle Typus in Kroatien (27%) viel häufiger, der dunkle (23%) umgekehrt viel seltener, als in Slawonien (12% heller, 32% dunkler) auftritt und die reinen Typen überhaupt in Kroatien (50%) zahlreicher vorkommen als in Slawonien (45%).

Von den Mischtypen ist in beiden Ländern der lichte gleich selten (zirka 3%), der dunkle, hellbraune und graubraune in Kroatien (13%) in gleicher Anzahl vertreten, während in Slawonien der hellbraune (20%) alle anderen weit überragt, der dunkle (9%) dagegen sogar zurücktritt, auch gegenüber Kroatien, und der grünliche (11, Kroatien bloß 7%) eine größere Verbreitung besitzt. Im Gegensatze zu den reinen Typen überwiegen in Slawonien (55%) die Mischtypen gegenüber Kroatien (49%), was für eine stärkere Mischung in Slawonien sprechen würde. Die bedeutend größere Zahl des hellen Typus und des dunklen Mischtypus in Krotien führt zur Annahme, ersterer sei von Westen, letzterer von Slawonien her beeinflußt worden.

Bei Kroaten und Serben finden sich die reinen (je 48%) und die gemischten Typen (52 und 51%) in gleicher Zahl mit schwachem Überwiegen der letzteren und offenbart sich der gleiche Unterschied wie zwischen den zwei Ländern, nämlich viel zahlreichere Männer des hellen und weniger des dunklen Typus (23%) bei den

Kroaten (Serben 11 und 37%). Außerdem sind unter den Kroaten etwas mehr Männer des hellbraunen (17, Serben 14%) und weniger des grünlichen Mischtypus (7, Serben 13%).

Die Serben Bosniens und der Herzegowina zählen mehr reine Typen (53%) und weniger Mischtypen (46%) als jene Kroatiens und Slawoniens, und überwiegt bei ihnen der dunkle Typus (48%) viel mehr bei weit stärkerem Zurücktreten des hellen Typus (55%). Auch der dunkle Mischtypus (17%), minder der graubraune (15%) ist bei ihnen häufiger, der grünliche aber viel seltener.

Heller Typus	663	Mann	1693 *mm*
Dunkler „	869	„	1698 „
Lichter Mischtypus	103	„	1686 „
Dunkler „	366	„	1693 „
Hellbrauner „	517	„	1694 „
Graubraun. „	389	„	1700 „
Grünlicher „	282	„	1694 „

Was die Körperlänge der einzelnen Typen anbelangt, überragt der dunkle Typus und graubraune Mischtypus (170 *cm*) alle übrigen, welche untereinander von gleicher Statur (169 *cm*), außer dem lichten Mischtypus (168 *cm*) mit der geringsten Körpergröße.

Bei den bosnischen Serbokroaten sind alle Typen durchaus höherer, aber untereinander gleicher Statur (172 *cm*), nur ebenfalls der dunkle Typus (173 *cm*) etwas höher gewachsen; das Gleiche gilt auch von den Serbokroaten der Adriaküste (170 *cm* dunkler, 167 *cm* heller Typus). Mithin zeichnet sich der dunkle Typus bei den Serbokroaten aller dieser Länder durch eine höhere Statur vor den übrigen Typen aus. Bei den Slowenen sind alle Typen untereinander gleicher, durchaus geringerer Körpergröße (168 *cm*), bloß der dunkle Mischtypus (169 *cm*) etwas größer als die anderen Typen.

VI. Kopfmaße.

Die größte Kopflänge mißt durchschnittlich 183 *mm*, freilich mit der ungemeinen Schwankungsweite zwischen 160 *mm* bei zwei äußerst brachycephalen Serben mit Indices über 90 und 210 *mm* bei einem dolichoiden Kroaten. An Kopflänge übertreffen sie um ein geringeres ihre Stammesgenossen in Bosnien und der Herzegowina (182 *mm*), die Ruthenen in Galizien (182 *mm* Majer, Kopernicki) und in der Bukowina (182 *mm* Himmel), die Weißrussen (182 *mm* Talko-Hrynzewitsch) und mehr die Polen Galiziens (180 *mm* Majer, Kopernicki), gleichen den Ruthenen Rußlands (183 *mm* Diebold), stehen jedoch den Slowenen (185 *mm*), Tschechen (186 *mm* Weisbach), den russischen Polen (185 *mm* Elkind), den Ruthenen in Podolien (184 *mm* Talko-Hrynzewitsch) und den Großrussen (186 *mm* Sograf) nach.

Die größte Breite, durchschnittlich 157 *mm*, schwankt von 128 *mm* bis 176 *mm*, ist nur geringer, als jene der Tschechen (159 *mm*), jedoch größer als die der Bosnier und Herzegowiner (156 *mm*) und aller anderen slawischen Völker (Slowenen 156 *mm*, Ruthenen in Galizien 152 *mm*, in der Bukowina 153 *mm*, in Rußland 155 *mm*, in Podolien 151 *mm*, Polen in Galizien 152 *mm*, in Rußland 150 *mm* und Großrussen 155 *mm*).

Beide Maße geben den Index von 857, womit unsere Serbokroaten ebenso zu den meist brachycephalen Slawen gehören, wie jene Bosniens mit der Herzegowina (857) und die Tschechen (854), indem alle übrigen: die Slowenen (843), galizischen Polen (844), russischen Polen (808), alle Ruthenen (821—845), die Weißrussen (832) und die Großrussen (828) weniger brachycephal sind.

Selbstverständlich überragen sie an Brachycephalie die Deutschen unserer Alpenländer (81 und 82 Index).

Vom Kopfindex 2% abgezogen, gibt 83 als Index für den Schädel; die Schädel der Serbokroaten der adriatischen Küstenländer ergaben einen Index von 84, jedoch mit der Schädellänge gemessen zwischen Glabella und Hinterhaupt. Wird diese nach meinen direkten Untersuchungen um 2 *mm*, dem durchschnittlichen Mehrbetrage der größten Länge gegenüber jener, vergrößert, so erhält man den Index von 83, also den gleichen, wie oben angegeben.

Wie die beiden Tabellen III und IV zeigen, ist der Längenbreiten-Index im einzelnen recht verschieden, indem er 70 (bei einem Serben) bis zu 100 (bei einem Kroaten) abwechselt.

70— 1	79— 63	86—350	93—38
73— 5	80—118	87—301	94—24
74— 4	81—161	88—274	95— 9
75—12	82—237	89—178	96— 4
76—15	83—301	90—141	97— 3
77—18	84—343	91—107	98— 1
78—50	85—381	92— 50	100— 1

Überblicken wir aber die einzelnen Indices, so fällt die verhältnismäßig geringe Zahl der von 79 an abwärts vorfindlichen (168♂) auf, deren zahlreichste Vertreter wieder gerade die höheren Indices von 78 (50♂) und 79 (63♂) betreffen. Bedeutend häufiger sind die Indices von 80 (118♂) und 81 (161♂), welche darum abgesondert von den höheren Indices behandelt werden, weil ihr Schädelindex (Kopfindex minus 2%) 78 und 79 betragen würde, womit sie den Brachycephalen keineswegs beigezählt werden dürfen.

Vom Index 82 an steigt die Zahl der Vertreter der einzelnen Indices sehr bedeutend und fällt das Maximum derselben auf den Index 85 (381 Mann) und überhaupt auf die Indices von 83 bis einschließlich 87 (301—381 Mann); jenseits dieses letzteren zählt der Index von 88 (274), 89 (178), 90 (141) und 91 (107) noch zahlreiche Individuen, welche weiter sehr rasch abnehmen bis zu bloß einzelnen Männern mit den extremsten brachycephalen Indices.

Nach der gebräuchlichen Abteilung haben wir also Köpfe mit Indices von 79 an abwärts, kurz Dolichoiden genannt, 168 (5·2%), solche mit Indices 80 oder 81 aber 279 (8·7%) und Brachycephali mit Indices von 82 an aufwärts 2743 (85·9%), welche demnach in weitaus überwiegender Menge vorkommen, so daß die anderen Formen bloß unbedeutende Minderheiten bilden.

Das Auftreten der verschiedenen Kopfformen ist fast genau dasselbe wie in Bosnien und der Herzegowina (84% Brachycephali, 6·6% Dolichoiden und 9·5% Zwischenformen), wogegen unter den Slowenen viel weniger Brachycephali (72·6%) mehr Dolichoiden (13%) und Zwischenformen (14%) sich vorfinden.

Unter den alpenländischen Deutschen (außer Tirol) sind durchaus mehr Dolichoiden (18·5—31·5%) und weniger Brachycephali (59—73%).

Rücksichtlich dieser beiden Kopfmaße läßt sich kaum ein Unterschied zwischen Kroaten und Serben aufstellen; denn sowohl die Kopflänge (183 *mm* Kroaten, 182 *mm* Serben), als auch die Kopfbreite (156 *mm* Kroaten, 157 *mm* Serben) unterscheiden sich so wenig voneinander, daß auch die beiderseitigen, ausgesprochen brachycephalen Indices (852 Kroaten, 862 Serben) als gleich betrachtet werden können. Die gleiche

Übereinstimmung in der allgemeinen Kopfform herrscht mit den Konnationalen Bosniens und der Herzegowina (Serben 862, Kroaten 868).

In betreff der Verteilung der Kopfformen weisen die Kroaten 140 Dolichoiden (6%), 207 mit Indices 80 und 81 (9%) und 1950 Brachycephali (85%) auf, die Serben bloß 28 Dolichoiden (3%), 72 mit Indices 80 und 81 (8%) und 793 Brachycephali (89%), demzufolge unter den Kroaten etwas mehr Dolichoiden und weniger Brachycephali als bei den Serben vorkommen.

Die Statur aller dolichoiden Männer berechnet sich mit 1691 *mm*, um 5 *mm* kleiner als die der untereinander gleichen der brachycephalen (1696 *mm*) und jener mit Indices 80 und 81 (1695 *mm*), weshalb man die Körperlänge der Männer dieser einzelnen Kopfformen als die gleiche (169 *cm*) betrachten kann. Dies stimmt vollständig überein mit den Serbokroaten Bosniens und der Herzegowina (je 172 *cm*), während bei den Slowenen die dolichoiden Männer (169 *cm*) etwas größer sind als die brachycephalen (168 *cm*).

Typus	Zahl	Dolichoide		Indices 80 und 81		Brachycephali	
			%		%		%
Heller	663	36	5·4	73	11·0	554	83·5
Dunkler	869	48	5·5	69	7·9	752	86·5
Lichter Misch-	103	6	5·8	13	12·6	84	81·5
Dunkler „	366	17	4·6	38	10·3	311	84·9
Hellbrauner Misch-	517	26	5·0	38	7·3	453	87·6
Graubrauner „	389	29	7·4	30	7·7	330	84·8
Grünlicher „	282	6	2·1	17	6·0	259	91·8
Gelber „	1	—	—	1	—	—	—
Alle Mischtypen	1658	84	5·0	137	8·2	1437	86·6

Das Vorkommen der einzelnen Kopfformen hängt insofern mit den verschiedenen Typen zusammen, als die meisten Brachycephali, welche übrigens bei allen Typen weitaus vorherrschen, beim grünlichen Mischtypus (92%), sowie bei den Slowenen, dann zunächst beim hellbraunen Mischtypus (88%), weniger beim dunklen Typus (86%), beim graubraunen und dunklen Mischtypus (85%), die wenigsten beim hellen Typus (83%) und besonders beim lichten Mischtypus (81%) sich vorfinden, daher im allgemeinen beim hellen Typus weniger als beim dunklen und bei den Mischtypen (87%) überhaupt. Bei den Slowenen haben diese drei Typenkategorien fast genau die gleiche Anzahl Brachycephali (73% heller, 72% dunkler Typus und die Mischtypen).

Bei weitem weniger variiert die Zahl der Dolichoiden, welche beim graubraunen (7%) und lichten Mischtypus (6%) etwas häufiger, beim grünlichen (2%) seltener als bei allen anderen (je 5%), übrigens durchaus seltener als bei den Slowenen (4% grünlicher bis 16% lichter Mischtypus) auftreten. Die Zahl der Dolichoiden bleibt im allgemeinen die gleiche bei den reinen Typen, wie auch bei den Mischtypen zusammengenommen (5%).

Die Zahl der Köpfe mit Index 80 und 81 variiert wohl etwas mehr als jene der Dolichoiden, ist aber am größten beim lichten Mischtypus (13%), welchem sich der helle Typus (11%) und der dunkle Mischtypus (10%), weiters der dunkle Typus und graubraune (8%), der hellbraune (7%) und mit der geringsten der grünliche

Mischtypus (6%) anschließen. Beim hellen Typus gibt es also etwas mehr Köpfe mit Indices 80 und 81 als beim dunklen und bei den Mischtypen (8%).

Das Vorkommen der Kopfformen variiert demnach bei den Mischtypen viel mehr als bei den reinen Typen; von letzteren hat der helle weniger Brachycephali und mehr mit Indices 80 und 81 als der dunkle und die Mischtypen im allgemeinen, welche beiden Gruppen in dieser Hinsicht einander ganz gleichen.

Bei den Serbokroaten Bosniens und der Herzegowina fanden sich die meisten Brachycephali beim hellbraunen Mischtypus (87%), die wenigsten beim hellen Typus (79%) und ähnlich wie in Kroatien und Slawonien überhaupt beim dunklen Typus (83%) mehr als beim hellen und auch bei den Mischtypen mehr (84—87%) als bei den reinen Typen. Die in gleich geringer Zahl vertretenen Dolichoiden sind am spärlichsten beim hellen Typus (4%), am zahlreichsten beim dunklen Mischtypus (7%), ohne aber beträchtliche Unterschiede darzubieten.

Typus	Kroaten							Serben						
	Zahl	Dolichoide		Index 80, 81		Brachycephali		Zahl	Dolichoide		Index 80, 81		Brachycephali	
			%		%		%			%		%		%
Heller	561	34	6·0	67	11·9	460	81·9	102	2	1·9	6	5·8	94	92·1
Dunkler	537	32	5·9	42	7·8	463	86·2	332	16	4·8	27	8·1	289	87·0
Lichter Misch-	76	6	7·8	10	13·1	60	78·9	27	—	—	3	11·1	24	88·8
Dunkler „	276	14	5·0	29	10·5	233	84·4	90	3	3·3	9	10·0	78	86·6
Hellbrauner Misch-	393	23	5·8	28	7·1	342	87·0	124	3	2·4	10	8·0	111	89·5
Graubrauner „	286	28	9·7	22	7·6	236	82·5	103	1	0·9	8	7·7	94	91·2
Grünlicher „	167	3	1·7	8	4·7	156	93·4	115	3	2·6	9	7·8	103	89·5
Gelber „	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Alle Mischtypen	1199	74	6·1	98	8·1	1027	85·6	459	10	2·1	39	8·4	410	89·3

Wir wollen nun sehen, wie sich in dieser Beziehung Kroaten und Serben gesondert erhalten.

Die meisten Brachycephali besitzen die Kroaten des grünlichen Mischtypus (93%) und die Serben des hellen Typus (92%), die wenigsten die Kroaten des lichten Mischtypus (79%) und die Serben des dunklen Typus (87%) und des dunklen Mischtypus (87%). Bei den Kroaten hat der helle Typus (82%) weniger brachycephale Männer, als der dunkle (86%), bei den Serben umgekehrt mehr (92 und 87%); ebenso bleibt der helle Typus der Kroaten mit seiner Anzahl brachycephaler hinter den meisten Mischtypen, außer dem lichten (79%) und graubraunen (82%) zurück, während er bei den Serben alle ohne Ausnahme hierin übertrifft.

Die Mischtypen zusammengenommen haben bei den Kroaten (85%) weniger Brachycephali als bei den Serben (89%). Im allgemeinen sind bei allen Typen die Brachycephali bei den Serben etwas zahlreicher (um 1—10%) als bei den Kroaten, mit alleiniger Ausnahme des grünlichen Mischtypus, mit welchem die Kroaten diesbezüglich den Serben vorangehen. Am meisten stimmen hierin überein der dunkle Typus, der dunkle und hellbraune Mischtypus beider Volkszweige, am wenigsten aber eigentümlicherweise der helle Typus und lichte Mischtypus.

Die meisten Dolichoiden weist der graubraune Mischtypus der Kroaten (10%) auf und im Gegensatze dazu der gleiche bei den Serben (1%) die wenigsten, die

letzteren zugleich bei allen Typen weniger als die Kroaten, bei welchen die beiden reinen Typen gleichviel Dolichoide (6%) besitzen, während bei den Serben der helle Typus (2%) dem dunklen (5%) etwas nachsteht. Die wenigsten Dolichoiden hat bei den Kroaten der grünliche (2%), bei den Serben der graubraune Mischtypus (1%), wenn man vom so spärlich vorkommenden lichten Mischtypus mit gar keinem Dolichoiden absieht.

Die Köpfe mit Indices 80 und 81 finden sich am häufigsten bei den Kroaten des lichten Mischtypus (13%) und des hellen Typus (12%), auch bei den Serben beim lichten Mischtypus (11%), die wenigsten beim grünlichen Mischtypus der Kroaten (5%) und beim hellen Typus der Serben (6%). Auch hier bietet der helle Typus beider die größten Unterschiede, wogegen alle übrigen Typen entweder übereinstimmen (dunkler Typus, dunkler und graubrauner Mischtypus) oder nur wenig voneinander differieren.

Es gibt daher zwischen Kroaten und Serben in dieser Beziehung eigentlich keine ausgreifenden Unterschiede, wenn auch die Serben bei fast allen Typen mehr brachycephale und weniger nichtbrachycephale Köpfe aufweisen, ganz vorzüglich beim hellen Typus und lichten Mischtypus, wogegen der dunkle Typus beider fast genau übereinstimmt.

Typus	Dolichoide					Index 80 und 81					Brachycephali				
	Zahl	Körperlänge	Kopf			Zahl	Körperlänge	Kopf			Zahl	Körperlänge	Kopf		
			Länge	Breite	Index			Länge	Breite	Index			Länge	Breite	Index
Heller	36	1688	188	146	776	73	1693	186	151	811	554	1694	182	157	862
Dunkler	48	1692	190	148	778	69	1702	187	152	812	752	1698	182	158	868
Lichter Misch-	6	1693	190	147	773	13	1697	188	152	808	84	1684	182	157	862
Dunkler „	17	1679	190	148	778	38	1690	187	151	807	311	1695	182	158	868
Hellbrauner Misch- .	26	1696	190	149	784	38	1685	187	152	812	453	1695	182	157	862
Graubrauner „ .	29	1693	191	149	780	30	1707	188	153	813	330	1700	182	158	868
Grünlicher „ .	6	1691	191	149	780	17	1684	187	152	812	259	1695	182	158	868
Alle Mischtypen . . .	84	1691	190	149	784	136	1692	187	152	812	1437	1695	182	158	868

Wir wollen nun sehen, ob die einzelnen Typen nach ihren Kopfformen bemerkenswerte Verschiedenheiten darbieten oder nicht.

Bei den Dolichoiden, abgesehen vom lichten, dunklen und grünlichen Mischtypus, welche zu wenig Männer umfassen, ist die Körperlänge bei allen übrigen Typen die gleiche, abgerundet 169 *cm*; die Kopflänge beim hellen Typus (188 *mm*) die kleinste, beim graubraunen Mischtypus (191 *mm*) die größte, zwischen welchen beiden der dunkle Typus und der hellbraune Mischtypus (190 *mm*) sich einschalten.

Auch die Kopfbreite ist beim hellen Typus (146 *mm*) die geringste, größer beim dunklen Typus (148 *mm*) und beim hellbraunen und graubraunen Mischtypus (149 *mm*) am größten.

Daraus ergibt sich für die beiden reinen Typen, den hellen und dunklen, der ganz gleiche Kopfindex von 77, wohl etwas weniges kleiner, als der für den hellbraunen und graubraunen Mischtypus (78).

Auch wenn wir sämtliche Mischtypen zusammennehmen, besitzen sie die gleiche Körperlänge (169 *cm*) mit den reinen Typen, dieselbe Kopflänge (190 *mm*) wie der

dunkle Typus und damit eine etwas größere als der helle, jedoch eine größere Kopfbreite (149 *mm*) als die zwei reinen Typen und zugleich den nur unbedeutend größeren Kopfindex von 78.

Unter den Dolichoiden herrscht daher ein bloß äußerst geringer Unterschied der einzelnen Typen bezüglich ihres Kopfindex, trotzdem die beiden Kopfmaße nicht durchaus die gleichen sind.

Auf den Schädel reduziert (2% vom Kopfindex abgezogen), fielen freilich alle Typen in die Abteilung der Mesocephali.

Die Brachycephali weisen verschiedene Körperlängen auf, welche vom lichten Mischtypus (168 *cm*) mit der kleinsten, durch die beiden reinen Typen, den dunklen, hellbraunen und grünlichen Mischtypus (169 *cm*) bis zum graubraunen (170 *cm*) mit der größten, zunimmt; werden aber alle Mischtypen zusammengenommen (169 *cm*), so verschwindet auch dieser Unterschied und besitzen sämtliche Typen die gleiche Körpergröße.

Während die Kopflänge durchaus die ganz gleiche (182 *mm*) ist, bleibt die Kopfbreite beim hellen Typus, dem lichten und hellbraunen Mischtypus (157 *mm*) hinter jener des dunklen Typus, des dunklen graubraunen und grünlichen Mischtypus (158 *mm*) um ein geringes zurück, selbst wenn alle Mischtypen zusammengenommen werden (158 *mm*).

Der Kopfindex der Brachycephalen (86) ist bei allen 7 Typen derselbe und bleibt auch auf den Schädel bezogen (— 2%) ein ausgesprochen brachycephaler (84).

Im ganzen bieten die verschiedenen Typen der Brachycephali bezüglich der Statur nur geringe, bezüglich der Kopfform gar keine Unterschiede; ebensowenig unterscheiden sie sich von den Dolichoiden rücksichtlich der Körperlänge; denn sowohl die zwei reinen Typen als auch die Mischtypen zusammen haben bei beiden 169 *cm*.

Bei den Männern mit Indices 80 und 81 sind die des dunklen Typus (170 *cm*) etwas höherer Statur, als jene des hellen (169 *cm*), welchen auch jene der Mischtypen genau gleichen.

Mit den Kopfdurchmessern steht der helle Typus sowohl an Länge (186 *mm*), als Breite (151 *mm*) dem dunklen und den gesamten Mischtypen (je 187 und 152 *mm*) etwas nach, der Index aber ist bei allen drei Abteilungen genau der gleiche (81) entsprechend dem mesocephalen Schädelindex von 79.

Aus diesem allen drängt sich der Schluß auf, daß bei unseren Serbokroaten die verschiedenen Typen weder im Wuchse noch in den einzelnen Kopfformen Unterschiede bemerken lassen.

Brachycephali										
Typus	Kroaten					Serben				
	Zahl	Körperlänge	Kopf-			Zahl	Körperlänge	Kopf-		
			Länge	Breite	Index			Länge	Breite	Index
Heller	460	1694	182	156	857	94	1691	181	158	872
Dunkler	463	1700	182	157	862	289	1696	183	158	863
Lichter Misch-	60	1680	182	157	862	24	1696	182	157	862
Dunkler „	233	1696	181	157	867	78	1690	182	159	873
Hellbrauner Misch-	342	1698	181	157	867	111	1687	182	157	862
Graubrauner „	236	1699	182	158	868	94	1702	182	159	873
Grünlicher „	156	1692	182	158	868	103	1700	183	159	868

Zwischen Kroaten und Serben können nur die in genügender Anzahl vorhandenen brachycephalen Männer eines jeden Typus verglichen werden.

Die Körperlänge ist beim hellen und dunklen Typus, beim dunklen und graubraunen Mischtypus die gleiche bei beiden Volkszweigen, bloß beim lichten und grünlichen Mischtypus der Serben größer, beim hellbraunen dagegen kleiner als bei den Kroaten.

Die Kopflänge des lichten und graubraunen Mischtypus (182 *mm*) ist beiden gemeinsam, sonst meistens bei den Serben etwas größer (beim dunklen Typus, dunklen, hellbraunen, grünlichen Mischtypus) und nur beim hellen Typus um ein weniges kleiner als bei den Kroaten.

Der lichte und hellbraune Mischtypus haben beiderseits die gleiche Kopfbreite (157 *mm*), alle anderen bei den Serben eine größere als bei den Kroaten. Trotzdem ist der Grad der Brachycephalie nach dem Index beider Volkszweige meistens der gleiche (dunkler Typus, lichter, hellbrauner und grünlicher Mischtypus, 86), wiewohl beim hellen Typus, dunklen und graubraunen Mischtypus nur unbedeutend größer bei den Serben (87) als bei den Kroaten (86).

Obwohl nun geringe Verschiedenheiten bei den einzelnen Typen der Brachycephali bestehen, sind dieselben doch so zurücktretend, daß an eine Verschiedenheit der Serben von den Kroaten nicht gedacht werden kann.

Die vorstehenden Untersuchungen weisen den Serbokroaten in Kroatien und Slawonien folgende körperliche Eigenschaften zu:

Sie sind durchschnittlich 1695 *mm* groß, zählen damit zu den höchstgewachsenen unter den slawischen Völkern und gibt es unter ihnen nur verschwindend wenig kleine Männer (2·5%), dagegen solche des Mittelschlages (48·5%) und großer Statur (49%) in gleicher Anzahl.

Vorherrschend bei ihnen sind dunkle Haare (50%), genau die Hälfte aller, gegen welche die lichten (28%) weit zurücktreten; am häufigsten haben sie braunes Haar (41%), blondes (28%) aber doch häufiger als hellbraunes (21%) und schwarzes (9%) in nicht seltenen Fällen; dagegen sind rote und krause Haare (nicht einmal 0·5%) eine große Seltenheit.

Rücksichtlich der Augenfarben sind die lichten (42%) in Überzahl gegen die dunklen (37%), die mischfarbigen (21%) viel seltener als beide. Trotzdem haben doch die meisten Männer braune (36%), viel weniger blaue (24%), besonders graue (18%) und graubraune Augen (12%); grünliche kommen nicht selten (9%), schwarze aber nur vereinzelt (1%) und gelbe nur ein einziges Mal vor.

Ihre Haut ist wohl meistens licht (54%), aber nicht viel weniger häufig auch dunkel (46%); weiße Haut nämlich besitzen mehr Männer (47%) als bräunliche (40%), gelbliche und selbst braune Haut je 6%.

Sie gehören meist zum dunklen (27%), weniger zum hellen Typus (21%), viel weniger zum hellbraunen (16%), graubraunen (12%), dunklen (11%) und grünlichen Mischtypus (9%); der lichte Mischtypus (3%) aber ist sehr selten. Reine (49%) und Mischtypen (51%) umfassen nahezu je die Hälfte der Männer.

Die verschiedenen Typen lassen weder in ihrer Körperlänge, noch in der allen gemeinsamen brachycephalen Kopfgestalt hervorhebenswerte Unterschiede beobachten.

Kroaten und Serben sind gleicher Statur und Brachycephalie und bei vorherrschend dunklem Haare die reinen, sowie die Mischtypen in gleicher Stärke vertreten; nur sind bei den Kroaten die lichten Farben der Haare, Augen und Haut, daher auch der helle Typus häufiger als bei den in allen diesen Richtungen mehr dunklen Serben.

Körperlänge.

Tabelle I.

cm	Kroaten			Serben			Gesamtsumme
	Kroatien	Slawonien	Zusammen	Kroatien	Slawonien	Zusammen	
153	1	—	1	—	—	—	1
155	5	1	6	1	—	1	7
156	6	1	7	—	1	1	8
157	12	2	14	1	1	2	16
158	14	5	19	—	4	4	23
159	12	3	15	1	5	6	21
160	32	11	43	5	13	18	61
161	27	16	43	8	16	24	67
162	53	21	74	10	26	36	110
163	62	28	90	10	24	34	124
164	77	34	111	18	40	58	169
165	92	46	138	23	38	61	199
166	98	42	140	21	22	43	183
167	98	58	156	28	36	64	220
168	113	42	155	26	44	70	225
169	90	44	134	15	39	54	188
170	105	81	186	15	39	54	240
171	97	56	153	17	38	55	208
172	92	63	155	11	39	50	205
173	81	62	143	22	34	56	199
174	58	47	105	10	33	43	148
175	49	42	91	8	25	33	124
176	54	34	88	6	19	25	113
177	34	18	52	8	15	23	75
178	26	32	58	2	12	14	72
179	18	15	33	4	13	17	50
180	11	15	26	9	5	14	40
181	12	6	18	5	5	10	28
182	10	4	14	3	3	6	20
183	5	3	8	1	3	4	12
184	3	4	7	1	2	3	10
185	4	—	4	3	—	3	7
186	2	—	2	1	3	4	6
187	2	—	2	1	1	2	4
188	—	1	1	—	—	—	1
189	2	—	2	—	1	1	3
190	—	1	1	—	—	—	1
193	—	1	1	—	—	—	1
194	—	1	1	—	—	—	1
Summe	1457	840	2297	294	599	893	3190

		Rote Haare				Blonde Haare					Hellbraune Haare					Braune Haare							Schwarze Haare						Summe
		Augen																											
		blau	grau	graubraun	braun	blau	grau	graubraun	grün	braun	blau	grau	graubraun	grün	braun	blau	grau	graubraun	grün	gelb	braun	schwarz	blau	grau	graubraun	grün	braun	schwarz	
Kroatien	Dolichoiden . .	—	—	—	—	16	12	7	2	6	1	9	3	2	7	9	4	14	—	—	23	—	—	—	1	1	7	1	125
	Index 80 und 81	—	2	—	—	43	13	2	2	9	8	3	5	1	8	11	14	13	2	1	28	2	1	—	—	—	8	1	177
	Brachycephali .	3	3	1	1	284	106	30	25	45	55	66	38	16	70	92	94	93	53	—	253	5	5	9	15	14	57	16	1449
	Summe . .	3	5	1	1	343	131	39	29	60	64	78	46	19	85	112	112	120	55	1	304	7	6	9	16	15	72	18	1751
Slawonien	Dolichoiden . .	—	—	—	—	5	3	1	—	—	3	3	1	1	3	2	2	2	—	—	9	—	—	—	—	—	7	1	43
	Index 80 und 81	—	—	—	—	11	4	3	4	4	7	5	4	2	7	6	4	3	5	—	25	—	1	1	—	1	5	—	102
	Brachycephali .	1	1	—	1	98	58	30	32	37	63	84	50	40	115	45	55	63	74	—	311	2	2	9	10	5	101	7	1294
	Summe . .	1	1	—	1	114	65	34	36	41	73	92	55	43	125	53	61	68	79	—	345	2	3	10	10	6	113	8	1439
Gesamtsumme . .		4	6	1	2	457	196	73	65	101	137	170	101	62	210	165	173	188	134	1	649	9	9	19	26	21	185	26	3190
Kroaten	Dolichoiden .	—	—	—	—	20	14	8	2	6	2	12	3	1	9	9	5	16	—	—	23	—	—	—	1	—	8	1	140
	Index 80 und 81	—	2	—	—	48	17	3	2	10	10	6	7	3	12	13	15	12	3	1	35	—	1	—	—	—	6	1	207
	Brachycephali .	3	3	1	2	321	133	46	45	58	90	119	64	34	133	88	126	107	64	—	363	3	4	15	18	13	83	14	1950
	Summe . .	3	5	1	2	389	164	57	49	74	102	137	74	38	154	110	146	135	67	1	421	3	5	15	19	13	97	16	2297
Serben	Dolichoiden . .	—	—	—	—	1	1	—	—	—	2	—	1	2	1	2	1	—	—	—	9	—	—	—	—	1	6	1	28
	Index 80 und 81	—	—	—	—	6	—	2	4	3	5	2	2	—	3	4	3	4	4	—	18	2	1	1	—	1	7	—	72
	Brachycephali .	1	1	—	—	61	31	14	12	24	28	31	24	22	52	49	23	49	63	—	201	4	3	3	7	6	75	9	793
	Summe . .	1	1	—	—	68	32	16	16	27	35	33	27	24	56	55	27	53	67	—	228	6	4	4	7	8	88	10	893
Gesamtsumme . .		4	6	1	2	457	196	73	65	101	137	170	101	62	210	165	173	188	134	1	649	9	9	19	26	21	185	26	3190

Kroaten ♂ aus Kroatien und Slawonien.

Tabelle III.

Indices	Rotes Haar				Blondes Haar					Hellbraunes Haar						Braunes Haar							Schwarzes Haar						Summe
	Augen																												
	blau	grau	graubraun	braun	blau	grau	graubraun	grün	braun	blau	grau	graubraun	grün	braun	schwarz	blau	grau	graubraun	grün	gelb	braun	schwarz	blau	grau	graubraun	grün	braun	schwarz	
73	—	—	—	—	2	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	5
74	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	4
75	—	—	—	—	3	1	1	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	9
76	—	—	—	—	—	1	1	—	1	—	2	—	—	2	—	1	—	1	—	—	3	—	—	—	—	—	—	—	12
77	—	—	—	—	2	—	3	—	—	1	1	1	—	—	—	1	—	2	—	—	2	—	—	—	—	—	4	—	17
78	—	—	—	—	4	6	3	1	4	—	3	2	—	2	—	4	1	3	—	—	4	—	—	—	1	—	2	—	40
79	—	—	—	—	10	5	—	—	—	1	4	—	1	5	—	2	3	8	—	—	12	—	—	—	—	—	1	1	53
80	—	2	—	—	15	4	2	1	4	7	3	3	1	5	—	5	9	3	1	—	19	—	—	—	—	—	3	1	88
81	—	—	—	—	33	13	1	1	6	3	3	4	2	7	—	8	6	9	2	1	16	—	1	—	—	—	3	—	119
82	—	1	—	—	40	13	9	3	6	4	8	7	2	8	—	8	15	4	9	—	33	—	1	2	1	1	2	2	179
83	1	—	—	1	40	21	8	1	6	12	14	7	2	13	—	10	12	13	6	—	38	—	—	1	2	2	12	3	225
84	—	—	—	—	41	14	5	8	4	8	17	8	5	15	—	8	12	15	3	—	53	2	—	3	2	3	16	1	243
85	—	—	1	—	46	17	5	8	8	21	18	8	5	12	2	13	18	17	8	—	47	1	2	2	2	1	9	3	274
86	—	—	—	—	45	23	3	4	7	12	16	6	8	17	—	11	16	10	8	—	46	—	—	2	2	1	8	—	245
87	—	—	—	—	32	10	4	5	9	14	10	4	2	19	—	11	14	15	6	—	39	—	1	1	3	1	16	1	217
88	1	—	—	—	28	11	5	5	6	3	9	7	4	19	—	8	17	10	6	—	37	—	—	—	2	1	6	2	187
89	—	1	—	—	16	4	1	6	7	5	7	5	2	7	—	2	8	10	8	—	25	—	—	1	1	1	6	1	124
90	1	—	—	—	13	6	4	3	2	3	7	2	1	7	—	9	5	3	2	—	20	—	—	2	1	1	5	—	97
91	—	—	—	1	10	8	—	1	2	3	6	6	1	3	—	2	4	3	5	—	11	—	—	—	—	1	1	—	68
92	—	—	—	—	6	2	1	—	1	2	4	1	1	7	—	—	—	2	2	—	7	—	—	—	—	—	—	1	37
93	—	1	—	—	3	2	—	1	—	2	—	1	—	2	—	3	3	3	—	—	4	—	—	1	—	—	2	—	28
94	—	—	—	—	1	2	—	—	—	1	—	—	1	2	—	3	1	—	1	—	2	—	—	—	1	—	—	—	15
95	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	2	1	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	5
96	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3
97	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	2
100	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Summe	3	5	1	2	390	163	57	49	74	102	137	74	38	152	2	110	146	135	67	1	421	3	5	15	19	13	97	16	2297

Serben ♂ aus Kroatien und Slawonien.

Tabelle IV.

Indices	Rotes Haar		Blondes Haar					Hellbraunes Haar						Braunes Haar						Schwarzes Haar						Summe
	Augen																									
	blau	grau	blau	grau	graubraun	grün	braun	blau	grau	graubraun	grün	braun	schwarz	blau	grau	graubraun	grün	braun	schwarz	blau	grau	graubraun	grün	braun	schwarz	
70	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1
75	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	1	—	3
76	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3
77	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1
78	—	—	1	—	—	—	—	1	—	—	1	1	—	—	—	—	—	3	—	—	—	—	—	2	1	10
79	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	1	—	—	1	1	—	—	4	—	—	—	—	1	1	—	10
80	—	—	3	—	2	2	1	2	—	2	—	2	—	1	1	—	2	9	—	1	—	—	—	2	—	30
81	—	—	3	—	—	2	2	3	2	—	—	1	—	3	2	4	2	9	2	—	1	—	1	5	—	42
82	—	—	6	—	1	1	3	1	4	1	1	5	—	5	1	—	6	13	—	—	—	1	1	8	—	58
83	—	—	5	5	—	—	5	1	6	2	1	1	—	4	1	5	6	16	—	1	1	—	2	12	2	76
84	1	—	6	5	1	2	2	3	3	1	4	10	—	4	1	7	8	28	1	—	—	2	—	9	2	100
85	—	1	7	2	4	3	1	7	2	5	2	6	1	4	4	8	5	29	1	—	—	2	2	11	—	107
86	—	—	8	6	2	3	3	6	2	4	3	6	—	9	3	7	9	25	—	—	—	—	—	7	2	105
87	—	—	8	2	1	—	3	5	3	4	2	5	—	6	2	5	6	21	2	1	—	—	1	5	2	84
88	—	—	5	1	2	—	2	2	5	1	4	5	—	6	2	5	8	29	—	—	1	—	—	8	1	87
89	—	—	4	5	—	1	2	1	1	2	1	2	1	3	1	4	5	14	—	—	—	2	—	5	—	54
90	—	—	4	—	—	1	—	—	3	2	1	2	—	3	6	3	3	10	—	1	1	—	—	4	—	44
91	—	—	4	5	2	—	2	2	—	—	2	6	—	1	—	2	3	7	—	—	—	—	—	3	—	39
92	—	—	1	—	—	—	—	—	1	1	—	2	—	1	—	1	2	2	—	—	—	—	—	2	—	13
93	—	—	1	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	2	1	—	—	4	—	—	—	—	—	—	—	10
94	—	—	2	—	1	1	—	—	—	1	—	—	—	—	1	—	1	2	—	—	—	—	—	—	—	9
95	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	1	1	—	—	—	—	—	—	—	4
96	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1
97	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
98	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Summe	1	1	68	32	16	16	27	35	33	27	24	54	2	55	27	53	67	228	6	4	4	7	8	88	10	893

NEKROLOGE.

Dr. Max Bartels.

Am 22. Oktober v. J. starb in Berlin, der Stätte seiner Wirksamkeit als praktischer Arzt, der Geheime Sanitätsrat Professor Dr. Max Bartels. Mit ihm schied ein Mann von uns, der auf verschiedenen Gebieten unermüdlich tätig war. Wir wollen bei der folgenden kurzen Lebensskizze des Verblichenen jene Seite seiner Tätigkeit besonders hervorheben, welche sich auf rein wissenschaftlichem Gebiete, und zwar auf jenem der physischen Anthropologie, der Ethnographie und der Volkskunde, bewegte. In allen diesen Wissenszweigen hat er sich unvergängliche Verdienste um die Wissenschaft erworben, welche seinem Namen stets einen sehr ehrenvollen Platz in der Wissenschaft vom Menschen sichern.

Bartels ist am 26. September 1843 in Berlin geboren, wo sein Vater ärztlicher Direktor des Krankenhauses in Bethanien war. Er stammte daher aus einer ärztlichen Familie, da schon sein Großvater Professor der Medizin in Berlin und Direktor der jetzt v. Leyden'schen Klinik war. Er blieb auch diesem Berufe treu, indem er nach Absolvierung des Friedrich Werder'schen Gymnasiums in Berlin im Jahre 1863 dort die Hochschule bezog, wo er 1867 promovierte und 1868 approbiert wurde. Darauf unternahm er eine halbjährige Reise nach Südfrankreich und Italien und wandte sich sodann nach Wien, wo er medizinischen Studien oblag. Nach Berlin zurückgekehrt, wurde er Assistent bei Wilms in Bethanien und leitete dort während dessen Abwesenheit auf dem Kriegsschauplatze von 1870/71 die chirurgische Abteilung. Im Jahre 1872 verehelichte er sich mit der Tochter des bekannten Berliner Großhändlers Herzog und schuf sich dadurch einen überaus glücklichen Familienkreis. Sein ältester Sohn, Dr. Paul Bartels, ist auch in der Richtung seines Vaters tätig.

Seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten bewegten sich anfänglich auf rein medizinischem Gebiete. Nach der im Jahre 1869 erfolgten Gründung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft durch Virchow begann Bartels aber bald seine Aufmerksamkeit den durch diese vertretenen Disziplinen zuzuwenden. Seit 1876 beschäftigte er sich besonders mit der Frage der abnormen Behaarung beim Menschen und später mit Studien über Menschenschwänze, deren nach streng naturwissenschaftlichen Methoden gewonnene Resultate er teils in der Zeitschrift für Ethnologie, teils im Archiv für Anthropologie veröffentlichte.

Durch diese in Form wie Ausführung gleich vorzüglichen Arbeiten wurde Rudolf Virchow auf ihn aufmerksam, und als nach dem im Jahre 1885 erfolgten Tode des bekannten Leipziger Arztes und Gelehrten Dr. Ploß eine neue Auflage von dessen Werke: „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde" erscheinen sollte, fiel die Wahl hiefür auf ihn. Bartels unterzog sich dieser neuen Aufgabe mit dem größten Eifer; er arbeitete die erste im Jahre 1884 erschienene Auflage vollständig um und erweiterte sie beträchtlich, namentlich in dem so wichtigen illustrativen Teile. Diese Ende 1887 erschienene zweite Auflage bildete denn auch ein Standard-Werk, dem die Literatur aller Völker kein ähnliches auf diesem Gebiete entgegenzustellen hat. In rascher Folge kamen die weiteren Auflagen, deren jede neue mit der größten Sorgfalt ergänzt und erweitert wurde. Die siebente Auflage erschien im Jahre 1902 in zwei starken Bänden mit nahezu 110 Druckbogen Text, 11 lithographischen Tafeln und 649 Abbildungen im Texte. Noch kurz vor seinem Ende hatte der rastlose Gelehrte die Genugtuung, die achte Auflage dieses seines Hauptwerkes im Manuskripte abzuschließen, welche seither im Erscheinen begriffen ist. Die streng methodische Verarbeitung des riesigen, in zahlreichen Werken und Aufsätzen zerstreuten Materiales bilden den Hauptvorzug dieses groß angelegten Werkes, das für alle Zeiten eine Zierde der anthropologisch-ethnographischen Literatur bleiben wird. Wie kolossal die durchzuarbeitende Literatur war, ersieht man aus dem eingehenden Literaturverzeichnisse am Schlusse des II. Bandes der siebenten Auflage, wo auf 54 Seiten über 2000 Werke angeführt sind, aus denen das Material zusammengetragen werden mußte, ein Zeugnis für den eminenten Bienenfleiß und die Gewissenhaftigkeit des Autors, welche ihresgleichen suchen dürfte.

Diese umfassenden ethnologischen Studien zeitigten noch eine reife Frucht. Im Jahre 1893 erschien das Werk: „Die Medizin der Naturvölker. Ethnologische Beiträge zur Urgeschichte der Medizin", welches das weite Gebiet der primitiven Heilkunde, die teils auf Aberglauben, teils auf Erfahrung beruht, in gleich mustergültiger Weise verarbeitete.

Als langjähriger Schriftführer der Berliner Anthropologischen Gesellschaft hat sich Bartels besondere Verdienste um dieselbe erworben. Ebenso war er in intensiver Weise an dem Museum für deutsche Volkstrachten beteiligt. In einem langen Schreiben hat er dem Referenten im vorigen Jahre noch Mitteilurg über die endgültige Regelung der Zukunft dieses Museums nach Niederländisch-Indien gemacht und seiner großen Freude darüber Ausdruck gegeben, daß dieses Sorgenkind seiner letzten Lebensjahre endlich geborgen und ihm eine gedeihliche Entwicklung gesichert war.

Bartels war auch ein eifriger Besucher der jährlichen Versammlungen der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft. Bei dieser Gelegenheit hatten wir auch das Vergnügen, ihn bei unseren gemeinsamen Versammlungen in Wien (1889) und Innsbruck (1894) zu sehen; von Innsbruck aus nahm er dann auch an der Exkursion nach Bosnien und in die Herzegovina teil.

Jeder, der dem Verstorbenen einmal nähergetreten war, mußte ihn wegen seiner Kenntnisse und seines milden Wesens schätzen lernen. Machte ihn schon seine Beschäftigung als praktischer Arzt zum Menschenfreunde, so erhoben ihn seine wissenschaftlichen Studien zum Philosophen, der in dieser Eigenschaft wichtige Grundmauern zu dem Zukunftsgebäude einer allgemeinen Kulturgeschichte der Menschheit gelegt hat. Als solcher wird er auch unvergessen bleiben, wenn auch schon alle die, welche ihn als Mensch schätzten und ehrten, ins Grab gesunken sein werden. Heger.

* * *

Von seinen wichtigsten wissenschaftlichen Arbeiten seien die folgenden angeführt:

Über abnorme Behaarung.

1. Über abnorme Behaarung beim Menschen. I. Zeitschr. f. Ethn. 1876. II. Zeitschr. f. Ethn. 1879. III. Zeitschr. f. Ethn. 1881.
2. Über abnormes Längenwachstum des menschlichen Haares. Ges. naturf. Freunde, Berlin 1881.
3. Weiberbart in seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung. Zeitschr. f. Eth. 1881.
4. Über Hypertrichosis universalis des Menschen. Ges. naturf. Freunde, Berlin 1883.
5. Über die Abnormitäten der Zahnbildung bei der Hypertrichosis universalis des Menschen. Ges. naturf. Freunde, Berlin 1884.
6. Über den Affenmenschen und den Bärenmenschen. Zeitschr. f. Ethn. 1884.
7. Eine bärtige Dame. Zeitschr. f. Ethn. 1891.
8. Junger Mann mit abnormer Behaarung. Zeitschr. f. Ethn. 1892.
9. 17jährige Zigeunerfrau mit einem großen Pigmentmal. Zeitschr. f. Ethn. 1892.
10. Affenmädchen Krao. Zeitschr. f. Ethn. 1893.
11. Ein neu aufgefundenes Ölgemälde einer bärtigen Dame. Zeitschr. f. Ethn. 1899.

Über Menschenschwänze.

1. Über Menschenschwänze. Arch. f. Anthrop. XIII.
2. Die geschwänzten Menschen. Arch. f. Anthrop. XV.
3. Ein neuer Fall von angewachsenem Menschenschwanz. Arch. f. Anthrop. 1880.
4. Ein Pseudoschwanz beim Menschen (Lipoma pendulum candiforme). Zeitschr. f. Chir. XX.
5. Über eine besondere Art der menschlichen Schwänze. Ges. naturf. Freunde. Berlin 1880.
6. Eine schwanzähnliche Neubildung beim Menschen. Virchows Archiv, 83. Band, 1881.
7. Schwanzmenschen von Borneo. Zeitschr. f. Ethn. 1886.
8. Artikel Schwanzmenschen in Brockhaus Konversations-Lexikon.

Rein medizinische Schriften.

Die hauptsächlichsten erwähnt in Lissauers Nachruf in der „Deutsch. med. Wochenschr.“, 1904. Nr. 47.

Volksmedizin.

1. Die Medizin der Naturvölker. Leipzig, Sviethens Verlag, 1893.
2. Das medizinische Können der Naturvölker. Handb. d. Gesch. d. Med. 1901, I.
3. Schienenverbände für Knochenbrüche bei den Bawenda von Nord-Transvaal. Zeitschr. f. Ethn. 1896.
4. Über einen angeschossenen Menschenknochen aus dem Gräberfelde von Waatsch in Krain. Wiener Anthrop. Ges. 1895.
5. Beitrag zur Volksmedizin der Kaffern und Hottentotten. Zeitschr. f. Ethn. 1893.
6. Über Krankheitsbeschwörungen. Zeitschr. des Vereins f. Volkskunde, 1895.
7. Über einen antiken Mutterkranz. Zeitschr. f. Ethn. 1897.
8. Ti'u (= Wundrose). Zeitschr. f. Assyriologie, VIII.
9. Kulturelle Wundkrankheiten und Rassenunterschiede. Zeitschr. f. Ethn. 1888.

Urgeschichte.

1. Die Gemme von Alsen und ihre Verwandten. Zeitschr. f. Ethn. 1882.
2. Die Gemme von Alsen und ihre Verwandten. Zeitschr. f. Ethn. 1883.
3. Über einige der Alsener ähnliche Gemmen.
4. Roggenkorn-Gemmen in Rußland. Zeitschr. f. Ethn. 1898.
5. Altes und Neues vom Mitterberge. Zeitschr. f. Ethn. 1896.
6. Demonstrationen.

Volkskunde.

1. Überhändchenspiel im Harz. Zeitschr. f. Ethn. 1881.
2. Zwei bosnische Halsbänder (Stakik). Zeitschr. f. Ethn. 1895.
3. Bosnische Volkskunde. Zeitschr. f. Ethn. 1896.
4. Hausgewerbliche Gegenstände aus Bosnien. Zeitschr. f. Ethn. 1897.
5. Ein Paar merkwürdige Kreaturen. Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 1899.
6. Was können die Toten. Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 1900.
7. Isländischer Brauch und Volksglaube in Bezug auf die Nachkommenschaft. Zeitschr. f. Ethn. 1900.
8. Märkische Spinnstuben-Erinnerungen. Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 1902.
9. Volks-Anthropometrie. Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 1903.

Ethnologisches.

1. Das Weib.
2. Bearbeitung der Berichte von Vaughan Stevens.
3. Über Schädelmasken aus Neu-Britannien, besonders eine mit einer Kopfverletzung. Bastian-Festschrift, 1896.
4. Die sogenannten Mongolen-Flecke der Eskimokinder. Zeitschr. f. Ethn. 1903.
5. Der Würfelzauber südafrikanischer Völker. Zeitschr. f. Ethn. 1903.

Friedrich Ratzel.

Der schwere Verlust, den die Geographie durch Friedrich Ratzels plötzlichen Hingang am 9. August 1904 erlitten hat, trifft auch die Völkerkunde; liegt doch ein gut Teil von der Lebensarbeit des Verewigten auf ihrem Boden. Am 30. August 1844 in Karlsruhe geboren, fand er durch den Apothekerberuf den Weg zu naturwissenschaftlichen Studien; zu zoologischen Zwecken kam der junge Doktor Ende der sechziger Jahre nach Südfrankreich. Die mannigfaltigen Eindrücke, die Land und Leute dort auf ihn ausübten, führten ihn zu literarischer Schilderung und deren Erfolg gab ihm die Gelegenheit, als Journalist einen großen Teil der Erde kennen zu lernen. Immer stärker fesselten ihn menschliche Dinge: seine Habilitationsschrift, mit der er sich Ende 1875 in München als Privatdozent der Geographie niederließ, behandelte die chinesische Auswanderung; seine ersten größeren Werke waren „Städte- und Kulturbilder aus Nordamerika“ und „Aus Mexico“ (1876). Vielseitig ist seine weitere geographische Tätigkeit. Das Gesamtgebiet der Geographie behandeln „Die Erde“ (1878) und die „Erde und das Leben“ (1901/2), Probleme der physischen Geographie vor allem seine Studien über die Schneegrenze; länderkundlich sind „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika“ (1878/80, Neuauflage des zweiten Bandes 1893), „Deutschland“ (1898) u. a.; der Naturschilderung ist neben mancher kleineren Schrift ein nachgelassenes Werk (1904) gewidmet. Seine eigenartigsten Schöpfungen aber sind die großen Werke über die allgemeine Geographie des Menschen, die „Anthropogeographie“ (I. Band 1882, neue Bearbeitung 1899, II. Band 1891) und die „Politische Geographie“ (1897, 2. Aufl. 1903). Ihre Aufgabe ist es, sowie die Tier- und Pflanzengeographie nicht bloß die Verbreitung der Organismen und ihrer Eigenschaften feststellt, sondern sie biologisch begründet, auch den Menschen und seine Werke in ihrer Verbreitung über die Erde und in ihrem Verhältnisse zur Natur zu betrachten. So wird für Ratzel — wie dies insbesondere auch seine Studie „Der Lebensraum“ (1901) darlegt — die Geographie des Menschen ein Teil der Biogeographie. Naturwissenschaft und Geschichte liefern ihm das Material für die Untersuchung der Wechselbeziehungen zwischen Menschen und Natur. Daß ein solches Lehrgebäude der Völkerkunde nicht entraten konnte, liegt auf der Hand. Reichliche Einblicke lieferte für Ratzel das Leben der „geschichtslosen Völker“, deren Studium der Historiker bislang dem Ethnographen überließ, und schon der erste Band der „Anthropogeographie“ behandelt manche Erscheinung, die auch dem Ethnologen von Interesse ist, wie z. B. die Völkerwanderungen. Im II. Bande ist einer der vier Hauptabschnitte der „geographischen Verbreitung von Völkermerkmalen“ gewidmet. Um diese richtig zu erkennen und voll zu würdigen, wandte sich Ratzel ethnographischen Detailstudien zu. Schon seine erste

Arbeit dieser Art, welche die Stäbchenpanzer behandelte, lieferte (1886) den Nachweis interessanter Beziehungen zwischen Japan und den nordpazifischen Küstenvölkern; in den folgenden Detailstudien über Bögen, insbesondere in Afrika, betonte er nachdrücklich, wenn auch frei von Einseitigkeit, den Hinweis, den die Wanderung ethnographischer Elemente auf die Möglichkeit einer Wanderung von Rassenelementen gewährt und umgekehrt. Eine umfassende Übersicht über das ethnographische Material, in gründlichen Museumsstudien gewonnen, und den Versuch, es geographisch-vergleichend auszuwerten, bildet dann Ratzels „Völkerkunde" (1887—1889, neue Bearbeitung 1894), die sein Hauptwerk auf diesem Gebiete darstellt und insbesondere auch durch die Fülle anschaulicher bildlicher Darstellung ein Handbuch von bleibendem Werte ist. Es ist kein Zufall, daß gerade aus geographischen Kreisen heraus das Bedürfnis nach übersichtlichen Darstellungen der Völkerkunde wiederholt nicht bloß ausgesprochen, sondern auch in Tat umgesetzt wurde. Roon, Peschel und Gerland sind in diesem Sinne Vorläufer Ratzels. Er unterscheidet sich aber von ihnen durch seine spezifisch anthropogeographische Grundanschauung und die Vertiefung in die ethnographische Objektforschung, während Anthropologie und Linguistik bei ihm zurücktreten. Deshalb konnte H. Schurtz das Werk Ratzels „das erste große Werk der Völkerkunde als einer selbständigen Wissenschaft" nennen, das die Völker nicht nach den Ergebnissen anderer Disziplinen, sondern nach ihrem Kulturbesitze zu klassifizieren suche.

Die Aufgabe der Völkerkunde ist es für Ratzel, „die Menschheit, wie sie heute lebt, in allen ihren Teilen kennen zu lehren", insbesondere die Naturvölker, d. h. die Völker, die „unter dem Naturzwang" leben. Er legt dabei besonderes Gewicht auf die geographische Betrachtung, welche den äußeren Umständen gerecht wird, und auf die historische Betrachtung der Entwicklung, insbesondere auch der gegenseitigen Übertragungen. Aber er nimmt ebenso scharf Stellung gegen die Einseitigkeit begeisterter Anhänger der Entwicklungslehre, die in allen „niedrigen Formen" nur Reste früherer Entwicklungsstadien sehen, wie gegen die Übertreibung der Lehre vom „Völkergedanken", welche zur Annahme eines absoluten Parallelismus der Entwicklung führt. In diesen beiden Punkten liegt die methodische Bedeutung seines Werkes. In der erstgenannten Hinsicht weist er auf die Möglichkeit von Entartung, Rückbildung, kulturellem Herabsteigen unter ungünstigen Einflüssen und auf die Anpassung energisch hin, ohne damit etwa den alten verlassenen Standpunkt wieder einnehmen zu wollen, der in allem nur „Entartung" erblickte. Gegen die Übertreibung der Bastian'schen Lehren aber macht er den Einfluß der Übertragungen, der Wanderungen, des geographischen Milieus mit Nachdruck geltend. Deshalb trat er auch der Überschätzung der „psychologischen" Methode und der Unterschätzung der Museumsethnographie entgegen. Schon in der Arbeit über den Stäbchenpanzer wollte er dartun, „daß die Methode des Völkergedankens nicht in der vorderen Reihe der ethnographischen Forschung stehen könne", und kam dadurch in Streit mit Bastian. In der „Geographischen Zeitschrift" 1897 hat Ratzel dann abschließend seine Gedanken über die „geographische Methode in der Ethnographie" zusammengefaßt. Dieser bei aller Bescheidenheit gedankenvolle und formvollendete kleine Aufsatz orientiert vielleicht am besten über das, was er durch Lehre und Beispiel erreichen wollte und schon damals durch die Arbeiten begabter Schüler großenteils erreicht hatte. Die geographische und die psychologische Methode „korrigieren sich" nach seiner Ansicht „gegenseitig". Die geographische Methode wird aber, „weil ihre Aufgabe einfacher ist, den Vortritt haben. Sie besorgt gleichsam eine mehr mechanische Aussonderung des einem Volke Eigenen von dem ihm Zugeführten". „Die geographische Methode sucht also nicht für jedes ethnologische Merkmal zuerst und ohne weiteres den seelischen Zusammenhang, sondern geht der Verbreitung der ethnologischen Erscheinungen über die Erde nach. Dabei findet sie Unterschiede der ‚geographischen Provinzen', die nichts Psychologisches haben". „Die erste Frage ist hier nicht: Warum?, sondern Wo? Und die zweite ist dann: Woher? Man bestimmt zuerst das Verbreitungsgebiet einer solchen Erscheinung und kommt damit, wenn es gelingt, auf das Ursprungsgebiet." Damit wird, wie Ratzel an den malaischen Elementen in Japan zeigt, auch ein Hinweis auf den Weg gewonnen, den außer der festgestellten einzelnen Erwerbung „auch noch andere beschritten haben mögen" und damit der Untersuchungsarbeit ein besser bestimmtes Ziel gesetzt. Er meint, daß man eines Tages das Problem „Erfindung oder Übertragung, Völkergedanken oder Entlehnung" biogeographisch in Verbindung mit „dem durch Darwin nicht gelösten Problem der Entstehung der Arten" behandeln werde müssen; auf der heutigen Stufe der Forschung aber sei dies ebenso verfrüht, wie die einseitige psychologische Methode. „Noch immer ist an der bescheidensten ethnographischen Aufgabe fortzuarbeiten: den geographischen Ort und Bezirk jeder Erscheinung genau festzustellen und in geographische Provinzen einzugliedern." „Der Völkergedanke würde gewissermaßen als Mutterlauge nach der Auskristallisierung aller genau und sicher faßbaren geographischen Einsichten übrig bleiben müssen." Zur Ausbildung dieser geographischen Methode und zur Verwertung ihrer Ergebnisse, welche der Geographie und Ethnographie in gleich hohem Grade dienen, wurde er nicht müde, die kartographische Darstellungsweise auch für die Verbreitung ethnographischer Einzelheiten zu empfehlen. Auch hierin hat er Erfolg gehabt.

Ich muß mich damit begnügen, die Grundgedanken seiner Arbeit und die Anschauung hervorzuheben, die Ratzel über die heute ersprießlichste Form ethnographischer Forschungstätigkeit hatte. Auf die Detailergebnisse seiner eigenen Forschung kann hier nicht hingewiesen werden; wohl aber auf den Einfluß, den er durch sein erfolgreiches Eintreten für die besprochenen Forschungsgrundsätze und durch seine Schule auf die Entwicklung der Ethnographie genommen hat. So ist auf seine Anregung die Geschichte der „geschichtslosen Völker", die ein reichliches Quellenmaterial auch für die Völkerkunde liefert, zuerst in Helmolts Weltgeschichte zu systematischer Darstellung gekommen und aus Ratzels Schüler- und Freundeskreis sind Forscher und Darsteller, wie Schurtz, Vierkandt, Weule u. a., aus seiner Lehrtätigkeit in München (bis 1886) und Leipzig zahlreiche ethnographische Dissertationen hervorgegangen, welche der Pflege der „geographischen Methode" die Bahn gebrochen haben. Auch in der Festschrift, die ihm zum 60. Geburtstage überreicht werden sollte und die nun zur „Gedenkschrift" geworden ist, sind einige Aufsätze der Völkerkunde selbst gewidmet; andere legen davon Zeugnis ab, wie eng verbunden im Kreise seiner Schüler ethnographische und anthropogeographische Forschung gepflegt wurde. Und diese Beförderung der gegenseitigen Einwirkungen und Anregungen zweier jugendfrischer Wissenschaften ist nicht das geringste unter den Verdiensten des Vielbeklagten.

* * *

Im Anschlusse sei eine Zusammenstellung der einschlägigen Arbeiten Ratzels versucht, die wahrscheinlich (auch abgesehen von den völkerkundlichen Partien seiner geographischen Werke) auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben darf.

Arbeiten Ratzels auf völkerkundlichem Gebiete: Völkerkunde. 3 Bände. Leipzig 1887/89, 2. Aufl. 2 Bände ebenda 1894. — Die Stäbchenpanzer und ihre Verbreitung im nordpazifischen Gebiete. Monatsberichte der Akademie München, phil.-hist. Kl. 1886. — Über Verbreitung des Bogens und der Pfeile, Sitzungsber. d. Ges. d. Wissensch. Leipzig 1887. Die afrikanischen Bögen. Abhandlungen derselben 1891. Beiträge zur Kenntnis der Verbreitung des Bogens. Sitzungsber. derselben 1893. — Völkerwanderungen. Verh. d. Ges. f. Erdkunde. Berlin 1880. Der Ursprung und das Wandern der Völker. Sitzungsber. d. Ges. d. Wissensch. Leipzig. 1898 und 1902. Die Zukunft der Neger. Deutsche Revue 1880. Die chinesische Auswanderung. Habilitationsschrift. Breslau 1876, ferner Globus 1881. Der Ursprung der Arier. Umschau 1899. Der Ursprung der Arier in geographischem Lichte. Verh. d. 7. internat. Geographenkongresses (Berlin 1899). II. Teil, Berlin 1901. Die geographische Methode in der Frage der Urheimat der Indogermanen. Arch. f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 1904. Zur Frage der Indogermanen-Heimat. Ebenda 1904. — Zur Beurteilung der Anthropophagie. Mitteil. d. Wiener Anthrop. Ges. 1887. — Mythen und Einfälle über den Ursprung der Völker. Globus 1900 (vgl. auch oben Sitzungsber. Leipzig 1898 und 1902). Nationalität und Rasse. Thürmer-Jahrbuch 1904. — Die geographische Methode in der Ethnographie. Geograph. Zeitschr. 1897. Einige Aufgaben einer politischen Ethnographie. Zeitschr. f. Sozialwissensch. 1900. Ethnographie und Geschichtswissenschaft. Deutsche Zeitschr. f. Geschichtswissensch. 1897. Die Zeitforderung in den Entwicklungswissenschaften. Annalen der Naturphilosophie 1902/03. Geschichte, Völkerkunde und historische Perspektive. Histor. Zeitschr. 1904.

Sieger.

LITERATURBERICHTE.

6.

„Wisła“ (Die Weichsel). *Ethnographisch-folkloristische Monatsschrift.* Warschau 1902 (XVI. Jahrgang).

Wie die vorigen Jahrgänge, so ist auch derjenige von 1902 an Materialien zur polnischen Volkskunde überreich.

S. Szober eröffnet ihn mit einem Fragebogen über die polnische Dialektologie. Fräulein M. Stattler bringt einen sehr interessanten Aufsatz über die Volksstickerei in der Umgegend von Ojców (Gouvernement Kielce). Recht gut ist die Notiz von Fräulein Alexandra Rumel über das Folklore eines Teiles des Białostoker Bezirkes, sowie diejenige von M. Wawrzeniecki über das Dorf Prandocin (Gouvernement Kielce).

Frau Regina Liliental teilt eine Handvoll jüdischer Volkslieder aus Russisch-Polen mit. Wertvoll sind auch die „Kleineren Beiträge“, welche alle Hefte „Wisłas“ beschließen. Wir finden darin Sagen, Volksbräuche und Materialien zur geheimen Sprachkunde.

Im zweiten Hefte („Wisła“ erscheint jetzt alle zwei Monate) hat Dr. Nadmorski dialektische Beiträge aus dem Slowinzenlande veröffentlicht. Hier beginnt auch Sophie Staniszewskas schöne Monographie „Das Dorf Studzianki“ (Lubliner Gouvernement), welche im sechsten Hefte zum Abschlusse kommt. H. Paprzyca versucht an der Hand der altpolnischen Schriftsteller die „religiösen Anschauungen der Polen vor dem XVI. Jahrhunderte“ zu ermitteln; eigentlich aber bringt diese Arbeit wenig Neues. J. Ohr teilt 200 Rabbinersprichwörter mit.

Die Zier des Jahrganges bildet das dritte Heft, welches ausschließlich über das Lubliner Gouvernement handelt. Seine Entstehungsgeschichte ist hervorzuheben: Im Jahre 1901 fand in Lublin eine öffentliche Ausstellung statt; der in genannter Stadt wohnhafte, verdienstvolle polnische Folklorist Hieronim Łopaciński übernahm die Leitung der ethnographischen Abteilung und entledigte sich seiner Aufgabe aufs glänzendste. Er organisierte die Mitwirkung einer ansehnlichen Anzahl von Personen (worunter sich auch Landleute finden), und so hat er nicht nur die ethnographische Ausstellung selbst in einer vollendeten Form zustande bringen können, sondern es wurde ihm noch von allen Seiten eine Fülle von folkloristischen Beiträgen zugeschickt, deren kleiner Teil das dritte Heft „Wisłas“ ausmacht. Möge nun auch der Rest das Tageslicht erblicken. Łopaciński schreibt im dritten Hefte über die einstige administrative Einteilung des Lubliner Gouvernements, über den altpolnischen Bautenstil in der Umgegend von Lublin, über das Volksrituel bei der Gründung der Häuser, über den Brauch, das Vieh zu Pfingsten mit grünen Zweigen zu schmücken, über den in einigen Dörfern stattfindenden Rundgang am Dreikönigsfeste mit dem Steckenpferde. Der letztere Brauch, zuvor hier unbekannt, wurde von jungen Leuten vor etwa vier Jahren eingeführt. Er findet viel Beifall.

Sodann handelt J. Wolanowski über die Weihnachtskrippe in Lublin vor 30 Jahren, W. Olechnowicz widmet einige Worte dem anthropologischen Typus der Lubliner, B. Szewc beschreibt die Hochzeitsbräuche in Wielącza (Zamojskier Distrikt), J. Brandt bringt Mitteilungen über die Hausindustrie im Biłgorajer Bezirke. Frau Stanislawa Dąbrowska teilt Rätsel, Wortspiele, Volkserzählungen, sowie Beiträge zum Volksglauben aus Żabno im Krasnostawer Bezirke mit. B. Swidziński und W. Koźmian tun dasselbe für die Dörfer Skierbieszów und Krzczonów (lies Kschtchonuw). Aus zahlreichen kürzeren, von verschiedenen Personen eingesandten Materialien hat H. Łopaciński interessante Rubiken: „Zur Kostümkunde des Lubliner Volkes“, „Die Volksnahrung“, „Die religiösen Bräuche“, „Die Jahresfeste“, gebildet. Eine Anzahl Tafeln und Abbildungen steigert den Wert des Heftes.

Unter den Artikeln der folgenden drei Hefte sind hervorzuheben: J. Warchałowskis sowie A. Janowskis Aufsätze über Ornamente, welche man bei Łowicz aus farbigem Papier ausschneidet, W. E. Baduras „Die Ernte in Pobiedz und Krzęcin“, J. Milewskas „Schnitterlieder aus Rembówek“ und „Heitere Geschichten aus Ciechanówek“, M. Wawrzenieckis „Aus dem Dorfe Lelowice“, S. Dąbrowskas „Volkslieder bei der Heumahd in Żabno“. Wertvoll ist die Studie J. Radlińskis über die judaistisch-christlichen Apokryphe. Sie bildet den Eingang zur größeren Arbeit über die polnischen Apokryphe, der wir mit Erwartung entgegensehen.

Dr. Olechnowicz' Abhandlung über die Rassen Europas, deren Schlußkapitel in dem von uns angezeigten Jahrgange erschienen sind, werden wir besonders besprechen. Dr. W. Bugiel.

7.

Andree Richard. *Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland.* Ein Beitrag zur Volkskunde. Quart. Mit 38 Abbildungen im Texte, 140 Abbildungen auf 32 Tafeln und zwei Farbendrucktafeln. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn, 1904.

Die Votive und Weihegaben des Volkes überhaupt und des katholischen Volkes in Süddeuschland im besonderen haben schon seit langer Zeit die Aufmerksamkeit der Gelehrten erregt; ob sich ihre Forschungen im wesentlichen über das Gebiet der Volkskunde, der Mythologie und Sagenkunde, der Kunstgeschichte, der Ortsgeschichte, der vergleichenden Sprachforschung erstreckten, überall stießen sie auf die noch lebendigen Vorstellungen des Volkes von übersinnlichen Kräften, von denen die Erscheinungen in der Natur, wenn auch nicht geradezu hervorgerufen, doch auf sie eingewirkt werden kann, die demnach auch auf die Geschicke des Menschen, soweit sie von der Natur abhängen, den größten Einfluß zu nehmen vermögen. Diese Einwirkung äußert sich nicht bloß auf die sichtbaren Vorgänge in der Natur und was davon abhängt, wie die Fruchtbarkeit der Äcker, das Gedeihen des Viehstandes, sondern auch im ganzen Werden und Vergehen in der Natur und in den Geschicken des Menschen von der Empfängnis bis zum Tode.

Diese unsichtbar wirkenden Kräfte werden als lebend gedacht und, wenn einmal mit einem Namen benannt, bei der Neigung zur menschenähnlichen Ausgestaltung mit einer vollen Persönlichkeit überkleidet, und so wie die Menschen selbst, glaubte man, auch diese personifizierten Kräfte durch Geschenke sich geneigt zu machen, was aus den mannigfaltigsten Beweggründen und in der vielseitigsten Weise in Sitte und Brauch, in Wort und Bild, in Gelübden und Weihegaben zum Ausdruck kommt.

Es ist daher begreiflich, daß die wissenschaftliche Forschung von verschiedenen Seiten her diese Erscheinungen ins Auge faßte, aber es geschah eben nur in einseitiger Weise von dem Standpunkte aus, auf dem man sich eben befand. Erst dem Verfasser des vorliegenden Werkes war es vorbehalten, die Votive und Weihegaben nicht von einem außerhalb liegenden Standpunkte aus zu betrachten, sondern um ihrer selbst willen einer sie in ihrer Vollständigkeit umfassenden Forschung zu unterziehen und in ihrer Bedeutung und ihrer Geschichte zu würdigen.

Der Verfasser beschränkte sich jedoch nicht, die bisher vereinzelt in der Literatur schon zutage getretenen Erscheinungen dieser Art in Betracht zu ziehen, er unternahm es vielmehr, sie in ihren letzten Zufluchtsstätten geradezu aufzusuchen, selbst in Augenschein zu nehmen und, wo es anging, auch für die dauernde Erhaltung der Objekte selbst zu sorgen. Viele Reisen und Ausflüge wurden zu dem Zwecke vom Verfasser und seiner als volkskundliche Schriftstellerin bereits vorteilhaft bekannten Gattin Marie Andree-Eysn unternommen; es wurde gezeichnet, photographiert, gegraben und gesammelt, und es sei gleich hier hervorgehoben, daß Frau Andree-Eysn einen anerkennenswerten Anteil an den Forschungen ihres Gatten und an deren Ergebnissen genommen hat. Dabei blieben selbstverständlich die bisherigen literarischen Nachrichten nicht unbeachtet, es wurden vielmehr auch neue Quellen aufgesucht, aus denen noch nicht geschöpft worden ist.

Welch reicher Arbeitsstoff durch diese umfassende Tätigkeit gewonnen worden ist, zeigt schon der Überblick über das Inhaltsverzeichnis; wer näher eingeht, ist erstaunt über die unendliche Fülle von Tatsachen, die in diesem Werke zusammengetragen worden sind. Daß Herr und Frau Andree auch die Gegenstände ihrer gelehrten Untersuchung in Schutz genommen haben, wird insbesondere der mit Dank begrüßen, der sich von dem schließlichen und baldigen Schicksale der Votive und Weihegaben aus eigener Erfahrung überzeugt hat.

Wohltuend fällt auf, daß der Verfasser die Gegenstände seiner Untersuchung und die aus ihnen sich ergebenden transszendenten Vorstellungen nicht vom hohen Standpunkte des Aufgeklärten als etwas durchaus Sinnloses und Lächerliches betrachtet, sondern als etwas naturgemäß Gewordenes, als Äußerungen von Menschen, die aus ihrer Macht- und Hilflosigkeit höheren Gewalten gegenüber bei allen Völkern, auch den gebildetsten, wie bei Griechen und Römern, hervorgegangen sind. An einzelnen richtig angebrachten feinen Spitzen fehlt es allerdings auch nicht.

Mit Dank muß es hervorgehoben werden, daß der Verfasser auch auf unsere Heimatländer innerhalb Österreichs eingehend Rücksicht genommen hat, und das wird es rechtfertigen, wenn ich noch kurz bei dem Gegenstande verweile. Es ist übrigens nicht möglich, aus der Menge und Mannigfaltigkeit des Stoffes einzelnes herauszuheben, denn alles ist gleich bedeutungsvoll, weshalb ich mich bescheiden muß, einen raschen Überblick zu ermöglichen.

Der Verfasser spricht zunächst über den Gegenstand seiner Darstellung im allgemeinen und seine Erscheinung bei den Völkern des Altertums, geht sodann über zu dem Verhältnisse des süddeutschen

Volkes zu seinen Heiligen, zu den Wallfahrten zu ihnen, sodann zum heil. Leonhard im besonderen mit all seinen Symbolen und Schutzwirkungen bei Menschen und Tieren. Daran schließt sich die Betrachtung der Votive und Weihegaben selbst, von denen die Ketten- und Hufeisenopfer, die Wachsopfer, die Opfer eiserner Tierfiguren, menschlicher Figuren und Körperteile und im besonderen die Opferkröten hervorzuheben sind. Den Schluß bilden die Betrachtungen über die tönernen Kopfurnen, über die Fortdauer des Opfers lebender Tiere, über die Opfer von Tierbildern, von Ackergerät und Hämmern, über die Häuser-, Kleider- und Naturalienopfer, über Votivtafeln und über das schließliche Schicksal der Opfergaben. Dieser Überblick ist hinreichend, um die Fülle des Stoffes ermessen zu können, der auch durch eine große Zahl sorgfältig ausgewählter guter Abbildungen veranschaulicht wird.

Äußerst vorsichtig verhält sich Andree gegenüber der Frage des Zusammenhanges der Votive und Weihegaben mit gleichartigen Gebräuchen im Altertume. So lehnt er z. B. die Gleichstellung des heil. Leonhard, des vielbeschäftigten Empfängers der meisten derartigen Gaben, mit Freyr-Fro entschieden ab und bezweifelt ernstlich den Zusammenhang der Weiheurnen in der Gestalt eines hohlen Menschenkopfes, die mit Getreide gefüllt in die Kirche gebracht werden, mit gleichartigen Urnen aus römischen Gräbern.

Ich kann diese Bedenken nicht teilen; es ist ganz richtig, daß die Beschäftigung des Volkes mit übersinnlichen Vorstellungen nie erstirbt; während sie an der positiven (kirchlichen) Religion nichts ändern darf, ist sie unaufhörlich tätig, an dem vom Volke selbst geschaffenen Gebilden zu modeln und umzuformen, und so mächtig ist diese niedere Religionsbildung nicht selten, daß sie selbst die Hüter der positiven Religion in ihre Bewegung zieht. Proteste einzelner, ja selbst Konzilienbeschlüsse verlieren ihr gegenüber ihren Einfluß. Mancher Brauch und mancher Heilige hat auf diesem Wege einen festen Platz in den Gebräuchen der katholischen Kirche erhalten. Sehr klar zeigt das der Verfasser an dem Gebrauche des Wachses und der Wachskerzen beim katholischen Gottesdienste. Wie wäre es auch sonst möglich gewesen, daß so haarsträubende Dinge, wie menschliche Zähne, ausgekämmte Haare, Haarballen aus Pferdemägen, Kleiderfetzen, blutige Verbandlappen, Kröten in eiserner Nachbildung, Zecken in natura, Eisenfigürchen mit erregtem Geschlechtsteile usw., Aufnahme in einer christlichen Kirche erhalten durften? Dieser stetigen, ich will nicht sagen religionsbildenden, sondern transszendenten Tätigkeit ist es zuzuschreiben, daß in verschiedenen Gegenden verschiedene Heilige mit derselben Wirksamkeit ausgestattet erscheinen, daß hier ein Heiliger oder ein Wallfahrtsort seine Bedeutung völlig verliert, dort ein anderer in schwunghafte Aufnahme kommt.

Allein auch bei dieser Bewegung kommt das Entwicklungsprinzip zur Geltung; es wird durch sie nicht etwas aus dem Nichts geschaffen, nur da und dort in einer schon vorhandenen Gestalt ein neuer Zug hinzugefügt, wogegen ein anderer verschwindet, so daß nach längerer Zeit ein anscheinend neues Gebilde uns vor Augen tritt, dessen Kern aber von altersher übernommen ist. Es kann die Möglichkeit nicht abgewiesen werden, daß, gleichwie sich bei anderen Heiligen mythische Attribute finden, auch in der Legendengestalt, die sich um den heil. Leonhard gebildet hat, ein älterer Kern steckt, und was andere Forscher dafür beigebracht haben, erinnert doch zu lebhaft an den heidnischen Freyr, als daß man die Frage für endgültig beantwortet halten darf. Vielleicht werden später von anderer Seite noch weitere Belege dafür beigebracht.

Und so mag es sich auch mit vielen Votiven und Weihegaben im einzelnen verhalten, die ganz augenscheinlich weit in das heidnische Altertum zurückreichen. So finden wir schon in der Steinzeit, z. B. in einem Pfahlbau im Mondsee, in Ansiedlungen in Ungarn und Böhmen nicht wenige Tonfiguren von Haustieren, die, weil schlecht gebrannt, für Kinderspielzeug viel zu gebrechlich sind. Ihre tatsächliche Verwendung zu Weihegaben läßt sich nicht nachweisen, was soll man aber zu den ungezählten Haustierfiguren aus Ton und Bronze sagen, die auf der Tempelstätte von Olympia gefunden wurden, und zu den Tierfiguren aus Bronze, die im Gräberfelde von Hallstatt Erwachsenen in das Grab mitgegeben worden sind? In diesen Fällen handelt es sich um Nachbildungen von Haustieren, die an geheiligter Stätte niedergelegt wurden, und wenn wir auch zugeben müssen, daß von da bis ins Mittelalter ein leerer Raum besteht, so ist damit noch nicht gesagt, daß er nicht ausgefüllt werden wird.

Ähnlich verhält es sich mit den Gefäßen, die äußerlich die Gestalt eines menschlichen Kopfes in roher Weise nachahmen und, mit dreierlei oder aus drei Orten stammendem Getreide gefüllt, in den Kirchen geopfert werden. Andree bezweifelt ihren Zusammenhang mit den Kopfurnen aus römischen Gräbern, weil diese, aus Glas bestehend, etwas abweichend geformt sind, in der Regel Leichenasche enthalten und durch eine große zeitliche Lücke von den süddeutschen Kopfurnen getrennt sind; er gibt aber zu, daß diesen letzteren nicht allein eine Heilskraft gegen Kopfleiden, sondern auch eine erotische Bedeutung oder die der Fruchtbarkeit innewohnt. Gegen Andrees Zweifel läßt sich aber anführen, daß die Formunterschiede zwischen den römischen und den süddeutschen Kopfurnen unwesentlich sind, daß unter den ersteren auch tönerne vorkommen und unter ihnen auch welche mit ausgesprochen erotischen

Symbolen, und daß die römischen Kopfurnen, auch wenn sie mit Leichenasche gefüllt waren, den gewöhnlichen einfachen Aschenurnen gegenüber doch noch eine besondere Bedeutung gehabt haben müssen, vielleicht die der Erhaltung der Lebenskraft, die im Kopfe vermutet wurde. Diesen Kopfurnen lassen sich die Gefäße aus der Hallstattzeit an die Seite stellen, welche Tiere, zumeist Rinder, darstellen und zweifellos mit Speise oder Trank gefüllt im Grabe beigesetzt wurden, gleichwie endlich die Drillingsgefäße dieser Zeit lebhaft an die dreifache Art oder Herkunft des geopferten Getreides erinnern. Auch das Opfer menschlicher Haare, das Andree erwähnt und das auch ich in Oberösterreich beobachtet habe, wo man Büschel ausgekämmter Haare an Obstbäume hängt, muß schon bei den Römern in Übung gewesen sein. So opferte Nero seinen ersten Bart in einer mit Perlen besetzten Goldbüchse im Tempel des Jupiter Capitolinus.

Die zeitlichen und räumlichen Lücken zwischen den römischen und süddeutschen Kopfurnen lassen sich leicht durch die dazwischen liegenden Völkerverschiebungen vom Beginne der Völkerwanderung an erklären. Viele dieser Opferbräuche sind von Anfang an gemeinsam gewesen, aber im Verlaufe der Zeit verschieden weiter entwickelt und sodann in dem umgebildeten Stande, und oft nicht einmal unmittelbar, sondern durch Vermittlung anderer Stämme, übernommen worden. So werden wohl auch die Bajuvaren das meiste, was von den Römern übernommen wurde, nicht unmittelbar von diesen, sondern von den vor ihnen mit den Römern in unmittelbarer Verbindung gestandenen Landesbewohnern entgegengenommen haben. Dahin dürften z. B. die Votive in Gestalt der Schildkröte gehören. Hierzulande, wo es keine Schildkröten gibt, mußte das ihnen äußerlich ähnlichste Tier dafür eintreten, und der Name, welche der testudo von den Deutschen gegeben wurde, Schildkröte, Schildpatt, bezeugt, daß sie wirklich als Kröte (Padde) aufgefaßt wurde, die sich von der unseren nur dadurch unterscheidet, daß sie einen Schild trägt.

Es ließen sich noch manche Erscheinungen anführen, die auf einen engeren Zusammenhang der Votive und Weihegaben bei den Völkern Europas zu schließen gestatten, doch würde das weit über den Rahmen eines Referates hinausgehen.

Die vorstehenden Bemerkungen sind ausschließlich zu dem Zwecke beigefügt, um zu zeigen, welche Fülle von Anregungen Andree durch sein neues prächtiges Werk uns gegeben hat.

M. Much.

8.

Strebel Hermann: *Über Ornamente auf Tongefäßen aus Altmexiko.* Mit Unterstützung des Naturwissenschaftlichen Vereines in Hamburg. Hamburg und Leipzig 1904.

Mit dieser Arbeit beendet der Verfasser die Veröffentlichung des archäologischen Materiales, das er vor Jahren im Staate Veracruz an vielen Stellen ausgraben ließ. Es ist klar, wie bedeutsam seine Funde, die sich jetzt in den Museen von Berlin, Leipzig und Hamburg befinden, für die Altertumskunde Mexikos sind, da andere systematische Ausgrabungen noch heute nicht in dem altmexikanischen Gebiete existieren. Allerdings liegen auch diese Fundstätten schon auf fremdsprachlichem Boden, etwas abseits von den klassischen Stätten, denen die Bilderschriften entwuchsen und auf die die alten Berichte bezugnehmen. Um so eher konnte der Verfasser allein durch Ordnung und Beschreibung seiner Sammlungen diese in ausreichender Weise dem allgemeinen Studium zugänglich machen.

Besonders ausführlich hat Strebel die Darstellungen auf Tongefäßen behandelt, nachdem sein Werk „Altmexiko“ eine allgemeine Darstellung der Funde geboten hatte, und zwar haben wir uns hier im wesentlichen mit den einfachen Ornamenten zu beschäftigen, denen die Tiermotive der Gefäße in einem Hefte des VI. Bandes der Veröffentlichungen aus dem königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin vorangingen. Immerhin finden sich auch in dieser Abhandlung eine Anzahl von Darstellungen, die nicht unbestimmbarer „geometrischer“ Art sind, sondern sich an bekannte Zeichen in den Bilderschriften anschließen, ohne daß sich freilich etwas wesentliches über den Zweck der betreffenden Gefäße oder der Zeichnung sagen ließe. Strebel hat diese offenkundigen Beziehungen, zu denen auch ein typischer Kopf des Gottes Xipe (Fig. 377) gehört, meist richtig herausgefunden. Sehr bedenklich ist die Deutung des Mittelstückes von Fig. 375 als Fellmaske Xipes. Die Tiere mit der gespaltenen Zunge auf dem schönen Gefäße 373 sind wohl, nach der Gliederung des Leibes zu urteilen, Feuerschlangen (xiuhcoatl). Auf dem Rande von Nr. 376 ist unter anderem zweimal das Zeichen ilhuitl (Tag) zu sehen. Die Randborte von Nr. 207 zeigt links und rechts einander gegenüberliegend zwei weit aufgesperrte Rachen, ähnlich denen der bekannten Erdungeheuer auf der Unterseite der Opferblutschalen. Strebel hält diese Rachen merkwürdigerweise für „federartige Gebilde“.

K. Th. Preuß.

9.

Diccionario Sipibo. *Castellano-Deutsch-Sipibo. Apuntes de Gramática. Sipibo-Castellano.* Abdruck der Handschrift eines Franziskaners mit Beiträgen zur Kenntnis der Pano-Stämme am Ucayali. Herausgegeben von Karl von den Steinen. Berlin 1904. Dem in Stuttgart tagenden XIV. Internationalen Amerikanisten-Kongresse gewidmet.

Im Jahre 1884 fand der österreichische Naturforscher Richard Payer auf der Reise von Pozuzo in Puerto Mayro am Rio Palcazu bei 10° s. Br. in einer mit Palmenstroh bedachten Unterkunftshütte, wo die zwischen Chanchamayo und dem Ucayali verkehrenden Franziskaner Quartier machten, ein handschriftliches Duodezbändchen, enthaltend ein Sipibo-Wörterbuch, welches er im Jahre 1903 Prof. Dr. Karl von den Steinen übergab. Damit war es in die Hände des rechten Mannes gekommen, der es nun in einer wertvollen Publikation „den wenigen Menschen, die es gebrauchen können," zugänglich macht.

Der Schreiber des Wörterbuches, ein bescheidener Franziskanermönch, der in einer Notiz bezüglich etwaiger Fehler sich damit entschuldigt, daß er die Sprache nicht kannte, sondern niederschrieb, um zu lernen, würde wohl überrascht sein zu sehen, daß seine Arbeit mit solcher Pietät behandelt worden ist. Er würde wohl nicht ganz damit einverstanden gewesen sein. Abgesehen davon, daß er für eine Veröffentlichung wohl manche sachliche Unkorrektheiten richtiggestellt und Unklarheiten aufgehellt haben würde, hätte er gewiß auch manche formale Mängel beseitigt, vor allem die sehr mangelhafte Reihenfolge in der alphabetischen Anordnung. Und ich meine, daß der Herausgeber zu den Verdiensten, die er sich erworben hat, auch noch dieses eine hätte hinzufügen sollen, daß er diesem letzteren Mangel abhalf. Von den Steinen rechtfertigt sein Verfahren damit, daß er dann den Charakter der Handschrift völlig umgewandelt hätte. Mir will scheinen, als sei überhaupt in den gewiß hochverdienstlichen Editionen gerade der alten amerikanischen Grammatiken und Wörterbücher, so z. B. auch in denen von Platzmann, der Faksimilecharakter oft sehr mit Unrecht in vollem Umfange durchgeführt worden. Die Beseitigung von formalen Mängeln, welche den Originalen stellenweise anhaften, hätte oft weniger Arbeit gemacht, als die Beibehaltung derselben; den ja doch so „wenigen Menschen aber, die es gebrauchen können," denen also ohnedies so unübersehbar viel auf diesem Gebiete zu tun obliegt, wäre damit viel Arbeit erspart geblieben. So ist es auch bei diesem Diccionario doch gewiß sehr zeitraubend, bei der Aufsuchung eines Stammwortes jedesmal den ganzen zweiten Buchstaben, also z. B. bei der Aufsuchung von muso sämtliche mit mu beginnende Wörter durchgehen zu müssen, wenn man gesichert sein will.

Das ist aber die einzige bedeutendere Ausstellung, die ich an dem ganzen machen könnte, und ich glaube, daß im übrigen die Amerikanisten dem Herausgeber zu großem Dank verpflichtet sind. Zunächst für die wertvolle Einleitung (S. 5*–40*), die er voranschickt. Nach Angabe der hauptsächlichsten Literatur und der Karten wird zunächst in einer Kritik der Notiz Alex. v. Humboldts (Vues des Cordillères, Paris 1810, I, 72; Kl. Ausg. I, 210) von mit hieroglyphischen Malereien gefüllten Bilderheften der Panos der hieroglyphische Charakter dieser Malereien mit guten Gründen bestritten. Es folgt ein Abschnitt „Zur frühen Geschichte der Missionen am Ucayali", denn „die Geschichte des Ucayali ist bis beinahe zu Ende der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts die Geschichte der Missionen. Zwei Gesichtspunkte veranlassen mich, an dieser Stelle einen kleinen Überblick über diese Tätigkeit der heldenmütigen Patres bei den Pano zu geben. Einmal ist es für die ethnographisch richtige Würdigung der Pano-Stämme im allgemeinen ganz wesentlich, sich vor Augen zu führen, wie sie mehr als 150 Jahre in unablässigem Kampfe gegen die Weißen gestanden, wie Bekehrung und Martyrium, Kirchenbau und Vertreibung in ununterbrochener Kette gewechselt haben . . . ." Das Gebiet der Panos war ein Grenzgebiet, wo die Missionsbestrebungen der Jesuiten und Franziskaner zusammentrafen und eine gewisse Konkurrenz um den Besitz desselben herbeiführten. Es zeigt sich allerdings, „daß man schon vor mehr als 200 Jahren auch bei den Indianern um die Wette Flaggen hißte". Daß man aber auch „um die Wette taufte", scheint mir durchaus nicht gesichert, weil dies doch in besonderer Weise einer von denjenigen Punkten ist, in denen „sich schon damals die Berichte beider Parteien recht sehr widersprachen". Im übrigen wird ja diese Konkurrenz der beiden um Missionierung und Völkerkunde Südamerikas gleicherweise hochverdienten Orden nicht allzu tragisch zu nehmen sein; wie auch anderswo, auf wissenschaftlichem, auf gewerblichem usw. Gebiete, war sie mit ein Ansporn zu eifrigerer Tätigkeit. Es sei noch hervorgehoben, daß als ein „Störenfried" auch genannt wird der deutschböhmische Jesuit P. Heinrich Richter (Enrique Ricter), wie überhaupt ja viele deutsche, besonders auch deutschösterreichische Jesuiten in den südamerikanischen Missionen tätig waren. Während die Jesuiten schon 1766 die Missionierung am Ucayali aufgeben mußten, konnten die Franziskaner, „denen allem Anscheine nach auch der Ruhm gebührt, zuerst den gewaltigen Strom in seinem Laufe vom elften bis siebenten Grad befahren zu haben"

(S. 15*), dieselbe bis auf unsere Tage behaupten. „Nahezu die ganze erste Hälfte dieses (des XIX.) Säkulums lebte in Sarayocu der P. Plaza, von dem alle Reisenden erzählten und auf dessen Belehrung alle ihre Berichte zurückgehen". (S. 21*; vgl. auch S. 9*: „Doch aus den Berichten der Missionen, wie der immer nur flüchtig mit ihnen verkehrenden und meist den Missionaren nacherzählenden Reisenden, sind eine Menge merkwürdiger ethnologischer Einzelheiten bekannt geworden: die Kopfpresse der Kinder, die Beschneidung der Mädchen, der Genuß elterlicher Leibesasche in Festgetränken, der Gebrauch des Wurfbrettes, bei einigen auch des Kampfschildes usw.")

Außerordentlich reichhaltiges Material ist in die „Übersicht der Gesamt-Panostämme in Peru, Bolivien und Brasilien" (S. 21*—26*) zusammengedrängt, für die jeder, der in Zukunft sich mit diesen Stämmen beschäftigen will, dem Verfasser besonderen Dank schuldet. Sie enthält eine Kritik der verschiedenen Stammesnamen, Angaben über erstes Auftreten der einzelnen Stämme, ihre Zusammenhänge, und bei jedem Stamme die Angabe der vorhandenen Wörterlisten. Die durch Prof. von den Steinen veranlaßte Forschungsreise Dr. Th. Kochs an den Ucayali wird diese Übersicht ja wohl im ganzen wie im einzelnen noch bedeutend bereichern.

In der Untersuchung des Alters des Diccionario Sipibo kommt von den Steinen zu dem Ergebnisse, daß es sich zusammensetzt aus einem jüngeren Teile, dessen Alter ziemlich genau (für das Jahr 1877) festgesetzt werden kann, während der ältere Teil die weite Möglichkeit von 1810—1820 bis 1859 offen läßt, allerdings mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit für die Anfangsjahre dieses Zeitraumes. In der Vergleichung mit dem im Britischen Museum enthaltenen Manuskripte eines *Vocabulario Cunibo* des P. Fr. Buenaventura Marques aus dem Jahre 1800 stellt sich eine so völlige Übereinstimmung zwischen dem Sipibo und dem Cunibo heraus, „daß man nicht einmal von Dialekten reden kann". Ich füge hinzu, daß Ähnliches sich ergibt bei Vergleichung der übrigen Pano-„Dialekte"; es ist nur das Mašoruna (Mayoruna fera und domestica und Maxoruna) einerseits und das Kašinana + Amahuaka anderseits, welche in Lautverhältnissen, Wortbau und Wortschatz etwas selbständigere Stellungen gegenüber den anderen „Dialekten" einnehmen.

Was nun das Manuskript selbst angeht, so enthält der zweite, ältere Teil *B*, Sipibo à Castellano, „eine solche Fülle der Wörter, daß es nur von einem genauen Kenner der Indianer und erfahrenen Beobachter ihres Lebens abgefaßt sein kann". Die Arbeit des Autors des ersten Teiles *A* bestand in der Umsetzung des Diccionario Sipibo à Castellano in ein Diccionario Castellano à Sipibo mit Zugabe von „Addiciones" zu dem Diccionario und den „Apuntes de gramatica". Etwas, besonders für vergleichende Untersuchungen Wertvolles läßt sich mit diesem Materiale in ziemlich weitgehendem Maße erreichen: man kann den Wortstamm von den formalen Bildungszusätzen, hier Suffixen, losscheiden. Auch die grammatischen Funktionen dieser Suffixe lassen sich teilweise bestimmen, bei einem anderen Teile aber bleiben sie noch im Ungewissen, weil die Angaben, die das Manuskript darüber gibt, schwankend und teilweise einander widersprechend sind.

Hinsichtlich der Herauskennung des bloßen Stammes hat von den Steinen selbst schon darauf aufmerksam gemacht, daß bei den Körperteilwörtern die zweite Silbe bei Zusammensetzungen mit anderen Wörtern nicht mehr erscheint: bue-ru Auge, bue-chuquete sich das Gesicht waschen usw. Er läßt es noch dunkel, was diese zweiten Silben „leisten oder ursprünglich gewesen sind und bedeutet haben". Ich glaube, daß wir es hier mit einer Art Klassensuffixe zu tun haben; bei einigen läßt sich auch wohl noch feststellen, was ihre ursprüngliche Bedeutung gewesen ist. Eine Zusammenstellung der Wörter mit gleichen Suffixen läßt das alles ziemlich deutlich hervortreten:

1. Suffix pu.

mapu, Kopf;
tepu, Hinterkopf;
taeg-chipu, Ferse;
manapu, Gehirn;
napu, Mark;
seta-pu, Weinstein der Zähne.

2. Suffix bi.

quebi, Lippen;
sespi, Zahnfleisch;
tabi, Bauch, Äußeres (Fleisch);
sabi, Weiche;
sebi, weibliche Schamteile;
muebi, Finger.

3. Suffix co (cu).

hubusco (hubuscu), Hoden;
tepuco, Fischkiemen;
chibuco, Hinterer (bei Tieren);
careco, Kreuzgegend, Nieren;
buesco, Augenbrauen, Wimpern;
bapuesco, Schultern;
vipuco, ypucu, Waden;
buco, Eierstock des Tieres.

4. Suffix ca.

taca, Leben;
nisca, Schweiß;
busca, Kopf (innerer Teil);
teca, Hals;

pueca, Rücken;
taeg-pueca, Fußbiege;
basca, Achselhöhle;
sacca, Schale, Rinde;
puesca, Schale der Schildkröte.

5. Suffix qui.

rcqui, Nase;
paviqui, pavique, Ohren;
puinqui, Hinterbacken.

6. Suffix que.

mueque, Hand;
taeg,[1]) Fuß.

7. Suffix ru.

bueru, Auge;
puru, Bauch (Inneres);
huburo, (?) hubura, Hals der Gebärmutter.

8. Suffix ni.[2])

sani, Schamhaar;
queni, Bart;
rani, Wollhaar, Flaum;
bueru-quesni, Augenwimpern.

9. Suffix sa.

quesa, Mund;
buesa, Kruste (einer Wunde);
pabuesa, Ohrenschmalz;
mabuesa, Kopfschuppen;
tesa, heiser;
bunsa, Lunge (?), Darmgeschlinge (?).

10. Suffix so (su).

pueso, Schulterblatt;
careso, Kreuzgegend, Nieren;
chiso, Hinterer;
rambuso, Kniescheibe;
barenso, Schultern;
masu, Schädel.

11. Suffix xi, si, x, s.

pixi, Rippen, Dachsparren;
maxi, Eidotter;
buxi, busi, Penis;
quixi, quisi, Lende, Oberschenkel;
manix, Blase;
vitas, Bein.

12. Suffix chi.

puechi, Flügel;
bichi, Haut, Fell (von Tieren);
suchi, Brustkasten;
pix pachi, Rippen;
bochi, Ei.

13. Suffix (n)a, (y)a.

puna, Nerv, Arterie;
ana, anya, Zunge;
gina, Schwanz;
chirana, Unterleib;
buemana, Gesicht;
puya, Arm, Ärmel.

14. Suffix ra.

yura, Körper.

15. Suffix mu.

tuma, Wange.

16. Suffix ma.

suma, weibliche Brust.

17. Suffix mi.

nami, Fleisch;
gimi, Blut.

18. Suffix ta.

seta, Zahn.

19. Suffix to.

teto, Gurgel; vgl. teca, Hals.

Die 1. Klasse, pu, scheint mir etwas Zurückliegendes, Verborgenes (Verbergendes?) zu bezeichnen. Sie hat Zusammenhang mit der 10. Klasse (so, su), die ähnliche Bedeutung hat, weshalb auch sowohl mapu und maso, taeg-chipu und chiso, erscheinen, wo ich annehme, daß auch mapu den mehr rückwärts liegenden Teil des Kopfes ohne das Gesicht bedeutet. — Die 2. Klasse, bi, ist besonders deutlich als solche hervortretend, sie bezeichnet das Weich- (und Rot-)Fleischige; bei muebi, „Finger", ist der Gegensatz der Beweglichkeit der Finger gegenüber der starren Massigkeit der Hand zu beachten. Vgl. auch yubi, „Frucht", zu yua, Nährpflanze; ich denke, bi hängt mit bi „selbst" zusammen, dessen jetzige Bedeutung sich, wie in so vielen anderen Sprachen, aus einer früheren, „Körper", „Fleisch", entwickelt hat. — Die 3. Klasse, co (cu), scheint ähnliche Bedeutung zu haben wie die 1. und 10. und findet sich häufig mit den Suffixen derselben, pu, so, verbunden: tepuco = te-pu-co (etwas hinter dem Halse Liegendes; vgl. teca, Hals), chibuco = chi-pu-co (vgl. chiso und taeg-chipu), careco = careso, bapuesco = bapue-s(o)-co (vgl. pueso), vipuco = vi-pu-co (vgl. vitas und oben chibuco); vielleicht ist auch buesco als = pue+s(o)+co zu erklären. — Die 4. Klasse, ca, scheint mir das Hohle (basca, pueca, Rücken, genauer: die Stelle „tras las espaldas") und das in der Höhlung Befindliche (taca, vgl. tabi, das Äußere des Bauches; busca, nisca = das aus dem Innern des Körpers Hervorkommende) zu bezeichnen. Bei puesca, „Schale der Schildkröte", darf man wohl

[1]) Vgl. rag, Freund: raque-aqui, sich befreunden.

[2]) Nicht hieher gehört pucuani, Bauch, Magen, das in pucu (Bauch, Eingeweide) und ani (groß) zu zerlegen ist.

zweifeln, ob nicht co statt ca zu setzen ist, wo es dann identisch ist mit puesco in bapuesco, Schultern. — Die 5. Klasse, qui, scheint mir identisch zu sein mit der 6., que, wie pavique neben paviqui dartut; sie bezeichnet die selbständigeren, abstehenden Teile des Körpers. — Zur 7. Klasse, ru, weiß ich keine zugrundeliegende Gemeinsamkeit. — Die 8. Klasse, ni, bezeichnet die haarigen Teile des Körpers; das Wort für „Haar" selbst, vu, hat überhaupt kein Suffix im Sipibo, im Caripuna voôn scheint aber noch ein Rest vorhanden zu sein. — Die 9. Klasse, sa, bezeichnet das Innere, was bei quesa, „Mund", im Gegensatze zu quebi, „Lippen", besonders hervortritt. Bei tesa, „heiser", darf man wohl zweifeln, ob die Bedeutung richtig angegeben ist; es steht jedenfalls in Beziehung zu teca, „Hals". — Die Bedeutung der 10. Klasse, so (su), ist die von etwas Rückwärtigem, daher verborgen Liegendem. Vgl. dazu auch juneso, heimlich (junetonqui, sich verbergen); aña aso, eine mit Geschwüren bedeckte Zunge; sodtamneso, verborgenes auskundschaften; anuso, nachher; angso, Lüge; außerdem findet sich nur noch einmal das Suffix so in reso, „Schnupfen" (vgl. requi, „Nase"), wo man aber zweifeln darf, ob nicht das Suffix sa hier das Richtige ist; vgl. tesa, „heiser", zu teca, „Hals". Die Beziehungen dieser Klasse zur 1. und 3. sind oben schon dargelegt. — Das Gemeinsame der 11. Klasse, xi, si, ist die von etwas rundlich Langem. — In der 12. Klasse, chi, sind die bedeckenden Teile zusammengefaßt; puechi, „Flügel", als den Körper bedeckend; bochi, „Ei", mehr das Äußere, Bedeckende des Eies, im Gegensatze zu machi, „Eidotter". — In der 13. Klasse, na, ya, a, liegt wohl das weiter unten noch zu besprechende Suffix vor, welches sowohl Participia passiva als auch Adjektive nach Art unserer deutschen auf „ig" oder „lich" bildet: chirana, Unterleib = chi (vgl. chiso) (puea) + ra, „hin...zu" + na, buemana, Gesicht = bue (vgl. bueru) + ma (vgl. mapu) + na, puya + Arm, Ärmel pu(e) (vgl. pueso, pueca) + ya. — Zu den übrigen Klassen, bei denen zumeist nur eine Form vorhanden, läßt sich eben deshalb keine zugrundelegende Gemeinsamkeit feststellen.

Es bleiben außerdem noch eine Anzahl Körperteilnamen, bei denen Wortbildung anderer Art oder Zusammensetzung vorliegt: juinti, „Herz", ist nomen instrumentale (s. weiter unten) zu jui, „respiracion", pucuani, Bauch, Magen = pucu + ani, groß; muequeani, Daumen = mueque + ani; pucutese = pucu + tese über, mueque rebu, Finger = mueque + rebu, Ende, puhui, Exkremente = pu(cu) + hui Regen, tahui, Galle = ta(ca) + hui, wahrscheinlich auch bueu, Tränen = bue(ru) + u = ui = hui.

Bei den übrigen Substantiven (und den Adjektiven) tritt die vielfache Ableitung gewöhnlich von Verbalstämmen mittels gewisser Suffixe hervor, deren Funktion sich ziemlich genau feststellen läßt. Das Cunibo-Vocabular gibt schon die Funktion von mis an *„significa hacedor de lo qe el verbo significa"* (S. 31*). Es lassen sich noch folgende Suffixe bestimmen: *a)* **ti, te** bildet *Nomina instrumenti:* chacaqui, hämmern: chacati, Hammer; chinoqui, spritzen: chinote, Spritze; hunanqui, wissen: hunanti, Zeichen. *b)* **ta, a** (nach Stämmen auf e: ya), **na** bildet von transitiven Verben substantivierte Participia passiva, von intransitiven substantivierte Adjectiva: buenuqui olvidar: buenuta cosa olvidada; chachiqui, verwunden: chachita cosa herida; catuqui, umsäumen: catuá, Umsäumtes; queneaqui, schreiben: queneyá, Geschriebenes; banaqui, säen: baná (= bana+a), Gesäetes; hiseiqui, anstecken: hisina, Ansteckung. *c)* **si, s** bezeichnet intransitive Verben und Adjectiva: chumusi, Überfluß haben; accusi, wollen; tarasi, gerinnen; hisi, Schmerz empfinden; cusi, trocken (sein); husi, reif sein; barusi, barus, etwas Lauwarmes; cus, Festes; curis, Hartes; hieher gehören auch die Gerundia auf as: zuninas, im Abnehmen begriffen; davon auch zwei Substantiva: naccas, Termite (nacaqui, schneiden, kürzen); canós, Pfeil (canuti, Bogen). *d)* i bezeichnet intransitive Verben, Adjectiva und Substantiva: putoi, satt sein; xiroi, Possenreißerei: xiroqui, Possenreißen; sanai, Wärme: sanahasun! erwärmen!; hucui, Husten haben: hucu, Husten.

Zum Schlusse seien noch einige kleinere Versehen hier notiert: S. 27*, Z, 3, muß das sinnstörende „Spanisch-Sipibo-Wörterbuch" in „Sipibo-Spanisch-Wörterbuch" geändert werden. S. 5, Z. 2 von unten: von andarse vagueando ist „losgehen, herumschweifend" doch eine etwas eigentümliche Übersetzung; es muß heißen „vagabundierend herumgehen". S. 18: Nr. 637 comedor darf hier nicht mit „Speisezimmer" gegeben werden, sondern, weil es = pimis, mit „Esser", „Vielfresser". S. 47: Nr. 4695, manso = rag nicht = „zehn", sondern = „zahm". Für die Beschaffung der deutschen Übersetzung der oft recht seltenen spanischen Wörter in A kann man im übrigen Prof. von den Steinen nur ganz besonderen Dank aussprechen, sie erleichtert das Arbeiten ungemein.

P. W. Schmidt, S. V. D.

10.

Deussen, Dr. Paul: *Erinnerungen an Indien.* Mit einer Karte, 16 Abbildungen und einem Anhange: „On the Philosophy of the Vedânta in its relations to Occidental Metaphysics". Kiel und Leipzig, Verlag von Lipsius & Tischer, 1904. VIII und 254 Seiten. 8°.

In mehr als einer Beziehung unterscheidet sich dieses Buch vorteilhaft von den zahlreichen Reisebeschreibungen, die es ja schon über Indien gibt. Einmal ist es (ebenso wie Garbes Reiseskizzen) das Buch eines mit Indien wohlvertrauten Gelehrten, und ein solcher sieht immer mehr von indischen Verhältnissen und bringt denselben ein besseres Verständnis entgegen, als der gewöhnliche „globe-trotter" oder selbst der englische Beamte, der jahrelang in Indien gelebt hat. Zweitens hat es sich Deussen angelegen sein lassen, mit den Eingeborenen und durch diese mit dem Indien der Inder und nicht dem der Engländer bekannt zu werden, so daß es ihm trotz der Kürze seines Aufenthaltes in Indien in der Tat möglich geworden ist, „tiefere Einblicke in das Leben der Eingeborenen zu tun, als sie sonst dem Europäer zuteil zu werden pflegen". Ferner ist seine Auffassung indischer Verhältnisse eine von der landläufigen vielfach abweichende, da er den Indern durchaus nicht (wie das fast alle Engländer und auch viele Deutsche tun) als der überlegene Europäer gegenübersteht, sondern als ein feinsinniger und warmfühlender Beobachter, der in den Indern wirkliche Menschenbrüder sieht. Es schadet auch nichts, daß Deussen, dem die indische Vedântaphilosophie als die Summe aller Weisheit gilt, indische Dinge oft mit den Augen des Schwärmers ansieht. Die Schwärmerei für indische Weisheit hat seinen Blick nicht getrübt, sondern nur für das Schöne und Gute in dem indischen Wesen geschärft; sie hat sein Urteil über das Schlechte in Indien gemildert, ohne ihn zur Schönfärberei zu veranlassen. Aus allen diesen Gründen sind diese „Erinnerungen" sowohl für Indologen als auch für Ethnologen ungemein wertvoll. Insbesondere sei auf die interessanten Mitteilungen über indische Asketen (S. 30 f., 34, 67 f., 77, 117, 135 f., 152 und namentlich S. 175 ff., wo Deussen seinen Besuch bei einer heiligen Büßerin schildert) und indisches Kastenwesen (S. 25 f., 32, 60 f., 64 f., 74, 135, 177, 195, 220) hingewiesen. Sehr lehrreich sind auch die Ausführungen über das Sanskritsprechen und Sanskritlernen im heutigen Indien (S. 2 f., 51), über Tierschonung und Tierhospitäler (S. 62 f., über indisches Theater (S. 41 f., 49 f., 125 f.), über den Buddhismus und die Buddhisten in Darjeeling und in Ceylon (S. 148, 166 ff., 225, 228 f.), über Totenbestattung bei Parsis und Hindus (S. 35 ff., 131 f.), über Kinderheiraten (S. 71 ff.) u. a. m. Wenn aber Deussen (S. 72) auch bei den Kinderheiraten findet, daß sie zwar „vieles gegen sich", aber „auch manches für sich" haben, so wird man ihm darin schwerlich folgen können. Auch dem Satze dürften nicht viele ohne weiteres zustimmen, daß die Inder „von jeher zu hochsinnig und geistig veranlagt" waren, „um nicht von der brutalen Superiorität der Wollenden über die Erkennenden unter die Füße getreten zu werden, zuerst von den Brahmanen und Königen des eigenen Stammes, dann von den Griechen Alexanders, von den Baktrern, den Skythen, den Arabern und Mongolen und zuletzt von den Europäern" (S. 169 f.). Waren denn „die Brahmanen und Könige des eigenen Stammes" nicht auch „hochsinnig und geistig veranlagt", wenn es „die Inder" waren? Und Griechen und Engländer waren immerhin auch einigermaßen „geistig veranlagt" und „Erkennende", und nicht bloß „brutal Wollende". Die allen Fortschritt lahmlegende Priesterherrschaft, die von den Priestern gehegte und gepflegte schroffe Kastensonderung, welche weder ein Nationalbewußtsein, noch das Gefühl, Bürger eines Gemeinwesens zu sein, aufkommen ließ, die von den priesterlichen Gesetzbüchern begünstigte Knechtung des Weibes (von welcher die Kinderheirat und das Verbot der Witwenwiederverheiratung nur Symptome sind) und die Verkommenheit der Fürstenhöfe mit ihren ewigen Hofintriguen — das sind wohl Dinge, welche die Unterjochung der Inder durch fremde Völker mehr begünstigt haben, als „die brutale Superiorität der Wollenden über die Erkennenden".

Von den Abbildungen seien die Gruppe junger Parsi-Damen (S. 38), welche in auffallendster Weise den von Deussen (S. 37 f.) hervorgehobenen semitischen Typus zeigen, und das ausgezeichnete Gruppenbild, welches einen Maharaja mit seinen Ministern darstellt (S. 50) und ungemein charakteristische Hindutypen enthält, den Anthropologen besonders empfohlen.

Schließlich sei noch bemerkt, daß diese „Erinnerungen" mit so viel Temperament und so anregend geschrieben sind, daß jeder sie gerne nicht nur zur Belehrung, sondern auch mit reichlichem Genusse lesen wird.

M. Winternitz.

* * *

Herr **H. Behlen** übersendet folgendes Schreiben:

Auf S. 388 des XXXIV. Bandes 1904 unserer „Mitteilungen“ bringen Sie eine mich übrigens ehrende Besprechung meiner Schrift: „Der Pflug und das Pflügen“. Wenn ich hier auf diese Besprechung des Herrn Dr. Rich. Lasch zurückkomme, so geschieht dies lediglich um deswillen, weil der Schlußsatz zu Irrtümern Anlaß geben könnte. Ob der Ackerbau in unseren Zonen noch die diluviale Steppe, besonders den Lößboden [richtiger der Lößböden] vorfand?, nicht diese Frage bin ich geneigt zu bejahen, sondern das Problem gestaltet sich mir, S. 188/9 meiner Schrift, so: „Ich halte es danach nicht für wahrscheinlich, daß im natürlichen Verlaufe der Dinge die Steppe in Deutschland irgendwo als solche durchgedauert habe. Ich sehe keinen zwingenden Grund, warum unsere Lößböden, so gut wie sie sich heute mit einer ganz ungemein üppig wuchernden Vegetation von Waldbäumen, in den Villengärten der Städter und in den Parks der Großen überziehen, nicht in der . . . . Waldzeit dichte Laubholzwälder von Eiche, Buche, Ulme usw. getragen haben sollten so gut wie ihre — wodurch doch schnell von ihnen abgegrenzte? — waldtragende Nachbarschaft. Wenn aber die Steppen dennoch persistiert hätten, wenn auch nur als Inseln inmitten mächtiger Waldmassen, so würde ich anzunehmen geneigt sein, daß sie nicht ohne Mithilfe oder, besser, nicht ohne ein Eingreifen des Menschen als Jäger, Tierzüchter oder Ackerbauer bestanden hätten.“ Ich habe dabei im Auge das Absengen durch Feuer, um zuerst Weide- und später Ackerraum zu gewinnen.

„MAGYARISCHER TYPUS VOM BALATON.“

6. *Johann Nagy, Kiliti* (Com. Somogy), Ackerbauer, 47 Jahre alt, Haar kastanienbraun, Bart blond, Augen gelbbraun, Nase gerade, Körpergrösse 1750 mm., Umfang des Kopfes 556 mm., Cephalindex (160×100:180=) 88·9.

DR. JANKÓ'S Aufnahme.

Derselbe Mann. Controlls-Aufnahme: Hofphot. ELLINGER.

„MAGYARISCHER TYPUS VOM BALATON.“

DR. JANKÓ'S Aufnahme.

31. Aranyás Ferencz, Balaton-Cschi (Somogym.), földműves, 32 éves, haja és bajusza gesztenyebarna. szeme zöldesbarna, sasorrú, termete 1716 mm., a fej kerülete 536 mm., a fej jelzője (152×100 : 176 =) 86·4.

31. Franz Aranyás, Balaton Cschi (Com. Somogy). Ackerbauer, 32 Jahre alt, Haar und Bart kastanienbraun, Augen grünlich-braun, Habichtsnase, Körpergrösse 1716 mm., Umfang des Kopfes 536 mm., Cephalindex (152×100 : 176 =) 86·4.

Facsimile.

Törökös magyarok.
Jászság. Néhai Dr. Jankó János fölvételei.

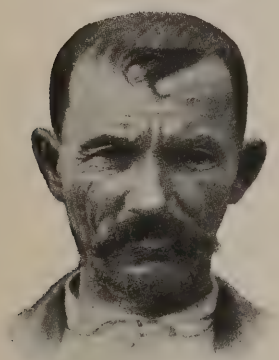
Facsimile.

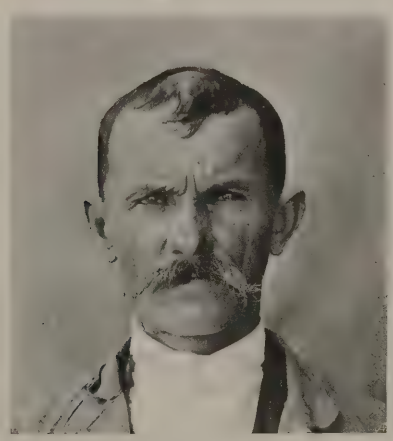
Derselbe Mann, dieselbe Aufnahme, präpariert und als: „Magyare türkischen Characters. *Jazygien* in *Semayers* „Anthrop. Typen des Ungartums“ — gegeben.

„MAGYARISCHER TYPUS VOM BALATON.“

45. Joseph Jobbágy, Balaton-Ederics (Com. Zala), Ackerbauer. 44 Jahre alt. Haar und Bart kastanienbraun, Augen braun, Nase stumpf, Körpergrösse 1688 mm., Umfang des Kopfes 546 mm., Cephalindex (156×100:184 =) 84·8.

DR. JANKÓ'S Aufnahme.





Derselbe Mann. Controlls-Aufnahme von A. SATRÁL.

„MAGYARISCHER TYPUS VOM BALATON.“

46. Anton Kocsis, Balaton-Ederics (Com. Zala), Ackerbauer, 56 Jahre alt, Haar kastanienbraun, Bart blond, Augen blau, Habichtsnase, Körpergrösse 1620 mm., Umfang des Kopfes 530 mm., Cephalindex (156×100:182=) 85·7.

DR. JANKÓ'S Aufnahme.

Derselbe Mann. Controlls-Aufnahme von A. SATRÁL.

„MAGYARISCHER TYPUS VOM BALATON."

41. Joseph Kankó, Tördemicz (Com. Zala), Ackerbauer, 45 Jahre alt, Haar blond, Bart rot, Augen blau, Habichtsnase, Körpergrösse 1580 mm., Umfang des Kopfes 530 mm., Cephalindex (152×100:180=) 84·4.

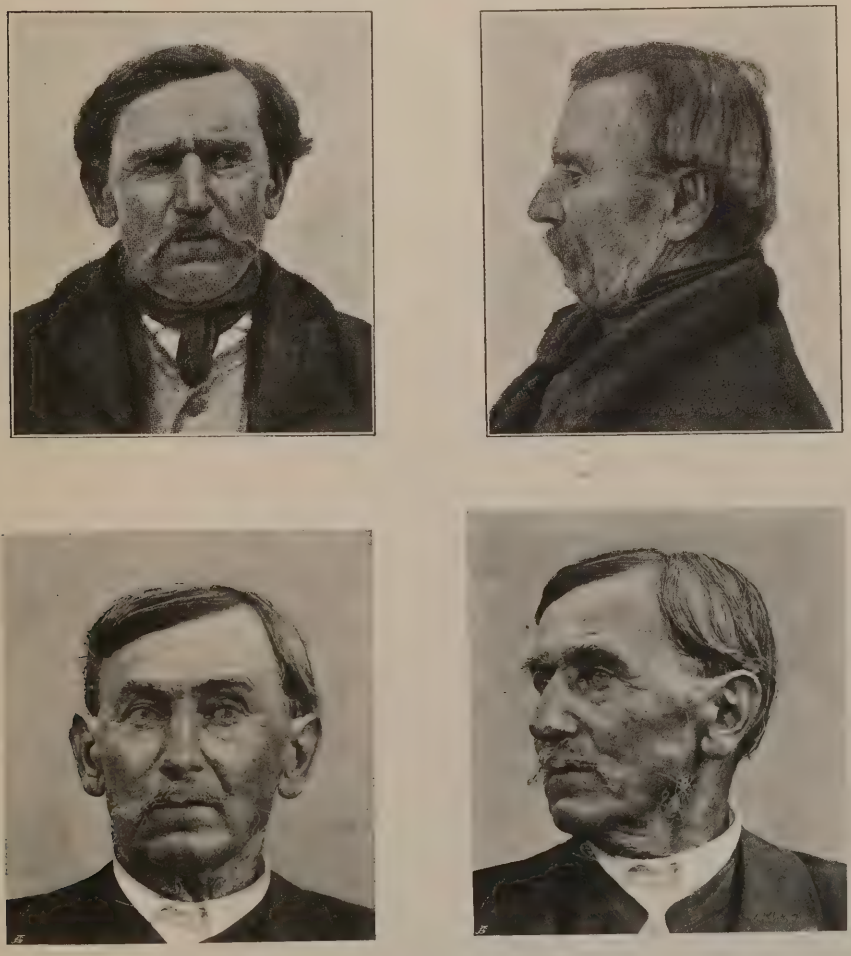
dr. Jankó's Aufnahme.

Derselbe Mann. Controlls-Aufnahme von A. Satrál.
Nach dr. Jankó: Magyare; nach Semayer: Magyare ugrischen Charakters; nach dr. Beddoe: Jude.

„MAGYARISCHE TYPEN VOM BALATON.“

37. Joseph Német (Vater des No. 36), Tördemicz (Com. Zala), Ackerbauer, 63 Jahre alt, Haar kastanienbraun, Bart blond, Augen blau, Adlernase, Körpergrösse 1738 mm., Umfang des Kopfes 552 mm., Cephalindex (158 × 100 : 184 =) 85·9.

DR. JANKÓ'S Aufnahme.



Derselbe Mann. Controlls-Aufnahme von A. SATRÁL.

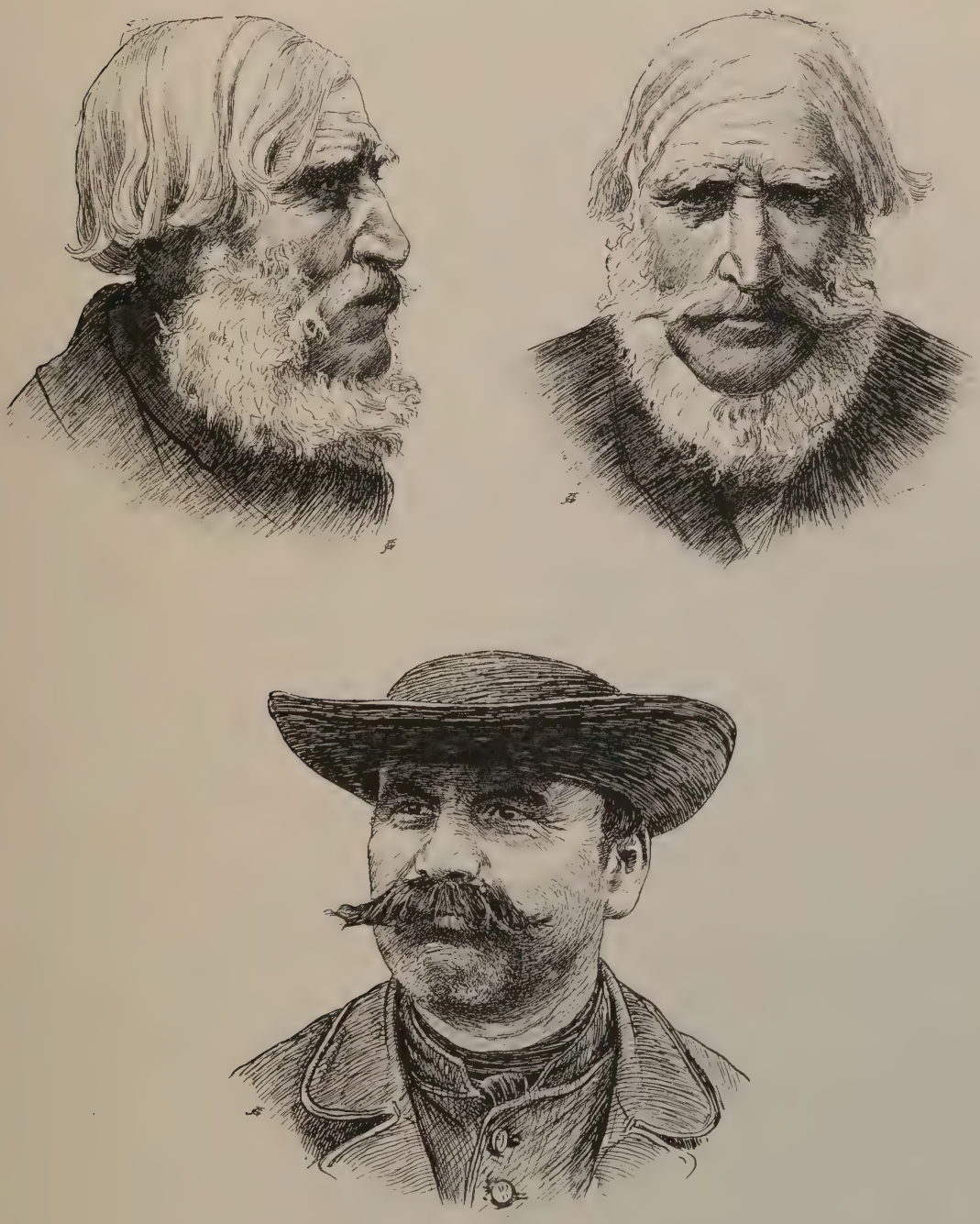
„MAGYARISCHE TYPEN VOM BALATON.“

40. Joseph Vigánti, Tördemicz (Com. Zala), Ackerbauer, 40 Jahre alt, Haar kastanienbraun, Bart blond, Augen graubraun, Nase gerade, Körpergrösse 1706 mm., Umfang des Kopfes 536 mm., Cephalindex (150 × 100 : 178 =) 84·3.

DR. JANKÓ'S Aufnahme.

Derselbe Mann. Controlls-Aufnahme von SATRÁL.

PROTOMORPHE MAGYARISCHE TYPEN.



Oben: Josef Varga, 73 Jahre alt.
Unten: Josef Fülöp, 48 „ „

PROTOMORPHE MAGYARISCHE TYPEN.

I. József Sebestyén, 62 Jahre.
III. Sándor Sebestyén, 51 Jahre.
B. P. Nagy Pál, 26 Jahre.

II. József Sebestyén, 39 Jahre
A. P. Nagy Sándor, 25 Jahre.
János Szentey, 48 Jahre.

Ethnographische Mitteilungen aus den Komitaten Kronstadt und Fogaras in Siebenbürgen.

Von **Julius Teutsch** in Kronstadt und **Karl Fuchs** in Preßburg.

(Mit 53 Abbildungen im Texte.)

Die Rumänen des Kronstädter und des Fogaraser Komitates, deren Anzahl in letzterem 80% übersteigt, sind in ihrem Leben und Treiben, in ihren Sitten und Gewohnheiten für den Volksforscher von so großem Interesse, daß es äußerst lohnend erscheint, über sie einiges mitzuteilen.

Besonders bei den im und am Gebirge Wohnenden, meist mit Schafzucht Beschäftigten findet man einen wahren Schatz von volkskundlichem Materiale. Hier hat sich das Alte, das Primitive, man könnte fast sagen das Prähistorische in vielen Punkten erhalten, so daß man über die Fülle von anregenden und auffallenden Beispielen bei Vergleichungen aus Vergangenheit und Gegenwart nicht nur in bezug auf ihre Technik und Ornamentik, sondern auch in bezug auf ihr Seelenleben, das sich in ihrem Volks- und Aberglauben wiederspiegelt, erstaunen muß. Es hat sich eben hier in den von den Verkehrsstraßen abgelegenen Winkeln, in dieser Gebirgseinsamkeit, weitab von dem in gewissem Sinne zerstörenden Einfluß der Kultur noch so manches in seiner Ursprünglichkeit und Einfachheit erhalten.

Das Material, das wir gefunden haben, ist so mannigfaltig, daß eine vielfache Gliederung notwendig ist. Gilt unser Hauptaugenmerk auch den Rumänen, so werden wir doch auch von den Sachsen und Szeklern, gelegentlich auch von den Slawen Ungarns sprechen. Siebenbürgen war einst slawisches Land; die Slawen haben namentlich bei den Rumänen tiefe Spuren hinterlassen, und darum ergeben sich vor unseren Augen oft Beziehungen zu fernen Slawen. Wir wollen in der vorliegenden ersten Mitteilung folgende Gruppen unterscheiden: I. Kleiner Hausrat; II. Großer Hausrat (namentlich Möbel). III. Hofgeräte. IV. Volkstümliche Werkstätten. Überall wird uns das Fehlen oder die äußerst sparsame Anwendung der Metalle auffallen.

I. Kleiner Hausrat.

Der nächstliegende Hausrat ist die Kleidung und auf diesem Gebiete besprechen wir vor allem die Gewandzeichen.

Die Rumänen des Fogaraser Komitates, die sich auch durch die Kleidung von den Burzenländer Rumänen unterscheiden, haben an ihren Mänteln und Röcken Zeichen eingewebt, die Eigentumszeichen sind. Die Anordnung dieser Zeichen ist eine verschiedene und in ihren Farben meist rot, seltener rot und weiß. Sie sind in den braunen oder grauen Stoff eingewebt und erscheinen häufig am Rücken, manchmal auch am Ärmel. Einige Proben mögen die Art der Zeichen hier veranschaulichen (Abb. 1).

Auch auf den Kapuzen *(glugaś)* der Rumänen Siebenbürgens, die, merkwürdigerweise, meist als Brotsack benützt werden und nur bei heftigem Regen dem eigentlichen Zwecke dienen, sind Zeichen eingewebt, die als Marken der Erzeuger gelten, um sie nach dem Verlassen der Walkmühle als Eigentum zu erkennen. Die häufigsten sind in Abb. 2 zusammengestellt.

Das Hakenkreuz ist sehr selten und ist im Sommer 1903 von Herrn Haldenwang in Kronstadt nur einmal gesehen worden, während er früher in Mühlbach

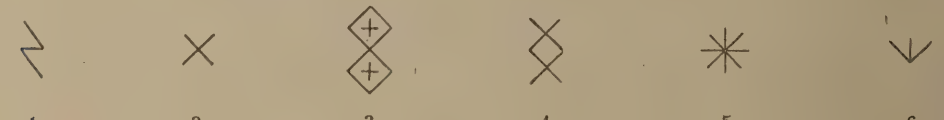


Abb. 1. Rumänische Eigentumszeichen von Röcken und Mänteln.

1. am Ärmel oben, rot; 2. am Ärmel unten, rot; 3. am Rücken in der Mitte, rot, die Kreuze weiß; 4. am Rücken, rot; 5. am Rücken, rot; 6. am rechten Schulterblatt, rot.

mehr solche beobachtet haben will. Das Kreuz *a,* welches ziemlich häufig vorkommt, dürfte ein Rudiment des Hakenkreuzes sein, da die Enden des senkrechten Kreuzschenkels ganz kurze Haken, und zwar in derselben Drehrichtung laufend, haben. Das Hakenkreuz scheint ursprünglich ein Flechtenmuster oder Weberzeichen oder Gewebeornament zu sein, und zum Füllen von Quadraten wird es in erweiterter Form in der Stickerei bekanntlich noch heute verwendet, auch bei den Rumänen. Eingeritzt und aufgemalt findet sich dieses Zeichen auf Gefäßen von neolithischen Fundstellen Siebenbürgens, und zwar in Tordos, Petersdorf, Brenndorf (Priesterhügel). Auch Schafe werden mit dieser Marke, die in Fogaras *pokoi* heißt, gezeichnet.

Es sei gestattet, hier gelegentlich der Besprechung der Gewandzeichen als Ergänzung zu einer früheren Arbeit ein Wort über Hauszeichen einzuschalten. Vor einigen Jahren brachten die vorliegenden Mitteilungen der „Anthropologischen Gesellschaft"

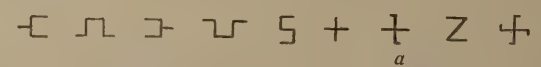


Abb. 2. Rumänische Eigentumszeichen von Kapuzen; die letzten zwei Zeichen seltener.

einen Artikel über magyarische Grabpfähle und dort ist erwähnt, daß diese Pfähle oft in einem vierteiligen Kelche gipfeln, den die Szekler die Tulpe nennen. Den Schlüssel zu diesem Ornamente findet man in Gömör in Dobschau. Dort tragen die alten Holzhäuser in der Regel einen reichgegliederten Giebelstab, ähnlich den Giebelstäben unserer Rumänen; in Dobschau gipfeln aber diese Stäbe in der Regel in einem vierteiligen Kelche, in dem oft noch eine Drahtspitze sitzt, diese Drahtspitze aber trägt zuweilen noch ein sehr verwittertes Bergmannszeichen, das besagt, daß das Haus einem Bergmanne gehöre, und Bergmann war einst in Dobschau fast jedermann. Der Kelch trägt also ursprünglich das Hauszeichen. Aus Stroh gebundene, in die Luft ragende Hauszeichen findet man heute noch auf Giebeln im südwestlichen Ungarn.

Die Slowaken, die von Norden auf die Märkte nach Preßburg kommen, haben auf ihren Pelzen zwischen den Schultern irgend ein gesticktes Ornament, gewöhnlich ein Pflanzenmotiv, etwa von der Größe einer halben Hand, auch einer ganzen Hand. Dasselbe gilt von den Rumänen des Burzenlandes. Heute, wo die Pelze in Fabriken hergestellt werden, haben die Rückenornamente keine besondere Bedeutung. Man

erhält aber noch oft die Auskunft, es waren ursprünglich Eigentumszeichen. Dasselbe gilt von den Ärmelornamenten. Sachkundige Frauen versichern in ganz Oberungarn, jedes Dorf habe sein charakteristisches Ornament oder Ornament-Detail, das mit Bewußtsein und Absicht an Pelzen, Paradehemden usw. angebracht wurde.

Persönliche Eigentumszeichen, runenartige Zeichen, geradlinige Kerben, die mit dem Messer eingeschnitten werden, bringen auch die Szekler Feldarbeiter an ihrem Geräte an; eine solche Marke findet sich auch am Stiele einer gezähnten Sichel aus Brenndorf, die jetzt in der ethnographischen Abteilung des Hofmuseums in Wien ist. Magyarische Forscher vermuten, das wären ursprünglich die Anfangsbuchstaben des Namens des Besitzers, und zwar in Runenschrift. Heute gibt es nur eine einzige Inschrift in diesem Runenalphabete, und zwar über dem Thore einer alten Kirche auf Szekler Boden; von einer zweiten solchen Kircheninschrift hat man noch eine gute Abschrift, man weiß aber nicht, welchem Volke dieses Alphabet gehörte.

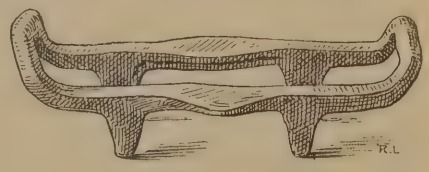


Abb. 3. Steigeisen.

Als zur persönlichen Ausrüstung gehörig, seien auch die Schneeschuhe *vărzobi* (slaw. *versă*, nsl. *vrša* = Netz) aus Wacholderruten und Rebschnur genetzt angeführt, sowie die Steigeisen des Hirten. (Abb. 3.)

Über dem Knie trägt der Hirte den „versteckten Geldbeutel", *punga* oder *curcă ascunsă*.

Bis vor etwa 50 Jahren trug jeder Rumäne im Gürtel an der rechten Seite ein auf der Außenseite ornamentiertes, kurzstieliges Beil. Abb. 4 zeigt ein solches Zier-

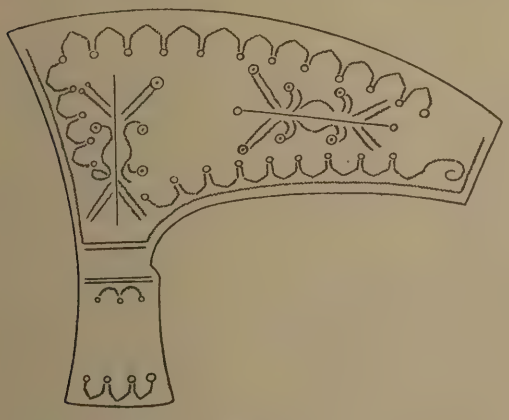


Abb. 4. Zierbeil. Simon (etwa 1/2 d. nat. Gr.)

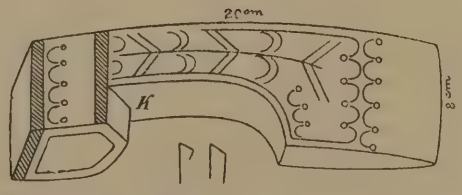
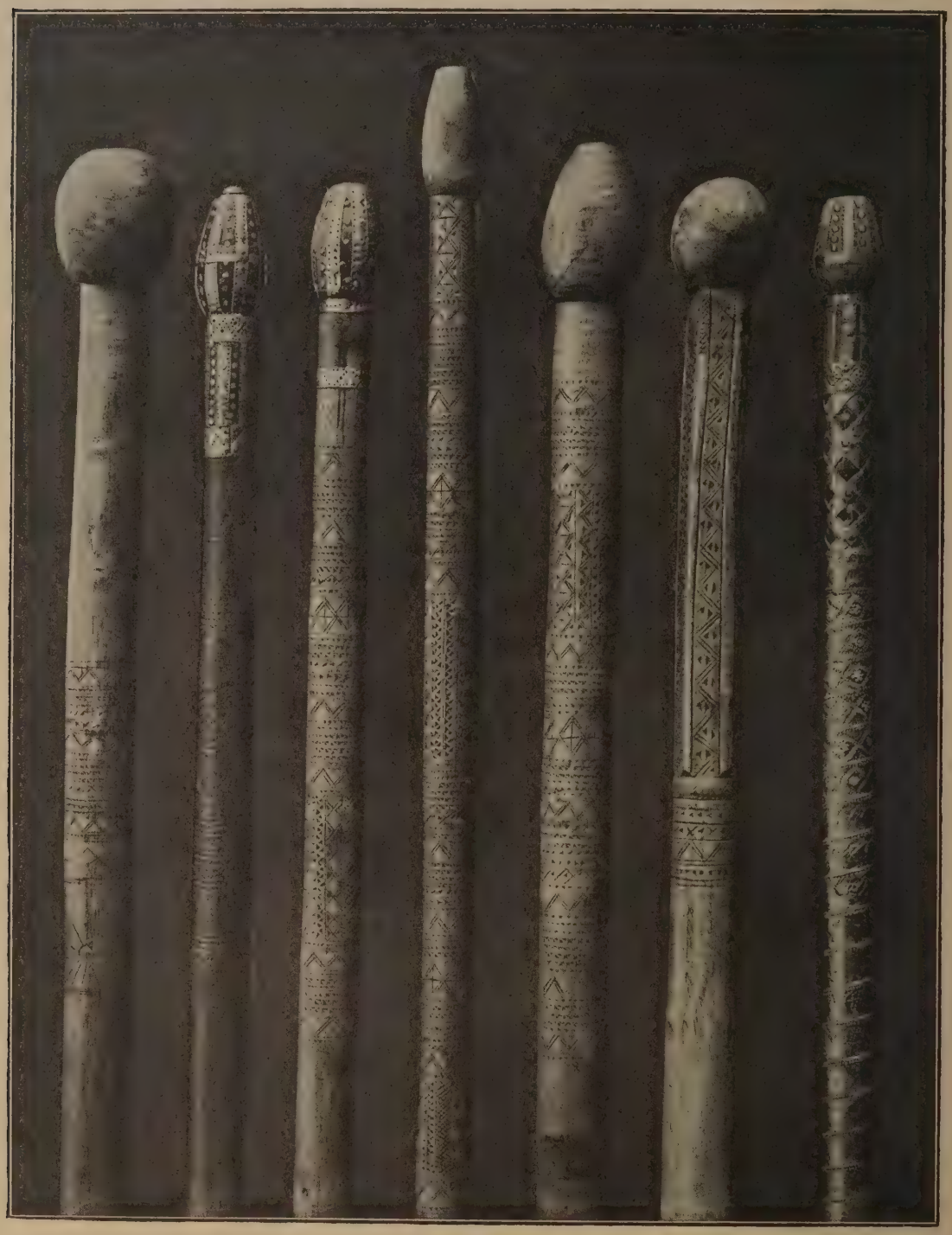


Abb. 5. Rumänische Holzhacke und Meisterzeichen. Simon.

beil. Das Zitterige der Linienführung ist beabsichtigt, denn es ist schön. Es scheint, daß der Körner mit der Spitze in der Linie geführt und mit raschen Schlägen getroffen wurde. Ob die Figuren einst Menschen darstellten, läßt sich nicht mehr entscheiden.

So reich gezierte Beile macht heute nur mehr ein sehr alter Mann, der hoch im Gebirge in der Nähe der rumänischen Grenze wohnt. In derselben Art, aber viel einfacher geziert sind fast alle Beile der Rumänen (Abb. 5), und zwar ist immer nur eine Seite verziert. Auf fast allen Beilen, die wir gesehen haben, findet sich eine Zeichnung, die man nur als Frosch oder Kröte oder Salamander deuten kann. Nun hat das Haus des Rumänen zwei Schutzwesen: eine Schlange und einen Frosch (Kröte?). Das Bild der Schlange findet man auf jeder Hoftüre und, wie es scheint,

findet sich das Bild des Frosches auf den Beilen. Über Schlange und Frosch im rumänischen Aberglauben soll in anderem Zusammenhange gesprochen werden. — Das Namenszeichen des Verfertigers ist an den Beilen immer in griechischen Buchstaben gegeben und sitzt in der Kehle *K* (Abb. 5).



a *b* *c* *d* *e* *f* *g*

Abb. 6. Hirtenstöcke aus der Törzburger Gegend (1/3 d. nat. Gr.).

Zur Ausrüstung des Hirten gehört der Hirtenstock. Abb. 6 zeigt Hirtenstöcke *(măciúcă)*, die in der Törzburger Gegend gesammelt worden sind und meist von dem jetzt noch lebenden Kuhhirten der oberen Vorstadt in Kronstadt herrühren. Auch sein Vater, von dem er die Handfertigkeit erlernt hatte, tauschte in weitem Umkreise seine Erzeugnisse gegen einen Laib Käse *(brânză*, slaw. *bryndza* = eine Art weichen Käse) ein, oder gab sie gegen Bezahlung von fl. 2—3 ab. Das beliebteste Holz für diese Stöcke ist das der Kornelkirsche (Cornus), außerdem verwendet man noch Ulme und Esche. Dünnes Messingblech und kleine Messingnägel verzieren hie und da den Kopf, und in seltenen Fällen bilden sie einen Überzug über den ganzen Stock *(g)*, auf den durch kleine geschlagene Vertiefungen (Punkte) die Ornamente, sowie Name und Jahreszahl dargestellt sind. — Stab *a* zeigt auch das Hakenkreuz.

Abb. 7 zeigt das Messer, mit dem die Stöcke geschnitten werden; der schneidende Teil ist die Ecke *a*. Wir haben es an diesen Stöcken im wesentlichen mit Kerbschnitt zu tun, dieser Grundtechnik der Moldau und Bukowina, und das Grundmotiv ist die Zickzacklinie, die durch alterierendes Ausheben dreieckiger Keile entsteht. Abb. 8 zeigt zwei prähistorische Scherben aus der Almáser Höhle im südöstlichen Siebenbürgen. Der Rand ist mit Zickzacklinien dekoriert, die durch schräges Eindrücken eines eckigen Werkzeuges oder vielleicht durch Ausheben eines Tonkeiles hergestellt sind; die inneren Winkel des Ornamentes sind darum am tiefsten, wie namentlich Fig. 2 in Abb. 8 erkennen läßt. Die rauhen Ränder des Ornamentes lassen eher auf Ausheben schließen. Genau dasselbe Zickzackornament werden wir aber ebenfalls als Randdekoration an den rumänischen Hoftüren wieder-

Abb. 7. Messer zum Schnitzen der Hirtenstäbe.

Abb. 8. Prähistorische Scherben aus der Almáser Höhle (1, 2), moderne tönerne (3, 4) und hölzerne Spinnwirtel (5, 6).

finden, wieder mit dem Fehler, daß die äußeren Ecken oft zu flach sind, und, wie wir sehen, kehrt der Kerbschnitt auch auf den Hirtenstöcken immer wieder zur Zickzacklinie zurück.

Wir haben hier die Kontinuität eines Ornamentes von neolithischer Zeit bis in unsere Tage, und das spricht für die Theorie von Frl. Sophie v. Torma, unsere heutigen Rumänen wären dem Kerne nach die Nachkommen der neolithischen Ureinwohner.

Zur persönlichen Ausrüstung der Frau gehören Spindel und Rocken, denn die rumänische Frau spinnt auch im Gehen, wenn sie von Dorf zu Dorf wandert oder

auf den Markt geht. Leider verbietet es ihr der Aberglaube, sich bei dieser Arbeit photographieren zu lassen. Abb. 8, Fig. 3, 4, zeigt zwei moderne Spinnwirtel aus Ton, Fig. 5, 6 aber zwei ebenfalls moderne Spinnwirtel aus Holz, erstere aus der Gegend aus Schäßburg, letztere aus den Siebendörfern bei Kronstadt. Hier ist offenbar das Holzgerät eine Nachahmung des älteren, prähistorischen, aber heute noch gebräuchlichen Tongerätes und die Holzdekoration (Kerbschnitt) ist eine Nachahmung der Tondekoration, also wieder Kontinuität seit prähistorischen Zeiten.

Abb. 9. Sächsischer polychromer Paraderocken. Zeiden.

Spinnrocken wurden am Bosaupasse gegen Rumänien noch vor wenig Jahren von einigen Leuten im Dorfe Nyén gefertigt. Die Ornamente werden in den Stab geschnitten, so lange er noch berindet ist, und dann wird der Stab ganz und gar mit einer aus Ruß bereiteten schwarzen Farbe eingerieben. Wenn man dann den Stab entrindet, zeigt er das Ornament in feinen schwarzen Linien. Das Ornament imitiert meist äußerst feinen Kerbschnitt. Abb. 9 zeigt einen polychromen sächsischen Paraderocken von quadratischem Querschnitte.

Im Törzburger Passe kommen Garnaufwickler (Abb. 10) vor, die bei Beobachtung ihrer Bestandteile unwillkürlich den Vergleich mit ähnlichen prähistorischen Gegenständen aufnötigten. So gibt das kleine hölzerne Schwungrad *r* von etwa einer Spanne Durchmesser, welches an der drehbaren Achse *b* angebracht ist, uns einen Fingerzeig, wie die aus prähistorischen Schichten stammenden Tonräder zu deuten sind. Solche Tonräder, wie sie von Troja und Jablanica aber auch in Siebenbürgen von Tordos und Erösd bekannt sind, wurden bisher als Räder von Kinderwägelchen gedeutet oder ihre Verwendung bei rituellen Handlungen vermutet. Obige Annahme, wonach diese Tonräder für kleine Schwungräder an Garnaufwicklern anzusehen sind, ist jedenfalls einleuchtender, als sie bei dem von den Babyloniern übernommenen Planetenkult — wie dies geschehcn ist — Dienste leisten zu lassen. Einen weiteren Bestandteil des Garnaufwicklers bildet die Spule *s* aus Hollunderholz, die an den Eisendorn *d* gesteckt wird, ein Gegenstand, den wir in Ansiedlungsschichten der jüngeren Steinzeit, und zwar aus Ton, wiederfinden. Der Wechsel im Materiale, wie bei den Rädern und den Spulen, hat auch bei anderen Gegenständen stattgefunden. So sind heute, wie gesagt, noch gleichzeitig Spinnwirtel aus Ton und eben solche aus Holz im Gebrauche. Die Achse wird in Drehung versetzt, indem man die flache Hand rasch mit Druck über die Achse zieht.

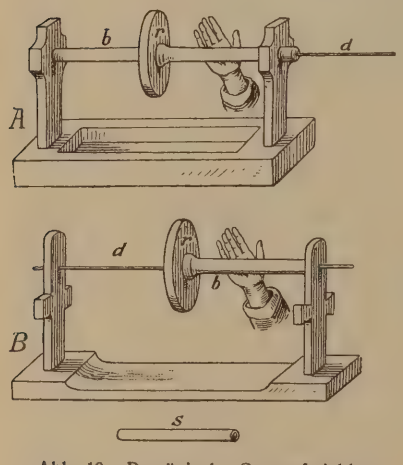


Abb. 10. Rumänische Garnaufwickler. *s* Spule, *d* eiserner Dorn zum Anstecken der Spule, *r* Schwungrad.

Der Garnaufwickler, der, wie das meiste kleine Gerät, bei unseren Rumänen von Kindern gemacht wird, scheint der Vorläufer unseres Spinnrades zu sein, denn ein einfacher Arm an der Achse der Form *a* und allenfalls ein Futterrohr von Hollunder, das die Spule selbst sein kann, genügt, ein brauchbares Spinnrad aus ihm zu machen, das den Faden zwirnt.

Wir gehen auf Geräte über, die auf Speise und Trunk Bezug haben.

Die bekannten tönernen Feldflaschen und Ringflaschen, die in Cypern ausgegraben worden sind, finden ihre tönernen Seitenstücke in den modernen Bauernerzeugnissen Abb. 11. Die Feldflaschen werden aber meist aus Holz hergestellt und heißen rum. *ploske,* slaw. *ploskva,* bulg. *ploska* = Holzflasche; auch rum. *cutra,* slaw. *čutura* = Holzflasche.

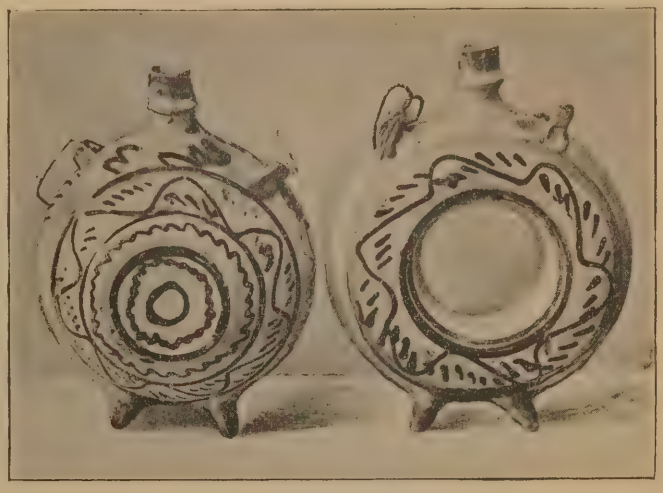


Abb. 11. Tönerne Feldflaschen.

Für die Milch gibt es flache Holzschüsseln mit solidem Henkel, der eine horizontale Bohrung *a* zum Ablassen zeigt (Abb. 12). Der Haken am linken Henkel dient zum Aufhängen des auffangenden Gefäßes und zum Aufhängen der Schüssel.

Salzbehälter werden aus Birkenrinde hergestellt.

Die einfachsten Handmühlen, wie sie aus prähistorischen Ansiedlungsschichten bekannt sind, findet man fast in jedem Hause, bestehend aus einer Mahlplatte von hartem Sandsteine von etwa 30 *cm* Länge und 25 *cm* Breite, darauf den etwa faustgroßen, kugeligen Reibstein, der dem nächsten Bache entnommen wird.

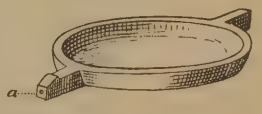


Abb. 12. Große rumänische hölzerne Milchschüssel *plop.* Tiefe 12 *cm.*

Kleine Holzmörser dienen zum Zerkleinern des Salzes; Abb. 13, *a, b* ist ein großer Holzmörser zum Stoßen des Mohnes für die Leichentorte *(coliva).*

Die Hauptnahrung der Rumänen ist der Maisbrei, *puliska,* eine Art Polenta, der mit einem hölzernen Messer (Abb. 17) geschnitten wird. Der Kochherd befindet sich in der Stube und besteht aus einer gemauerten und mit Eichenrahmen umfaßten Platte von etwa 10 *cm* Höhe. Darüber befindet sich der Rauchmantel, der den Rauch durch die Decke in den Bodenraum führt. Da der Herd an der Holzwand steht, ist diese stark mit Lehm verkleidet, und die eine Seite des Herdes ist durch eine Steinplatte oder Lehmwand geschlossen, und in dem so entstehenden Winkel brennt das sehr kleine Feuer. Der halbkugelige Kessel hängt an einem verstellbaren und drehbaren Krahne von Holz oder Eisen, der *kuschta* heißt (Abb. 14, 15). Der untere Zapfen sitzt in einem Brettchen, der obere Zapfen wird durch ein angenageltes Lederstreifchen oder Tuchstreifchen gehalten. — Abb. 16 ist ein Feuerroß.

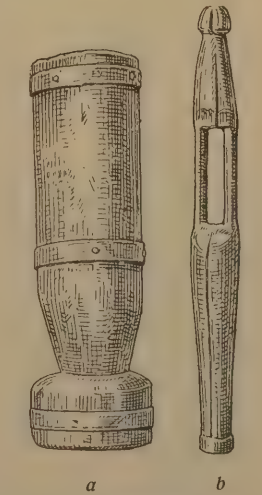


Abb. 13. Holzmörser zum Stoßen von Mohn.

Den harten Käse nennen die Rumänen *cascaval;* in Italien in den Abruzzen heißt er *cascavalle.* Ob das nicht ursprünglich Pferdekäse bedeutet?

Der (weiche) Käse wird in Schafschläuchen gehalten und kommt auch in diesen Schläuchen auf den Markt. Die Szekler füllen den besseren Käse in Därme, wie sie auch zur Salamibereitung verwendet werden, und in dieser Wurstform

kann er auch in den Städten gekauft werden. Die Slowaken von Nordungarn geben dem harten Käse die Form eines Doppelkegels und räuchern ihn *(oscepki)*. — Gefäße aus tierischen Stoffen werden wohl älter sein als Gefäße aus Pflanzenstoffen (Holz).

Abb. 18 zeigt die Form, den Model, für eine Käsepuppe, *păpúşă de caş;* sie dient dazu, den Käse in Form zu pressen. Der Name verrät, daß ursprünglich alle

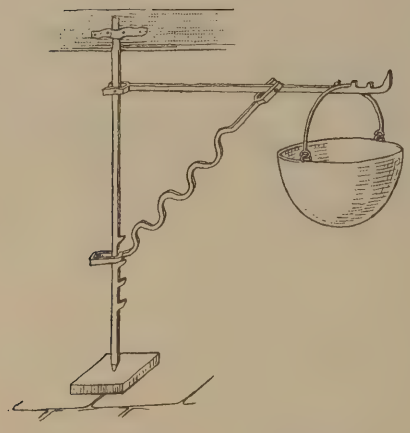


Abb. 14. Rumänischer Kamin. Simon Nr. 49.

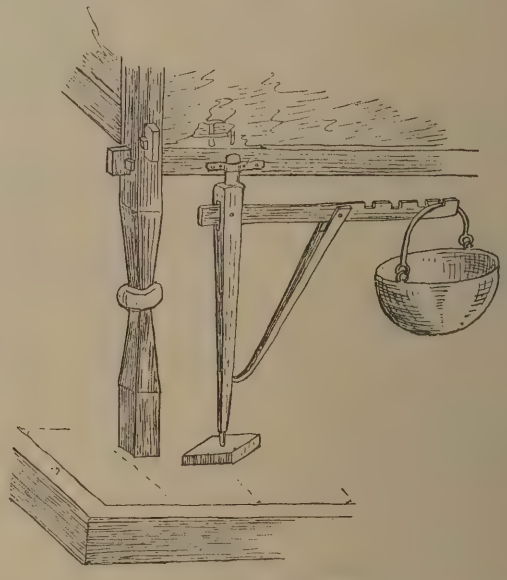


Abb. 15. Eiserne *kušta*. Simon Nr. 31.

Formen einen Menschen darstellten, wie die bereits gepreßte Puppe (Abb. 19) zeigt. Diese Figuren wurden früher vermutlich durch die Kirche geweiht, wie es heute noch

Abb. 16. Dreibeiniges rumänisches Feuerroß. Serkaicza.

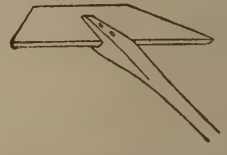


Abb. 17. Trapezförmiges Holzmesser zum Käsestechen.

bei den Ruthenen der Bukowina zu Ostern geschieht. Die Kreuze, die in Abb. 19a im Reliefe hervortreten, deuten auf diesen Zusammenhang mit dem offiziellen Ritus hin. Diese Käsefiguren dienen auch als Zimmerschmuck, da sie an die Balken der Stubendecke genagelt werden und dort oft jahrelang hängen. Bei verschiedenen Krankheiten werden sie, wenn sie schon alt und hart sind, als Medikament benützt, so bei Diarrhöe, Magen- und Leibschmerzen *(durele de inima)* usw.

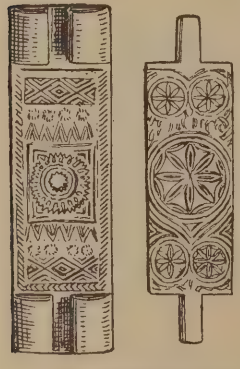


Abb. 18. Modell für eine Käsepuppe.

Abb. 20 zeigt einen Fichtenquirl mit künstlich gebogenen Ästen zum Aufhängen von Krügen und Gläsern aus Moecs (rumänisch).

Wir wollen nun Musikinstrumente besprechen.

Abb. 21 ist ein Dudelsack *(cimpóiŭ)* aus Rehfell, dessen Pelzseite nach innen gekehrt ist. Die Pfeife steckt in einem Hornansatze und ist zum Teile aus Holz, zum Teile aus Zinn,

etwas nach aufwärts gebogen und hat sechs Schallöcher. Die Brummpfeife besteht aus drei Teilen und ist aus Holz. Eine Messingkette verbindet die Pfeifen, um sie beim Herausfallen zusammenzuhalten, und ist mit kleinen Quasten in den rumänischen Nationalfarben verziert.

a *b*

Abb. 19. Käsepuppen (etwa $^1/_2$ d. nat. Gr.).

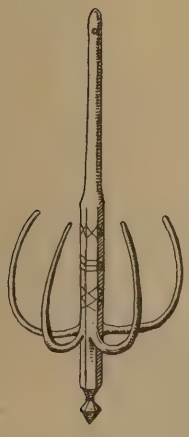


Abb. 20. Fichtenquirl als Rechen, rumänisch. Moecs.

Abb. 21. Rumänischer Dudelsack.

Abb. 22 ist eine Trommel („*doba*“, slaw.) aus einem hohlen Baumstamme gefertigt (Fichte). Die Astlöcher sind alle geöffnet. Dieses Instrument fehlt selten beim Tanze und wird, in wagrechter Stellung am Arme befestigt, zugleich oben und unten geschlagen. Die Trommelfläche bildet beiderseits roh ausgearbeitetes (gegerbtes) Hundefell. Die Schlägel heißen sie „*cĭocán*“ (bulg. *čocan* = Hammer). Die Spannung der Trommelfelle wird durch eingezogene Rebschnur mit Holzknebeln erzielt. Die ländlichen

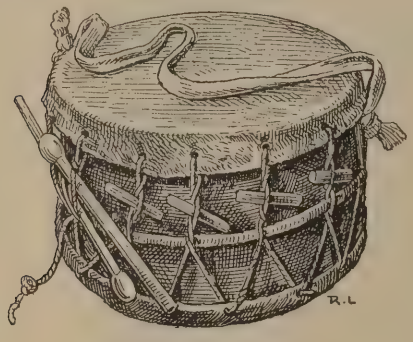


Abb. 22. Trommel.

Abb. 23. Räuchergefäß aus Ton.

Musikkorps, zu deren Instrumenten neben der Geige und Flöte der Dudelsack, die *Kobza* (russ.) und diese Trommel gehören, benützen die letztere auch, um das tanzlustige Volk zur Tanzgelegenheit zusammenzutrommeln.

Hohle Baumstämme von allen möglichen Dimensionen finden in den Karpathengegenden Verwendung als stehendes Gefäß, etwa als Fruchtschaff. Der Boden wird

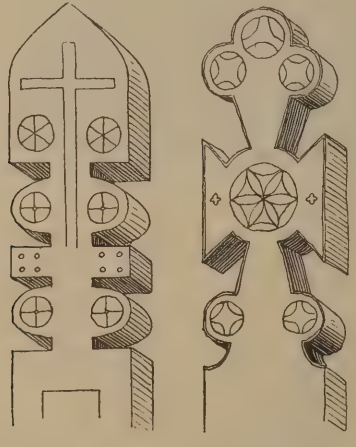


Abb. 24. Grabkreuze aus dem rumänischen Friedhofe in der Altstadt bei Kronstadt.

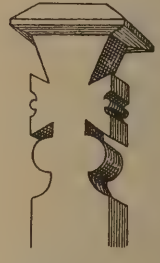


Abb. 25. Rumänisches Wegkreuz mit deckendem Holzblock.

nicht angenagelt, sondern eingesetzt. In einem rumänischen Dorfe sahen wir zwei Brunnen, deren Einfassung ein hohler Eichenstamm von etwa 130 *cm* Durchmesser und etwa 10 *cm* Wandstärke war. Früher sollen die Brunnen allgemein solche Einfassungen gehabt haben. Auch Quellen im Gebirge bekommen eine Fassung aus einem hohlen Eichenstamme, der aber dann nicht aufgesetzt, sondern versenkt eingegraben wird. So ist noch heute die „Baumstumpfquelle“ auf der Pojana (Hochwiese) bei Kronstadt gefaßt.

Eine Salzlecke für das Vieh fanden wir aus einem dreiteiligen Zwiesel gearbeitet.

Wir gehen auf Kultgeräte über. Abb. 23 ist ein Räuchergefäß aus Ton, wie sie fast in jeder Hütte vorfindig sind. Diese siebartig durchbrochenen Schalen, deren Technik auch aus Überresten von prähistorischen Ansiedlungen bekannt ist, wo sie zu demselben Zwecke gedient haben mögen, werden auf den Märkten verkauft und bei den verschiedensten Zeremonien verwendet. In den Siebendörfern bei Kronstadt werden damit, z. B. nach einem Todesfalle, mehrere Wochen hindurch täglich Räucherungen vorgenommen, um den Teufel und die bösen Geister, die den Weihrauch nicht vertragen, vom Grabe fernzuhalten. In der Umgebung von Deva, dem dakischen Dezidava, sind auch zu diesem Zwecke kleine Tonglöckchen im Handel, die an die Grabkreuze gehängt werden und schon bei geringem Winde helle Töne erklingen lassen. Solche Tonglöckchen besitzen das Karpathenvereinsmuseum in Hermannstadt und das J. Teutsch'sche Museum in Kronstadt.

Abb. 24 zeigt zwei typische hölzerne polychrome Grabkreuze von einem rumänischen Friedhofe in Kronstadt.

Die rumänischen Wegkreuze sind stets aus einem einzigen etwa mannsdicken und mannshohen Eichenpfahl von rechteckigem Querschnitte hergestellt, und zwar

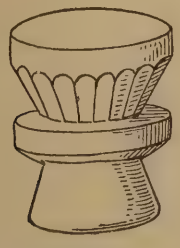


Abb. 26. Runder Tisch, etwa 85 *cm* hoch, aus einem massiven Baumstamm.

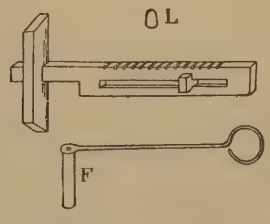


Abb. 27. Rumänisches hölzernes Haustürschloß mit eisernem Schlüssel. *L* Schlüsselloch.

fast immer durch vier enge, schräge, mit der Säge geschnittene Einschnitte, so daß die Querarme trapezförmig werden. In Fogaras ist immer auf das Wegkreuz ein Holzblock von der Form einer dicken Steinplatte gelegt, um das Kreuz vor dem Regen zu schützen (Abb. 25). Diese Einrichtung mag prähistorisch sein, denn man kennt ja Monolithe (Steinsäulen), die eine dicke Steinplatte tragen. Bei Zernest bei Kronstadt steht ein rumänisches steinernes Wegkreuz und auch auf dieses ist eine seitlich etwas vorragende Steinpyramide von etwa 30 *cm* Höhe gesetzt, was doch offenbar eine Imitation der Holzkreuze ist.

Abb. 26 ist ein Tisch aus einem massiven Holzblocke. Er steht in einer rumänischen hölzernen Kirche, hat aber keine Bedeutung im Kultus. Wie arm diese Kirche ist, sieht man daraus, daß das Taufbecken aus Ziegeln gebaut und mit Mörtel verschmiert ist. In seiner verschwommenen Form läßt es sich kaum zeichnen.

Abb. 27 zeigt ein rumänisches hölzernes Hoftürschloß mit eisernem Schlüssel. Der Schlüssel, von etwa 50 *cm* Länge, gleicht einem Dreschflegel und wird wie ein Dolch im Gürtel getragen und der bewegliche Flegel *f* vertritt den Bart. Durch das Schlüsselloch gesteckt, fällt der Flegel nieder und greift in irgendwelche Kerbe des Riegels, worauf dann durch Drehen der Riegel geöffnet wird.

Im Museum Carnuntinum ist ein Schlüsselflegel aus Hirschhorn, in Größe und Umriß mit *f* übereinstimmend. Er gehört vielleicht zu einem hölzernen Schlosse mit Sperriegeln, wie sie heute noch bei den Huzulen vorkommen. Er ist mit Ringen um

Zentralpunkte verziert. Dieses Ornament ist als prähistorisch jüngst in Siebenbürgen gefunden worden. Herr Kustos Bortlik vom Museum Carnuntinum schreibt: „Von den in Carnuntum inschriftlich nachgewiesenen Legionen nahmen die XIII. und XXX. Ulpia Victrix an Trajans dacischen Kriegen teil. Sie könnten also dieses Ziermotiv aus Siebenbürgen übermittelt haben."

II. Großer Hausrat.

Unter großem Hausrate wollen wir im allgemeinen das verstehen, was bei uns der Tischler zu machen pflegt. Wir sprechen zunächst nur von den Werken der Rumänen. An diesen Werken lassen sich mehrere Grundsätze feststellen, die um so merkwürdiger sind, je ältere Geräte wir vor Augen haben:

1. Die Geräte lassen erkennen, daß sie ohne metallene Bestandteile gedacht sind, und meist enthalten sie auch tatsächlich gar keine solchen.

2. Die alten Geräte sind oft ohne Säge und Hobel hergestellt. Die Bretter sind gespalten und nur mit dem Beile geglättet. Auch die Pfosten sind übers Hirn gehauen,

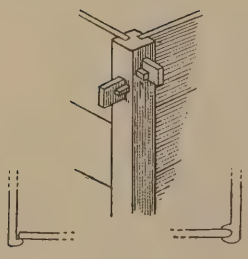


Abb. 28. Eine der acht Ecken einer rumänischen Mehltruhe. Unten die gebräuchlichsten Arten, den Boden einzusetzen.

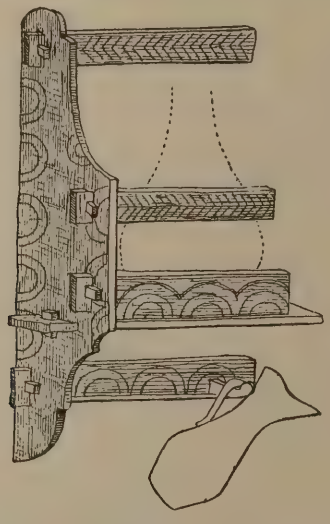


Abb. 29. Hälfte eines rumänischen Geschirrkästchens.

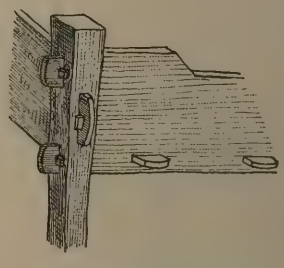


Abb. 30. Bettecke.

nicht gesägt. Alle Ingenieure, die mit Rumänen arbeiten, bemerken die Abneigung der Leute gegen die Säge und ihr wunderbares Geschick in der Handhabung des Beiles. In manchen Gegenden haben die rumänischen Zimmerleute die große Zimmermannssäge (Schrotsäge) erst vor wenig Dezennien durch die Ingenieure kennen gelernt.

3. Klebemittel (Leim) und Anstrich (Ölfarben) werden nicht angewendet und größere Tafeln werden so gewonnen, daß die Nachbarbretter mit Fuge und Feder ineinander greifen wie Schindeln.

4. Verbindungen werden nicht durch Anheften (Nageln), sondern durch Einlassen in eine Nut oder am liebsten durch Durchstecken und Keilversicherung gewonnen. Diese Lieblingsverbindung illustrieren die Mehltruhe (Abb. 28) aus Simon, die Stellbretter (Abb. 29) aus Simon, das Bett (Abb. 30) aus Moecs; alle konstruktionsfrohen Völker lieben übrigens diese durchaus der Natur des Holzes angepaßte, schöne Verbindungsform.

5. Die Dekoration erfolgt nur durch Wegnehmen, nie durch Anfügen. Man erkennt zwei Typen: das Anschneiden des Holzes seiner ganzen Dicke nach, wie die Brustleisten von Stellbrettern (Abb. 31) zeigen, und das Einschneiden in die Fläche

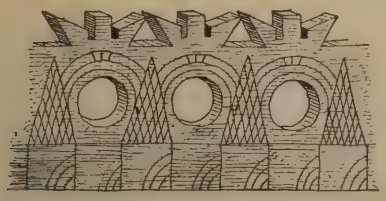


Abb. 31 I.

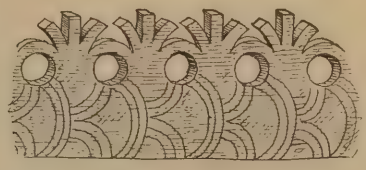


Abb. 31 II.

Brustleisten von zwei Geschirrkästchen.

mittels eines sehr engen Hohleisens. Der einzige dekorative Ausschnitt, der vorkommt, ist das kreisrunde Loch (Abb. 31, 32). Die Abb. 33 zeigt, daß das Furchenschneiden sogar zum Schraffieren der Ornamente benützt wird.

Wir wollen nun die einzelnen Typen behandeln. Als Haupteinrichtungsstück können wir die Truhe betrachten. Abb. 34 zeigt eine Truhe aus Simon. Der Typus dieser Truhe ist im Aussterben und wird heute nur mehr von Zigeunern mehr oder weniger eingehalten, die Mehltruhen von Buchenholz nach dieser Art herstellen und sehr billig verkaufen. Unser sehr altes Exemplar ist das schönste, das wir gesehen haben, und auch dieses ist schon überaus schleuderisch gemacht. Die Truhe baut sich an vier Eckpfosten auf. Diese sind bei unseren Truhentypus immer eigentlich dicke Bretter, so daß die Langwände in sehr tiefen Nuten sitzen (Abb. 35 *b*). Der Deckel wird durch zwei vertikal stehende Hirnleisten zusammengehalten, die unten immer bogenförmig hohl geschnitten und im Bogen abgeschrägt sind. Die Enden aber sind ebenfalls bogenförmig geschnitten (gehauen). Die Angel ist so gewonnen, daß die Hinterwand oben rechts und links in Zapfen ausgeht, die in Bohrungen der Hirnleisten greifen. Der Boden ruht auf Flanschen der Wandbretter. In der Dekorierung wiegt das prähistorische bekannte Fischgrätenornament vor. Die tiefe Kerbe am Fuße der Eckpfosten, die dem Fuße einige Ähnlichkeit mit einem Pferdefuße gibt, wirkt stark dekorativ.

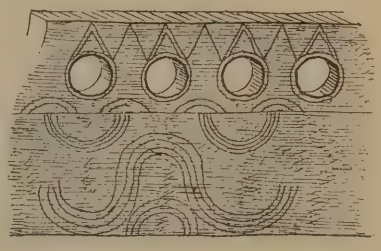


Abb. 32. Stück einer Brustleiste von einem Geschirrkästchen.

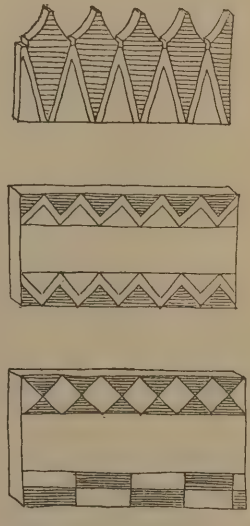


Abb. 33. Brustleisten eines dreistufigen Geschirrkästchens.

Dieser Truhentypus, der auch in der Bukowina vorkommen soll[1]), mag uralt und einst auch in Deutschland verbreitet gewesen sein. Wie gefährlich für neugierige Kinder die bogenförmigen, messerartig zugeschärften Hirnleisten werden können, hat Schreiber dieser Zeilen an seinem eigenen Sohne erfahren. (Truhe der Wielandssage.) Die Truhe befindet sich gegenwärtig im Museum für österr. Volkskunde in Wien.

[1]) Im technologischen Museum in Wien steht eine nahe verwandte Truhe; sie ist seinerzeit auch in vorliegender Zeitschrift abgebildet worden. Wie bei fast allen Truhen (auch Abb. 34 und 35), besteht dort jede Seitenwand aus drei horizontalen Brettern, deren jedes, wie in Abb. 35, vorn gesondert ornamentiert ist.

Die Mehltruhen werden oft nach dem Typus unserer Truhe (Abb. 35) gemacht. Unten *(a)* ist die selten fehlende Nase des Deckels angedeutet; oben *(b)* ist die obere vordere rechte Ecke gezeichnet. Man erkennt am Pfosten vorn die Aussparung (Stufe) für die Deckelnase. An der Truhe Abb. 34 geht diese Aussparung übermäßig

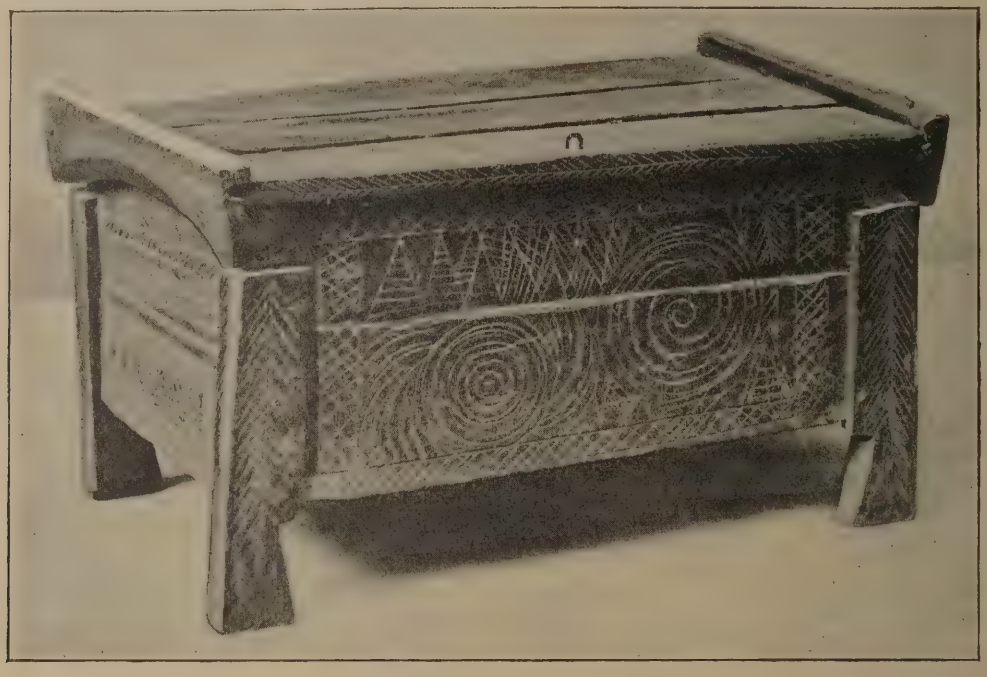


Abb. 34. Truhe. Simon.

tief herunter und entstellt dadurch die Truhe. Wie geistvoll in eine lange Mehltruhe eine Zwischenwand eingezogen wird, zeigt Abb. 36. Damit das Mehl die Seitenbretter nicht auseinander treibe, sind zwei Seitenleisten *c* angelegt, und diese werden oben

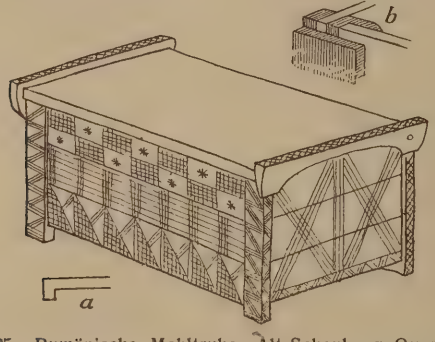


Abb. 35. Rumänische Mehltruhe. Alt-Schenk. *a* Querschnitt des Deckels, *b* eine Ecke; der Pfosten ist dunkler gezeichnet.

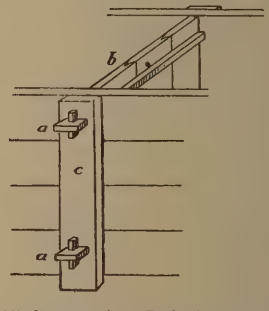


Abb. 36. Einfügung einer Zwischenwand in einer langen rumänischen Mehltruhe. Ober-Venice.

und unten je durch eine Schließe *a* verbunden, die quer durch die Truhe geht und mit Keil versichert ist. Diese Schließen nun haben einen Längsschlitz, durch den die Bretter *b* der Zwischenwand gesteckt sind. Abb. 28 zeigt eine Ecke eines anderen, technisch sehr schönen Typus von Mehltruhen. Rechts und links sind zwei Arten, die Bodenbretter einzusetzen, angedeutet.

Der Tisch der Rumänen ist wohl im allgemeinen der gemeine deutsche Bauerntisch; der einfachste Tischtypus ist aber ein direkter Abkömmling unserer Truhe: die

Eckpfosten sind nach unten divergierend stark verlängert, die Stirnleisten werden durch Schubleisten ersetzt, die aber immer noch bogenförmig hohlgeschnitten werden, und die Tischplatte hat auch dieselbe einfache Angel, wie der Deckel der Truhe; die Tischplatte wird also wie ein Deckel aufgeklappt. Eine einfache Tischkonstruktion zeigt Abb. 37. Der Boden liegt wieder auf einer Flansche auf.

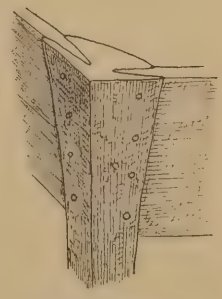


Abb. 37. Tischecke. Simon Nr. 283.

Das einfachste rumänische Bett ist ebenfalls eine lange, seichte Truhe mit verlängerten Füßen, aber ohne Deckel. Die Bodenbretter liegen nicht auf Flanschen der Seitenteile auf, sondern sind durch die Bretter durchgesteckt; dieses Bett kann also nicht zerlegt werden. Ungleich schöner ist das zerlegbare Bett (Abb. 30) mit doppeltem durchgesteckten Endlappen der Seitenteile; da dieses Bett keine Ritze und Fugen hat, kann es leicht wanzenrein erhalten werden. Für Arbeiterwohnungen wäre darum dieses Bett heute noch wertvoll.

Die einfachste rumänische Bank ist eine Bohle, die mit den Enden einfach in die Blockwände des Hauses eingebaut ist; sie könnte also höchstens ausgesägt werden.

In Siebenbürgen sieht man oft in der Bauernstube nahe zur Decke eine horizontale Stange aufgehängt, über die gestickte oder färbig gemusterte Tücher geworfen sind. Den Schlüssel hiezu bietet uns die rumänische *casa cu curte* (Hausburg). In der Stube dieses Blockhauses steht nämlich das Bett an einer Wand, die ganz besonders stark dem Sturme ausgesetzt ist. Da ist denn unter der Decke, etwa 30 *cm* von der kalten Wand, ein Baum durch die ganze Stube gezogen, und dieser Baum ist dicht, auch doppelt mit bunten Teppichen behangen, die bis zur Erde reichen. Das ist also ein Vorhang zum Schutze des Bettes.

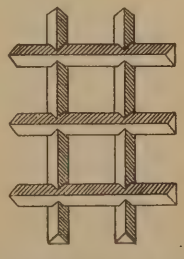


Abb. 38. Gitter aus durcheinander geschobenen dreikantigen Stäben; rumänische Kinderarbeit. Alt-Schenk.

Lieblich ist die rumänische Wiege. Über dem Bette hängt, wie eine Schaukel, an vier Schnüren, von der Decke ein Korb oder Trog, in dem das Kind liegt, so daß der erste Blick der erwachenden Mutter auf das Kind fällt, und sie kann es warten, ohne sich auch nur zur Seite neigen zu müssen.

Das hübsche Gitter Abb. 38 ist einem rumänischen Geschirrständer entnommen.

III. Das Hofgerät.

Das Interessanteste ist das sächsische Hofgerät. Den Geist, in dem die Sachsen konstruieren, illustrieren am besten die Leitern des Leiterwagens und ihre Armierung, und darum wollen wir diese vorgreifend besprechen. Nach allgemeiner Vorstellung hat eine Wagenleiter, wie jede andere Leiter, nur zwei Formelemente: Die beiden Holme und die festsitzenden starken Sprossen. Die sächsische Wagenleiter hat aber vier Formelemente, in dem die verschiedenen Funktionen der Sprossen auf drei durchaus verschiedene Formelemente verteilt sind. In Abb. 39 sind *n* und *p* die zwei Holme. Die Sprossen *a* haben nur das Hinausfallen der Gegenstände zu verhindern; sie sind darum ganz lose eingesteckt und geben den Holmen gar keinen Halt. An jedem Ende der Leiter und bei langen Leitern, auch in der Mitte, ist ein Blatt *b* eingesetzt, das entweder mittels Keiles (wie unten) oder mittels Nagels (wie oben) versichert ist. Dieses Blatt hat nur den rechten Winkel zu wahren und ist darum

so breit. Der Sachse traut aber dem kleinen Keile oder dem Nagel nicht, und darum steckt er noch an die Holme die Bundlatte *d,* die nur die Holme an die Blätter *b* zu pressen hat, sonst aber locker ist. Die Wahrung des Abstandes der Holme ist so auf zwei Elemente verteilt. Das Blatt *b* verhindert nur das Zusammenrücken, die Latte *d* nur das Auseinanderrücken der Holme. Scheinbar kompliziert so der Sachse den Bau der Leiter. Jeder Techniker wird eben in diesem Baue eine durchaus gesunde Konstruktionsfreudigkeit erblicken; der Sachse gewinnt den Vorteil, jeden einzelnen Teil der Leiter ohne weiteres auswechseln zu können, so daß die Leiter immer tadellos fehlerfrei sein kann und nie weggeworfen zu werden braucht.

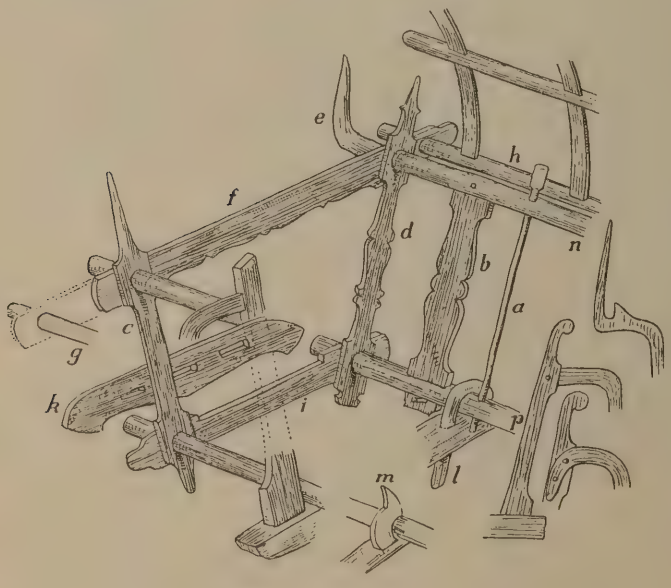


Abb. 39. Hölzerne Armierung des Leiterwagens.

Um die Kipfen und Leichsen zu entlasten, verbindet der Sachse die entsprechenden Holme nicht, wie wir zu sehen gewohnt sind, mit Ketten, sondern in viel sicherer Weise mittels der Bundlatten *f* und *i;* die untere hat einen Ausschnitt für die Bodenbretter, hält sie aber wenig zusammen.

Das Kneifholz *(csipkefa) k* aber hält die Bodenbretter nur zusammen und ist sonst locker. (Zuweilen sind *i* und *k* derart vereint, daß *i* einen Schlitz hat, durch den die Bodenbretter gesteckt sind. Befestigt werden die unteren Holme entweder durch Haken *l* von gebogenem Holze, die innen eingesetzt werden, oder durch Kiefern *m,* die außen sitzen, in beiden Fällen nicht mit Ketten.

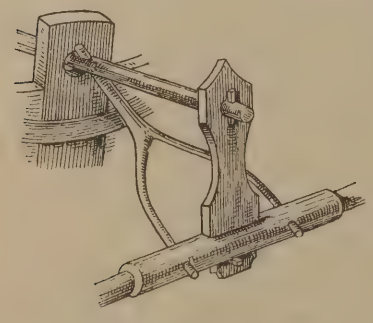


Abb. 40. Handwägelchen zum Transport des Wasserschaffes.

Dieses Leitersystem paßt der Sachse besonderen Zwecken an, ohne neue Teile einzuführen. Um das Heu zu halten, sind Hörner wünschenswert: Der Sachse läßt am Holme einen Wurzelstumpf *e* oder er läßt die Bundlatte *c* resp. *d* in einen langen Dorn auslaufen. Zur Unterstützung des seitlich überhängenden Heues sind Hilfsstangen nötig: Der Sachse verlängert die Bundlatte *f* und gewinnt ein Durchsteckloch; auf gleiche Weise gewinnt er ein Einsatzloch für den (heute nur bei Szeklern und wohl auch Rumänen gebräuchlichen) Dachkorb *h;* die Bügel dieses Korbes sind durch die Leitstangen durchgezogen, nicht an dieselben gebunden oder geheftet. Die Schilfdecke des Dachkorbes ist sorgfältig mit sehr schönen Mustern geflochten.

Aus diesem komplizierten Beispiele erkennen wir sächsische Grundsätze: Vermeidung von Metall; Verteilung der Funktionen auf gesonderte Teile; leichte Zerlegbarkeit; Verbindung durch Durchstecken; Ausnützung der vorhandenen Elemente; Verwendung von Lamellen (Latten) zu solchen Teilen, die in irgendeine Richtung

nicht beansprucht werden, und dadurch Ersparnis an Gewicht und Volumen. Der Sachse zeigt auffallendes Verständnis für die Richtungen und die Punkte stärkster Beanspruchung.

Der Szekler und der Rumäne übernehmen sächsische Konstruktionen, so weit sie sie bei ihren kleinen Wirtschaften und kleinen Wagen brauchen können; sie gestalten

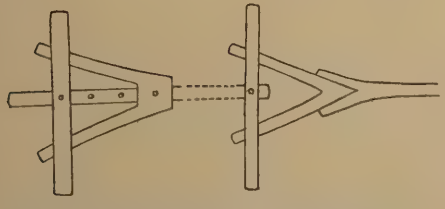


Abb. 41. Gabelhölzer sehr alter Wagen von Széklern und Rumänen.

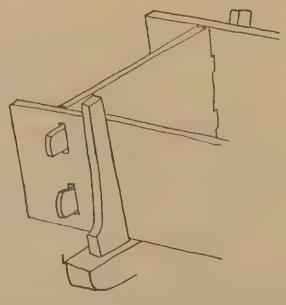


Abb. 42. Kleiner Székler Wagen aus der Gegend von Csik-Somlyo.

aber die Glieder künstlerisch aus. So ist die nüchterne Form *c* sächsisch, die zierliche Form *d* rumänisch und das ausdrucksvoll stylisierte Brett *k* ist in der Csik unter den Szeklern abgezeichnet worden.

Es ist auffallend, daß der Sachse, der in Holz so geistvoll konstruiert, in Eisenarbeit (wie Ingenieure behaupten) vom Szekler, der in Holz schlecht konstruiert und immer zum Spielen und Verzierlichen neigt, dennoch übertroffen wird.

Nach diesen orientierenden Bemerkungen gehen wir auf die Betrachtung der einzelnen Geräte über.

Wir beginnen mit dem Wagen. Einachsige Wagen gibt es in unserem Gebiete nicht. Die bewegliche Wage, die mittels eines Dornes mit der Deichsel verbunden

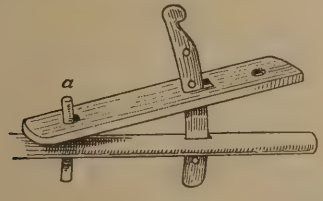


Abb. 43. Rumänischer hölzerner Deichselkopf zum Einspannen des Joches.

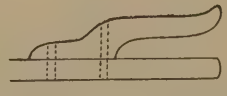


Abb. 44. Anderer hölzerner Deichselkopf.

ist, ist hier unbekannt; sie ist immer mit dem Gabelholze des Vordergestelles fest verbunden. Die Deichsel endet hinten oft in einen Zwiesel, der das Gabelholz des Vordergestelles von außen umfaßt (Abb. 41). Fuhrleute versichern, es hätte sächsische Wagen mit hölzernen Radreifen gegeben.[1]) Das in unserem Gebiete außerordentlich viel gebogenes Holz verwendet wird, ist Tatsache. So enden die Stricke, mit denen das Heu niedergebunden wird, gewöhnlich in einen hölzernen Haken von etwa 3 *cm* Dicke und einem Durchmesser von etwa 15 *cm;* dabei bilden die Haken nicht selten fast einen vollen Kreis. Die Bauern sagen, das ganze frische Holz wurde gebogen; es scheint aber, daß auch lebende Bäume einst in Schlingen gebogen wurden; einen solchen Baum hat Schreiber dieser Zeilen im Walde gesehen.

[1]) In der Bukowina noch heute üblich.

Die altertümlichsten Wagen haben die Szekler. Die Leichsen sind gewöhnlich fest mit den Kipfen verbunden, wie die Abb. 39 zeigt, und bei der überraschend vielfachen Verwendung von Zwieseln in unseren Gegenden[1]) ist es nicht unwahrscheinlich, daß auch Kipfe und Leichse einst ein Gabelholz waren.

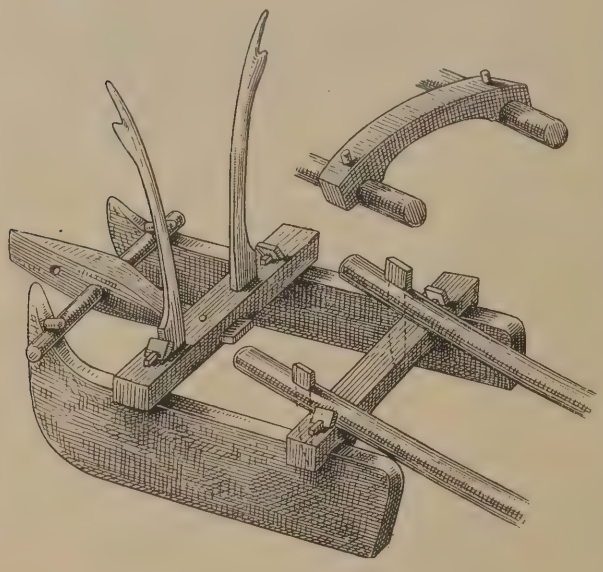


Abb. 45. Holzschleifen mittels Schweineschlittens.

Die Szekler Räder verdienen besprochen zu werden. Die fahrbare Schwaighütte (ein einräumiges Häuschen von Flechtwerk auf vier Rädern, das im Gebirge mit der Schafherde wandert und Gemeindeeigentum ist) hat Räder, die aus dem vollen Holze geschnitten sind und keine Naben haben. Der Szekler nennt den Radkranz *kerék-fal,* d. i. Radwand, als wäre das Wagenrad gleich jenem der Schwaighütte massiv. Man versteht das Wort, wenn man das Rad eines Wagens sieht, mit dem der Szekler, der Holz aus den Bergen holt; Schreiber dieser Zeilen hat einen 80jährigen solchen Wagen gesehen. Die Nabe ist sehr lang und hat keine Eisenreifen. Die fünf sehr dicken Felgen sind etwa 20 *cm* breit in der Radfläche, so daß die Speichen, je zwei in der Felge, sehr kurz sind. Das Rad hat keinen Reifen und wird darum schnell polygonal. Das hat den Vorteil, daß es im steilen Gebirge nicht rollt, sondern ruckweise schnappt. Die Achse ist (wegen den langen Naben) 2 *m* lang und durchaus von Holz. In letzterer Zeit bekamen die Achsen innerhalb der Nabe einen Eisenblechüberzug.

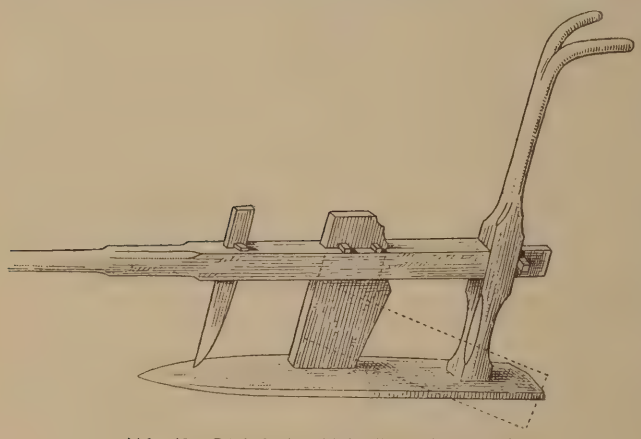


Abb. 46. Sächsischer Holzpflug. Brenndorf.

Bei Szeklern und Rumänen kommt es heute noch vor, daß die Langwit durch eine Bohrung im Zwiesel des Hintergestelles gezogen ist, wie Abb. 41 zeigt. Man kann dann einen Dorn sowohl durch die Achse als auch durch den Zwiesel stecken.

Abb. 42 zeigt einen kleinen Szekler Wagen ohne Leichsen, der einfach eine große, vierwändige Truhe ist. Er dient nicht etwa zum Sandführen; in solchen Wagen mit sehr langen Achsen und Naben kommen beispielsweise die Szekler auf den Markt von Csik-Szereda (einst ein Zentrum der Slawen).

Abb. 43 zeigt einen rumänischen Deichselkopf ohne Eisen. Bei korrekter Ausführung müßte an Stelle des Dornes *a* wohl ein Blatt stehen. Ein anderer hölzerner Deichselkopf ist Abb. 44.

[1]) Siehe Abb. 40, ein zweiräderiger Handkarren zum Transport von Wasserschaffen.

Abb. 45 zeigt den sog. Schweineschlitten, der ganz zerlegbar ist, und im Sommer zerlegt an der Außenwand des Hauses hängt. Die vordere Brücke trägt zwei Hörner (Kipfen), an denen der Fuhrmann sich festhält. Die Hörnchen der Kipfen dienen zum Aufhängen des Leitseiles. Auf solchen Schlitten wird das Holz im Winter zum Markte gebracht. Zwei Buchenstämme fassen mit zwei Hauern die hintere Brücke; über diese Schleifhölzer sind zwei Brücken genagelt, deren hintere immer bogenförmig nach oben gewölbt ist.

Abb. 46 zeigt den hölzernen sächsischen Pflug, der heute fast nur mehr von den Rumänen gebraucht wird, der aber hauptsächlich in Zeiden erzeugt wurde. Er

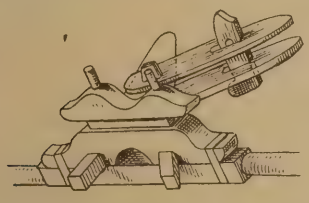


Abb. 47. Obersächsisches Vordergestell des Pfluges aus dem rumänischen Dorfe Serkaicza.

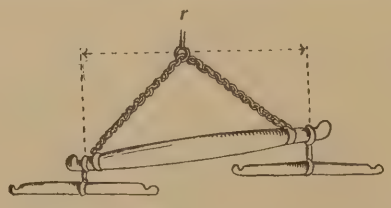


Abb. 48. Automatische Wage am Vordergestell eines sächsischen Holzpfluges.

enthält nur zwei Stücke Eisen: Das Kulter und eine Blechkappe über der hölzernen Pflugschar. Ich habe immer zwei symmetrische Scharbretter gesehen, wie punktiert angedeutet ist.

Die Gemeinde Brenndorf hat einen riesigen solchen Pflug, dessen Schaft 3 *m* lang ist und der von 10—12 Paar Ochsen gezogen wird. Alle fünf Jahre begeht der

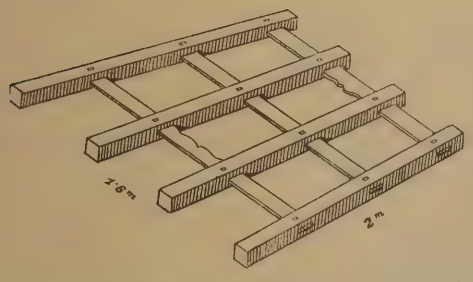


Abb. 49. Sächsische hölzerne Egge mit neun hölzernen Zähnen in jedem Längsbalken. (Hölzer zu dick gezeichnet.)

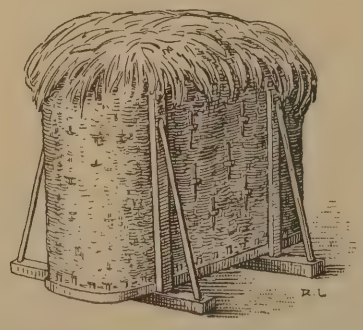


Abb. 50. Maiskorb. Kökös (Kom. Háromszék).

Richter mit der Gemeindevertretung die ganze Gemarkung und zieht mit eigener Hand die Grenzfurchen aufs neue. Das Lustrum, d. i. die fünfjährige Schau, besteht also in Brenndorf noch heute.

Abb. 47 zeigt das Vordergestell eines sächsischen Holzpfluges, das mit seiner doppelbogigen Reibleiste an den Wagen erinnert (in der Abbildung ist die Reibleiste leider weggesägt). Merkwürdig ist das etwa 50 *cm* lange, aus zwei Brettern bestehende Zwischenglied zwischen der Gabel des Vordergestelles und der Wage. Es scheint eine kurze drehbare Deichsel vorzustellen, die nicht zu Boden sinken kann, weil eine Reibleiste vorhanden ist.

Sehr interessant ist die zum Pfluge gehörige sächsische Wage mit der Kette. Sie ermöglicht es, mit ungleich starken Tieren mit Schonung des schwächeren Tieres zu arbeiten; wie die Abb. 48 zeigt, stellt sie sich automatisch so ein, daß das stärkere

Tier mit dem kürzeren Hebelarme arbeitet. Der Ring *r* ist zuweilen sehr groß und federt dann.

Abb. 49 zeigt die sächsische hölzerne Egge mit hölzernen Zähnen; die Gömörer hölzerne Egge unterscheidet sich von der sächsischen nur durch den vorderen Bügel von gebogenem Holze und leichteren Bau. Diese Egge federt etwas; sie weist auf eine merkwürdige Urform hin: eine U-förmig gebogene Stange mit Stegen zwischen den Schenkeln.

Abb. 50 zeigt den allereinfachsten Szekler Maiskorb von etwa 3 *m* Höhe. Damit die Wände vom Flechtwerke nicht auseinandergetrieben werden, sind als Schließen Stäbe durchgezogen, durch deren Enden außen lange Keile gezogen sind, die das Flechtwerk halten.

IV. Volkstümliche Werkstätten.

1. Abb. 51 zeigt den typischen Brennofen der rumänischen Töpfer in der Gegend von Törzburg. Er ist aus Ton und wird durch einen eisernen oder hölzernen Ring

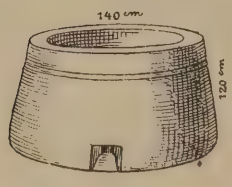


Abb. 51. Brennofen des rumänischen Töpfers. Neu-Tohán Nr. 148.

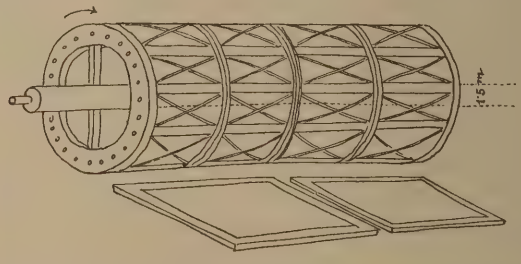


Abb. 52. *Strai-(cserge-)*Trommel. Zernest. Die Diagonalen sind Ruthen; die Trommel ist durchsichtig.

zusammengehalten. Im Fuße befinden sich drei Öffnungen, um im Inneren Feuer machen zu können. Der Ofen wird ziemlich hoch getürmt, mit Töpfen gefüllt, die gebrannt werden sollen.

2. Abb. 52 zeigt die rumänische Kotzenmühle oder Krämpelmühle. Unsere Rumänen erzeugen ein für unsere Gegend typisches Gewebe, das ganz wie ein rissiges Eisbärenfell mit spannenlangen Zotten aussieht; sie nennen es *strai,* die Sachsen Kotzen, die Magyaren *cserge.* Die alten Weiber spinnen mit der Handspindel aus reiner Schafwolle ein schwach gezwirntes Garn, lockeres Garn von etwa 4 *mm* Dicke und weben daraus ein dichtes Gewebe. Die Mühle hat die Aufgabe, die Zotten herauszuziehen.

Die Trommel ist nur ein Skelett und ist durchsichtig; sie besteht aus Längsstangen, über die Reifen von Ruten gelegt sind, und die rechteckigen Öffnungen werden von je zwei diagonalen Ruten durchkreuzt. Der Kotzen wird mit einem Rande an eine Längsstange geheftet und von der langsam laufenden Trommel mitgenommen. Im Niedersteigen überschlägt sich der Kotzen und schlägt auf einen großen Rahmen. Der Rahmen ist von parallelen Stäben durchzogen und durch diese Stäbe sind Zweige einer wilden Rosenart

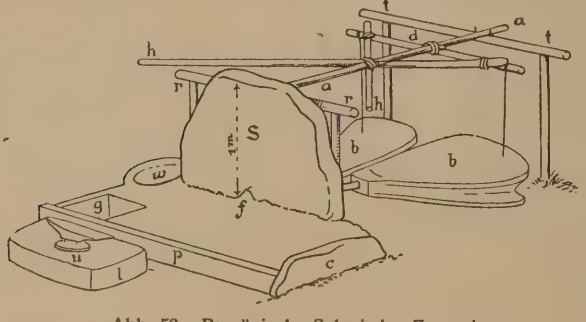


Abb. 53. Rumänische Schmiede. Zernest.

geflochten, die ich aber nicht kenne. Die bekannten Rosendornen kommen gar nicht in Betracht; die Rose hat aber kurze Zweige, die in beinharte Spizen enden, wie der Schlehdorn. Diese Dornen im Sinne der Botanik ersetzen hier die Karden der Tuchmacher. Ein Kotzen wird so Tag und Nacht eine Woche lang gekämmt.

Zum Waschen der Kotzen dienen Trichter aus sehr unvollständig schließenden Brettern von etwa 3 *m* Durchmesser und 2 *m* Tiefe. Ein starker klarer Gebirgsbach wird in tangentialer Richtung eingeleitet und bildet im Trichter einen starken Strudel, der die hineingeworfenen Kotzen langsam wälzt. Zwischen den klaffenden Brettern fließt das Wasser ab.

3. Abb. 53 zeigt, wie die rumänischen Schmiedewerkstätten in Zernest bei Kronstadt eingerichtet sind. Wir sehen hier zwei Blasbälge für ein Feuer; in Gömör ist die Schmiede der Zigeuner ganz ähnlich eingerichtet, aber nur mit einem Blasbalg. Vor allem fällt auf, daß die Werkstatt für hockende, nicht für stehende Abeiter eingerichtet ist.

Das Feuer *f* brennt auf einer niederen Erdbank, die teils mit Bohlen *p*, teils mit Steinen *c* eingefaßt ist; hinten steht die Steinplatte *s* mit einer Scharte unten in der Mitte, durch die der Wind kommt. Der sitzende Schmied hat seine Füße in der Grube *g*, vor ihm sitzt in einem Holzblocke *l* der Ambos, hinter oder neben ihm ist in einer Lehmgrube *w* das Wasser. Mittels der gekreuzten Hebel *h* werden die Blasbälge *b* in Tätigkeit erhalten und der betreffende Arbeiter, wohl meist die Frau des Schmiedes, sitzt auf dem Steine *c*; gelegentlich schmiedet auch die Frau.

Pettauer Studien.

Untersuchungen zur älteren Flurverfassung.

Von † Jur. Dr. **Wladimir Levec,**
Professor der Rechte an der Universität zu Freiburg (Schweiz).

III. Abteilung.

Mit 3 Kartenbeilagen und 2 Karten im Texte.

(Schluß.)

IV.

Für die Erkenntnis der Ordnung der Grundbesitzverhältnisse innerhalb der Grundherrschaften erscheint zunächst eine Feststellung des Verhältnisses von Herrenland und Bauernland im Draufelde notwendig.

Zurzeit der Katastrierung zu Beginn des XIX. Jahrhunderts stand dem Rustikallande ein sehr bedeutendes Dominikalland gegenüber im Ausmaße von rund 4200 *ha*, d. h. etwa einem Fünftel des gesamten Bodens.

Nun freilich, dieses Verhältnis braucht nicht vor das Jahr 1542, das als Normaljahr für den Charakter eines Grundstückes als Dominikal- oder Rustikalbesitz gilt,[1]) zurückzureichen.

Allein wir haben Anhaltspunkte dafür, daß jenes Verhältnis in der Tat ein älteres ist. Zu beachten ist nämlich, daß das Dominikalland in der Regel nicht im Gemenge mit dem Bauernlande liegt, sondern einen geschlossenen Komplex bildet,[2]) der entweder in mansi regales angeschlagen ist[3]) oder die Größe eines Vielfachen der im betreffenden Dorfe ursprünglich üblichen Wirtschaftseinheit hat.[4]) Dies alles spricht für eine große Stetigkeit des Domanialbesitzes und gestattet die Vermutung, daß das Dominikalland in den Grenzen, wie sie uns die Katasteroperate aus der Zeit Franz I. aufweisen, schon seit der ersten Vermessung und Aufteilung des Draufeldes bestanden hat. Allerdings gilt diese Regel nicht ausnahmslos, denn wie unten gezeigt werden soll, sind stellenweise im XV. Jahrhundert verödete Dorfschaften nicht mehr neubesiedelt, sondern ins Herrenland einbezogen worden.

Wenn sich so im allgemeinen wenigstens die ursprüngliche Größe des Herrenlandes feststellen läßt, fehlt es nahezu ganz an Nachrichten hierüber, ob und inwieweit dieses Herrenland im eigenen Betriebe bewirtschaftet wurde, oder ob es an Meier oder Amtleute gegen bestimmte Leistungen übertragen war. Die wenigen Urbare, die uns für das Draufeld zur Verfügung stehen, gewähren hier keinen Aufschluß. Daß es Meierhöfe auf dem Draufelde gegeben, wissen wir zwar aus anderen Quellen,[5]) allein

[1]) Hlubek, Ein treues Bild des Herzogtums Steiermark, S. 106.

[2]) Vgl. Pettauer Studien, I, S. 177, 183 f., 186; II, S. 118, 120, 121, 123, 124, 125, 126, 129, 133, 135, 136.

[3]) Pettauer Studien, II, S. 118, 120, 122, 124, 125 (100·08 *ha* = 2 *mansi regales* à 50·04 *ha*), 126, 129, 133, 135 (in Pleterje 345·80 *ha* = 7 *mansi regales* à 49·4 *ha*), 136 (in Saukendorf 153·59 *ha* = 3 *mansi regales* à 51·19 *ha*; in St. Lorenzen 379·75 *ha* oder 8 *mansi regales* à 47·46 *ha*; in Ternovetz nahezu 1 *mansus regalis!*).

[4]) Pettauer Studien, II, S. 128. In Siebendorf besitzt das Dominium 30·59 *ha*, die einzelne Hufe aber umfaßt 28·08 *ha*.

[5]) Pettauer Studien, I, S. 177, 183; II, S. 126.

ihre Stellung in der grundherrschaftlichen Organisation läßt sich daraus nicht entnehmen.

Besser sind wir über die Größe der Kulturfläche der einzelnen Wirtschaften auf dem Herrenlande unterrichtet. Die *„curtis stabularia"*, die zirka 1100 in Roßwein genannt wird, hat sich auf eine Größe von 33·87 *ha* fixieren lassen.[1]) Anderseits ist durch den Umstand, daß der Meierhof St. Johann genau zwei Königshufen zu 48·81 *ha* umfaßt, gesichert, daß wir in diesem Falle noch den ursprünglichen Bestand erhalten haben.[2]) Diese Beispiele allein zeigen, daß wir es durchaus nur mit Kleinbetrieb zu tun haben können.

Was dann das Bauernland betrifft, so wird sich die Ordnung der Verhältnisse auf diesem aus einer Besprechung der Flurverfassung ungezwungen ergeben.

Für die Gestaltung der Flurverfassung auf dem Draufelde war es nun sicherlich von großer Bedeutung, daß es Kolonisationsboden ist. Der Umstand, daß man es hier mit einem unbebauten, wüst gelegenen Stück Landes zu tun gehabt hat, ermöglichte es, daß man von allem Anfange eine planmäßige Aufteilung des Bodens und eine planmäßige Konstruktion der Gemarkungen vornehmen konnte.

Auf ein solches bewußt planmäßiges Vorgehen läßt zunächst schon die genaue Vermessung des gesamten Draufeldes nach Königshufen schließen. Tabelle I verweist sie ins Detail.

Tabelle I. Vermessung des Draufeldes nach Königshufen.

Name des Dorfes	Flächenraum in *ha*	Zahl der Königshufen	Größe derselben in *ha*	Name des Dorfes	Flächenraum in *ha*	Zahl der Königshufen	Größe derselben in *ha*
Bezirk Marburg:				Bezirk Pettau:			
St. Magdalena	302·63	6	50·44	Lack	513·93	10	51·39
Pobersch	484·53	10	48·45	Altendorf	491·05	10	49·11
Zwettendorf	480·90	10	48·09	Golldorf	616·94	12	51·41
Unter-Rothwein	789·87	16	49·37	Windischdorf	435·96	9	48·44
Roßwein	667·51	14	47·68	*Siebendorf	227·15	5	45·43
Wochau	352·41	7	50·34	Skorba	244·27	5	48·85
Lehndorf	606·96	12	50·58	Ober- und Unter-Rann	977·44	20	48·872
Pivola	425·13	9	47·24	Gersdorf	900·84	18	50·04
Ober- und Unter-Kötsch	604·79	12	50·40	Haidin	773·50	15	51·57
Rogeis	517·26	10	51·73	Staroschinzen	303·89	6	50·65
St. Nicolai	362·38	7	51·77	Straßgoinzen	619·34	12	51·61
Skocken	765·81	16	47·86	Schikola	571·81	12	47·65
St. Margarethen	572·69	12	47·74	Pongerzen	300·96	6	50·16
Prepola	899·81	18	49·99	Ober- und Unter-Jabling	665·28	14	47·52
*Schleinitz	327·04	7	46·72	*Zirkowitz	232·53	5	46·51
*Nußdorf	270·35	5	54·07	*Drasendorf	263·57	5	52·71
*Ottendorf	374·22	8	46·78	Micheldorf	476·05	10	47·61
Kranichsfeld	839·39	17	49·38	Pleterje	855·03	17	50·30
Podova	862·09	18	47·89	Saukendorf	696·31	14	49·74
Goritzen	558·42	11	50·77	St. Lorenzen	882·31	18	49·02
				Amtmannsdorf	654·61	13	50·35
				Ternowetz	145·53	3	49·84
				Sela	334·07	7	47·72
				Lanzendorf	439·56	9	48·83

[1]) a. a. O., I, S. 174.
[2]) a. a. O., II, S. 126.

Das Draufeld als Ganzes umfaßt 236·8612 *km*², also eben 500 Königshufen zu je 47·37 *ha*. Diese Durchschnittsgröße der Königshufe im Draufelde kommt ihrer Normalgröße (216.000 □ *virgae regales* = 47·736 *ha*)[1]) so nahe, daß es geradezu erstaunlich ist, mit welcher peinlicher Genauigkeit man die Vermessung vorgenommen haben muß.

Bei der Verteilung in Gemarkungen, wie sie Tabelle I zeigt, scheint man allerdings nicht mehr mit der gleichen Präzision vorgegangen zu sein, vielmehr sind hier offenbar Unregelmäßigkeiten unterlaufen.

Während in den einzelnen Gemarkungen die Größe der Königshufe zwischen 47·24 *ha* (Pivola) und 51·77 *ha* (St. Nicolai) schwankt, hat Schleinitz 7 Hufen zu nur 46·72 *ha*, Nußdorf 5 zu 54·07 *ha*, Ottendorf 8 zu 46·78 *ha*, Siebendorf 5 zu 45·43 *ha*, Zirkovitz 5 zu 46·51 *ha* und Drasendorf 5 zu 52·71 *ha*.

Daraus darf jedoch nicht gefolgert werden, die genannten Dörfer seien nicht nach Königshufen vermessen worden oder gar, die Königshufe sei in Steiermark kleiner oder größer gewesen, denn die Königshufe war ein feststehendes, einheitliches Reichsmaß, dessen Größe nie unter 47 *ha* und nie über 52 *ha* betrug.[2]) Jene Abweichungen lassen sich denn auch auf eine viel ungezwungenere Art erklären. Schleinitz, Nußdorf und Ottendorf sind Nachbardörfer mit 971·61 *ha*, d. h. genau zehnmal 48·58 *ha*. Es ist also kein Zweifel, daß diese Dörfer in ihrer Gesamtheit nach Königshufen vermessen wurden. Jene Unregelmäßigkeit ist wohl nur eine Folge späterer, ja wahrscheinlich sehr später Grenzverwirrungen. Dasselbe ist bei Drasendorf und Zirkovitz der Fall, denn auch diese zwei Dörfer haben eine Gesamtfläche von 946·10 *ha*, demnach gerade 10 Königshufen zu 49·61 *ha*. Bei Siebendorf endlich ist die abweichende Hufengröße mit ziemlicher Sicherheit auf Landesverlust infolge Veränderungen des Draubettes zurückzuführen.

Tabelle I belehrt uns zugleich über die Art und Weise, in der man die Verteilung des ganzen Gebietes in Gemarkungen vornahm. Man ging augenscheinlich hiebei nicht ohne System vor. Wenn man die Flächengrößen, welche sich nach Abzug des Domanialgrundes in jeder Gemarkung ergeben — und diese sind ja hier in erster Reihe zu berücksichtigen —, in Betracht zieht, ergeben sich ziemlich gleichförmige Zahlen. Je 2 Königshufen umfassen die Fluren von Ober-Kötsch und Ternovetz, je 4 die von Ober-Jabling, Siebendorf und Ober-Rann, je 5 die von Pivola, Schleinitz, Nußdorf, Zirkovitz, Drasendorf, Sela und Skorba, je 6 jene von St. Magdalena, Staroschinzen und Pongerzen, je 7 die von Wochau, Rogeis, St. Nicolai, Ottendorf, Amtmannsdorf und Lanzendorf, je 8 die von Unter-Rothwein und Altendorf, je 9 die von Goritzen, Windischdorf und Unter-Rann, je 10 die von Pobersch, Zwettendorf, Unter-Kötsch, Lack, Straßgoinzen, Schikola, Unter-Jabling, Micheldorf, Pleterje, Saukendorf und St. Lorenzen; 11 Königshufen hat die Gemarkung von Podova; je 12 haben die Fluren von Lehndorf, Skocken, St. Margarethen, Golldorf, Gersdorf und Haidin; je 14 die von Kranichsfeld und Roßwein und 19 die von Prepola.

Vergegenwärtigt man sich diese scheinbar so willkürlichen Zahlen an der Hand einer Karte, so sieht man, daß sie doch nicht so ganz willkürlich sein können, wie es auf den ersten Anblick vielleicht den Anschein hat. Gerade diese Zahlen ermöglichen uns sogar, wenigstens in einem gewissen Sinne, die Etappen der Kolonisation des Draufeldes zu unterscheiden.

---

[1]) Meitzen, Siedelung und Agrarwesen, 2, S. 554.

[2]) Vgl. dazu auch Pettauer Studien, I, S. 176.

Es fällt nämlich sofort auf, daß Dörfer mit gleicher Zahl von *mansi regales* in der Regel eben Nachbardörfer sind.

So umfassen die drei angrenzenden Gemeinden Wochau, Rogeis und St. Nikolai je 7 Königshufen; weitere drei Nachbargemeinden Golldorf, Gersdorf und Haidin je 12, ebenso die Nachbargemarkungen Skocken und St. Margarethen je 12, dann Windischdorf einerseits und die anliegenden Fluren von Siebendorf und Skorba zusammen anderseits je 9 Königshufen. In unmittelbarer Nähe befindet sich Unter-Rann mit der gleichen Anzahl Königshufen. Im Südosten des Draufeldes zählt Amtmannsdorf 7 Königshufen; östlich davon liegen Ternovetz und Sela, die zusammengefaßt dieselbe Hufenzahl ergeben. Das noch weiter östlich befindliche Lanzendorf weist ebenfalls 7 Hufen auf. Ganz besonders ist jedoch die Erscheinung zu vermerken, daß der weitaus überwiegende Teil des südlichen Draufeldes in Gemarkungen von je 10 Königshufen verteilt wurde. Es sind dies die Dörfer Straßgoinzen, Schikola, Pongerzen mit Ober-Jabling, Unter-Jabling, Zirkovitz mit Drasendorf, Micheldorf, Pleterje, Saukendorf und St. Lorenzen.

Um dieses Zahlenmaterial zur Feststellung etwaiger Kolonisationsetappen, soweit eine solche überhaupt möglich ist, verwerten zu können, müssen allerdings noch andere Momente herangezogen werden.

Ein solches ist zunächst die Flureinteilung.

Man kann auf dem Draufelde im allgemeinen drei Typen unterscheiden.

Die in der nächsten Nähe von Marburg gelegenen Dörfer weisen eine ausgesprochene Gemengelage auf: gewannähnliche Streifen und Blöcke treffen wir hier an; so in St. Magdalena, Rothwein und Roßwein. Ist es schon an sich wahrscheinlich, daß die Kolonisation von der Marchburg (= Marburg) aus ihren Lauf genommen, so wissen wir anderseits aus urkundlichen Quellen, daß diese Anlageform den ältesten, am frühesten besiedelten Dörfern des Draufeldes entspricht. Roßwein wird 985 und zirka 1100, Rothwein zirka 1100 zuerst erwähnt; beide Gemarkungen haben auch mitsamt dem Dominium nahezu die gleiche Größe: Roßwein 14, Unter-Rothwein 16 Königshufen. Nach der Urkunde von 985 sollte Roßwein 15 Königshufen umfassen; es ist also immerhin möglich, daß es im Laufe der Zeit eine Hufe an Unter-Rothwein abgab oder, mit anderen Worten, daß beide Dörfer ursprünglich eine ganz gleiche Fläche von je 15 *mansi regales* hatten.[1])

Den zweiten Typus finden wir im Süden. Schon die Übersichtskarte (Taf. I) zeigt, daß diese Dörfer eine ganz andere geometrische Konfiguration aufweisen; es sind enge, aber langgestreckte Parallelogramme. Auch die Anlageform ist durchaus verschieden von jener anderer Gemeinden und beruht im Gegensatze zu diesen auf dem ökonomischen Prinzipe des Hofsystemes. Hier finden wir keine Gemengelage der Äcker, sondern jeder Bauer hat sein Ackerland in einem einzigen Streifen nach Art flämischer Hufenanlagen zugewiesen. Diese Streifen laufen über den fruchtbarsten Teil der Gemarkung[2]) von den Hofstellen aus gegen Norden bis an das Ende der Gemarkung und erreichen mitunter eine Länge von rund 2000 Klaftern. Im Süden der Dorfstatt aber erstreckt sich der Gemeindegrund, meist sehr nasse Wiesen und Weiden, die erst künstlich entwässert werden mußten.[3]) Auch den sterilen Geröll-

[1]) Darauf hat mich zuerst der leider inzwischen verstorbene Professor Simon Rutar aufmerksam gemacht. — Vgl. die Karte von Roßwein in der Anlage (Tafel II), sowie dazu meine Ausführungen, Pettauer Studien, I, S. 174ff.

[2]) Pettauer Studien, I, S. 180f.

[3]) Vgl. dazu Pettauer Studien, I, S. 177, 180, und die Anl. 123 bei Meitzen, Siedelung und Agrarwesen, Bd. III („Atlas").

boden im äußersten Norden der Flur hat man ursprünglich als Gemeindeweide unverteilt gelassen.[1]) Wurden Teile dieser gemeinen Mark später aufgeteilt und ins Ackerland einbezogen, so sind sie nach Gewannen vermessen.[2]) Abgeschlossen wird das bäuerliche Ackerland an der Nordgrenze gewöhnlich durch ein in einem Stücke liegendes Domanialland.[3])

Die erörterte Art der Anlage zeigen Schikola, Pongerzen, Ober- und Unter-Jabling, Drasendorf, Micheldorf, Pleterje, Saukendorf, St. Lorenzen, sowie Ternovetz, Sela und Lanzendorf. Stark verwischt ist der Charakter der ursprünglichen Anlage zu Straßgoinzen und Zirkovitz.

Alle diese Dörfer scheinen, was ebenfalls zu beachten ist, mit Ausnahme von Ternovetz, Sela und Lanzendorf — den Dominikalbesitz abgerechnet — ursprünglich durchweg Komplexe von je 10 Königshufen, sogenannte Dekanien, gebildet zu haben.[4])

Ihre gleichartige oder zumindest ähnliche äußere geometrische Form, ihre übereinstimmende innere Anlage einerseits und der Gegensatz, in dem sie diesen zwei Momenten nach zu allen übrigen Dörfern des Draufeldes stehen, lassen sie als ein zusammengehöriges Ganzes erscheinen, das nicht nur in gleicher Weise, sondern auch gleichzeitig, und zwar in einem anderen Zeitpunkte besiedelt worden sein muß, wie die Nachbargemeinden im Draufelde.[5])

Der dritte Typus der Fluranlagen endlich wird durch sogenannte Samtgewanne, d. h. eine vollkommen durchgebildete, regelmäßige Gewanneneinteilung, charakterisiert.[6])

---

[1]) Pettauer Studien, I, S. 181.

[2]) Pettauer Studien, I, S. 177, 179, 180, 185f.; II, S. 133, 134, 135, 136 und 137. Es kam vor, daß auf diesem später erst verteilten Nebenland ein eigenes Dorf entstand. So neben dem alten Ober-Pleterje ein neues Unter-Pleterje (a. a. O., II, S. 135).

[3]) Pettauer Studien, I, S. 177, 186; II, S. 135ff.

[4]) Oben S. 83 und Pettauer Studien I, S. 186.

[5]) Ein Beispiel der Anlagen dieses zweiten Typus gibt die anliegende Karte von Ternovetz (Tafel II). — Vgl. auch die Karte von Drasendorf bei Meitzen, a. a. O., S. 3, 416, und danach bei v. Inama-Sternegg, Interessante Formen der Flurverfassung in Österreich. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (Sitzungsberichte), XXVI, S. 56.

[6]) Diesen Typus weisen die Fluren von Lehndorf (sehr regelmäßige kleine Gewanne mit kurzen Parzellen), Zwettendorf, Pobersch (nach der Flurkarte von 1825 in zwei Zeilendörfer, Ober-Pobersch im Westen, Unter-Pobersch im Osten der Flur längs der Drau gelegen, zerfallend; die Äcker erstrecken sich von den Dorfstätten gegen Süden in drei Feldern — Ober-, Mitter- und Unterfeld — und sind nach nicht mehr ganz regelmäßigen Gewannen vermessen; im äußersten Süden der Flur ist ehemaliges Gemeindeland — Wald, Wiesen und Weiden — in Blöcken aufgeteilt), Unter-Kötsch, Dobrofzen, St. Margarethen (vgl. Tafel III in der Anlage), Prepola, Kranichsfeld, Podova, Lack (äußerst regelmäßig), Altendorf, Golldorf, Windischdorf, Siebendorf, Skorba, Gersdorf, Haidin (unregelmäßig), Amtmannsdorf (vgl. Tafel II der Anlage) und Staroschinzen auf. Pobersch bildet, wozu auch dessen Lage vollkommen stimmt, den Übergang vom ersten zum dritten Typus. Wie die unregelmäßige Anlage von Wochau, St. Nikolai, Schleinitz, Nußdorf, Ottendorf und Skoggen zu erklären ist, darüber vgl. unten. Daß endlich Ober- und Unter-Rann ganz abweichend von den übrigen Siedelungen des Draufeldes durchaus eine Aufteilung nach sehr unregelmäßigen größeren Blöcken zeigen, ist darauf zurückzuführen, daß diese beiden Dörfer seit dem Mittelalter schon als Vorstadt von Pettau galten, ihr Grund und Boden der Stadtgemeinde von Pettau offenbar als städtische Allmende zugewiesen (vgl. dazu v. Inama-Sternegg, Deutsche Wirtschaftsgeschichte, 3, S. 188) und im Laufe der Zeit zum Teile an einzelne Bürger in mehr minder arrondierten Blöcken veräußert worden ist (v. Inama-Sternegg, a. a. O., S. 191, und Pettauer Studien, II, S. 129). — Das Dorf Pivola habe ich (Pettauer Studien, II, S. 118) irrtümlich ins Draufeld einbezogen. Ist zwar seine Vermessung nach *mansi regales* auch außer Zweifel gestellt, so erweist die Anlage, wie sie die Flurkarte von 1825 zeigt (Weiler, sowie arrondierte Einzelhöfe, Blockteilung), die Zugehörigkeit zu den Siedelungen am Abhange des Bachergebirges.

Was endlich die Form der Dorfstatt anlangt, so ist sie bei allen drei Typen die eines Zeilendorfes, aus dem aber regelmäßig ein Straßendorf sich entwickelt hat. Die Hofstellen stehen also an einer geraden Straße, zu beiden oder wenigstens zu einer

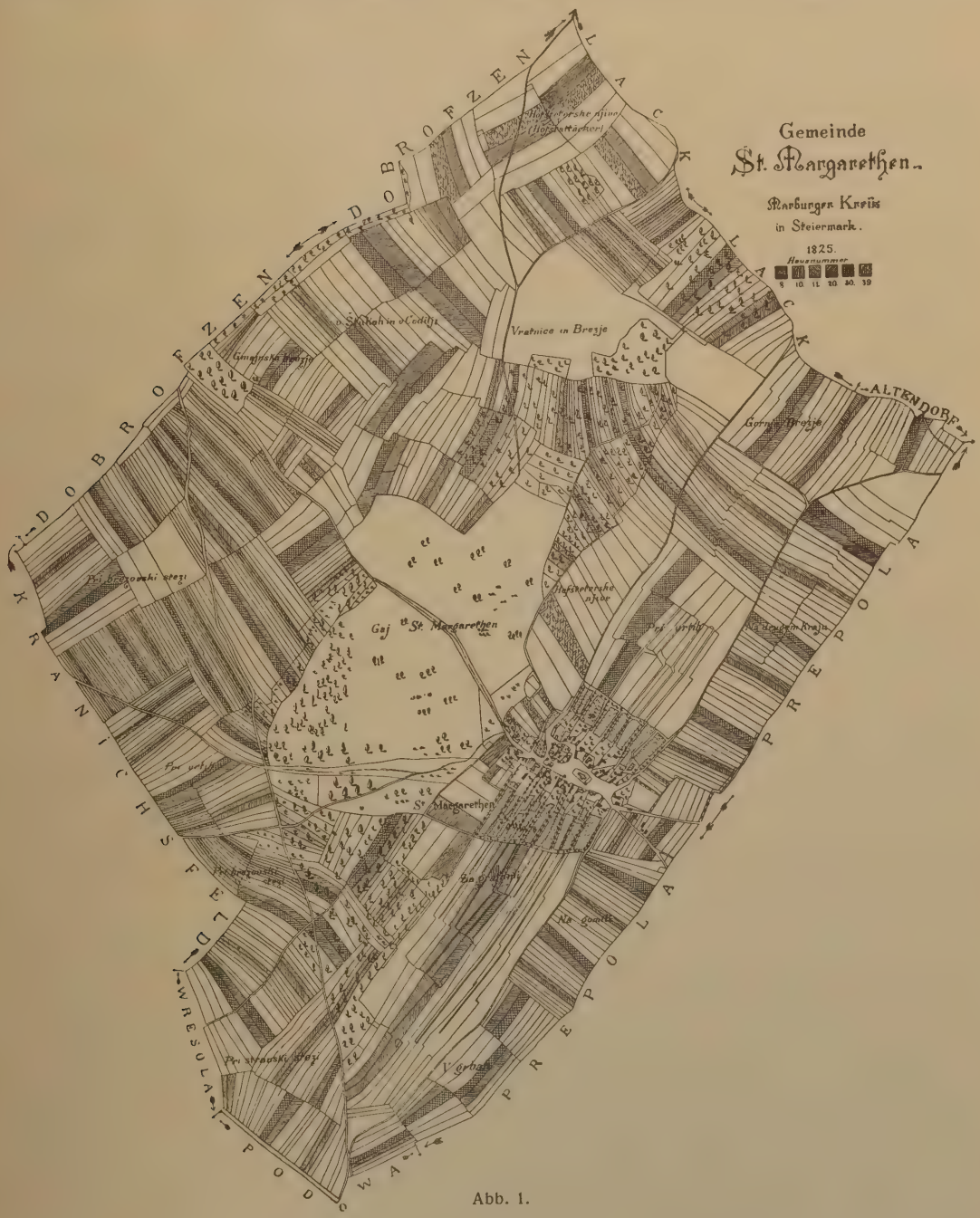


Abb. 1.

Seite derselben, in gedrängter Reihe; die Straße ist so breit, daß in ihrer Mitte „ein Anger bleibt, der nicht selten zu Kirche und Kirchhof benützt ist“ oder aber zur Schaffung von kleinbäuerlichen Stellen, die außerhalb der Hufenordnung stehen, von sogenannten Keuschen, diente.[1])

[1]) Vgl. die Karten, besonders jene von St. Margarethen und Amtmannsdorf (Taf. III und Abb. I).

Wenn wir jenes eigentümliche Zahlenverhältnis und diese Besonderheiten der Flurverfassung zusammenhalten, ergibt sich ein klares Bild von dem allmählichen Fortschritte der Kolonisation im Draufelde.

Von der Marchburg (= Marburg), der mutmaßlichen Residenz des Markgrafen in diesen Gegenden, geht sie aus. Und was zu beachten ist, diese Markgrafen selbst sind es, denen die ersten kolonisatorischen Bestrebungen zu verdanken sind; Markgraf Rachwin erhält 985 durch königliche Schenkung Roßwein mit seinen 15 Königshufen. Der Empfänger selbst soll diese, wie wir gesehen haben, erst zumessen; er hat sie erst wirtschaftlich einzurichten.

Zugleich mit Roßwein oder wenigstens bald danach sind wohl auch die einen ähnlichen Typus der Flureinteilung aufweisenden Dörfer wirtschaftlich erschlossen worden.

Ein anderer Strahlpunkt für kolonisatorische Bestrebungen war das salzburgische Pettau. Vielleicht sind hier Versuche einer wirtschaftlichen Organisierung schon in der Karolingerzeit vorgenommen worden, obwohl dies kaum wahrscheinlich ist.

Aus den urkundlichen Nachrichten über die Vergebung von Königsgut und Königshufen, die S. 86ff. zusammengestellt sind, ergibt sich mit Sicherheit zunächst, daß die Königshufen auch in Innerösterreich, wie vielfach anderwärts im Deutschen Reiche, Rotthufen auf Kolonisationsboden sind, was bei einigen von ihnen ausdrücklich erwähnt wird.[1]) Alle bewegen sich ferner auf dem Boden des Königsgutes; bis auf eine Nachricht von c. 1030 [oben Nr. 76] sind uns alle Erwähnungen nur in Königsurkunden überliefert und selbst die in Nr. 76 genannte Königshufe lag in einer Gegend, die 973 ausdrücklich als zum Königsgute gehörig bezeichnet wird. Wir ersehen ferner aus den mitgeteilten Nachrichten,[2]) daß sie meistens nicht schon vorher genau vermessen waren, sondern daß nur eine ungefähre Vermessung von seiten der königlichen Domänenverwaltung wahrscheinlich ist und daß die *mansi regales* vom Beschenkten genau ausgemessen und natürlich auch wirtschaftlich eingerichtet wurden. Darauf deutet ja schon der Umstand hin, daß die Unterteilungen der Königshufen, die sogenannten *mansi sclavonici* und *mansi baioarici,* von denen wir an anderer Stelle zu sprechen haben werden, nie in den Schenkungsurkunden selbst schon erwähnt werden.

Was aber für uns in diesem Zusammenhange vor allem Bedeutung hat, ist der Umstand, daß diese Königshufen zum weitaus überwiegenden Teile in Ebenen und in Flußtälern gelegen sind.[3])

Allein abgesehen von diesen urkundlichen Erwähnungen lassen sich Königshufen in Innerösterreich auch sonst noch nachweisen. Unsere Kartenanalyse, deren vorläufige Ergebnisse im I. und II. Teile dieser „Studien" niedergelegt sind, hat beispielsweise ergeben, daß das ganze Draufeld nach Königshufen vermessen wurde, obwohl uns nur von einem Dorfe (Roßwein) dessen Vermessung in *mansi regales* auch urkundlich überliefert ist. In der Tat lassen sich im Wege der historisch-statistischen Methode *mansi regales* vielfach auch anderwärts in Gegenden verfolgen, für die uns urkundliche Anhaltspunkte einer solchen Vermessung nicht vorliegen. Stichproben, die gemacht wurden, brachten nahezu volle Gewißheit, daß — wenn nicht alle —

[1]) z. B. Nr. 5, 19, 59.
[2]) Vgl. Nr. 5, 6, 7, 8, 18, 26, 27, 50, 55, 59 und 77.
[3]) Vgl. Nr. 1—5, 7, 9—14, 16—27, 35, 42—46, 49—52, 54—58, 60, 61, 64—83.

doch die meisten Ebenen und Flußtäler, zunächst in Steiermark, nach Königshufen vermessen waren.[1])

Schon die an Lanzendorf im Draufelde im Osten angrenzende, noch am rechten Drauufer gelegene Gemeinde Pobresch (südsüdöstlich Pettau) hat eine Fläche von 792·91 *ha*, also 16 Königshufen zu 49·56 *ha*. Am linken Ufer im unteren Pettauer Felde — dem ehemaligen salzburgischen Besitze — hat Pichldorf 470 *ha*, also 10 Königshufen zu 47 *ha*; Sabofzen 309·37 *ha* oder 6 Königshufen zu 51·56 *ha* (nach einer zweiten Angabe 485·67 *ha*, also 10 Königshufen zu 48·567 *ha*); St. Marxen 322·92 *ha* oder 7 Königshufen zu 46·13 *ha*; Neudorf (ohne den Draufluß) 366·74 *ha* oder 7 Königshufen zu 52·39 *ha* (bzw. nach einer zweiten Angabe 423 *ha*, also 9 Königshufen zu 47 *ha*); Buchdorf 549·87 *ha* oder 11 Königshufen zu 49·99 *ha* (bzw. nach einer zweiten Angabe ohne Draufluß 570·64 *ha* oder 12 Königshufen zu 47·55 *ha*); Steindorf 452·15 *ha* oder 9 Königshufen zu 50·26 *ha*; Meretinzen 222·22 *ha* oder $4^1/_2$ Königshufen zu 49·36 *ha*; Kleindorf 191·18 *ha* oder 4 Königshufen zu 47·79 *ha* (bzw. nach einer zweiten Angabe 255·30 *ha* oder 5 Königshufen zu 51·06 *ha*); Gajofzen (mit Platzerndorf) 354·24 *ha* oder 7 Königshufen zu 50·61 *ha* (bzw. nach einer zweiten Angabe 428·49 *ha* oder 9 Königshufen zu 47·61 *ha*); Formin 669·16 *ha* oder 13 Königshufen zu 51·47 *ha*; Moschganzen 386·24 *ha* oder 8 Königshufen zu 48·28 *ha* (bzw. nach einer zweiten Angabe 542·45 *ha* oder 11 Königshufen zu 49·31 *ha*, wovon 63·59 *ha* Dominium wären); Mesgowetz 280·74 *ha* oder 6 Königshufen zu 46·79 *ha*; Pervenzen (mit Strelzen) 242·56 *ha* oder 5 Königshufen zu 48·51 *ha* (bzw. nach einer zweiten Angabe 230·74 *ha* oder 5 Königshufen zu 46·15 *ha*); Sobotinzen 253·32 *ha* oder 5 Königshufen zu 50·67 *ha* (nach einer zweiten Angabe 280·22 *ha* oder 6 Hufen zu 46·70 *ha*) und endlich Worowetz 155·82 *ha* oder 3 Königshufen zu 51·94 *ha*.

Dasselbe treffen wir im Grazer und Leibnitzer Felde an, wo uns übrigens auch urkundlich *mansi regales* genannt werden (oben Nr. 5, 19, 23 und 26). So hat Leibnitz 376·81 *ha* oder 8 Königshufen zu 47·04 *ha*; Graz 1651·61 *ha* oder 33 Königshufen zu 50·05 *ha*; dann beispielsweise Algersdorf (westnordwestlich Graz) 250·55 *ha* oder 5 Königshufen zu 50·11 *ha*; Baiersdorf (westlich Graz) 206·26 *ha* oder 4 Königshufen zu 51·57 *ha*; Gößendorf (südsüdöstlich Graz) 540·04 *ha* oder 11 Königshufen zu 49·09 *ha*; endlich Fernitz (südsüdöstlich Graz) 576·63 *ha* oder 12 Königshufen zu 48·05 *ha*.

Im Sanntale anderseits hat die Gemeinde Lendorf (nordwestlich von Cilli) eine Fläche von 748·66 *ha* oder 15 Königshufen zu 49·91 *ha*. Die Gemeinde selbst zerfällt in drei Gemarkungen: Arndorf, Dreschendorf und Lendorf (dieses selbst im Südosten der ganzen Gemeinde). Während Arndorf und Dreschendorf dichtgebaute Gassendörfer mit einer sehr regelmäßigen Gewanneinteilung sind, zeigt Lendorf einen augenscheinlich älteren Typus unregelmäßigerer Anlage in Gewannen, die vielfach durch Blöcke unterbrochen werden. Dies in Verbindung mit dem Umstande, daß Lendorf im Südosten der Gemarkung liegt, dürfte die Vermutung rechtfertigen, die Kolonisation habe — wie dies ja auch schon die natürliche geographische Lage und die Mündung des Tales gegen Südosten als wahrscheinlich erscheinen läßt — vom Süd-

[1]) Hiebei ist nur die Vermessung eines größeren Landkomplexes in Dorfgemarkungen berücksichtigt worden; ob auch innerhalb der Gemarkungen die Königshufe als Wirtschaftshufe erscheint, ist eine andere Frage. Sie wird meistens zu verneinen sein, da ja der *mansus regalis* seinem Wesen nach nur Meßhufe ist.

osten gegen den Nordwesten ihren Lauf genommen. Und da die Königshufen — wie oben festgestellt wurde — sich auf Rodeland bewegen, ist wohl der weitere Schluß gestattet, daß Cilli im Nordwesten von einem Waldgürtel umgeben war. Das stimmt auch zu anderen Erscheinungen in dieser Gegend. Es ist hier der Boden eines ehemaligen Grenzhages, einer Preseka, also eines Rodegebietes κάτ εξοχήν. Wir verfolgen diese Preseka z. B. in Fraßlau und Rakole (262·18 *ha* = 5 Königshufen zu 52·43 *ha*), wo uns Flurnamen Oplot (= Zaun), Preseka, Trebenke (= Rodeland, von trebiti, roden), Stražnik (= Warte) genannt werden; aber auch weiter nordwestlich in Praßberg (256 *ha* = 5 Königshufen zu 51·2 *ha*), wo wir dem Flurnamen Pri Vahti (= bei der Wache), einem Gehöft Presečnik (westlich von Praßberg), einem Dorfe Preseka in der Gemeinde Liffay (östlich von Praßberg mit 438·49 *ha* oder 9 Königshufen zu 48·72 *ha*) mit einem Walde Soteska (= Engpaß) begegnen. Ob sie mit der bei Gonobitz[1]) nachweisbaren Preseka identisch ist, ist eine offene Frage, aber sehr wahrscheinlich.[2])

Des weiteren treffen wir Königshufen an in der Saveebene von Reichenburg abwärts, also in den einstigen Salzburger Ämtern Rann und Lichtenwald. In Reichenburg werden uns ja 895 drei Königshufen auch urkundlich genannt. Nach einer allerdings nicht ganz sicheren Berechnung hätten sie je 49·95 *ha* gemessen. Die Gemarkungsfläche von Reichenburg beträgt nämlich ohne 10·80 *ha* Savefluß 258·45 *ha*, wovon 48·38 *ha* auf das linke Ufer des Pristanzabaches, das nicht in Rechnung kommt, entfallen, so daß für das rechte Ufer 213·08 *ha* übrig bleiben. Davon ist das Dominium (63·23 *ha*) abzuziehen. Die übrigbleibende Fläche von 149·85 *ha* ist mit den *3 mansi regales* von 895 zu identifizieren. Jeder von diesen hätte also 49·95 *ha* umfaßt. Sie sind jetzt in Gemengblöcken und Streifen sehr unregelmäßig verteilt. Auch findet sich in dieser Fläche ein geschlossener Einzelhof (Nr. 6) mit 11·9 *ha*, was genau dem vierten Teile einer Königshufe zu 47·60 *ha* entspricht. Weitere Belege für das Vorhandensein von Königshufen in dieser Gegend bieten Ansche (östlich von Reichenburg) mit 292·65 *ha* oder 6 Königshufen zu 48·77 *ha*, ferner z. B. Brückel (östlich von Rann) mit 190 *ha*, also 4 Königshufen zu 47·5 *ha*.

Was Kärnten anlangt, standen mir leider weder Katastralmappen noch Parzellenprotokolle, die genauere Berechnungen gestattet hätten, zur Verfügung.

In Krain hingegen scheinen die Verhältnisse genau so zu liegen, wie in Steiermark. Um nur einige Beispiele anzuführen, umfaßt im Krainburger Felde die Gemeinde Krainburg 426 *ha* oder 9 Königshufen zu 47·34 *ha*; Primskau 434 *ha* oder 9 Königshufen zu 48·23 *ha*; Hrastje 467 *ha* oder 9 Königshufen zu 51·89 *ha*; Zirklach 559 *ha* oder 11 Königshufen zu 50·82 *ha*; St. Georgen 975 *ha* oder

[1]) Ein Dorf Oplotnitz findet sich nordöstlich von Gonobitz mit 1088·49 *ha* oder 21 Königshufen zu 51·82 *ha*; in derselben Gegend auch ein Dorf Straže in der Gemeinde Slogonaberg (262·98 *ha* oder 5 Königshufen zu 52·59 *ha*).

[2]) Weitere Beispiele von *mansi regales* aus dem Sanntale wären z. B. Loke (südöstlich Praßberg); hier liegen im Südwesten der Gemarkung drei Höfe, Nr. 15 mit 64·30 *ha*, Nr. 16 mit 14·93 *ha* und Nr. 17 mit 40·62 *ha*, also zusammen $2^1/_2$ Königshufen zu 47·94 *ha*. Dann Rietz (südwestlich von Praßberg) mit 679·99 *ha*, d. h. 14 Königshufen zu 48·57 *ha*; interessant ist es, daß hier die Pfarre vom Gesamtbesitze von 27·76 *ha* gerade 24·94 *ha* oder $^1/_2$ Königshufe zu 49·88 *ha* um den Pfarrhof in einem Stücke liegen hat. Ferner Unter-Rietz mit 312·81 *ha* oder 6 Königshufen zu 52·13 *ha*; Gomilsko (östlich von Franz) mit 256·24 *ha* oder 5 Königshufen zu 51·25 *ha*; Franz mit 306·69 *ha* oder 6 Königshufen zu 51·12 *ha*; Heilenstein (nordöstlich von Franz) mit 741·42 *ha* oder 15 Königshufen zu 49·43 *ha*. Aus dem Voglajnatale führe ich an Dörnbichl (nordöstlich von Cilli) mit 672·37 *ha* oder 14 Königshufen zu 48·02 *ha*; aus der Gonobitzer Gegend noch die Flur Perowetz, deren Gesamtfläche 1 Königshufe zu 48·168 *ha* ausmacht.

20 Königshufen zu 48·75 *ha*; Winklern 935 *ha* oder 19 Königshufen zu 49·21 *ha*; Trboje (von trěbiti, roden, also Rodeland!) 531 *ha* oder 11 Königshufen zu 48·27 *ha*; Moše 364 *ha* oder 7 Königshufen zu 52 *ha*; Flödnig (slow. Smlednik; ältere urkundliche Formen Vletinich, Wledinich, vielleicht zusammenhängend mit dem altslowenischen lędĭnikŭ = Rodeland!) ohne Savefluß 796·65 *ha* oder 16 Königshufen zu 49·79 *ha*; Seebach 410 *ha* oder 8 Königshufen zu 51·25 *ha*; Ober-Pirnitsch 410 *ha* oder 8 Königshufen zu 51·25 *ha* (also genau wie in Seebach!); Unter-Pirnitsch endlich 519 *ha* oder 10 Königshufen zu 51·9 *ha*.[1])

Es kann nicht Zweck dieser Arbeit sein, die Verbreitung des *mansus regalis* in Innerösterreich erschöpfend zu behandeln. Allein schon die vorgeführten Beispiele dürften die Vermutung rechtfertigen, daß wenigstens die größere Menge der Ebenen und Flußtäler in jenem Gebiete vor der deutschen Landnahme noch wüstes, unbebaut liegendes Land gewesen, nach dieser aber dem Könige als Krongut zugefallen sei.

Ergibt sich dann weiters daraus die Tatsache, daß das Krongut in Karantanien bzw. den dazu gehörigen Marken einen bedeutend größeren Umfang gehabt haben muß, als er sich bloß aus dem uns überlieferten urkundlichen Materiale erschließen läßt, so erscheint erst jetzt die kärntnische Pfalzgrafenwürde im richtigen Lichte, wenn auch zugegeben werden muß, daß nicht nur die Wahrung der Interessen des Krongutes, sondern auch andere Momente bei der Einsetzung dieses Amtes mitgespielt haben.[2])

V.

Eine andere Frage ist es, inwieweit dieser ausgedehnte königliche Grundbesitz, solange er noch in der Machtsphäre der königlichen Domänenverwaltung sich befand, organisiert wurde. Daß dies zum Teile in der Tat geschehen ist, wird sich keineswegs leugnen lassen. Was jedoch speziell das Draufeld betrifft, ist dies sicherlich nicht der Fall gewesen. Ich möchte dafür nicht gerade die vor 977 gefälschte Urkunde von Salzburg von angeblich 890 heranziehen, in der es direkt heißt, daß die deutschen Könige im Draufelde *„nunquam . . . alicui quicquam dederunt“*,[3]) denn selbst die Richtigkeit dieser Behauptung für das X. Jahrhundert zugegeben, wäre der Satz an und für sich kaum als Beweis für die Nichtexistenz einer wirtschaftlichen Organisation aufzufassen. Daß es eine solche wirklich nicht gegeben hat, dafür spricht der Wortlaut der Urkunde von 985, mit der Roßwein an den Grafen Rachwin vergabt wird. 15 Königshufen *„in villa Razuuai dicta“* werden diesem geschenkt, *„si ibi inveniantur“*. Wenn nicht, so möge er das Fehlende *„in proximis villis, ubi suppleri valeant“* ergänzen.[4]) Wenn schon die Vermessung vom Beschenkten selbst vorzunehmen war, so wird dies um so eher für die wirtschaftliche Einrichtung des Dorfes zu gelten haben.

[1]) Die genannten Dörfer sind zum Teile schöne, regelmäßige Gassendörfer, wie sie etwa im Süden des Draufeldes anzutreffen sind. Auch scheint die Kolonisation nicht nach *mansi regales*, sondern, wie vielfach im Draufelde, nach Hufen zu zirka 30 *ha* erfolgt zu sein. In Trboje werden uns beispielsweise in mehreren Urkunden ddo. 1597, Jänner 1., Habach; 1606, Dezember 10., Habach und 1616, Juli 24., Laibach, 18 Hufen genannt (Org. Pgt. bzw. Org. Pap. im Schloßarchiv zu Flöding, Abteilung *B;* vgl. auch die von mir publizierten Urkundenregesten aus dem genannten Archiv in „Izvestja muzejskega društva za kranjsko“, VII, S. 28ff. unter *B,* 2 und 3). „Ain zehenten auf achzehen huben zu Trespach (= Trboje) in der pharr zu Bodicz gelegen“ wird übrigens schon in einem Cillier Lehenbuch aus der Mitte des XV. Jahrhunderts erwähnt (Hofkammerarchiv, i.-ö. Herrschaften, Lit. *O,* Fasz. 1, Nr. 9. Lehenspuch der grafschaft Ortemburg, fol. 12'). Es entfielen daher in Trboje auf eine Wirtschaftseinheit 29·5 *ha*. Vgl. dazu auch mein Feuilleton „Flödnig“ in der „Laibacher Zeitung“, 1899, Nr. 46—51.

[2]) Puntschart, a. a. O., S. 292ff.

[3]) Vgl. unten.

[4]) Urkundenbuch des Herzogtums Steiermark, I, S. 39, Nr. 32.

Wir werden also mit der Annahme kaum fehlgehen, daß der königliche Besitz im Draufelde wirtschaftlich nicht organisiert war und wohl auch nie organisiert wurde. Vielmehr ist er, wie wir aus der späteren Besitzverteilung im Draufelde schließen können, durchweg zu Vergabungen an geistliche und weltliche Große verwendet worden. Erst von diesen ist dann die eigentliche Kolonisation ausgegangen.

VI.

Um die Frage nach der Besiedelung ganz zu lösen, bedarf es außer urkundlicher Nachrichten der Zuhilfenahme eines umfassenden Urbars, das uns die Hufenanzahl der einzelnen Dörfer nennt, denn mit Bruchstücken — entnommen verschiedenen nicht gleichzeitigen urbarialen Aufzeichnungen und Urkunden — läßt sich hier kein sicheres Ergebnis ermitteln.

Eine solche umfassende Aufzeichnung über das Draufeld besitzen wir jedoch nur im ersten Versuche einer statistischen Beschreibung des landesfürstlichen Besitzes in Steiermark, dem sogenannten *Rationarium Stiriae*. Unter diesem ganz und gar unzutreffenden Namen wurde bekanntlich diese Quelle durch Adrian Rauch herausgegeben.[1]) Es ist eben kein Rechnungsbuch, wie es vielleicht nach dem Durchblättern der ersten Seiten den Anschein hat, sondern ein — allerdings wahrscheinlich nicht einheitlich und zu einer Zeit angelegtes — Urbar bzw. Rentenbuch.

Das Draufeld gehörte zum Amte Marburg, und zwar zu dessen zweiter Abteilung *„ultra Traham“*, d. h. am rechten Ufer der Drau. Die Aufzeichnung über das Marburger Amt überhaupt beginnt f. 133 (Rauch, II, S. 136), die über die Güter *„ex altera parte Trahe“* f. 136 der Wiener Hs. (Rauch, II, S. 140) mit Chressendorf (Kranichsfeld) und reicht bis f. 139 (Rauch, II, S. 143), wo sie mit Bobrisach (Pobersch) schließt, worauf die Summierungen des Amtes Marburg folgen. Auf f. 159 (Rauch, II, S. 169) erscheint nachträglich ein Zehentverzeichnis über das Amt Marburg,[2]) das bis f. 164 (Rauch, II, S. 174) geht.

Soweit die Reduktion auf heutige Ortsnamen mit Sicherheit möglich war, sind die Angaben schon in der I. und II. Abteilung der Pettauer Studien zur Bestimmung der ursprünglichen Hufengröße verwendet worden.

Im Süden des Draufeldes nennt uns das Rationarium zwischen Ztanossen (Staroschinzen) und Warissen (Barislofzen) sieben Dörfer, die mit Ausnahme von Warissen nur nach dem Namen des ihnen vorstehenden Suppans benannt werden: Warissen (8 Hufen), Suppedragen (d. i. wohl die Suppa eines Dragonj? 10 Hufen), aput Heinricum (10 Hufen), aput Koneten (9 Hufen), aput Johannem (6 Hufen), aput Draxen (5 Hufen) und aput Zlomer (11 Hufen). Die Hufenanzahl berechnet sich danach auf 59 Hufen. Und was noch auffallender ist: während die Gemeinden des Draufeldes sonst immer Getreide und Vieh zinsen — allerdings überwiegend Sommerfrucht, was auf sehr primitiven Ackerbau hindeutet — zinsen diese „namenlosen“ Orte nur 36 Schweine, 4 Schafe, 59 Ydrie Honig und **gar kein** Getreide. Zu dem werden an einer zweiten Stelle des *Rationariums Stiriae* noch Lazendorf (10 Hufen = Lanzendorf), Dietzendorf (Slape an der Drann mit

[1]) A. Mell, Die mittelalterlichen Urbare und urbarialen Aufzeichnungen in Steiermark; „Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen“, XXV, S. 60, Nr. CLIV; hier ist auch die Literatur zitiert. Vgl. ferner oben S. 69, Anm. 5.

[2]) Den landesfürstlichen Zehent „auf dem Traveld“ verpfändet 1354 Herzog Albrecht III. Paltram und Niklas Palzonde, Bürgern zu Marburg, sowie im gleichen Jahre nochmals an Eberhard v. Wallsee. Lichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg, 3, CCCCLXXXVI, Nr. 1675 und CCCCLXXXVIII, Nr. 1692.

12 Hufen), Pechsendorf (13 Hufen = Petschke, südlich Podlosch, westlich Maria-Neustift) und Chrisantstorf (10 Hufen; vielleicht Kroisendorf, slov. Križeča vas bei Studenitz) genannt, die 4 Schweine, 4 Schafe und 36 Quartale Honig zinsen. Und unmittelbar auf Lanzendorf folgt die Aufzeichnung über Pechsen (wohl auch bei Petschke): *Item in Pechsen xl predia et xi supani quilibet habei ii, illorum vero xl cuiuslibet census solvit x den.*, die uns zeigt, daß auch hier **kein** Getreide gezinst wurde und aus deren Fassung Peisker (Altslaw. Župa, S. 119ff.) mit vollem Rechte den Schluß gezogen hat, daß in dieser Gegend 1265 die Bauernschaft unter die einzelnen Supani noch nicht verteilt war; einer Supanengruppe stand eine Bauerngruppe gegenüber.[1])

Aber nicht nur das! Alle diese Dörfer — wenn man den Ausdruck, ohne mißverstanden zu werden, gebrauchen darf — zinsen gar kein Getreide, wenig Vieh, dafür jedoch ein großes Quantum Honig. Diese Erscheinung ist agrarhistorisch nur so zu erklären, daß noch 1265 im südlichen Draufelde und den angrenzenden Gebieten bis an die Drann sehr extensiv gewirtschaftet wurde. Honig in solcher Menge gezinst, setzt eine bedeutende Bienenzucht voraus, diese ihrerseits verlangt viel Niederwald mit Heidekraut (Zeidelweide), welcher wieder nur Folge einer extensiven Brennwirtschaft oder Waldfelderwirtschaft (vgl. oben, S. 71) sein kann.

Dadurch wird es anderseits auch klar, warum uns keine Ortschafts-, sondern nur Supanennamen genannt werden. Etwas Festes, Bestimmtes gab es hier außer den Leitern des brennwirtschaftlichen Turnus nicht und da diese dem Grundherrn für den Ertrag der Gegend hafteten, so wird uns auch nur der Name der Supanen überliefert.

An den Bestand einer Hufenverfassung ist damals in dieser Gegend überhaupt nicht zu denken Zwar nennt uns das *Rationarium Stiriae* bei jedem Supan eine Anzahl Hufen, aber das ist wohl dahin zu verstehen, daß das einer Bauerngruppe zugewiesene Gebiet nach einem bestimmten Hufenmaße im großen und ganzen zugemessen wurde. Eine Differenzierung nach einzelnen Hufen innerhalb dieses Gebietes ist angesichts der Brennwirtschaft unannehmbar.

Der Diktator der Urkunde aber, der offenbar aus einer Gegend stammt, wo man bereits zum intensiven Ackerbau übergegangen, wo bereits die Hufenverfassung vom Grundherrn durchgeführt war, konnte sich mit den ihm ganz fremden Verhältnissen nur schwer abfinden. So hat er denn die vorgefundenen eigenartigen Zustände in das strenge Gefüge des Hufensystems pressen wollen und ist dabei zu jener ungeschickten, widerspruchsvollen Wendung gekommen.

Über die Dorfverwaltung im Draufelde besitzen wir aus dieser Zeit nur wenig Nachrichten. An der Spitze der einzelnen Dörfer steht gewöhnlich ein Supan, der regelmäßig eine zinsfreie Doppelhufe innehat.[2]) Nur dort, wo sich im landes-

[1]) Rachfahl (a. a. O., S. 208) sieht keinen zwingenden Grund für diese Annahme und glaubt, es handle sich in dieser Stelle um eine verkürzende oder zusammenfassende Ausdrucksweise, indem lediglich bemerkt werden soll, daß es in diesen beiden Bezirken eine gewisse Anzahl von Bauern und eine gewisse Anzahl von Supanen gäbe, die sich keineswegs in festgeschlossenen Verbänden gegenüber zu stehen brauchen. Dagegen wäre einzuwenden, daß eine solche zusammenfassende Ausdrucksweise sonst im *Rationarium Stiriae* nicht vorkommt — mit Ausnahme der zweiten von Peisker auch herangezogenen Stelle über Cvom —, daß aber an diesen ganz vereinzelten Stellen eben ihre Vereinzelung zu erklären ist und dies kaum anders als bei Peisker, a. a. O., geschehen kann.

[2]) Vgl. die Angabe (Rauch, a. a. O.. S. 140): *Item in Stoytsendorf 25 predia, de quibus supanus habet duo, aliorum vero 23 cuiuslibet census solvit* usw. Das wiederholt sich stereotyp bei den folgenden Dörfern. — Vgl. auch Pettauer Studien, I, S. 183, Anm. 1.

fürstlichen Besitze bloß kleine Bruchstücke eines Dorfes finden, wird kein Supan genannt.[1])

An drei Stellen wird uns überdies ein Schepho erwähnt:

In Chressendorf 19 predia, de quibus Georius schepho habet 3 antiquo iure et preco habet $^1/_2$, aliorum vero $15^1/_2$ census cuislibet solvit usw.

Item in maiori Prechpuechel sunt 27 predia, de quibus supanus habet 2 et schepfo 1, alia ut supra . . .

Item in Chrisantsdorf sunt 10 predia, de quibus supanus habet 2, census vero aliorum 8 pro quolibet mellis 1 quartale; item tota villa dat unum porcum vel 10 den., agnum vel 8 den., que tollit schepho, ut asserit, suo iure.[2])

Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich zunächst feststelle, daß der Schepho Beamte ist und daß ihm als solchen gewisse Naturaleinkünfte zustehen. Er erscheint neben dem Supan, ist also mit diesem nicht zu identifizieren. Nur stellenweise scheint das Amt eines Schepho und des Supans in einer Hand vereinigt gewesen zu sein. Auf diese Weise sind wohl die drei zinsfreien Hufen des Georius Schepho in Chressendorf zu erklären; zur Doppelhufe des Supans ist hier als dritte die zinsfreie Hufe des Schepho dazugetreten. Als Regel wird also wohl anzunehmen sein, daß beide Ämter, wie in Prechbüchel und Chrisantstorf, getrennt waren und dem Schepho außer Naturaleinkünften als Entgelt für seine amtliche Mühewaltung auch der Besitz einer zinsfreien Hufe zugewiesen war.

Es fragt sich nur, was für ein Amt der Schepho bekleidete. Die Bezeichnung als solche weist auf einen richterlichen Beamten und in der Tat hat auch Werunsky[3]) ihn mit dem Vollstreckungsbeamten des Landrichters, dem Schergen (*preco*) identifiziert und den Titel Schepho aus einer Rügefunktion des Schergen zu erklären versucht, so zwar, daß dieser die Aufgabe gehabt hätte, Kriminalfälle, die zu seiner Kenntnis gelangten, dem Landrichter anzuzeigen. So bestechend auch diese Erklärung auf den ersten Blick erscheinen mag, so muß sie schon aus dem Grunde abgelehnt werden, weil *precones* neben dem Schepho selbständig erscheinen.[4]) Dabei ist nun zu beachten, daß dort, wo dies der Fall ist, der Scherge ein geringeres Maß an Grundbesitz[6]) erhält, als der Schepho. Daraus läßt sich schließen, daß dieser im Beamtenorganismus des Landgerichtes einen höheren Rang eingenommen habe, d. h. wir haben im Schepho wohl den Nachrichter *(subjudex)*, ein dem Landrichter untergeordnetes richterliches Organ,[5]) zu sehen.[7])

---

[1]) So z. B.: *Item Razway sunt $3^1/_2$ predia solventia ut supra* (Rauch, a. a. O.).

[2]) Rauch, a. a. O., S. 140, 141.

[3]) Österreichische Reichs- und Rechtsgeschichte, S. 287.

[4]) Vgl. die Angabe über Chressendorf unten S. 174.

[5]) In Chressendorf hat der Preco nur eine halbe zinsfreie Hufe. Wo ein Schepho neben ihm nicht erscheint, besitzt der Preco eine ganze Hufe, z. B.: *In Pechsendorf 13 predia, de quibus supanus habet 2 et preco 1* (Rauch, a. a. O., S. 142).

[6]) Dazu v. Luschin, Geschichte des älteren Gerichtswesens in Österreich, S. 127.

[7]) Einen anderen Charakter scheint der Schepho im Amte Tüffer zu haben. Die Nachrichten, die uns über den Schepho hier das Ottokarische Urbar bietet, hat Peisker, Altslawische Župa, zusammengestellt. Danach war das Officium Tüffer in vier Schephonatus geteilt (s. auch oben S. 70). Das Amt eines Schepho wurde stets durch einen Supan bekleidet. Peisker, a. a. O., vermutet, daß Schepho hier „eine nicht ganz glückliche Übersetzung des slawischen Ausdruckes" für die leitende wirtschaftlich-administrative Würde (vladika) im ehemaligen Weiderevier, der Župa sei. Ihm haben sich Rachfahl, a. a. O., S. 207, Anm. 4, mit Rücksicht auf die in Polen üblich gewesene Gleichsetzung von vloder und scheffer, sowie Puntschart, a. a. O., S. 191 f., angeschlossen. Meines Erachtens ist die Erklärung Peiskers jedoch verfehlt. Deutet der Ausdruck selbst, wie auch Peisker zugeben muß (ä. a. O.), auf einen richterlichen Beamten, so ist die enge stilistische Parallele von *„schephones et precones"*

Der Schepho hat demnach dort, wo er nicht zugleich auch Supan ist, keine wirtschaftlichen Funktionen gehabt. Der eigentliche wirtschaftliche Beamte in den einzelnen Dorfschaften ist der Supan.

Der Amtsbezirk eines Supans ist die einzelne Dorfschaft. Sie wird daher auch als „supp" bezeichnet, anderseits wird der Supan, wenigstens in späterer Zeit, geradezu Dorfsupan oder Gemeindesupan genannt und dieser Ausdruck als gleichwertig mit Dorfamtmann behandelt.[1])

VII.

Eine weitere Frage wäre die nach dem Zeitpunkte der Kolonisation des Draufeldes, eine Frage allerdings, zu deren Beantwortung uns die Quellen nur äußerst geringe Anhaltspunkte gewähren.

Schon oben wurde gelegentlich bemerkt, es sei wahrscheinlich, daß die Kolonisation ihren Lauf von der Marchburg (= Marburg), der mutmaßlichen Residenz des Markgrafen, aus genommen hat. Ende des X. Jahrhunderts (985) ist es gerade Markgraf Rachwin, der Roßwein mit seinen 15 Königshufen erhält. Der Empfänger selbst soll diese vermessen, er hat sie erst wirtschaftlich einzurichten. Das geschah denn auch und ein Jahrhundert später, als Roßwein wieder urkundlich auftaucht, ist es bereits kolonisiert, wenn auch — wie oben ausgeführt wurde — die wirtschaftlichen Zustände noch äußerst primitive waren.

Zugleich oder bald nach Roßwein sind wohl auch die einen gleichen Typus der Flureinteilung aufweisenden Dörfer wirtschaftlich erschlossen worden.

Und ein anderer Strahlpunkt für kolonisatorische Bestrebungen war das salzburgische Pettau. Vielleicht sind hier Versuche einer wirtschaftlichen Organisierung schon in der Karolingerzeit gemacht worden, die Ungarninvasion hat

(vgl. Peisker, a. a. O., S. 142) gewiß zu beachten. Sie läßt auch auf sachliche Zusammengehörigkeit beider Ämter schließen. Nicht auf der wirtschaftlichen, sondern auf der richterlichen Tätigkeit des Schepho liegt der Hauptton. Aus der Tatsache, daß in Tüffer regelmäßig die Schephones Supane waren, darf für den Charakter des Amtes nichts gefolgert werden, denn auch zum Amte der Precones werden — wenn auch nicht immer — Supane genommen (vgl. die Angaben aus dem salzburgischen Amte Rain bei Peisker, a. a. O.). Ebenso ist es unrichtig, daß die Schephonate nur nach der Person des Schepho benannt werden (vgl. die Ausdrucksweise „provincia de Trevůl" usw. bei Peisker, a. a. O., S. 49). Auch ist nicht zu entnehmen, worauf Peisker die Annahme stützt, daß Schepho mit Schaffer zusammengebracht werden müsse (vgl. dagegen die zutreffenden Bemerkungen von v. Jaksch, a. a. O., S. 322), demnach jener auch wirtschaftlicher Beamte gewesen sei. Daß er es wirklich gewesen, soll ja nicht geleugnet werden; aber die Parallele Schepho-Schaffer beweist es nicht, sondern die Angaben des Urbars. Der polnische Vloder oder Scheffer, den Rachfahl a. a. O. heranzieht, der die Prästationen der Bauern entgegennimmt, ist rein wirtschaftlicher Beamte und kann mit dem untersteierischen Schepho nichts zu tun haben. Auch ist es methodisch verfehlt, wenn Peisker zur Erklärung des „Schepho" krainische Urkunden heranzieht, die Angaben des Rationariums über Schephones im Amte Marburg aber ganz außer acht läßt. So dürfte denn meines Erachtens auch der Tüfferer Schepho zunächst ein richterliches Organ, der sogenannte Nachrichter, gewesen sein. Ebenso, wie stellenweise dem Landrichter selbst, sind auch ihm daneben Funktionen der wirtschaftlichen Verwaltung übertragen worden. Daher, von der wirtschaftlichen Seite seines Amtes, stammt auch sein Amtsbezirk, dessen Vorhandensein Peisker a. a. O. bewogen hat, ungerechtfertigterweise von „in der Rechtsgeschichte des deutschen Volkes ganz unerhörten Dingen" zu sprechen und den Schephonat für eine „dem deutschen Wesen wildfremde Institution" zu erklären.

[1]) Der Ausdruck begegnet uns allerdings erst im XV. Jahrhundert, zuerst, meines Wissens, im Teilungsvertrage über das Pettauer Erbe von 1441: die supp Khaunding (= Hajdin), die supp am Rain zu Pethau (Slekovec, Wurmberg, S. 42); ferner im Urbar des landesfürstlichen Amtes Pettau von zirka 1500 (vgl. Pettauer Studien, II, S. 131); siehe ferner steierische und kärntnische Taidinge (österr. Weistümer, VI), S. 402, den Vergleich über die Dorfamtmannseinsetzung zu Pickern 1734.

ihnen jedenfalls ein jähes Ende gesetzt. Ende des X. Jahrhunderts kam es wieder zu etwas geregelteren und geordneteren Zuständen und man begann sicherlich damals auch mit der Besiedelung der Gegend um Pettau. Aber immerhin hatten diese Grenzgebiete — wenn auch für das Reich seit 955 die Magyarengefahr vorüber war — von ihren liebenswürdigen Nachbarn manches zu leiden, waren noch Dezennien, ja Jahrhunderte lang das Ziel unzähliger Beutezüge der Ungarn.[1])

Dies alles war nicht danach angetan, die Kolonisation zu fördern und so kam es wohl, daß deren Ausbau und Beendigung einer verhältnismäßig späten Zeit vorbehalten blieb. Erst Erzbischof Konrad I. (1106—1147), der energische Reformator, war es, der hier Ordnung schuf, mit den Ungarn sich verglich und — wie sein Biograph berichtet[2]) — so nicht nur den salzburgischen Grundbesitz *„antiquo cultui"* zurückgab — eine Bezeichnung übrigens *(„antiquo cultui"),* die uns beweist, daß mindestens eine schwache Besiedelung schon vorher, vom X. Jahrhundert an, hier stattgefunden haben muß —, sondern auch die ganze Gegend *„villis castris et cultoribus ita repletam"* machte, *„sicut in presentiarum* (1170—1177 ist die Quelle entstanden)[3]) *cernitur, ut melior modo esse longe credatur, quam antiquis temporibus fuerit"*. Und um seinem Werke einen sicheren Halt zu gewähren, befestigte er um dieselbe Zeit den Mittelpunkt der salzburgischen Besitzungen — Pettau.

Um diese Zeit, um die Mitte des XII. Jahrhunderts also, war die Kolonisation des Draufeldes beendigt, denn die meisten Dörfer des Draufeldes weisen in der Flureinteilung den gleichen Typus (Gewanne!) auf, wie die salzburgischen, von Konrad I. wirtschaftlich eingerichteten, und nicht nur dies, sondern auch die gleiche Hufengröße von zirka 30 *ha.*

Nur der Süden des Draufeldes macht eine Ausnahme. Schon oben wurde hervorgehoben, wie die Dörfer hier eine übereinstimmende äußere geometrische Form haben, wie auch ihre Flureinteilung sich in den Gegensatz zu derjenigen der übrigen Gemarkungen des Draufeldes befindet, wie sie weiters übereinstimmend ohne Domanialgrund je 10 Königshufen umfassen und wie diese Momente alle dafür sprachen, daß der Süden des Draufeldes in einem anderen Zeitpunkte besiedelt wurde, als die Nachbargemeinden im Norden und Osten. Und dem entspricht es auch, wenn aus dem Süden des Draufeldes urkundliche Nachrichten erst im XIII. Jahrhundert auftauchen.

Und dann! Sehen wir uns die Karte an, auf der die Zahl der Königshufen eingetragen ist, welche jede Gemarkung nach Abrechnung des Dominiums umfaßt, so bemerken wir auf den ersten Blick, wie sich förmliche Gürtel von Dörfern mit gleicher Zahl von *mansi regales* über das Draufeld ziehen. (Vgl. Abb. 2.)

Von Marburg — dem Ausgangspunkte der Kolonisation — aus zunächst ein Gürtel (I) von Dörfern mit 7 Königshufen oder einer Zahl, die ein Vielfaches von 7 ist: St. Magdalena mit Rothwein = 14 Königshufen, Roßwein (985 zuerst erwähnt, daher St. Magdalena und Rothwein wohl vor 985 besiedelt) wieder mit 14, dann Wochau, Rogeis und St. Nicolai mit je 7. Von diesem ersten Gürtel gehen wie Polypenarme neue Gürtel aus, zunächst zwei (II und III) Dörfer mit 5 Hufen um-

---

[1]) v. Krones, Zur Geschichte der nachbarlichen Beziehungen Steiermarks und Ungarns, „Mitteilungen des historischen Vereines für Steiermark", XL. Bd., S. 231 ff. — Vgl. auch v. Zahn, Ortsnamenbuch, S. 145.

[2]) Mon. Germ., S. XI, 73, c. 18 und 20.

[3]) Ihr Verfasser ist ein Geistlicher, der von Konrad zu politischen Missionen nach Ungarn benützt wurde, also jedenfalls über die Verhältnisse, die er uns a. a. O. geschildert, gut unterrichtet.

fassend oder wenigstens einer Hufenzahl, die ein Vielfaches von 5 ist: im Osten Pobersch mit 10 und Zwettendorf mit 10 Hufen, im Westen ein anderer Gürtel mit Pivola (5 Hufen), Kötsch (10 Hufen bzw. $2^1/_2 = {}^5/_2$ Hufen), Schleinitz (5 Hufen) und Nußdorf (5 Hufen). Daran schließt sich ein weiterer Gürtel an (IV), aus Dörfern mit 6 bzw. 12 oder 18 Hufen bestehend, und zwar Skocken (12 Hufen), St. Margarethen

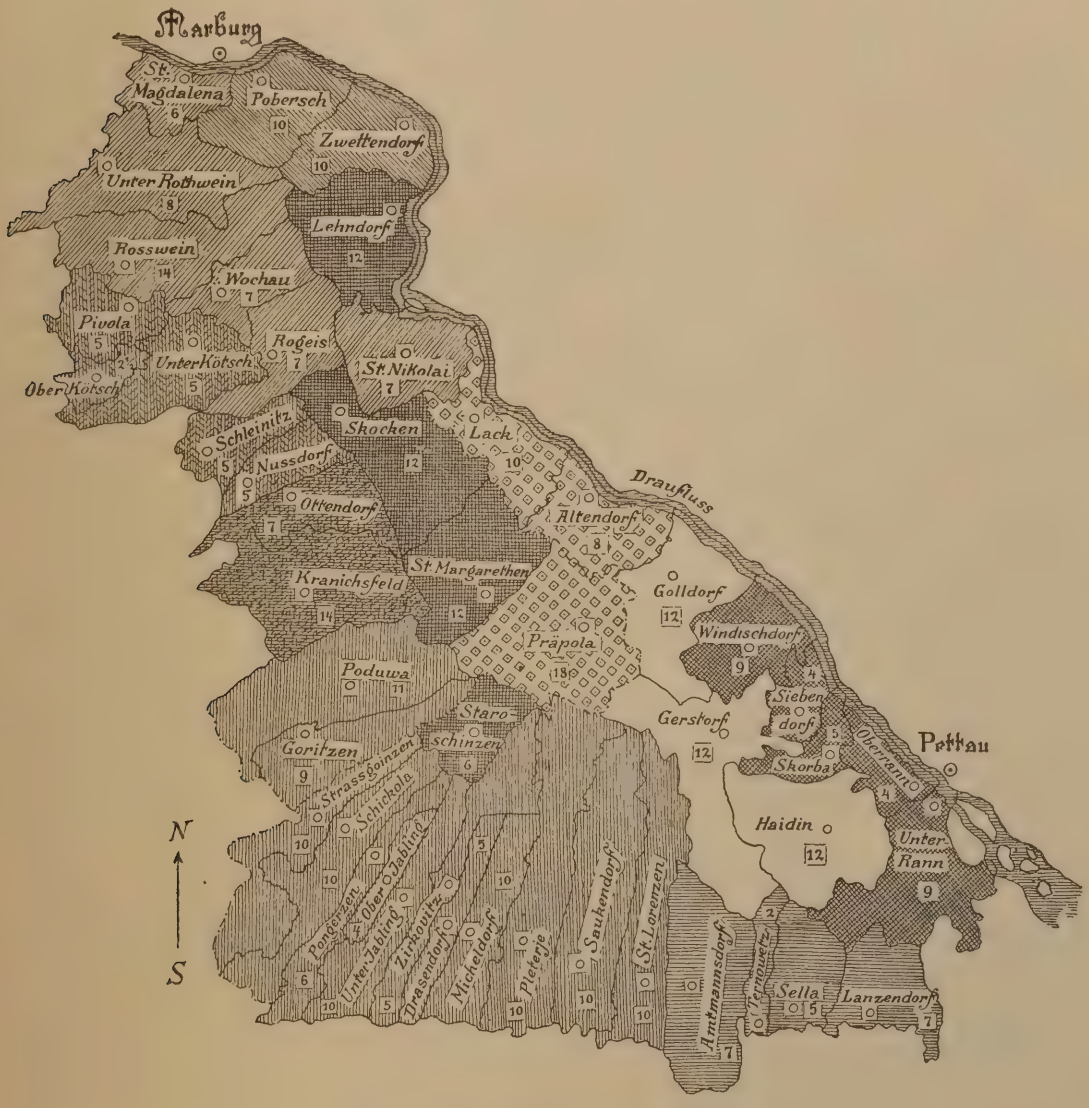


Abb. 2. Zonen der Besiedlung des Draufeldes.

(12 Hufen), und Staroschinzen (6 Hufen). Gleichzeitig wurde die Lücke, welche der erste und zweite Gürtel gelassen hatten, ausgefüllt, worauf der Umstand hinweist, daß auch Lehndorf eine Fläche von 12 Hufen hat.

Anderseits kolonisiert Salzburg von Pettau aus. Auch hier schließen sich die Etappen gürtelweise aneinander: Zunächst ein Gürtel (V) mit Dörfern von je 9 Hufen (Rann mit 9 Hufen, Siebendorf und Skorba mit 9 Hufen, Windischdorf mit 9 Hufen), dann ein zweiter (VI) mit Dörfern von je 12 Hufen (Golldorf mit 12 Hufen, Gersdorf mit 12 Hufen, Haidin mit 12 Hufen).

Zwischen die beiden von Marburg bzw. Pettau ausgehenden Gürtelreihen wird dann ein neuer Gürtel (VII) mit Dörfern von je 18 Hufen (Lack und Altendorf zusammen mit 18 Hufen, Trepola mit 18 Hufen) geschoben.

An den oben mit III bezeichneten Gürtel folgt südlich ein Gürtel (VIII) mit Dörfern von je 7 bzw. 14 Hufen (Ottendorf, Kranichsfeld), dann eine lange Reihe (IX) mit Dörfern von je 10 Hufen (Podowa und Goritzen mit 20 Hufen, Strasgoinzen mit 10 Hufen, Šikola mit 10 Hufen, Pongerzen und Ober-Jabling mit 10 Hufen, Unter-Jabling mit 10 Hufen, Zirkowitz und Drasendorf mit 10 Hufen, Micheldorf mit 10 Hufen, Pleterje mit 10 Hufen, Saukendorf mit 10 Hufen, St. Lorenzen mit 10 Hufen). Den Schluß endlich bildet ein Gürtel (X), in dem wieder die Siebenzahl entscheidend ist (Amtmannsdorf mit 7 Hufen, Ternovetz und Sela mit 7 Hufen und Lanzendorf mit 7 Hufen).

Man wird nicht fehlgehen, wenn man jeden von diesen 10 Gürteln als eine besondere, selbständige Kolonisationsetappe faßt. Am klarsten und deutlichsten, ja typisch zeigt sich dies beim Gürtel IX, dessen ganz sonderbare Eigentümlichkeiten vor allem auffallen.

Anderseits aber gruppieren sich diese Gürtel deutlich um Marburg und Pettau als Strahlpunkte. So wird auch durch die Karte die Vermutung vollauf bestätigt, daß die Kolonisation Ende des X. Jahrhunderts von diesen zwei Orten ausgegangen ist, um etwa 200 Jahre später ihren Abschluß zu finden.

Soviel über den allgemeinen Charakter und den Zeitpunkt der Kolonisation im Draufelde. Es wird sich nun darum handeln, die Größenverhältnisse der einzelnen Bauerngüter festzustellen.[1]) Denn damit, daß eine Vermessung nach Königshufen stattgefunden hat, soll ja noch keineswegs gesagt sein, daß der *mansus regalis* hier nicht nur Meßhufe, sondern auch Wirtschaftshufe und Wirtschaftseinheit gewesen sein muß.

Einen sicheren Wegweiser wird hier, da ja bei derartigen Forschungen nur dann ein gesichertes Ergebnis erreicht werden kann, wenn an der Hand umfassender urbarialer Quellen ein zusammenhängender Landkomplex untersucht wird, am besten das landesfürstliche Urbar von 1265, das sogenannte *Rationarium Stiriae,* abgeben. Wir wollen die von diesem genannten Dörfer der Reihe nach durchgehen.

Zunächst erscheint im landesfürstlichen Besitze Chressendorf (Rauch, a. a. O., S. 140) das heutige Kranichsfeld mit 19 Hufen. Es dürfte sich kaum ein Zweifel regen, daß es sich um geschlossenen Besitz handelt,[2]) demnach die einzelne Hufe hier auf 35·43 *ha* berechnet werden darf.[3])

Die $3^1/_2$ Hufen zu Razway-Roßwein (Rauch, a. a. O.) sind nur ein Bruchstück.[4])

Auf Roßwein folgen drei bisher nicht lokalisierte Dörfer, nämlich:[5])

---

[1]) Durch die folgenden Ausführungen sollen meine Angaben in den Pettauer Studien, I. und II., ergänzt und vielfach auch berichtigt werden.

[2]) Dem Kloster Seitz (oben S. 97) gehörten nur Zehente zu Kranichsfeld. Urkundenbuch 2, S. 32; 3, S. 66.

[3]) Pettauer Studien, II, S. 124.

[4]) Vgl. dazu Pettauer Studien, I, S. 171ff. Die hier in einer S. 174 zitierten Urkunde von 1359 genannten „vierdhalb hueben" sind wohl mit den $3^1/_2$ predia des landesfürstlichen Besitzes identisch.

[5]) Ich gebe den Text nach der Hs. 543 der Wiener Hofbibliothek, fol. 136' und 137 (mit *H* bezeichnet), sowie in den Noten die wichtigsten Varianten des bisher nicht veröffentlichten landesfürstlichen Urbars, das eine vermutlich in der ersten Habsburgerzeit unter Herzog Albrecht entstandene Neuredaktion jenes älteren enthält, nach der im steiermärkischen Landesarchive aufbewahrten Handschrift hier im folgenden (mit *G* bezeichnet).

Item in Stoytsendorf[1]) *25 predia, de quibus supanus habet 2, aliorum vero 23*[2]) *cuiuslibet census solvit siliginis mod. 1 et avene 2 mensur., item 1 gorz fabe 1 gorz papaveris et pultuum 1 gorz, item pro porco 4 den. et tota villa dat 2 agnos vel 10 den., pro wisot 2 panes et 1 pullum, item in carnisprivio 1 gallinam et in pascha 10 ova.*

Item in Andrestorf[3]) *16 predia, de quibus supanus habet 2, alia vero 14 per omnia solvunt ut supra preter hoc quod tota villa dat 1 agnum.*

Item in Staenfendorf[4]) *sunt 21 predia, de quibus supanus habet 2, alia 19 ut proximo supra et villa dat 2 agnos.*

Wo sind die Dörfer zu suchen? Die Reihenfolge im Urbar weist auf die Gegend zwischen Roßwein und St. Margarethen, die Bezeichnung Hard anderseits ebenso sicher darauf, daß wir im heutigen Dobrofzen[5]) jedenfalls eines jener Dörfer zu sehen haben. Jener Reihenfolge des Urbars nach muß es mit Staenfendorf identifiziert werden; die Hufengröße würde sich also hier, da die Gemarkung von Dobrofzen 390·73 *ha* umfaßt, auf je 18·60 *ha* berechnen. Nordwestlich an Dobrofzen schließt sich die höchst unregelmäßig in Blöcken aufgeteilte Flur von Skocken an. Wir wissen, daß der Name Skoki von der hier im XVI. Jahrhunderte erfolgten Uskokenansiedelung stammt und daß bishin die Gegend lange Zeit öde gelegen ist.[6]) Zu beachten ist nun, daß auch die an Skoggen nordwestlich und nördlich angrenzenden Dörfer Rogeis und St. Nicolai ebenfalls eine ganz auffallende unregelmäßige Feldeinteilung zeigen; statt Gewannen, wie sie die übrigen Nachbardörfer haben, sind hier nur gewannartige Streifen zu finden. Immerhin ist die Anlage in St. Nicolai eine regelmäßigere, als in Rogeis, das auch im Aufbau der Dorfstatt — analog wie Skocken (Pettauer Studien, II, S. 120) — eine von den Draufelder Anlagen ganz abweichende, wenig regelrechte Form aufweist.[7]) Dazu kommt, daß auch in Rogeis im Jahre 1570 auf sechzehn damals öde und unbewohnt liegenden Hufen Uskoken angesiedelt wurden.[8]) Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich das heutige Rogeis mit Andrestorf bzw. *medium Hard* des Urbars identifiziere. Die Hufengröße hätte hier 20·58 *ha* betragen. Stoytsendorf aber ist wohl in den heutigen Gemarkungen von Skocken und St. Nicolai (der Name taucht erst 1382 auf; vgl. v. Zahn, Ortsnamenbuch der Steiermark, S. 358) zu suchen. Beide Gemarkungen umfassen zusammen 529·60 *ha*, auf jedes der 25 Predien in Stoytsendorf wären also 21·18 *ha* entfallen.

[1]) *G* fol. 75′: *Stoytzendorf vel superiori Hart.*

[2]) *H* fol. 136′ xxiij, was offenbar zu emendieren ist.

[3]) In *G* folgt fol. 76 auf Stoytzendorf zunächst: *In medio Hard sunt 16* (XVI von gleicher Hand aus XI korrigiert!) *hube cum supano solventes ut supra in superiori Hard.* Darauf folgt erst die Aufzeichnung über Andresdorf. Ich bin der Meinung, daß es sich hier nicht um ein in *H* ausgelassenes Dorf handelt, sondern daß ein Schreibversehen in *G* vorliegt. Der Umstand, daß die „Hard"bezeichnungen in *G* sonst parallel laufen mit jenen in *H* und die auffallend gleiche Zahl von 16 Hufen lassen mir die Identifizierung von Andrestorf = *medium Hard* gesichert erscheinen.

[4]) *G: in inferiori Hard* in Stensendorf.

[5]) Der Name Dobrofzen (Dobrovci) ist nämlich ohne Zweifel mit altslow. dąbrava, nemus bzw. dąbr, arbor (Miklosich, Ortsnamen aus Appellativen, S. 15) zusammenzubringen.

[6]) Biedermann, Die Serbenansiedelungen in Steiermark, „Mitteilungen des historischen Vereines für Steiermark", 31, S. 19ff. Unrichtig ist, daß das 1195 und später genannte Uedoai, Wodowei, Wodogay u. dgl. mit Skocken zu identifizieren sei, wie ich (Pettauer Studien, II, S. 120) im Anschlusse an Biedermann, a. a. O., angenommen habe. Wodogay ist vielmehr das heutige Podova. Auch die Identifizierung des vor 1528 erbauten Willenrainer Hofes mit dem heutigen Drauhof ist irrig, weil ja der Willenrainer Hof ohne Zweifel auf der heutigen Gemarkung von Skocken gestanden ist.

[7]) Danach sind die Angaben in den Pettauer Studien, II, S. 117 und 119f., zu ergänzen und zu berichtigen.

[8]) Biedermann, a. a. O., S. 25.

Die durch die Angaben des Rationariums (gleiche Zinshöhe!) nahegelegte gleiche Hufengröße wäre bei unserer Annahme bestätigt.

An die besprochenen Dörfer schließen sich im Urbar (Rauch, II, S. 140f.) *minor* Prechpvhel (= St. Margarethen) mit 18 Hufen zu 31·82 *ha* und *maior* Prechpvhel (= Prepola mit Ternitschen) mit 27 Hufen zu 33·33 *ha* an.[1])

Bei den beiden folgenden Dörfern Nauersendorf (mit 12 Predien), sowie Aigen (mit jedenfalls mehr als 14 Hufen) haben wir es ganz offenbar wieder mit Wüstungen zu tun, die vermutlich auf dem südlich an Prepola anstoßenden großen Komplex von Dominikalland zu suchen sind. Dieser Dominikalgrund ist durchweg wenig fruchtbarer Geröllboden und besteht aus lauter Drischfeldern.[2]) Stützt das unsere Vermutung, so ist überdies ein weiterer Umstand zu beachten. Dieser Dominikalgrund grenzt im Süden durchweg an die ehemalige, eine schnurgerade Linie bildende Römerstraße, im Westen an die Fluren von Staroschinzen und Unter-Jabling, im Osten an die Flur von Gersdorf-St. Kunigunden. Er ist also ganz von Bauernland eingeschlossen. Wie von Süden her die flämischen Hufenanlagen nahezu immer bis zu jener Römerstraße gehen, so werden sie wohl auch von Norden her ehemals bis an diese gegangen sein. Was jedoch den Ausschlag gibt, ist die Tatsache, daß in Aigen neben dem Landesfürsten schon seit dem XIII. Jahrhundert auch das Kloster Studenitz begütert war.[3]) Jener Dominikalkomplex aber ist zu einem großen Teile gerade Studenitzer Besitz.[4]) Da er insgesamt 977·99 *ha* umfaßt, so finden sowohl Nauersendorf als Aigen mit zusammen mindestens 27, sicher aber mehr Hufen bequem Platz darauf.

In der zweiten Aufzeichnung über das Marburger Amt, die unten (S. 173) näher besprochen wird, werden in „Eigen" 10 Hufen genannt. Die zwei dort nicht aufgenommenen Supanenhufen dazu gerechnet, ergeben sich für *maior* Aigen 12, für *minor* Aigen 7, für Nauersendorf 12, also insgesamt 29 Hufen, so daß auf eine Hufe 33·7 *ha* entfallen würden. Da diese Hufengröße mit jener von Prepola haarscharf übereinstimmt, so ist die Richtigkeit der vorgenommenen Lokalisierung wohl über allen Zweifel erhaben.

Schwierigkeiten ergeben sich auch bei der Lokalisierung von *superius* und *inferius* (so mit Rücksicht auf *G* zu emendieren!) Goldarn, von denen jenes $8^1/_2$, dieses 21 Hufen landesfürstlichen Besitzes zählte (Rauch, a. a. O., S. 141). Aus den, schon Pettauer Studien, II, S. 127, angegebenen Gründen halte ich dafür, das *„inferius Goldarn"* sei mit Golldorf zu identifizieren. Außer den 21 landesfürstlichen hat es hier noch 1320 7 salzburgische Hufen gegeben (Pettauer Studien,

[1]) Pettauer Studien, II, S. 122.

[2]) Über diese vgl. Pettauer Studien, I, S. 181.

[3]) Studa de Marpurch schenkt 1249 dem Kloster Studenitz *„quatuor mansos quos habui apud Aygen"*. Original-Pergament, drei angehängte Siegel, zwei davon abgefallen, aus dem Archiv von Studenitz, jetzt steiermärkisches Landesarchiv, Nr. 640. (Der Druck, Urkundenbuch für Steiermark, 3, S. 121, hat „Ayten"!) — Unter anderen Besitzungen wird 1253 dem Kloster auch „Eigen" bestätigt; Urkundenbuch 3, S. 191. Die Reihenfolge, in der hier Eigen erscheint, läßt ebenfalls auf einen Ort in nächster Nähe von Drasendorf am Draufelde, das an jenen Dominikalkomplex südlich angrenzt, schließen. — Das letztemal wird das Dorf Aigen im Jahre 1325 genannt. In einer Urkunde ddo. 1325, September 28., Marburg, verkaufen Lube der Czwiętnich purger ze Marchpurch und ich Gedraut sein hausvrauwe maister Hertleyn dem schulmaister ze Marchpurch und seinem pruder Jaensleyn um sechstehalbe march silber die huben datz dem Aygen in dem Traueld, da Tzube aufgesezzen ist und die weilen Görgen von Sleuntz was. (Original Pergament, zwei anhängende Siegel, abgefallen, aus dem Studenitzer Archiv, jetzt steiermärkisches Landesarchiv, Nr. 1938a.)

[4]) Studenitz gehören davon 427·33 *ha*, also nahezu die Hälfte.

II, S. 128), also insgesamt 28 Hufen, die sich auf je 22·03 *ha* berechnen.[1]) „*Superius Goldarn*" dagegen wird wohl mit v. Zahn[2]) als Altendorf zu fassen sein. Daß die $8^1/_2$ landesfürstlichen Hufen nur ein Bruchstück des Dorfes bilden, soll unten erwiesen werden.

Damit verläßt die Aufzeichnung des Urbars das Draufeld und wendet sich dem Dranntale und der Umgegend zu, um nur einmal noch (Lazendorf = Lanzendorf) ins Draufeld zurückzukehren.[3])

Erst an einer späteren Stelle treffen wir auf eine zweite Aufzeichnung über das Marburger Amt und die Güter im Draufelde (Rauch, II, S. 169ff.). Sie unterscheidet sich von jener früheren zunächst darin, daß sie statt der Ortsnamen vielfach nur die Namen der betreffenden Ortssupane nennt, und daß die zinsfreien Hufen, die in jener angeführt werden, hier in die Hufenzahl nicht einbezogen werden.[4]) Für

[1]) Danach sind die Angaben richtigzustellen. (Pettauer Studien, a. a. O.)

[2]) Ortsnamenbuch 8.

[3]) Von den weiter folgenden Dörfern (Rauch, a. a. O., S. 141ff.) ist Stopendorf *apud aquam que vocatur* Trevn = Stopno a. d. Drann (nordöstlich Maxau); Schutze = Sveča vas oder Šucje (südöstlich Stopno; vgl. auch Schmutz, Historisch-topographisches Lexikon, 3, S. 526, s. v. Sutsche); Chrisantsdorf = Kroisendorf (Križeča vas), nördlich Studenitz; Pechsendorf = Pečke, nordöstlich des vorigen; Dietzendorf = Slape, südlich Maria-Neustift a. d. Drann (mhd. diezzen); Lazendorf = wohl nicht Ložnica (Losnitz) a. d. Drann, weil in der Reihenfolge zu abliegend, sondern wie (Pettauer Studien, II, S. 137) angenommen wurde, Lanzendorf im Draufelde; Pechsen = nach einer Vermutung, die mir Herr M. Slekovec äußert, kein Orts-, sondern ein Gegendname (dazu oben, S. 72), und zwar Bezeichnung für die Umgebung von Pečke und Piška, d. h. für die Landschaft zwischen dem Draufelde und dem Drannflusse; Ekke *super aquam que dicitur* Trevn = Tržeč (Markldorf), südöstlich Lanzendorf (nach Slekovec); Czdemerstorf = Pristava, östlich Tržeč; Prenossa = Prenoš bei Plankenstein (Zbelovo), westlich Studenitz (vgl. Schmutz, a. a. O., S. 3, 213, s. v. Prenusch); Ztanchendorf = Stanosko (ebendort); Jurindorf = Jurjevci (Georgendorf), südlich Zirkowitz im Draufelde (?), doch eher bei Plankenstein zu suchen; Podaxendorf = (nach Slekovec) vielleicht Podlož, östlich des vorigen (?), doch wohl bei Plankenstein zu suchen; Zlatendorf = Slatina bei Plankenstein; Lengenperge = Lemberg, südlich Pöltschach (nach Slekovec jedoch Dolga gora [Langenberg] OG. Stanosko bei Slatina); Blaglossa = wohl südwestlich Pöltschach zu suchen; Bobrisach = unbestimmt, südwestlich Pöltschach zu suchen, weil an Pobersch (Pobrež), wie (Pettauer Studien, II, S. 116) angenommen wurde, der Reihenfolge im Urbar wegen nicht gedacht werden darf.

[4]) Vgl. schon Pettauer Studien, II, S. 116, Anm. — Ich setze zum Beweise den Anfang hieher und gebe parallel den Text beider Aufzeichnungen (nach *H)*:

[Rauch, a. a. O., S. 169f.]

In Goldarn 20 mansi et dimidius, quilibet 8 metr. tritici, $^1/_2$ mod. avene et unum porcum pro 12 den., agnum pro 5 den.

In minori Goldarn 6 mansi qui solvunt eundem censum.

In maiori Prepuhel 25 mansi, quilibet 1 mod. tritici et 2 mod. avene et tota villa 4 porcos et agnum.

In *minori* Prepuhel 16 mansi *similem* censum et dant 2 porcos et 1 agnum.

Item aput Weligoy 19 mansus *similem* censum *per totum.*

Apud *Andream* supanum 14 mansus similem dant censum in frumento et unum porcum et unum agnum.

Item aput Lambertum 23 mansi simil*em* censum et duos porcos et unum agnum.

Item aput Lubumer 10 mansi, quilibet tantum unum mod. siliginis et tota villa unum porcum.

Item aput Eigen 10 mansi, quilibet 1 mod. tritici 1 mod. avene et porcum.

[Rauch, a. a. O., S. 140f.]

Item in *inferiori* Goldarn 21 predia, de quibus supanus habet 2 usw.

Item in superiori Goldarn $8^1/_2$ predia, de quibus supanus habet 2 usw.

Item in maiori Prechpv̊hel sunt 27 predia, de quibus supanus habet duo et schepfo 1 usw.

Item in minori Prechpv̊hel sunt 18 predia, de quibus supanus habet 2 usw.

Item in Staenfendorf sunt 21 predia, de quibus supanus habet 2 usw.

Item in Andrestorf 16 predia, de quibus supanus habet 2 usw.

Item in Stoytsendorf 25 predia, de quibus supanus habet 2 usw.

Item in Nauersendorf 12 predia, de quibus supanus habet 2 usw.

Item in maiori Aigen 2 predia . . . quia villa maior est, licet a principe alia sint infeodata.

unseren Zweck gewährt diese zweite Aufzeichnung mit Ausnahme der Angabe über „Eigen“ (s. oben S. 172) keine Ausbeute.

Zur Bestimmung der Hufengröße in den übrigen nicht oder nur teilweise landesfürstlichen Dorfschaften haben wir namentlich dort, wo die Flurkarte an sich nicht inhaltsreich ist, leider nur wenige Anhaltspunkte.

In Roßwein deutet der Umstand, daß hier vermutlich die herrschaftliche *curtis stabularia* 33·87 *ha* umfaßte,[1]) auf eine ähnliche Hufengröße hin, da im Draufelde vielfach das Dominium einer oder mehreren Bauernhufen gleichkommt.[2]) Die Vermutung wird dadurch gestützt, daß die $3^1/_2$ landesfürstlichen Hufen in Roßwein 1265 gleichviel zinsen wie jene in Kranichsfeld, die sich ihrerseits auf rund 35 *ha* berechnen lassen.[3])

Was Zwettendorf betrifft, so habe ich meinen Ausführungen (Pettauer Studien, II, S. 117) hinzuzufügen, daß uns über dieses Dorf Nachrichten im Salzburger Urbar von 1322[4]) vorliegen:

Item in villa Zwerkendorf hube xxiiij. Harum suppanus habet iij de quibus non dat censum sed expensas sepe ministrat.

Aliarum xxj hubarum servit quelibet tritici mez vj, siliginis mez iiij, avene mez viij quorum mez vij faciunt virlingum j, denarios xxxj, videlicet in quadragesima denarios v, in festo Georii denarios vj, in festo penthecostes denarios ꝑ ($4^1/_2$) et in festo Martini denarios xv.[5]) *Summa in Zwerkendorf de hubis xxj tritici mensurae cxxvj faciunt virlingos xviij sunt modii xij* usw.

Daraus ergibt sich, daß Zwettendorf nach 25 Hufen zu 19·24 *ha* kolonisiert wurde, nach einem Hufenmaße also, das auch sonst auf salzburgischem Besitze im Draufelde wiederkehrt.[6])

Ebenso kann ich für Kötsch jetzt urbarielle Nachrichten beibringen.

Den Besitz und die Rechte, die das Kloster Viktring gegen Ende des Mittelalters im Draufelde hatte, verzeichnet ein im Archive des kärntnischen Geschichtsvereines

---

Item aput Qualosse 6 mansi similem censum.

Item aput Chressendorf $15^1/_3$ mansi, quilibet 1 mod. tritici et unum mod. avene et porcum pro 12 den.

Item in minori Aigen 7 predia, de quibus supanus habet 2 usw.

In Chressendorf 19 predia, de quibus Georius schepho habet 3 antiquo iure et preco habet $^1/_2$, aliorum vero $15^1/_3$ census usw.

usw.

Die weiteren Dorfschaften betreffen nicht mehr das Draufeld. Durch Cursivdruck wurden im Vorstehenden Emendationen, deren Begründung hier zu weit führen würde, hervorgehoben. Im einzelnen bemerke ich nur noch, daß bei Goldarn *„20 et dimidius“* wohl ein paläographisch leicht erklärlicher Schreibfehler für $19^1/_3$ ist, ebenso bei Goldarn *minus* VI für vij. Auch die sonstigen inkongruenten Angaben (bei *maior* Prechpühel [28, nicht 27, vgl. oben S. 172, Anm. 1], bei Qualosse und *minor* Aigen) sind auf Schreibversehen zurückzuführen. — Wie die Aufnahme zweier Aufzeichnungen über das Amt Marburg ins Ottokarische Urbar zu erklären ist, darüber wird die von der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien vorbereitete Neuausgabe Aufschluß zu geben haben. Ich würde hier nur aufmerksam machen, daß diese zweite Aufzeichnung offenbar die ältere ist (vgl. die Angaben über Eigen). Die Zinshöhe ist in beiden Aufzeichnungen verschieden, nur der Weizenzins (in *metretae* umgerechnet) erscheint, wenn man Roßwein, das nur die erste Aufzeichnung nennt, nicht berücksichtigt, dafür aber die fehlenden 8 Hufen von *maior* Aigen dazunimmt, ziemlich gleich (4329 *m* : 4367 *m*). Vgl. Tabelle VIII und IX unten S. 187, 188.

[1]) Pettauer Studien, I, S. 175.

[2]) Siehe oben.

[3]) Rauch, a. a. O., S. 140, und oben, S. 170.

[4]) Hs. 1157 des steiermärkischen Landesarchives, fol. 22.

[5]) Am Rande von späterer Hand des XIV. Jahrhunderts: *Nota quod hůba una compera[t]a a Seytzariis servit [tritici] quartalia iij, siliginis quartalia ij [au]ene quartalia iiij^{or} denarios lj.*

[6]) Pettauer Studien, II, S. 129.

zu Klagenfurt verwahrtes Urbar, das 1488 auf Befehl des Abtes Johann angelegt wurde. Es ist eine Pergamenthandschrift in 4^0 mit 161 Blättern, durchweg von einer Hand des XV. Jahrhunderts geschrieben; nur auf den letzten Blättern finden sich Nachträge von verschiedenen Händen des ausgehenden XV. Jahrhunderts. Auf f. 135' beginnt die Aufzeichnung über das Officium in Marchpurga, zunächst die Zinsungen in der Stadt Marburg und das Bergrecht „unsers hofs ze Marchpurg" betreffend. F. 138 aber steht folgende — uns speziell interessierende — Niederschrift:

Der erste zynns im ambt zu Kotsch.

Item Jantritz dint iij virtaill waytz, haber vj virtaill, xxx ß, pullum i, ova xx.
Pawl Heinrich dint waytz ij virtaill, habern iij virtaill, xv ß, pullum i, ova x..
Symon Serub dint iij virtaill waytz, habern vj virtaill, xxx ß, pullum i, ova xx.
Marin dint i ℔ phenning ß und iij virtaill habern, pullum i, ova xx.
Jacob dint xxv ß, pullum i, ova xxv.
Musseld dint xxv ß,[1]) pullum i, ova xxv.
Smecker dint iij virtaill waytz, avene vj virtaill, xxx ß, pullum i, ova xx.
Weber dient x ß, pullum i, ova x.
Steffan des supan sun dint waytz iij virtaill, habern v virtaill, gallinas ij, ova x und vij ß.

Zu Oberkotsch.

Zu Oberkotsch Martin dint waytz iij virtaill, haber v virtaill, vij ß, pullos ij, ova x.
Der under Swetti dint waytz iij virtaill, habern v virtaill, vij ß, pullos ij, ova x.
Supan dint waytz iij virtaill, haber v virtaill, vij ß, pullos ij, ova x.
Martin Jantritz dint waytz iij virtal, haber vj virtaill, iiij β ß, pullos ij, ova x.
Swetti Stocker dint rogken iij virtaill, haber v virtaill, vij ß, pullos ij, ova x.
Jacob Martin dint waytz iij virtaill, haber v virtaill, vij ß, pullos ij, ova x.
Michel mulner dint von der mull 1 marck ß, pullum i, ova x.
Aber Michel mulner dint von 1 hueben 1 marck ß, avene ij virtaill, pullum i, ova x.
Thomass Arban[2]) dint vj β ß, pullum i, ova x, avene ij virtaill.
Steffan dint i ℔ ß, pullum i, ova x.
Aber der Arban[2]) hat ain hofstatt, dint vij β ß.
Item aber der Urban dient mer von ainer hueben vij β und x ß, avene iij virtaill, pullum i, ova x.
Item Turnar dient xxxij ß.
Zeruke dint xxxij ß.

Dann folgen f. 139' „die perckrecht zu Kotsch", daraus ich für unsere Zwecke nur notiere: „Item die von Saytz dient most ain wasseremper, i helbling".

Die obige Aufzeichnung, die mir erst nach Abschluß der II. Abteilung der Pettauer Studien bekannt geworden ist, ermöglicht uns auch mit einiger Sicherheit wenigstens die Feststellung der Hufenzahl und Hufengröße von Oberkötsch bzw. Unterkötsch. Erstere — Oberkötsch — hat, wie die annähernd gleichen Zinsungen erweisen, 10 Hufen. Außerdem sind im Dorfe eine Mühle — wie die Art des Zinses zeigt, ohne Ackerland —, eine Hofstatt und zwei Keuschler (Turnar und Zeruke), wohl mit äußerst geringem Grundbesitze, vorhanden. Oberkötsch hat nun eine Fläche von 125·27 *ha* (ohne Dominium), wovon auf die Hofstatt (gewöhnlich etwa ein Viertel einer Hufe) und die beiden Keuschler höchstens 6 *ha* entfallen können, so daß für jede Hufe eine Fläche von rund 12 *ha* übrigbleibt. Da in Unterkötsch, nach den Zinsungen zu urteilen, die Hufen gleich groß waren, so ist es meines Erachtens ziemlich wahrscheinlich, daß beide Dörfer nach *mansi sclavonici* zu 12 *ha* besiedelt wurden. Oberkötsch hätte deren 10, Unterkötsch (mit einer Fläche von 472·12 *ha*) 40 umfaßt.

---

[1]) Das erste x auf Rasur.
[2]) So *Hs.*

Ottendorf zählte vermutlich 10 Hufen, von denen 7 dem Stifte St. Paul, 1 dem Deutschen Orden und 2 dem Kloster Seitz gehörten. Die Hufengröße würde sich hier auf etwa 31·69 *ha* berechnen lassen.[1])

Podova und Brezula sind, wie schon Pettauer Studien, II, S. 124, ausgeführt wurde, nach *mansi sclavonici* zu rund 12 *ha* besiedelt worden. Ebenso wurde (a. a. O., S. 125) die Größe der Hufen in Lack und Rast auf 31·17 *ha*, in Siebendorf (a. a. O., S. 128) auf 28·08 *ha*, in Skorba (a. a. O., S. 129) auf 22·13 *ha*, in Ober-Rann auf vermutlich 7 Hufen zu 26·35 *ha*, in Niverzen (a. a. O.) auf 29·99 *ha*, in Haidin (a. a. O., S. 132) auf 25.077 *ha*, in Zirkowitz (a. a. O., I, S. 177) auf 11·137 *ha (mansi sclavonici!)*, sowie in Drasendorf[2]) (a. a. O., S. 179) auf 13·18 *ha (mansi sclavonici?)* bestimmt.

In Strasgoinzen verzeichnet das Parzellenprotokoll zur Flurkarte von 1825 19 Ganz-, 13 Halb-, 1 Viertel- und 1 Drittelbauer.[3]) Es wird demnach zu vermuten sein, daß das Dorf ursprünglich 26 Hufen zählte. Von der Gesamtfläche der Gemarkung (619·34 *ha*) sind 2·94 *ha* Gewässer und 52·39 *ha* Dominium, sowie der „Hofstadt"-Komplex[4]) mit 32·51 *ha* abzuziehen. Es erübrigt für jene 26 Hufen eine Fläche von 531·53 *ha* (11 *mansi regales* à 48·32 *ha*), so daß auf jede 20·44 *ha* entfallen. In Strasgoinzen läßt sich übrigens selbst die Größe des ehemaligen Hufschlaglandes annähernd bestimmen. Der ganze Süden des Dorfes war — soweit er nicht dem Dominium noch heute gehört (eine geschlossene Königshufe) — in seiner Gänze Gemeindeweide.[5]) Nur die Riede: Ortsried, Langenacker, Gorze und Lausche im Nordosten und Nordwesten der Dorfstatt sind das alte Hufschlagland, das demnach eine Fläche von 146·98 *ha* hatte. Mit anderen Worten, von den 11 bei der Kolonisation dem Dorfe als Gemarkung zugewiesenen Königshufen sind zunächst nur drei (146·98 *ha* = 3 *mansi regales* zu 48·99 *ha*) wirklich gerodet worden, nämlich nur der fruchtbarste Teil der Gemarkung, so daß jeder Hüfner mit nur etwas mehr als 5·65 *ha* Ackerland sich begnügen mußte. Alles andere wurde als gemeine Mark unverteilt liegen gelassen.[6])

In Šikola waren nach dem Parzellenprotokolle zur Flurkarte von 1825 damals 21 Ganz- und 11 Drittelbauern, 1 Müllner und 13 Keuschler ansässig. Danach wären hier ursprünglich wohl 25 Hufen gewesen; auf jene entfallen 20·30 *ha*, also genau dieselbe Hufengröße, die für Strasgoinzen nachgewiesen wurde.[4])

Was Micheldorf anlangt, so zeigt beiliegende Tabelle, daß in den drei Gewannen, in die das Ried „Na gatnem voglu" zerfällt, durchschnittlich je 20 Hufenanteile vorhanden sind. Demnach ist Micheldorf wohl nach 20 Hufen zu 23·80 *ha* besiedelt worden.[7])

---

[1]) Danach sind die Angaben (Pettauer Studien, II, S. 123) richtig zu stellen.

[2]) Das Kloster Studenitz besaß seit dem XIII. Jahrhunderte in Drasendorf 8 Hufen; ein Urbar der Herrschaft Wildhaus von 1555 (Hs. 13.996, Wiener Hofbibliothek) aber erwähnt weitere 12 Hufen. Dadurch erscheint die kartenmäßige Reduktion auf 20 Hufen bestätigt.

[3]) Die außerdem genannten 8 Keuschler sind nahezu ohne Grundbesitz.

[4]) Vgl. Pettauer Studien, II, S. 133.

[5]) Daß das Dominium außer jener Königshufe im Süden noch anderen Besitz gehabt hätte, wie ich (Pettauer Studien, a. a. O.) annahm, ist unrichtig. Auch jenes im äußersten Süden der Gemarkung nur an einem Wege mit Strasgoinzen zusammenhängende, in Blöcken verteilte Viereck war nur Gemeindegrund. Ob übrigens der hier vorkommende Flurname Binda etwa mit Beunde zusammenzubringen ist?

[6]) Danach sind die (Pettauer Studien, II, S. 133f.) gemachten Angaben zu berichtigen und zu ergänzen.

[7]) Danach wären die Angaben, Pettauer Studien, I, S. 181, zu korrigieren.

Tabelle II.

Gewann I.			Gewann II.			Gewann III.		
Hausnummer	Größe in Ar	Hufenanteil	Hausnummer	Größe in Ar	Hufenanteil	Hausnummer	Größe in Ar	Hufenanteil
36	45	1	36	45	1	36	52	1
45	47	1	45	53	1 1/8	45	26	1/2
43	22	1/2	43	28	5/8	15	25	1/2
30	41	1	30	50	1	43	28	1/2
29	50	1 1/4	29	62	1 3/8	30	52	1
42	21	1/2	42	24	1/2	29	65	1 1/4
3	21	1/2	3	24	1/2	42	26	1/2
26	42	1	26	50	1	3	28	1/2
21	45	1	21	54	1 1/8	26	50	1
41	25	1/2	41	25	1/2	21	54	1
32	27	5/8	32	28	5/8	41	30	5/8
8	56	1 3/8	8	63	1 3/8	32	31	5/8
41	49	1 1/8	41	53	1 1/8	8	65	1 1/4
35	25	1/2	35	26	1/2	41	47	1
34	23	1/2	34	26	1/2	35	27	1/2
30	56	1 3/8	30	57	1 1/4	34	25	1/2
6	32	3/4	6	50	1	30	60	1 1/8
29	55	1 3/8	29	65	1 1/2	6	50	1
30	46	1	1	26	1/2	29	67	1 1/4
5	37	7/8	27	25	1/2	1	29	1/2
24	47	1	5	45	1	27	25	1/2
22	50	1 1/4	24	45	1	5	43	3/4
Hufenanteil 42 *a*		20	22	67	1 1/2	24	55	1
			Hufenanteil 45 *a*		20 1/8	22	80	1 1/2
						Hufenanteil 52 *a*		19 7/8

Auf ähnliche Weise läßt sich für Saukendorf feststellen, daß es hier ursprünglich 30 Hufen gegeben hat. Das Ried „Izgoni“ mit der flämischen Hufenanlage stellt sich tabellarisch folgendermaßen dar:

Tabelle III.

Streifen	Größe in Ar	Hufenanteil	Streifen	Größe in Ar	Hufenanteil
I	971	1 3/4	XVII	560	1
II	460	7/8	XVIII	482	7/8
III	510	1	XIX	558	1
IV	477	7/8	XX	547	1
V	423	3/4	XXI	546	1
VI	465	7/8	XXII	494	7/8
VII	533	1	XXIII	525	1
VIII	518	1	XXIV	640	1 1/4
IX	572	1	XXV	294	1/2
X	507	1	XXVI	546	1
XI	552	1	XXVII	571	1
XII	478	7/8	XXVIII	285	1/2
XIII	548	1	XXIX	269	1/2
XIV	545	1	XXX	556	1
XV	531	1	XXXI	464	7/8
XVI	571	1	Summe . .		30 3/8

Die Streifen I, X, XVII, XIX und XXV sind unter mehrere Hofstellen verteilt. Doch läßt sich die ursprüngliche Zusammengehörigkeit noch erkennen. Die hier angewendete Zählung I—XXXI ist von Ost nach West zu nehmen.

Der Hufenanteil in den flämischen Streifen hat also etwa 546 *a* betragen, und zwar scheinen an 30 Hufen ursprünglich in dieser Anlage vertreten gewesen zu sein. Ist dies richtig, so erfolgte in Saukendorf die Kolonisation nach Hufen zu 17·98 *ha.*[1])

Für Amtmannsdorf habe ich seinerzeit, v. Zahns Angaben im Ortsnamenbuch der Steiermark im Mittelalter und einer älteren Arbeit von M. Slekovec[2]) folgend, angenommen, es sei mit dem in den Urbaren des Minoriten- und Dominikanerklosters in Pettau genannten „Ambtmansdorf oder Blasendorf" zu identifizieren. Der Umstand, daß dieses sieben Hufen zählte und auch die Kartenanalyse eine Reduktion auf sieben ursprüngliche Wirtschaften nicht geradezu ausschloß, schien wahrscheinlich zu machen, daß Amtmannsdorf nach sieben *mansi regales* zu 48 *ha* kolonisiert worden ist und daß hier die Königshufe noch im XV. Jahrhundert Wirtschaftseinheit war.

Nun scheint gegen jene Identifizierung, worauf mich der hochw. Herr M. Slekovec aufmerksam zu machen die Güte hatte, die Reihenfolge in den Urbaren zu sprechen. Beide Urbare führen das Dorf im „nider ambt zu Lichtenegk" an. Im Urbar des Minoritenklosters (Hs. 3793 des steiermärkischen Landesarchives) gehen die Dörfer Juriatsch (Jurovec, südlich Lanzendorf), Mayrhofl (Pristava, südwestlich St. Veit a. d. Drann), Lubstawa (Lubstava, südlich des vorigen), Lichteneck (Łichtenegg, slov. Podlehnik, südwestlich des vorigen), Czebelstorff (unbestimmt; bei Lichtenegg?), Großendorff oder Micheldorff (unbestimmt; bei Lichtenegg?) voran, während Yablanowetz groz und chlain (Jablovec, südwestlich Lichtenegg); im Sekel (Sakel, östlich des vorigen) und Deschene (Dežna, nordwestlich des vorigen) folgen. Auch die Reihenfolge im Dominikanerurbar (Hs. 141 des Staatsarchives in Wien, fol. 104) weist auf ein Dorf in der Nähe von Lichtenegg, jedenfalls im Tale des Rogatnicabaches.[3]) Wie Slekovec, und mit Recht, vermutet, ist jenes „Ambtmansdorf oder Blasendorf" in dem heutigen Unter-Stanošina mit Neukirchen (Nova cerkev) und dem Schlößlein Gojkova, das nachgewiesenermaßen Sitz des Amtmannes der Minoriten in diesen Gegenden war, zu erblicken.[4])

Dagegen nennt das Urbar der Herrschaft Wurmberg vom Jahre 1496 (Hs. 3221 des steiermärkischen Landesarchives) unmittelbar nach „Sawtendorf" (= Saukendorf) und vor „Newstifft" (= Maria-Neustift, südlich Saukendorf) ein bisher nicht näher lokalisiertes Dorf „Maydburg" (f. 18' ff.):

> Item supan Janso dat koren dat vi saff habern ii saf dat greis i mësel, mad ℈ xʃ ℈.
> Item Jury dan der Sell dat koren vi saf, [habern ii saf, dat xx ℈, de greis i mes.]
> [Item Vrban dat habern ii mas dat xʃ ℈.]
> Jury dat koren vi saf [habern ii saf, greis i mes, dat xʃ ℈].
> Item Primus dat habern ii saf greis i mes dat xʃ ℈.
> Item Jacob dat koren vi saf [dat habern ii saf greis i mes dat xʃ ℈].
> Item Andre dat koren vi saf [dat habern ii saf greis i mesel dat xʃ ℈].
> Item Matthe Steett dat koren vi saf [dat habern ii saf greis i mesel dat xʃ ℈].

[1]) Dies zur Ergänzung der Angaben, Pettauer Studien, II, S. 135. Das „Suppedragen" des Rationariums ist hier fälschlich auf Saukendorf bezogen worden.

[2]) Župnija sv. Lovrenza na Dravském polju, 105 ff.

[3]) Auch die Angabe in beiden Urbaren: „Do get uns der zehent wein und getraid zwai tajl und der drit tail gehört dem pharer in sand Veyt ze Tren" deutet auf die Weingegenden in der Pfarre St. Veit im Kollosgebirge.

[4]) Wie Prozeßakten des XVII. Jahrhunderts erweisen, ist Gojkova mit einem 1518 erwähnten Hof der Minoriten zu Amtmannsdorf, zu dem die 1465 genannte Hufe des Minoritenamtmannes „daselben" (Pettauer Studien, II, S. 183, Anm.) gehörte, identisch. — Mit einer Urkunde von 1611, 23. August, verkauft der Pettauer Minoritenguardian Hans Jakob Bosius einen „newsatz" am „Mäsinzerperg" (= Mesinzenberg bei Sedlažek, südlich Lichtenegg), der an die „Ambtmanstorfer gemein" angrenzt.

[Item von der wisen dat ii ℔.]
Item Matthe dat koren vi saf [dat habern ii saf greis i mesl, dat xʃ ℔].
Item Michell dat koren vi saf [dat habern ii saf greis i mesl dat xʃ ℔].
Item Andre Peisser[1]) dat koren vi saf [habern ii saf, greis i mesl dat xʃ ℔].
Item Jacob dat vi saf koren [habern ii saf, greis i mesl, dat xʃ ℔].
Item Jury dat koren vi saf [dat habern ii saf, dat greis i mesel, dat xʃ ℔].
Item Larencz dat koren vi saf [habern ii saf, greis i mesel, xʃ ℔].
Item Gregor dat saf vi koren [dat habern ii saf, greis i mesel, dat xʃ ℔].
Item Jury Weber dat koren vi saf [dat habern ii saf, greis i mesl dat xʃ ℔].
Item Mursell dat koren xii saf [habern iiii saf, greis ii mesl, dat xxi ℔].
Item Andre Suster dat koren vi saf [habern ii saf greis i mesel dat xʃ ℔].
Item Jan Matthe dat koren vi saf [dat habern ii saf, greis i mesel, dat xʃ ℔].
Item Andre Smid dat koren vi saf, die iii saf hatt im geheng auf jar.
[Item habern ii saf, greyss i mesel und xʃ ℔.]
Item Tomas Lyephartt dat habern ii virtal.
Item Jury dat habern ii virtal.
Item Jury Meiczen sun dat koren vi saf [habern iii schaff, greyss ain mesl, xʃ ℔].
Item Jacob Zabiss dat koren vj saf [habern iii schaff, greyss ain messl xʃ ℔].

Auf einem beiliegenden Zettel steht überdies folgende Aufzeichnung:

Item Vrban tenetur koren vi saf.
Item Jacob an der Soll tenetur koren vi saf.
Item Jury koren tenetur vi saf.
Item die drey paüer von Maidburg die sint schuldig das koren jeder vi saf.[2])

Es ist nicht das einzigemal, daß uns „Maydburg“ im Mittelalter begegnet. Schon das Ottokarische Urbar erwähnt *„ultra Trabam“* zwei *„communiciones que dicuntur Meidenberch“*.[3]) Werden wir schon dadurch auf das Gebiet, das zum landesfürstlichen *„officium ex altera parte Trahe“* gehörte, auf das Draufeld und das Dranntal also, gewiesen, so bestätigt anderseits auch jene Urkunde von 1357, in der Herzog Albrecht vom Kloster Seitz „newn und sibenczig hüben in dem Traveld“ erwirbt, „die uns czü unsrer vest Maidberch paz fügent“,[4]) daß zumindest eine jener *„communiciones“* auf dem Draufelde gelegen war. Hat man bereits die Vermutung geäußert, daß eine der beiden Vesten das heutige Monsberg (Mannsberg bei Maria-Neustift) sei,[5]) so wird die zweite um so eher in Unter-Monsberg (seit dem XVII. Jahrhunderte Schneeweiß genannt) auf dem Boden der Gemarkung von Amtmannsdorf im Draufelde zu suchen sein.[6])

Damit erscheint es ziemlich sichergestellt, daß wir in jenem „Maydburg“ des Wurmberger Urbars, das bereits 1441 als „Ruegstorff“[7]) zu Wurmberg gehörige Amtmannsdorf zu sehen haben.

[1]) Vielleicht auch Peissee zu lesen.

[2]) Ich verdanke die Abschrift der Güte des Herrn Privatdozenten Dr. A. Mell in Graz. — Die von einer zweiten, gleichzeitigen Hand stammenden Zusätze sind oben zwischen Klammern gesetzt.

[3]) Rauch, II, S. 117.

[4]) Pettauer Studien, II, S. 185.

[5]) v. Krones, Verfassung und Verwaltung der Mark und des Herzogtumes Steier, I, S. 370. — Für Monsberg begegnet noch 1528 der Name Maidsberg. Slekovec, Wurmberg, S. 45.

[6]) Die Vermutung hat schon Slekovec, Župnija sv. Lovrenca, S. 105, geäußert. Die Angaben, die v. Zahn in seinem Ortsnamenbuch S. 324 über Maydburg zusammenstellt, lauten: Maydburg, Burg ehemals südwestlich Pettau bei Mannsberg und Maria-Neustift. 1265 R. St. 1, p. 7, 173, = 1312 haws Meidberg Ukd. = 1357 vest Maidberch. Ukd. = 1396 Maydburg im Traueld gegen Pettaw uber — Ukd. = 1423 vest Maidberg, Scha. 1, 143 = 1426 —burg. Ukd. = 1441 vest May(d)— Ukd. = 1443 haws —, ob der Traav im Trauueld, Ukd. = 1450 Maidberg, Ukd. = 1496 Mayd — Wu. 18 = nach Ukd. von 1357 gehörten dazu (16 Huben) Albrechtsdorf, (10) Newdorf, (18) Drasendorf, 8, Sabiach und beide Pribislausdorf (27).

[7]) Slekovec, Wurmberg, S. 43.

Diese Erkenntnis nötigte natürlich zu einer neuen Kartenanalyse. Als Grundlage für die Berechnung wurden die an die ältere, westliche Dorfzeile anschließenden, ein Gewann bildenden Riede Za vrti (Karte: Saverta Dolch!?), Srednica (Sretza Dolch!?) und Gornica (Goritz Dolch!?) gewählt. Sämtliche Bauern, deren Anteile die beiliegende Tabelle zeigt, gehörten dem Dominium Oberpulsgau.

Tabelle IV. Amtmannsdorf.

Hausnummer	Größe in Ar	Hufenanteil	Hausnummer	Größe in Ar	Hufenanteil
12	167	$2^1/_4$	22	136	$1^3/_4$
3	114	$1^1/_2$	23	55	$^3/_4$
16	113	$1^1/_2$	39	67	$^7/_8$
17	73	1	24	57	$^3/_4$
44	79	1	25	59	$^3/_4$
19	95	$1^1/_4$	42	28	$^3/_8$
20	76	1	27	86	$1^1/_8$
21	77	1	28	103	$1^3/_8$
46	78	1	29 und 30	139	$1^7/_8$
			Hufenanteil	76 *a*	$21^1/_8$

Nach dem Verhältnisse der Zinsungen zu schließen, haben der Herrschaft Wurmberg 1496 in Maydburg-Amtmannsdorf 21 Hufen und etliche mit geringem Zins belastete, weil wenig Grund besitzende Hofstellen zugehört. Da nach obiger Tabelle sich ebenfalls 21 Hufenanteile nachweisen lassen, so ist es wohl außer Zweifel gestellt, daß Amtmannsdorf mit jenem Maydburg identisch und nach 21 Hufen zu 15·89 *ha* besiedelt worden ist.[1])

Die hier gefundene Hufengröße läßt sich auch in Lanzendorf nachweisen. Nach dem Parzellenprotokolle von 1824 gab es hier 2 Ganz-, 44 Halb- und 6 Viertelbauern, was auf eine ursprüngliche Anlage in 25 Hufen schließen läßt. Bei einer Gesamtfläche von 398·89 *ha* wären also auf eine Hufe 15·96 *ha* entfallen.[2])

Richtigzustellen und zu ergänzen wären endlich auch die Angaben über Altendorf und Staroschinzen.[3])

Für Altendorf wurde der Berechnung ein wenig in Verwirrung geratenes Gewann zugrunde gelegt, das südöstlich vom Dorfe liegt und nördlich von der Marburg-Pettauer Straße, westlich von dem a. a. O., S. 126, erwähnten Komplex des Einzelhofes Nr. 7, im Süden und Osten von Feldwegen begrenzt wird:

[1]) Von der Gesamtfläche (645·04 *ha*) sind 306·05 *ha* Dominium abzuziehen, so daß das Bauernland ursprünglich 333·62 *ha* oder 7 *mansi regales* zu 47·66 *ha* betragen hat. Danach sind die Zahlen (Pettauer Studien, I, S. 184) zu berichtigen.

[2]) Die im Ottokarischen Urbar genannten „X predia" zu Lanzendorf sind nur ein Bruchstück des Dorfes. Die Berechnung (Pettauer Studien, II, S. 137) ist also unrichtig.

[3]) Pettauer Studien, II, S. 125ff. und 132.

Tabelle V. Altendorf.

Hausnummer	Größe in Ar	Hufenanteil	Hausnummer	Größe in Ar	Hufenanteil
9	96	1	9	96	1
11	68	3/4	11	92	1
12	48	1/2	12	88	1
7	54	1/2	7	45	1/2
45	28	1/3	45	50	1/2
14	31	1/3	7	46	1/2
15	58	5/8	15	103	1
16	36	1/3	16	51	1/2
20	90	1	20	131	1 3/8
24	124	1 1/4	24	179	1 7/8
41	59	5/8	41	84	7/8
27	32	1/3	27	44	1/2
49	31	1/3	49	52	1/2
			Hufenanteil	96 *a*	18 1/3

Vermutlich ist demnach Altendorf ursprünglich nach 18 Hufen zu 12·68 *ha*, d. h. nach *mansi sclavonici*, angelegt worden.

Staroschinzen ist mit dem im Ottokarischen Urbar genannten „Ztanossen" nicht identisch; dieses ist vielmehr im heutigen Stanosko bei Plankenstein zu suchen, das wegen der Reihenfolge im Urbar passender erscheint. Es muß daher ein anderer Weg für die Berechnung der Hufengröße eingeschlagen werden. Die drei Gewanne Beim Graben (I), Izgon (II) und Bei Strasgoinzen (III) lassen nach der Zahl der darin vertretenen Hufenanteile, wie sie nachstehende Tabelle zeigt, auf 14—17 ursprüngliche Hufen schließen.

Tabelle VI. Staroschinzen.

I. Gewann beim Graben.

Hausnummer	Größe in Ar	Hufenanteil	Hausnummer	Größe in Ar	Hufenanteil
8	81	1 1/2	14	30	1/2
12	209	3 3/4	18	20	3/8
15	56	1	13	16	1/4
5	54	1	11	20	3/8
10	64	1 1/8	12	19	3/8
27	28	1/2	7	26	1/2
23	44	3/4	15	49	7/8
4	44	3/4	3	57	1
2	21	3/8	Hufenanteil	56 *a*	15

II. Gewann Izgon.

Hausnummer	Größe in Ar	Hufenanteil	Hausnummer	Größe in Ar	Hufenanteil
24	158	3	4	38	7/8
13	55	1	27	50	1
18	59	1	10	52	1
14	84	1 5/8	5	55	1
2	74	1 1/2	15	55	1
20	92	1 7/8	3	66	1 1/4
23	38	7/8	Hufenanteil 55 *a*		17

III. Gewann bei Strasgoinzen.

Hausnummer	Größe in Ar	Hufenanteil	Hausnummer	Größe in Ar	Hufenanteil
6	104	1 3/4	2	49	3/4
5	62	1	14	69	1 1/8
10	54	7/8	18	44	3/4
20	57	1	13	37	5/8
4	31	1/2	21	26	1/2
23	30	1/2	11	23	3/8
3	64	1	7	47	3/4
5	118	2	15	62	1
			Hufenanteil 62 *a*		14 1/2

Demnach hätte, angenommen, Staroschinzen hätte ursprünglich 14 Hufen umfaßt, deren Größe je 21·17 *ha* betragen; bei 15 Hufen aber je 20·26 *ha*. Andere Möglichkeiten kommen nicht in Betracht, weil noch zurzeit der Katastrierung die Nr. 12 (Besitzer Matthias Lah) und Nr. 15 (Besitzer Josef Loch), die, wie die Flurkarte zeigt, einst eine Hufe bildeten, einen Gesamtbesitzstand von 22·63 *ha* hatten, die ursprüngliche Hufengröße also annähernd diesen Flächeninhalt gehabt haben muß. — Für die übrigen Dörfer des Draufeldes fehlen alle Angaben zur Bestimmung der Hufengröße. Wie groß die Wirtschaftseinheit in St. Magdalena,[1]) Pobersch,[2]) Lehndorf,[3])

[1]) Die Pettauer Studien, II, S. 116, geäußerte Vermutung, daß die Besiedelung hier nach *mansi sclavonici* erfolgt sei, kann ich nicht aufrechthalten.

[2]) Der landesfürstliche Besitz in Pobersch 1265 ist wohl nur ein Bruchstück des Dorfes, demnach die Berechnung, Pettauer Studien, II, S. 216, zumindest sehr zweifelhaft.

[3]) Für Lehndorf ließe sich eine Besiedelung nach 21 Hufen zu 28·90 *ha* wenigstens vermuten. Das Wurmberger Urbar von 1496 (steiermärkisches Landesarchiv) führt unmittelbar vor Lack im Draufelde ein „Lengdorff" (f. 13') an, in dem sich außer einer Supanenhufe (wohl Doppelhufe) noch 7 ganze und 2 halbe Hufen vorfanden. Wenn es mit unserem Lehndorf, wie es wahrscheinlich ist, zusammenfällt, hätte dieses, die im Marburger Stockurbar von 1499 genannten 11 Hufen mitgerechnet, eben 21 Hufen gezählt. Die berechnete Hufengröße ist auch sonst im Draufelde nachzuweisen. Danach sind die Ausführungen, Pettauer Studien, II, S. 117, zu ergänzen. Zu beachten ist übrigens, daß das Marburger Urbar f. 8 „die supp zu Lenndorff" als „von dem von Stubenberg herkommendt" bezeichnet; die Herrschaft Wurmberg aber damals eben stubenbergischer Besitz war (Slekovec, Wurmberg, S. 57f.). Es scheint also früher das ganze Dorf Lehndorf zu Wurmberg gehört zu haben.

Unter-Rothwein,[1]) Wochau, Schleinitz, Nußdorf,[2]) Goritzen,[3]) Windischdorf, Unter-Rann, Drasendorf (Draženci),[4]) Gersdorf, St. Kunigunden,[5]) Pongerzen, Ober- und Unter-Jabling,[6]) Pleterje und St. Lorenzen[7]) gewesen ist, muß vorläufig dahingestellt bleiben.

[1]) „Radvan" mit 6 Hufen, das im Ottokarischen Urbar erscheint, ist wohl nur ein Bruchstück des Dorfes, da in Rothwein auch St. Paul begütert war. Da ich dies, Pettauer Studien, II, S. 118, übersehen habe, ist die Berechnung a. a. O. eine irrige.

[2]) Über diese drei Dörfer ist unten, S. 191, zu vergleichen.

[3]) Pettauer Studien, II, S. 125, Kol. 1, oben, hat der erste Absatz zu lauten:

„Ferner heißt es im Marburger Stockurbar von 1499 (Steiermärkisches Landesarchiv, Stockurbare Nr. 107), f. 51: Die sup Goritz hat 7 hueben; die ain hat der supan an dinst, die annderen dienn all geleich alls hernach geschriben steet: 3 schaff roken, 5 schaff habern zum weichnachten, 28 ß 1 obl. zu sannd Michels tag, ain weinnachthuen, ain vaschanghuen und zu den ostern 20 air. Der Iacob Metter nun supan hat noch ain hueben, dint davon vollingen zinss." Überdies werden weitere 5 Hufen, deren vier bis 1493/4 öde gelegen waren und „ain ode mul" aufgezählt. Zum Schlusse wird (f. 52) bemerkt: Ambtmansrecht. Darumben ist gleich die irrung wie in Chressendorff, hat man noch nicht annders erfragen mugen."

Der fünfte Absatz (Z. 29ff.) hat demgemäß zu lauten:

„Das Marburger Urbar zählt in Goritzen 13 (7 + 1 + 5) Hufen auf; eine befand sich überdies seit 1344 im Besitze des Klosters Studenitz. Es erscheint daher immerhin möglich, daß Goritzen ursprünglich nach 14 Hufen zu 32·74 *ha* besiedelt wurde. Dieselbe Hufengröße läßt sich auch sonst im Draufelde nachweisen."

[4]) Zu meinen Ausführungen, Pettauer Studien, II, S. 129, wäre zu bemerken, daß die heutige Anlage von Drasendorf (Draženci), wie die kreisförmige Form der Dorfstatt und die unregelmäßige Flureinteilung nahelegt, eine nach einer Verödung erfolgte Neuanlage ist. Im XIV. Jahrhundert war das Dorf entschieden größer, als heutzutage. Im Jahre 1357 kaufte Herzog Albrecht vom Kloster Seitz unter anderem 10 Hufen zu „Newndorf" (= Neudorf, südöstlich Drasendorf), „sechczehen cze Albrechtstorf, achczehen cze Drasendorf, acht cze Sabiach (= Schwabendorf bei Neudorf)". Albrechtstorf ist heute verschollen und muß auf dem um Schloß Thurnisch liegenden geschlossenen Domanialkomplex (Pettauer Studien, II, S. 129) gesucht werden. Ich stütze diese Vermutung darauf, daß noch 1441 an Stelle des Schlosses Thurnisch ein Dorf „Tůrnes" genannt wird (Slekovec, Wurmberg, S. 43), das mit jenem Albrechtstorf identisch sein dürfte. Jener Dominikalkomplex und die heutige Flur von Drasendorf umfassen zusammen 501·81 *ha* (10 *mansi regales!*), während Albrechtstorf und Drasendorf (hier die 5 Hufen, die zirka 1500 den Pettauer Dominikanern gehörten, mitgerechnet) 39 Hufen zählten. Vielleicht sind sie also nach Wirtschaftseinheiten zu 12·87 *ha*, d. h. nach *mansi sclavonici* (Vierteln einer Königshufe von 51·48 *ha*) besiedelt gewesen. Verödet sind die beiden Dörfer wohl nach 1500 und wurden dann nur zum Teile neubesiedelt (Drasendorf!), zum weitaus größeren Teile aber, wie Nauersendorf und Eigen (s. oben, S. 172), verfront. — Pettauer Studien, I, S. 179, ist das „Drasendorf" der Urkunde von 1357 irrig auf Drasendorf (Dragonja vas) bezogen worden, was hiemit richtiggestellt sei.

[5]) Auch St. Kunigunden steht an Stelle eines verödeten Dorfes Borestorf (12 *mansi*; Rauch, II, S. 171), Narestorf oder Varestorf, das zuletzt 1468 genannt wird (Pettauer Studien, II, S. 130) und ist nicht, wie ich a. a. O. annahm, aus einem Einzelhofe entstanden. Mit dem heutigen Domanialkomplex umfaßt die Flur 160·37 *ha*, so daß es mutmaßlich nach Hufen zu 13·36 *ha*, also nach *mansi sclavonici* besiedelt gewesen ist. Es dürfte, wie das angrenzende Niverzen (Pettauer Studien, II, S. 130), noch vor 1500 verödet sein und unterlag infolgedessen zum überwiegenden Teile der Verfrohnung. — Ich erwähne hier, daß die Pettauer Studien, II, S. 130, für Gersdorf angenommene Besiedelung nach Königshufen wohl fallen gelassen werden muß, da die in jener Urkunde von 1420 genannten 5 (oder 6) Hufen jedenfalls nur ein Bruchstück des Dorfes bilden.

[6]) „Lamnich" des Ottokarischen Urbars (Rauch, a. a. O., S. 170) darf nicht mit v. Zahn, Ortsnamenbuch, S. 276, auf Jabling bezogen werden, sondern ist bei Prenoš und Ljubično (Lubyssen), südlich Pöltschach, zu suchen und wohl mit Launig (südlich Ljubično) identisch.

[7]) St. Lorenzen wird, wie ich ergänzend zu Pettauer Studien, II, S. 136, bemerke, auch in einer Urkunde von 1386, Jänner 21., o. O. (Steiermärkisches Landesarchiv Nr. 3548a) genannt. Houg von Dibein houbtman in Krain beurkundet darin einen Gütertausch zwischen Abt Niklas v. Viktring und dem erber man Chunrat Raumschůssel pfleger ze Fridaw. Dieser hat damit drei Hufen ze Ehrensdorf bey Holenburch und ein Zehent ouf ganczem dorf ze Meuzling, die Pettauer Lehen waren, dem

Die Ergebnisse der Untersuchung über die Hufengröße im Draufelde sind in Tabelle VII in übersichtlicher Form zusammengestellt.

Wie man sieht, ist die Königshufe im Draufelde, obwohl das ganze Feld nach solchen vermessen wurde, nirgends Wirtschaftshufe gewesen. Wohl aber sind andere Hufenarten, die eine eingehendere Besprechung erfordern, hier angewendet worden.

So zunächst die *mansi sclavonici*. Peisker[1]) schon hat ausgeführt, daß diese überall in Steiermark, wo sie sich verfolgen lassen, genau 12 *ha*, d. h. je ein Viertel einer Königshufe, ausmachen, so zwar, daß sie stets Oberbau sind, dessen Unterbau der deutsche *mansus regalis* bildet. Daß diese Beobachtung eine durchaus richtige ist, ergibt beispielsweise der Umstand, daß im Draufelde dort, wo wir Hufen zu 12 *ha* gefunden haben, sich stets eine ursprüngliche Vermessung nach *mansi regales* zeigte. Dies läßt sich nahezu mit mathematischer Exaktheit erweisen.

In Krottendorf (östlich Deutsch-Landsberg im Laßnitztale) werden 1172 acht slawische Hufen genannt.[2]) Das Dorf bildet heutzutage noch eine Gasse von acht großen Höfen (Nr. 4—11).[3]) Da die südliche Hälfte der Gemarkung — das nahezu ganz geschlossene Einzelhöfe enthaltende Ried Gleintz — dem Wortlaute jener Urkunde gemäß[4]) in die Berechnung nicht einbezogen werden darf, so ist von der Gesamtfläche (220·93 *ha*) die Summe von 105·37 *ha* (Ried Gleinz) abzuzählen. Es erübrigen demnach für Krottendorf 115·56 *ha*. Davon entfallen 4·13 *ha* auf Gewässer und Wege, sowie 6·75 *ha* auf den Besitz der Mühle (Nr. 1), welche 1172 nicht geschenkt wurde, also ebenfalls in Abzug zu bringen ist, so verbleibt schließlich für die acht slawischen Hufen eine Fläche von 104·68 *ha* oder zwei Königshufen zu 52·32 *ha*. Auf eine slawische Hufe entfallen 13·085 *ha*, d. h. der *mansus sclavonicus* ist hier der **vierte** Teil einer Königshufe, und da diese regelmäßig 48 *ha* umfaßt, so hat der *mansus sclavonicus* regelmäßig 12 *ha*.

Daß dies allgemein zutrifft, ist wohl schon durch den Charakter der Königshufe gesichert. Übrigens bieten die Urkunden über Trausdorf (südöstlich Graz im Raber Tale von 1140 und 1160[5]) ein Hilfsmittel zur Kontrolle unserer Annahme. Die erste erwähnt einen *mansus cespitis*, die zweite vier slawische Hufen. Trausdorf besteht aus einer Zeile von vier großen Höfen und einem kleinen Hofe. Davon hat der Hof Nr. 79 seinen Besitz in einem 10·94 *ha* umfassenden und gegen Osten mit einer 370 Klafter langen, scharfen, geraden Linie abgegrenzten Streifen beisammen. Der östlich

---

Abte „geaignet wurden", „seiner aigen hůben acht und ein hofstat dacz sand Laurencen im Traueld gelegen denselben meinen ôhaim (= dem Pettauer) oufgeben also daz er und sein erben dieselben acht hůben und hofstat von in fůrbazer lehensweiz inne haben wellen und schůllen".

Der hochwürdige Herr M. Slekovec, der mich auch auf diese Urkunde aufmerksam machte, teilt mir weiters mit, daß im Urbar der Herrschaft Wildhaus, die mit dem „Hoff Windtenaw" vereinigt war und „die Lehenschaft der Phàr an der Pulschkaw unnd zu Sanndt Lorenzen" hatte, vom Jahre 1555 (Hs. 13996, Hofbibliothek, Wien) drei Hufen zu St. Lorenzen erwähnt werden, „dienen alte Marchburger Maß".

Im ganzen bestand daher St. Lorenzen, wenn wir auch noch die Urkunde von 1442 (Pettauer Studien, II, S. 136, Anm. 2) heranziehen, aus 17 Hufen, und da es eine Fläche von 502·56 *ha* hat, entfallen auf eine Hufe 29·56 *ha*. Vielleicht ist nach solchen St. Lorenzen auch kolonisiert worden.

[1]) Historische Landes-Kommission für Steiermark, II. Bericht, S. 16.

[2]) Oben S. 89, Urkunde Nr. 38.

[3]) Nr. 1 ist eine Mühle (Stegmüller), Nr. 2 und 3 sind Einzelkeuschen, die nicht in Betracht kommen.

[4]) *„8 mansus sclavonicos ad Chrotindorf, quidquid scilicet predii culti et inculti, quesiti et inquirendi habuit ab inicio prędictę villulę usque in Gliniz"*; Urkundenbuch 1, S. 517.

[5]) Vgl. oben, S. 89, Urkunde Nr. 37.

davon gelegene Besitz von Nr. 80 und 81 bildet einen zweiten Komplex von 13·09 *ha*, also zusammen mit dem des Hofes Nr. 79 genau 24·03 *ha* oder die Hälfte einer Königshufe von 48·06 *ha*. Der westliche Teil (Nr. 77 und 78) von Trausdorf ist annähernd auch 24 *ha* groß. Da nun der im Norden gelegene Wald nicht in Rechnung kommt — es handelt sich ja um eine Hufe Rasen — so darf geschlossen werden, daß sich Trausdorf mit dem 1140 genannten *mansus cespitis* deckt und daß dieser ein *mansus regalis* zu 48 *ha* war. Auf dieser Königshufe nun hat der Edle Urliuch, wie dies aus der Urkunde von 1160 erhellt, vier slawische Hufen eingerichtet. Auf eine solche wären also 12 *ha* entfallen.[1])

Es fragt sich nun, wie die Bezeichnung *„mansus sclavonicus"* zu erklären sei. Durch den Nachweis, daß die sogenannte slawische Hufe dort, wo sie sich kartenmäßig fassen läßt, stets Oberbau des *mansus regalis* ist, wird die Möglichkeit, daß sie slawischen Ursprunges wäre und daß man in ihr etwa eine den Slawen eigentümliche Siedelungsart suchen müßte, ausgeschlossen. Sie hat sich — wie jede Hufe — erst auf dem Boden der Grundherrschaft entwickelt und ist eine Schöpfung deutscher Grundherren, ein Kind deutscher Kolonisation. Jene Bezeichnung wird also nur dahin gedeutet werden dürfen, daß — ursprünglich wenigstens — auf solchen Hufen zu 12 *ha* nur slawische Hörige angesiedelt wurden. Nur die Nationalität der Siedler darf daraus erschlossen werden, nicht auch die nationale Zugehörigkeit der Siedelungsart.

Neben *mansi sclavonici* werden urkundlich öfter auch bayerische Hufen erwähnt.[2]) Es ist von vornherein wahrscheinlich, daß sie größer waren als jene, wenn man in Betracht zieht, daß damals der Slawe als sozial minderwertig betrachtet und behandelt wurde. Ist doch sein Name zur Bezeichnung tiefster Knechtschaft geworden! Nach späteren Analogien zu urteilen, umfaßte der bayerische Mansus 45 Morgen zu 34·07 *a*,[3]) also 15·33 *ha*. Die so berechnete Größe kommt dem dritten Teile der Königshufe (16 *ha*) so nahe, daß die Vermutung gerechtfertigt erscheint, der *mansus bajuvaricus* habe eben ein Drittel einer Königshufe betragen.

Die hier für den bayerischen Mansus berechnete Hufengröße hat sich im Draufelde ebenfalls, und zwar in Amtmannsdorf (15·89 *ha*) und Lanzendorf (15·96 *ha*) nachweisen lassen, in zwei Dörfern also, deren heutige slawische Namen (Valpoče oder

---

[1]) Die Vermutung Puntscharts (a. a. O., S. 202), daß es sich bei Erwähnung slawischer Hufen manchmal um sogenannte Edlinggüter handle, dürfte sehr oft zutreffen. „Der Blick auf die Orte, wo Edlinger in Kärnten ansässig waren, lehrt, daß sie am dichtesten in jenen Gegenden siedelten, welche den alten Gau Chrovati ausmachten." Für den Chrovatigau ist die Vermessung nach Königshufen (oben, S. 91, Urk. 48, 49, 50, 55 und 60), sowie die wirtschaftliche Einrichtung nach slawischen Hufen (oben, S. 92, Urk. Nr. 67) gesichert. Weiters sind wir über das Verhältnis der Edlingerhufen zu den gewöhnlichen Landhufen aus den Freiheiten der Edlinger zu Sagor in Krain unterrichtet. Danach kamen 175 Edlingerhufen „auf 70 ganze huben" hinaus. (Puntschart, a. a. O., S. 201.) Die Edlingerhufe zu 12 *ha* gerechnet, ergibt für die Landhufe das vielfach sonst nachweisbare Maß von rund 30 *ha*. Sollte es sich allgemein bestätigen, daß Edlinger auf *mansi sclavonici* sitzen, d. h. auf Kolonisationsboden von deutschen Grundherren angesiedelt rodende Bauern sind, dann wird trotz Puntschart (a. a. O., S. 174ff.) an der älteren Ansicht v. Luschins (Österreichische Reichsgeschichte, S. 253; Grundriß der österreichischen Reichsgeschichte, S. 154) festgehalten werden müssen, daß die Edlinger ursprünglich hörige slawische Bauerngemeinden waren, denen der Landesfürst als Grundherr später durch besondere Freiheitsbriefe einzelne Lasten der Hörigkeit abnahm und dafür kriegerische Leistungen auferlegte.

[2]) Vgl. dazu auch A. Mell, Zur Geschichte des Ausmaßes bäuerlichen Besitzes in Steiermark, „Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte", 5, 100. — Mell berechnet a. a. O. den *mansus baj.* (unter Zugrundelegung eines unrichtigen Morgenmaßes) auf 10·38 *ha*.

[3]) Mell, a. a. O., und Meitzen, Siedelung und Agrarwesen, 2, S. 560.

Apače[1]) und Lanca ves), was immerhin zu beachten ist, nur Übersetzungen der ursprünglichen deutschen Benennungen sind.[2])

Außer diesen beiden Hufengrößen ist im Draufelde als Wirtschaftseinheit namentlich auch die halbe Königshufe zu rund 24 *ha* vertreten, und zwar in Micheldorf, Haidin und Ober-Rann. Weitaus am häufigsten sind dagegen Hufen von rund 20 oder 30 *ha* Größe nachzuweisen.[3])

Tabelle VII gibt eine Zusammenstellung der mit mehr minder Sicherheit ermittelten Hufengrößen nach den einzelnen Ortschaften.

Tabelle VII. Hufengröße.

Name des Dorfes	Hufengröße in Hektar	Name des Dorfes	Hufengröße in Hektar	Name des Dorfes	Hufengröße in Hektar
Aigen	33·7	Lack	31·17	Rogeis	20·58
Albrechtsdorf	12·87	Lanzendorf	15·96	Roßwein	33·87(?)
Altendorf	12.68	Lehndorf	28·90	Unter-Rothwein	?
Amtmannsdorf	15·89	St. Lorenzen	29·56	Saukendorf	17·98
Brezula	11·72	St. Magdalena	?	Schleinitz	?
Dobrofzen	18·60	St. Margarethen	31·82	Sela und Barislofzen	—
Drasendorf(Dragonja vas)	13·18	Micheldorf	23·80	Siebendorf	28·08
Drasendorf (Draženci)	12·87	Nauersendorf	33·7	Skoggen mit St. Nicolai [Stoytsendorf]	21·18
Gerstorf	?	Niverzen	29·99	Skorba	22·13
Golldorf	22·03	Nußdorf	?	Staroschinzen	20·26
Goritzen	32·74	Ottendorf	31·69	Strasgoinzen	20·44
Haidin	25·08	Pleterje	?	Šikola	20·30
Ober-Jabling	?	Pobersch	?	Ternovetz	—
Unter-Jabling	?	Podova	12·16	Windischdorf	?
Ober- und Unter-Kötsch	12	Pongerzen	?	Wochau	?
Kranichsfeld	35·43	Prepola	33·33	Zirkowitz	11·14
St. Kunigunden (Borestorf)	13·36	Ober-Rann	26·35	Zwettendorf	19·24
		Unter-Rann	?		

Es war oben bereits die Rede davon, daß der grundherrliche Eigenbetrieb auf dem Draufelde im Mittelalter gewiß keine bedeutende Rolle gespielt hat.[4]) Was aber den bäuerlichen landwirtschaftlichen Betrieb betrifft, so ist zunächst festzuhalten, daß der Umfang der einzelnen Wirtschaften, wie gezeigt worden ist, schon von vornherein ein sehr verschiedener war. Dazu kommt aber, daß durch Teilungen von Hufen[5]) und durch Schaffung von kleinbäuerlichen, außerhalb der Hufenordnung und Flurverfassung stehenden Stellen mit äußerst geringem Grundbesitze[6]) jene Verschiedenheiten noch vermehrt wurden.

[1]) Vgl. Pettauer Studien, I, S. 183, Anm.
[2]) Vgl. unten, S. 193, 194.
[3]) Vgl. Tabelle VII.
[4]) Vgl., S. 154, 155.
[5]) Prislansdorf.
[6]) Vgl. S. 175.

Eine andere Frage ist dann jene nach der Art und Weise des Betriebes. Dabei ist zu beachten, daß noch heutzutage das herrschende landwirtschaftliche Betriebssystem im Draufelde eine geregelte Feldgraswirtschaft (Drieschwirtschaft) ist. Der Boden ist namentlich im mittleren und nördlichen Teile des Draufeldes meist durchlässiger Schottergrund — die sogenannte Prelogi —, der infolge seiner geringen Ertragsfähigkeit durch mehrere Jahre als Weideland liegen gelassen wird, um dann zur Erzielung einer mageren Ernte von Bluthirse (Himmeltau) in Anbau genommen zu werden.[1])

Zur Ausbildung einer intensiveren Dreifelderwirtschaft ist es im Draufelde nirgends gekommen. Aber selbst jene geregelte Feldgraswirtschaft kann nicht als ursprünglich bezeichnet werden, denn jene Prelogi sind, wie die Kartenanalyse wenigstens für die nach flämischer Art angelegten Dörfer gezeigt hat, anfangs nicht in das Hufschlagland einbezogen gewesen, sondern haben einen Teil der gemeinen Mark gebildet.[2]) Vielmehr ist, wie wir gesehen haben, immer nur der fruchtbarste Teil der Gemarkung für jenes gewählt worden. Dadurch aber war gegeben, daß das einem Bauern zugewiesene Ackerland nur einen sehr geringen Umfang hatte.[3]) Weist dieser Umstand schon mit Notwendigkeit auf einen sehr intensiven Betrieb, so läßt sich dieser anderseits auch daraus erschließen, daß bei den Zinsungen, wie sie uns z. B. das *Rationarium Stiriae* für das XIII. Jahrhundert überliefert, Winterfrucht (Weizen) weitaus überwiegt (Tabelle VIII und IX).

Tabelle VIII. Zinsungen des landesfürstlichen Besitzes im Draufeld.

a) nach der älteren Aufzeichnung im Rationarium Stiriae (Rauch II, S. 169).

Ort und Lage	Zahl der Hufen	Einkünfte				
		triticum	siligo [modii]	avena [modii]	Schweine	Schafe
Goldarn	20½	164 metr.	—	10¼	20½	20½
Goldarn min.	6	48 metr.	—	3	6	6
Prepuhel mai.	25	25 mod.	—	50	4	1
Prepuhel min.	16	16 mod.	—	32	2	1
Apud Weligoy	19	19 mod.	—	38	2	1
Apud Andream	14	14 mod.	—	28	1	1
Apud Lambertum	23	23 mod.	—	46	2	1
Apud Lubumer	10	—	10	—	1	—
Eigen	10	10 mod.	—	10	10	—
Apud Qualosse	6	6 mod.	—	6	6	—
Chressendorf	15½	15½ mod.	—	15½	15½	—
Summe	165	128½ mod. 212 metr.	10 mod.	238¾ mod.	70	31½

Diese Tatsache erscheint im richtigen Lichte, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß damals in der nächsten Umgebung des Draufeldes, und zwar im Hügellande, durch das es gegen Süden abgeschlossen wird, noch recht primitive und extensive Brandwirtschaft üblich war.[4])

[1]) Vgl. auch Hlubek, Ein treues Bild des Herzogtums Steiermark, S. 28 und 35; Slekovec, Župnija sv. Lovrenca na Dravskem polju, S. 34f.

[2]) Vgl. oben, S. 157.

[3]) Vgl. oben, S. 176.

[4]) Vgl. oben, S. 72 und 165.

Tabelle IX. Zinsungen des landesfürstlichen Besitzes im Draufeld.

a) nach der Jüngeren Aufzeichnung im Rationarium Stiriae (Rauch II, S. 140 ff.).

Ortsname	Zahl der Hufen	Davon sind zinsfrei	Einkünfte									wisot				Verschiedenes
			triticum	siligo	avena	greuz	faba	papaver	pultus	porci	agni	pulli et gallinae	ova	panes	Geld	
						gorz	gorz	gorz	gorz						ß	
Kranichsfeld (Chressendorf) .	19	3½	15½ mod.	—	15½ mod.	—	—	—	—	15½	—	31	310	31	—	Dem Amtmann 15½ mens. tritici 79½ „ avene 372 ß
Roßwein (Razway)	3½	—	3½ mod.	—	3½ mod.	—	—	—	—	3½	—	7	70	7	—	Analog dem Amtmann
Skocken-St.Nicolai (Stoytsendorf). .	25	2	—	23 mod.	46 mens.	—	23	23	23	—	2	46	230	46	92	—
Rogeis (Andrestorf) . . .	16	2	—	14 mod.	28 mens.	—	14	14	14	—	1	28	140	28	56	—
Dobrofzen (Staenfendorf). .	21	2	—	19 mod.	38 mens.	—	19	19	19	—	2	38	190	38	76	—
St. Margarethen (Prechpůhel minor)	18	2	—	16 mod.	32 mens.	—	16	16	16	—	2	32	160	32	64	—
Prepola (Prechpůhel maior)	27 [28]	2 [3]	—	25 mod.	50 mens.	—	25	25	25	—	2	50	250	50	100	—
Nauersendorf . . .	12	2	—	10 mod.	20 mens.	—	10	—	10	—	2	20	100	20	20	—
Aigen minor . . .	7	2	5 mod.	—	5 mod.	5	5	5	5	5	2	10	50	10	—	—
Aigen maior . . .	2	—	2 mod.	—	2 mod.	2	2	2	2	2	2	4	20	4	—	—
Altendorf (Goldarn superius)	8½	2	—	52 mens.	19½ mens.	—	6½	—	—	6½	6½	—	—	—	—	—
Golldorf (Goldarn inferius)	21	2	—	152 mens.	57 mens.	—	19	—	—	19	19	—	—		—	1 purchochsen oder ½ Mk. Pfennige
Summe . .	208	24½	26 mod.	107 mod. 204 mens.	26 mod. 290½ mens.	7	139½	104	114	51½	40½	266	1520	266	408	

Da aber jener intensive landwirtschaftliche Betrieb im Draufelde der ganzen Sachlage nach auf die Zeit der ersten Kolonisation zurückbezogen werden muß, ist um so mehr zu beachten, daß auch im Norden des Draufeldes noch um die Wende zum XII. Jahrhundert genau die gleichen Zustände sich nachweisen lassen, wie sie für die südlich angrenzenden Gebiete im XIII. Jahrhundert konstatiert werden konnten.

Um 1100 schenkt Graf Bernhard v. Sponheim dem kärntnischen Kloster St. Paul *„in Marchia trans fluvium Dravva hoc sui iuris predium Razwei* (= Roßwein), *id est stabulariam curtim . . . . nec non et villam Huonoldsdorf* (westlich Marburg) . . . . *postmodum et his addendum, donec C hobae conpleantur non ad quantitatem dimensionis agrorum, sed pro numero curtilium atque degentium in villa virorum.“*[1]) Eine höchst sonderbare Ausdrucksweise. Und ihre einfachste Erklärung ist durch die Annahme gegeben, daß um diese Zeit die Betriebsform des Ackerbaues in diesen Gegenden noch die einfache, ungemein primitive Brenn- oder Schwendwirtschaft war. Bei der Schwendwirtschaft, die ja in Untersteiermark stellenweise tief in unser Jahrhundert hinein betrieben wurde,[2]) ist von einer feststehenden und genau vermessenen Hufe, wie eine solche etwa bei der Dreifelderwirtschaft zu konstatieren ist, keine Rede. Es gibt noch keine Hufe im technischen Sinne des Wortes. Man schwendete — natürlich nach einem bestimmten wirtschaftlichen Turnus — innerhalb des einer Anzahl von Bauern zugewiesenen Gebietes ein Stück Landes und bebaute es solange, bis dessen Ertragsfähigkeit so gesunken war, daß sich ein weiterer Anbau nicht mehr lohnte, oder bis das wieder hervorsprossende Gestrüpp einen solchen unmöglich machte. Dann derelinquiert man das bisherige Ackerland, benützt es allenfalls noch eine Zeitlang zur Weide und rodet ein neues Stück. Der Standort des Ackerlandes wechselt immer in bestimmten Zwischenräumen innerhalb eines einer Anzahl von Bauernfamilien zugewiesenen Rodegebietes. Infolgedessen ist auch das Ausmaß des Anteiles jeder einzelnen Bauernfamilie bzw. jedes einzelnen Bauers, d. i. das Ausmaß der rudimentären Hufe, schwankend, je nachdem mehr oder weniger ertragsfähigerer oder unfruchtbarer Boden gerodet wird.

Die *dimensiones agrorum* sind nicht immer dieselben. Diese fliegenden, durch Wald und Weide wandernden Äcker sind also keine Hufen im späteren strengen technischen Sinne, können daher auch nicht *ad quantitatem dimensionis agrorum* angewiesen werden. Die Schwankungen der *dimensiones agrorum* machen diese zur Benützung als Maßeinheit unbrauchbar. Es sind — wenn der Ausdruck gestattet ist — nur „fliegende Quoten“, mit denen man zu rechnen hatte. Die Größe einer Quote an dem fliegenden Ackerlande aber war von der Zahl der Anteilsberechtigten abhängig, von der Zahl also der im Rodegebiete — der rudimentären Gemarkung — vorhandenen Höfe und ihrer Inhaber. Und dies kam im konkreten Falle dadurch zum Ausdrucke, daß die 100 *hobae* nicht, wie es eigentlich Hufen entsprechen würde, nach ihrer Flächengröße dem Kloster zugewiesen wurden, sondern *„pro numero curtilium atque degentium in villa virorum“*.

Dieser Nachweis, daß im XII. Jahrhundert noch das Kolonisationsgebiet im ausgesprochenen Gegensatze zum umliegenden Lande ein intensives landwirtschaftliches Betriebssystem gekannt hat, läßt — was bisher gar nicht beachtet wurde — die deutsche Kolonisation in den Ostmarken auch insofern als Trägerin des ökonomischen Fortschrittes erscheinen, als auf deutschem Kolonisationsboden sich zu-

[1]) v. Zahn, Urkundenbuch des Herzogtums Steiermark, I, S. 103, Nr. 89.
[2]) Hlubek, Die Landwirtschaft des Herzogtums Steiermark, Graz 1846, S. 29 und 31.

nächst, wohl schon im X. und XI. Jahrhundert, der Übergang zu einer größeren Intensität der Wirtschaft vollzogen hat.

Neben dem Ackerbau muß von allem Anfange an auch die Viehzucht im Draufelde keine geringe Rolle gespielt haben. Eine grundherrschaftliche *„curtis stabularia"* wird zirka 1100 in Roßwein genannt.[1]) Aber auch der bäuerliche Viehstand mag schon deswegen kein geringer gewesen sein, da ja der weitaus überwiegende Teil der einzelnen Gemarkungen ursprünglich als Weideland zur gemeinen Mark gehörte.[2]) Dieser Umstand hat ohne Zweifel in jener frühen Zeit die Kolonisten zur Viehzucht gedrängt, und zwar, wie die Angaben des landesfürstlichen Urbars aus dem XIII. Jahrhundert vermuten lassen, waren es vorwiegend Schafe und Schweine, die gehalten wurden.[3])

Bei der Beurteilung der allgemeinen Lage der Bauernschaft im Draufelde während des Mittelalters muß im Auge behalten werden, daß diese Gebiete seit 1042 — und vielfach wohl auch schon früher — das Ziel unzähliger Beutezüge der Magyaren waren.[4]) Mit dem Jahre 1396 aber setzen die Türkeneinfälle ein.[5])

Dazu kam die allgemeine Verschlechterung der bäuerlichen Lage im XV. Jahrhunderte.[6]) Sie hat, wie anderwärts, zur Entstehung von Wüstungen und Verödungen auch im Draufelde geführt. Schon im XIV. Jahrhunderte (1357) waren von 79 Hufen, die das Kloster Seitz im Draufelde besaß, volle 64, also 81%, öde, unbestiftet gelegen.[7]) Mit der Wende vom XV. zum XVI. Jahrhunderte mehren sich derlei Nachrichten aus dem Draufelde und seiner Umgebung. In den südlich an das obere Pettauer Feld anstoßenden Gebirgsgegenden waren von 451 Hufen, welche das Pettauer Dominikaner- und das dortige Minoritenkloster besaßen, um 1440 61 (d. h. 13½%) öde.[8]) Das Urbar der landesfürstlichen Herrschaft Pettau von c. 1490[9]) verzeichnet unter 334 größtenteils auf dem unteren Pettauer Felde gelegenen Hufen 98½ öde, d. h. 30% des ausgetanen Bodens.

Die früheste Wüstung im Draufelde oder oberen Pettauer Felde selbst scheint, abgesehen von jenen Seitzer Hufen, das Dorf Niverzen gewesen zu sein, denn es lag schon 1369, aber auch noch um 1500 öde.[10]) Ebenfalls noch im XIV. Jahrhunderte scheinen Eigen, das zuletzt 1325 genannt wird, und wohl auch Nauersendorf verödet zu sein.[11])

---

[1]) Pettauer Studien, I.

[2]) Vgl. oben, S. 176.

[3]) Siehe die Tabellen VIII und IX.

[4]) v. Krones, Zur Geschichte der nachbarlichen Beziehungen Steiermarks und Ungarns. „Mitteilungen des historischen Vereines für Steiermark", 40, S. 231ff.; v. Zahn, Ortsnamenbuch, S. 145.

[5]) Vgl. dazu jetzt meine Abhandlung „Die ersten Türkeneinfälle in Krain und Steiermark", „Mitteilungen des Museal-Vereines für Krain, 16 (1903), besonders S. 175ff., ferner mehrere kleinere Arbeiten von M. Slekovec im „Slovenski Gospodar", Jahrgang 1880, Nr. 8—12; 1894, Nr. 21—23, und 1896, sowie im 48. Heft (1894) der vom Hermagoras-Vereine in Klagenfurt herausgegebenen „Slovenske večernice".

[6]) Vgl. dazu v. Inama-Sternegg, Deutsche Wirtschaftsgeschichte, III 1, S. 314, und mit speziellem Bezug auf Österreich: Grund, Veränderungen der Topographie im Wiener Walde und Wiener Becken S. 126ff., 211ff. Vgl. jedoch zu dessen Ausführungen die Bemerkungen von A. Dopsch, Österreichische Urbare, I, 1, S. CXXXVII.

[7]) Vgl. Pettauer Studien, I, S. 185.

[8]) Steiermärkisches Landesarchiv, Hs. 3793.

[9]) Steiermärkisches Landesarchiv, Stockurbare.

[10]) Pettauer Studien, II, S. 130.

[11]) Vgl. oben, S. 172, Anm. 3.

Diese Wüstungen sind nun zum Teile verfrohnt worden,[1]) zum Teile aber wurden sie im XVI. Jahrhunderte wieder besiedelt, ohne daß man an die frühere Flurverfassung angeknüpft hat, so daß diese neuen Anlagen gar nicht die Regelmäßigkeit der älteren aufweisen. Typische Beispiele dieser nach der Verödung neuangelegten Fluren bieten die heutigen Gemarkungen von Skocken, St. Kunigunden und Niverzen, Drasendorf (Draženci), Wochau, Rogeis, St. Nicolai, Schleinitz und Nußdorf.

Meistens hat man auf solchen unbestifteten und öde liegenden Hufen im Laufe des XVI. Jahrhunderts sogenannte Pribegen oder Uskoken (d. h. Überläufer) Flüchtlinge serbischer Nationalität aus Gebieten, die türkischer Herrschaft unterstanden, namentlich aus Bosnien, angesiedelt. Diese Uskokenansiedelungen haben schon vor dem Jahre 1530 begonnen. Das Urbar der Herrschaft Wurmberg von 1535 bemerkt nämlich f. 43': „Trasendorff (gemeint ist Drasendorf = Draženci bei Thurnisch) ist ayn newgestyfft dorff; darynn seyndt lauter krobatten und sajndt im xxx^{ten} iar zwm ersten zynnspar worden; der seyndt XII pawren.“ [2]) Dieser Ansiedelung folgten weitere im Jahre 1556 in einem Teile von „Stoytsendorf“, der daher auch den heutigen Namen Skoki (= Uskoki; Skocken) erhielt;[3]) 1570 zu Rogeis (Andrestorf);[4]) vor 1581 zu Kötsch.[5]) Aber auch sonst müssen sich in den übrigen Ortschaften des Draufeldes vielfach Uskoken niedergelassen haben. Darauf deutet schon die überraschende Verbreitung serbischer Familiennamen im Draufelde hin. Die Namen Skok (= Uskok), Lah (= Vlah = der dem orthodoxen Glauben Angehörige), Paj (vom serb. Pajo), Radolić, Marković, Milovčić, Vuk, Kavčević, Varonić, Tomanić, Habjanić, Milošić, Sović, Keglović, Veranić und ähnliche kommen als Zu- und Vulgonamen sehr oft vor. Es müssen also zerstreute Einzelansiedelungen von Serben hier in ziemlicher Zahl vorgenommen worden sein, augenscheinlich auf öden Hufen.

Allein nicht nur Spuren von serbischen Siedelungen sind im Draufelde anzutreffen; es scheinen sogar türkische Kriegsgefangene auf öde Hufen eingesetzt worden zu sein. Die Namen Turek (= Türke), Hasenmali (vom türk. Hassan Ali), Mustafa, Murat, Oman, Šalamun (Sulejman?) kommen in St. Lorenzen, Skorba, Haidin, Saukendorf und Zirkowitz vor. Ja, wie Bidermann[6]) — wohl kaum mit Recht — behauptet, soll sogar in der Pfarre Haidin bei Pettau ein eigenartiger Menschenschlag wahrgenommen werden, der noch teilweise durch gewisse Eigentümlichkeiten an mongolische Abstammung zu erinnern scheint.

So wären wir bei der keineswegs zu unterschätzenden Frage nach der Nationalität der Kolonisten angelangt. Die Flurverfassung an sich gewährt ganz selbstverständlich ebenso wenig, wie der Hausbau,[7]) irgendwelchen Anhaltspunkt für die Beurteilung der ethnischen Zugehörigkeit der Bewohner des Draufeldes. So bliebe nur eine Untersuchung der Ortsnamen übrig.[8])

---

[1]) S. oben, S. 172, 183, Anm. 4.

[2]) Diese Nachricht ist Bidermann, Die Serbenansiedelungen in Steiermark, „Mitteilungen des historischen Vereines für Steiermark“, 31, S. 3ff., entgangen.

[3]) Bidermann, a. a. O., S. 19ff.

[4]) Bidermann, a. a. O., S. 25ff.

[5]) Bidermann, a. a. O., S. 29ff.

[6]) Bidermann, a. a. O., S. 33.

[7]) Über diesen vgl. Pettauer Studien, I, S. 178, Anm. 1.

[8]) Die nun folgenden Kürzungen OP, OA beziehen sich auf die in den Denkschriften der Wiener Akademie der Wissenschaften, Bd. XIV, XXI, XXIII veröffentlichten Abhandlungen von Miklosich „Die Bildung der Ortsnamen aus Personennamen im Slavischen“ und „Die slavischen Ortsnamen aus Appellativen“. Beide sind nach der fortlaufenden Zahl der Wortstämme, bzw. der Personennamen (P) angeführt.

Zunächst sind es oro-hydrographische Begriffe, die hier zugrunde liegen. So Pobrež (Pobersch) von brěgъ ripa (OA. 27), also Uferdorf; ebenso Breg (in deutscher Übersetzung Rann oder Rain) bei Pettau. Auf eine hügelige Gegend deutet Gorice (Goritzen) hin, das von gora, gorica Büchel (OA. 119) abzuleiten ist, auf eine sumpfige Loka (Lack) von ląka palus (OA. 298).

Auch dem Pflanzenreiche sind manche Ortsnamen entnommen. So geht vielleicht Serkovec (Zwerkendorf = Zwettendorf) auf ein slowenisches serka oder sirek bzw. sirъ *sorgum vulgare* (Moorhirse) [OA. 576] zurück.[1]) Auf eine ehemals mit Eichen bestandene Gegend weist Cerkovce (Zirkowitz), abzuleiten von cerъ *quercus cerrus,* Zerreiche (OA. 54).[2]) Jablane (Jabling ist von jablanb malus (OA. 169), Brezula von breza Birke, Orešje (in deutscher Übersetzung Nußdorf) von ořehъ nux (OA. 399), Slivnica (in deutscher Umbildung Schleinitz) von sliva prunus (OA. 590), Dobrovci (Dobrofzen) von dąbrava nemus oder dąbъ arbor (OA. 74), Trniče (Ternitschen) und Trnovec (Ternovetz) von trъnъ spina (OA. 696), Rogoza (Rogeis) von rogozъ carex, Riethgras (OA. 538), Zlatoličje (Golldorf) endlich von zlatolika, Gold- oder Dotterweide abzuleiten. Bei dem zuletzt angeführten Dorfe ist übrigens zu beachten, daß es in seinen mittelalterlichen deutschen Formen (Goldarn, Goldern, Gollsdorf) zu dem dem Mineralreiche entnommenen Begriffe ahd. und nhd. gold-aurum gehört oder zu einem daraus abgeleiteten und auch von Förstemann (FO. 651) angenommenen ahd. goldari, etwa Vergolderer bedeutend.[3])

Von den Kulturnamen sind natürlich die meisten dem Verhältnisse des Menschen zur Natur, der Art und Weise seiner Niederlassung, ethnographischen Momenten der Erinnerung an die ersten Ansiedler oder Ortsvorstände, vielleicht auch Kolonisationsunternehmer entnommen.

Der Ansiedlungsweise nach 7 Hufen ist z. B. der Name Siebendorf zuzuschreiben;[4]) Sela ist mit selo sedes (OA. 567) in Verbindung zu bringen; während sich ein ethnographisches Moment in den Ortsnamen Skocken (Skoki = Uskoki) und Windischdorf birgt. Gerade letzteres, das urkundlich Slabendorff, Schlawendorff und slowenisch Slovenja ves (= slowenisches Dorf) heißt, deutet mit Sicherheit nicht nur darauf hin, daß seine Kolonisten Slawen waren, sondern auch darauf, daß in nächster Nähe eine deutsche Kolonie bestanden haben muß, die Windischdorf zu dessen bezeichnenden Namen verholfen hat.

---

[1]) Die von M. Žunkovič, Die Ortsnamen des oberen Pettauer Feldes, Marburg 1902, S. 102, gegebene Erklärung ist undenkbar.

[2]) Daß Cerkovec nicht etwa von crъky ecclesia (OA. 60) abzuleiten ist (so Žunkovič, a. a. O., S. 100), zeigen der Flurname Hrastinji prelogi (= Eichenfeld), die Volksbenennung Sv. Marija v Grmovju (= Hl. Maria-Stauden) und die mittelalterliche Bezeichnung Stauden (1237, 1249 Stude; 1404 Stauden; 1567 Staudentz). Die letzte Benennung ist wohl nur Kanzleiname, entstanden durch wörtliche Übersetzung von Sv. Marija v. Grmovju.

[3]) Diese Annahme ist sehr wahrscheinlich, nachdem der Draufluß im Mittelalter, ja tief in die Neuzeit herein, als goldführend bekannt war. Golldorf wäre dann ein Ort gewesen, wo Goldwäscherei betrieben wurde. Vgl. darüber und über die interessante Stelle in Wolfram v. Eschenbachs Parzival (v. 1980f. dâ diu Greian in die Trâ, mit golde ein wazzer, rinnet), in der für Pettau noch der antike Name Gandîn vorkommt: A. Ritter Anthony v. Siegenfeld, Das Landeswappen der Steiermark, Graz 1900, S. 404ff., bes. S. 406. Die Ausführungen von Žunkovič, a. a. O., S. 24ff. sind durchaus verworren. Der durch Golldorf fließende Bach Lava hat mit lavare und dem Goldwaschen nichts zu tun. Vgl. OA. 295 lava rivus und Pleteršnik s. v.)

[4]) Der slowenische Name dafür Hodoše ist wohl von einem Personennamen aus dem Thema hotъ (P. 424, OP. 336) abzuleiten.

Sehr bedeutend ist die Zahl der aus Personennamen abgeleiteten Ortsnamen, der sogenannten Patronymica. Gemeinhin ist es förmlich Sitte geworden, alle solche Namen, besonders in slawischen Gegenden, als Beweis für Sippensiedlungen anzusehen. Wie grundfalsch das ist, hat Peisker in jüngster Zeit gezeigt.[1]) Solche Namen könnten höchstens dort, wo es sich um Einzelhofsiedelungen handelt, als Familiennamen gelten und selbst da nicht immer. Auf Kolonisationsgebieten, z. B. im Draufelde, sind sie jedoch auf den ersten Ortsvorstand (Župan)[2]) nach der festen Ansiedelung, ja mitunter auf den Grundherrn zurückzuführen. So ist etwa Razvina bzw. Razvanje (in der deutschen Umbildung Roßwein) als das unter einem Razwin als als Grundherrn oder Ortsvorstand stehende Dorf zu fassen. Das Gleiche ist bei den folgenden Namen der Fall: so Radvina (in deutscher Umbildung Rothwein) aus einem Personennamen vom Thema radъ alacer (OP. 249, P. 316); Hočje und Hotinja ves (in deutscher Umbildung Kötsch und Ottendorf) von hot (OP. 340, P. 425). Hieher gehören ferner Stražgonjca (Strasgoinzen) von strêg, strag (OP. 303, P. 375);[3]) Pongerci (Pongerzen), das möglicherweise von einem dialektischen Pongerc für Pancratius herrührt;[4]) Starošinjci (Staroschinzen) von starъ vetus (OP. 294); Dragonja (Zdrgonja) ves (Drasendorf), das ebenso wie Draženci auf einem von dragъ carus abzuleitenden Personennamen beruht; Lanzendorf, das auch in der slowenischen Form Lanča ves auf den deutschen Namen Lanzo (FO. 971, FP. 1004) weist; Gerstorf aus dem urkundlichen Geroltsdorf, Gerolczdorff entstanden und auch in der slowenischen Form Gerečja ves (aus Geroltja ves auf den deutschen Personenamen Garivald bzw. Gerolt (FO. 618, FP. 602ff.) zurückführend; vielleicht Niverci (urkundlich Chniebaczdorf, Chniebozdorf, Gimbertzen), wobei ich bemerke, daß mir die deutsche Form die ursprüngliche zu sein scheint;[5]) sicherlich deutsch ist hingegen Borestorf oder Varestorf (jetzt St. Kunigunden, slowenisch Sv. Kunigunda) von einem Personennamen aus dem Stamme Fara (FP. 496).

Aus einem Personennamen vom Thema bar— (OP. 4) stammt Barislovci (Barislofzen, Brizlausdorf). Nicht hieherzustellen ist jedoch meines Erachtens Mihovci (Micheldorf) trotz seiner „patronymischen" Namensform. Urkundlich heißt es 1384 Münchdorf, zirka 1480 Münichstorff, und wirklich gehörte es den Mönchen von Viktring. Offenbar nannte man die Bewohner des den Mönchen von Viktring gehörigen Dorfes in der Volkssprache Menihovci (von menih, Mönch). Daraus bildet die deutsche Kanzlei ihr Münchdorf. Aus Menihovci mag durch korrupte Aussprache und Mißverständnis Mihovci geworden sein, das von deutschen Schreibern fälschlich mit Michael zusammengebracht und in der Kanzleiübersetzung Micheldorf genannt wurde. Mit dem mittelhochdeutschen michel, magnus hat dieser Ortsname sicher nichts Gemeinsames.

Ein ähnliches Mißverständnis ist bei Račje zu verzeichnen. Wie schon die ein paar mal vorkommende urkundliche Form Ratschach (= v Radsčah) zeigt, ist der Name von einem Personennamen aus dem Thema radъ abzuleiten und lautete ur-

[1]) Slovo o zádruze, S. 65.

[2]) Der Župan als Ortsvorstand, Dorfmeister auf Kolonisationsgebiet ist sachlich mit dem Župan als reichem Herdenbesitzer (vgl. oben, S. 69) ja nicht zu verwechseln, denn mit diesem hat er außer dem Namen gar nichts gemeinsames. Vgl. oben, S. 165.

[3]) Auf dieses Dorf sind wohl die bei v. Zahn, Ortsnamenbuch sub Drassendorf angeführten urkundlichen Namen Tresegesdorf, Dresigôysdorf (vgl. auch Pettauer Studien, I, S. 178ff.) zu beziehen.

[4]) An eine Verballhornung aus dem 1450 urkundlich vorkommenden Pawmgarten ist wohl kaum zu denken, da dieses im Slowenischen zu Pungort, Pungrad, Pungrt wird.

[5]) FO. 402 sagt s. n. Chniebocz: „... der bis jetzt noch völlig unerklärte Name ...."

sprünglich Rádeče, bzw. Rádečje. Die synkopierte Form Račje wurde nun fälschlich mit rak, der Krebs, zusammengestellt und daher als Chressendorf, Kroissendorf, in die deutsche Kanzleisprache übertragen. Allein auch diese Kanzleiform wurde im XVI. Jahrhundert — nach einem freundlichen Berichte des Herrn M. Slekovec — von ihrem Schicksale ereilt. Kroissendorf wurde der damaligen Sitte nach in Gruisdorf verwälscht und dieses wieder in Kranichsfeld — die heutige Namensform — glücklich verdeutscht!

Zu den Ortsnamen aus Personennamen gehört endlich Starše, in deutscher Übersetzung Altendorf, das zu einem Personennamen aus dem Thema starъ, alt, zu stellen ist. Ob Bohova (Wochau) zu einem slawischen Personennamen des Themas boh — (OP. 23) oder deutschen Ursprunges ist, mag unentschieden bleiben.

Auch verfassungsrechtliche Momente hat man zur Ortsnamenbildung verwendet. Wir haben zwei solche Ortsnamen im Draufelde: Amtmannsdorf, auch in der slowenischen Form Apače auf ein Valpoče = Valpotje von valpotъ villicus (OA. 714) zurückzuführen und Župeča ves (Saukendorf; urkundlich noch im XVIII. Jahrhundert Suppendorf) von zupa — županъ, suppanus.

Eine andere Kategorie von Namen — zum Teile wohl späten Ursprunges — ist auf kirchliche Einflüsse, auf Namen von Kirchenheiligen, zurückzuleiten, so St. Magdalena, St. Nicolai,[1]) St. Margarethen,[2]) St. Kunigunden[3]) und St. Lorenzen.

Ob Haidin (in seinen mittelalterlichen Formen Candida, Gandîne, Chandingen, Kandingen, Candin, Chaendingen, Chendingen usw.) zu einem deutschen Personennamen vom Stamme gandi (FP. 594) oder handu (FP. 747) gehört, ist immerhin fraglich. Lehndorf (urkundlich Lengdorf) ist mit lang, longus I (FO. 965), zusammenzubringen und stellt sich als bloße Übersetzung des slowenischen Namens Dogoše (dialektisch für Dolgoše, von dolg longus) dar. — Zum Ortsnamen Podova ist Miklosich, OA. 460, zu vergleichen, sowie Pleteršnik s. v. podovati (den Boden legen). Daß der Name slawisch ist, beweist der Umstand, daß Namen des gleichen Themas in Kroatien (OA. a. a. O.), aber auch in Krain vorkommen, wo z. B. eine Gegend in den Steiner Alpen (vom Feistritztale aufwärts) Na Podéh heißt. — Skorba (urkundlich Charb) ist entweder zu car, mittelhochdeutsch kar, Höhlung (Fo. 390), oder scar (FO. 1303) zu stellen. — Šikola ist wohl mit Hilfe von šíkara, Dickicht, Gestrüpp (Pleteršnik s. v.) zu erklären. — Prepola ist wohl, wie der mittelalterliche deutsche Name Prechpuchel nahelegt, als Prekpolje zu fassen.[4]) — Rast endlich gehört zum althochdeutschen resti requies (FO. 1237).[5])

Der überwiegende Teil der Ortsnamen des Draufeldes hat sich als slawisch erwiesen, was auf sehr zahlreiche Kolonisten slawischer Abkunft schließen läßt. Anderseits aber haben wir manchen deutschen, und zwar sicherlich nicht nur kanzleimäßigen Namen vorgefunden. Daß es deutsche Ansiedler im Draufelde gegeben hat, ist zweifellos. Man halte sich nur vor Augen: Grundherren waren hier die Spanheimer, ein rheinfränkisches[6]) Geschlecht;

[1]) Vorher Stoytsendorf.

[2]) Vorher Prechpuchel.

[3]) Noch 1468 Varestorf.

[4]) Vgl. dazu OA. 467, podpolje usw. und Žunkovič, a. a. O., S. 67.

[5]) Daß auch der slovenische Name Rošnja damit zusammenzubringen, darüber vgl. Miklosich, Etymologisches Wörterbuch, s. v. „rošnja nsl. weile. — Vgl. nhd. rast mit dem slawischen Suffix nja". Das Wort bzw. der Ortsname ist also ursprünglich deutsch.

[6]) Witte, Über die älteren Grafen von Spanheim, Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. Bd. XI, S. 203 ff.

und dann das deutsche Erzbistum Salzburg, der mächtige Förderer deutscher Kolonisation im Südosten des Reiches. Nimmt man die Karte zur Hand, so sieht man, daß sich die deutschen Ortsnamen nahezu in einem geschlossenen Gürtel von Rast an über Altendorf (Goldarn!), Golldorf, Siebendorf, Skorba (Charb!), Haidin, „Varestorf" und Chniebox (Niverzen) bis Lanzendorf und Amtmannsdorf [1]) ziehen. Dieser Gürtel ist denn auch meines Erachtens mit Deutschen kolonisiert worden. Und in diesen Gürtel eingeschlossen liegt das so ungemein bezeichnende Windischdorf!

Ob es auch anderwärts im Draufelde deutsche Kolonien gegeben hat, ist nicht so sicher.[2])

Die große Masse der Kolonisten aber war slawisch. Das slawische Element wurde sogar im XVI. Jahrhundert durch die Serbeneinwanderungen verstärkt. Und so ist es nicht wunderlich, wenn diese deutschen Kolonien das Schicksal aller nationalen Minderheiten geteilt haben und der Slawisierung erlegen sind. Nur Familiennamen, wie Kanzler, Lobenwein, Greif, Lenhart, Freytag, Kaiser, Prinzl, Widmayer u. ä. — die man in allen Parzellenprotokollen findet — mögen noch an sie erinnern.

Hiemit schließe ich die Pettauer Studien. Daß meinen Untersuchungen trotz werktätigster Unterstützung, die ich überall gefunden, manigfache Mängel anhaften, weiß ich nur zu gut. Doch das ist ja immer das Schicksal von Arbeiten, bei welchen der Forscher mit einem allseits ungenügenden und unzureichenden Material zu operieren hat und nur zu oft auf dem schwankenden Boden von Hypothesen sich zu bewegen gezwungen ist. Die Resultate sind in solchen Fällen — um ein Wort Iherings über die Rechtsgeschichte auch auf die Wirtschaftsgeschichte anzuwenden — doch nur „Bilder Grau in Grau, ohne helle Farben, ohne eine lebendige Szenerie, aufgenommen auf dem Kirchhofe des Rechtes — denn das ist ja die Rechtsgeschichte: — Gräber, Kreuze, Monumente, verwitterte Inschriften!"

Wien, im März 1901.

* * *

Berichtigung zur „Vorbemerkung", S. 65, letzter Absatz: Die Kürzung OP bezieht sich auf Abhandlungen von Miklosich in den Denkschriften der Wiener Akademie, Bd. XXI, XXIII und XXIV.

* * *

Berichtigungen zur II. Abteilung.

Als ich vor dritthalb Jahren die II. Abteilung der Pettauer Studien zum Drucke vorbereitete, war leider meine Achtsamkeit durch längeres Unwohlsein gelähmt, und als ich dann in den Sommermonaten 1899 die Druckrevision der II. Abteilung der Pettauer Studien zu besorgen hatte, weilte ich auf ärztlichen Rat behufs Erholung weitab von allen wissenschaftlichen Behelfen in den oberkrainischen Gebirgsgegenden. Beide Momente und überdies der Umstand, daß ich nur eine Korrektur lesen konnte, mögen eine Reihe mir nicht eben willkommener Versehen verursacht haben. Ich stelle sie hier zusammen und benütze die Gelegenheit, um auch sonst einiges nachzutragen.

S. 115, Kol. 1, Z. 31 lies tagwerich statt tagwerchen;
„ 115, „ 2, „ 3 „ kauff „ kauft;
„ 115, „ 2, „ 7 „ hofstat „ hofstatt;
„ 115, „ 2, „ 28 „ aker „ agker;
„ 115, „ 2, „ 30 „ ainem „ aim;

[1]) Die beiden letzten Dörfer sind bekanntlich nach *mansi bajuvarici* kolonisiert worden. S. oben, S. 185.

[2]) Bezeichnend ist eine Stelle der *Vita Chunradi archiepiscopi* (Mon. Germ., S. IX, 73) c. 8: *„Videns etiam [Chunradus] Marchiam* (gemeint ist die Pettauer Mark) *Ungarorum excursione in solitudinem redactam, pacem cum rege eorum firmissimam fecit . . . Ante hanc siquidem confederationem non minus molestiae Ungari sustinebant quam Bawari cum utrorumque excursionibus tam illorum quam istorum terra cottidie vastaretur: nisi quod Bawari vel Sclavi plus idem paterentur calamitatis, quod tam homines quam pecora vel quaelibet bona in manus diripientium venientia anferebantur et terra eorum funditus deserta remanebat."* Der mit Deutschen besiedelte Gürtel am Draufelde ist zum größten Teile Salzburger Gut!

S. 115, Kol. 2, Z. 36 lies Thoman statt Thomass;
„ 115, „ 2, „ 39 „ Oswalld „ Oswald;
„ 116, „ 2, „ 16 „ huebn „ hueben;
„ 117, „ 1, „ 3 „ VβX℈ „ VβXX℈;
„ 117, „ 1, „ 6 „ genomen „ genommen;
„ 117, „ 2, „ 4 „ regales „ regalis.

S. 117 wäre zu den Bemerkungen über Zwettendorf hinzuzufügen bzw. dieselben insoferne richtigzustellen, daß das Salzburger Urbar von 1322 (Hs. 1157 des steiermärkischen Landesarchives), f. 22, die oben S. 174 mitgeteilte Aufzeichnung bringt, aus welcher sich ergibt, daß Zwettendorf 25 Hufen zu 19·24 *ha* hatte und wahrscheinlich auch nach solchen kolonisiert wurde. Diese Hufengröße findet sich auch anderwärts im Draufelde, so in dem ebenfalls salzburgischen Skorba. (Pettauer Studien, II, S. 129.)

S. 118, Kol. 2, Z. 22 lies südlich statt südöstlich;
„ 119, „ „ letzte Zeile lies XXXI statt XXXXV.

S. 118 und 119. Zu den Ausführungen über Unter- und Ober-Kötsch wären die Ergänzungen heranzuziehen, die ich S. 174 beigebracht habe.

S. 121, Kol. 2, Z. 13 lies Prechpv̊chel statt Prechpv̊echel;
„ 121, „ 2, „ 34 „ laicis „ lavicis;
„ 122, „ 2, „ 41 „ SS. II, 127 „ S. II, 137;
„ 123, „ 1, „ 6 „ housfrow „ hausfrow;
„ 123, „ 2, „ 8 „ 67·32 *ha* „ 67·75 *ha*.

S. 123, Kol. 2, statt Z. 11 und 12 setze folgendes: „Im ganzen hatte Ottendorf 10 Hufen; davon gehörten 7 dem Stifte St. Paul, 1 dem Deutschen Orden und 2 (sowie 2 Hofstätten) dem Kloster Seitz. Es ist daher die Vermutung gerechtfertigt, daß Ottendorf nach 10 Hufen zu rund 30 *ha* kolonisiert wurde."

S. 124, Kol. 2, Z. 22, lies Wresolach statt Wresoloch.

S. 125, Kol. 1, oben, hat der erste Absatz zu lauten: „Ferner heißt es im Marburger Stockurbar von 1499 (Steiermärkisches Landesarchiv, Stockurbare Nr. 107), f. 51: „Die sup Goritz hat VII hueben, die ain hat der supan an dinst, die annderen dienn all geleich alls hernach geschriben steet: III schaff roken, V schaff habern zum weichnachten, XXVIII ℈ I obl. zu sannd Michelstag, ain weinnachthuen, ain vaschanghuen und zu den ostern XX air. Der Jacob Metter nun supan hat noch ain hueben dint davon vollingen zinss." Nun folgt die Aufzeichnung weiterer fünf Hufen, deren vier bis 1493/4 öde gewesen waren, sowie einer öden Mühle. Dann wird f. 52 noch bemerkt: „Ambtmansrecht. Darumben ist gleich die irrung wie zu Cressendorf, hat man noch nicht anders erfragen mugen."

S. 125, Kol. 1, Z. 29ff. hat dementsprechend zu heißen: „1344 wird in Goritzen eine Hufe genannt, das Marburger Urbar zählt deren sieben, beides nur Bruchstücke. Erwägt man jedoch, daß die Hufen in Goritzen denselben Zins entrichten, wie in Kranichsfeld, so ist es wahrscheinlich, daß sie auch die gleiche Flächengröße hatten. In diesem Falle wäre Goritzen nach 15 Hufen zu rund 30 *ha* besiedelt worden."

S. 125, Kol. 2, Z. 2 lies XXVI statt XVI.

Zu S. 126, Kol. 1 ist zu bemerken, daß Altendorf — das *superius Goldarn* des sogenannten *Rationarium Stiriae* von 1265 — wahrscheinlich auch nach Hufen zu rund 30 *ha* kolonisiert wurde. Beweis dessen sind die gleichen Zinsungen der Altendorfer und der Golldorfer predia, welch letztere 29·37 *ha* groß waren.

S. 127, Kol. 2, Z. 10 lies Nyklaß statt Niklaß.
„ 127, „ 2, „ 15 „ zalltt statt zallet.
„ 128, „ 2, „ 18 und 19 lies korn VIII schaff, VI schaff habern, madpfennig XXX . . . . statt korn VI schaff, habern VIII schaff, madpfennig XXX . . . .

S. 129, Kol. 2, Z. 26 lies nach Königshufen statt nach Königs- als Wirtschaftshufen;
„ 130, „ 2, „ 9 „ Gautschacher „ Gantschacher;
„ 131, „ 2, „ 2 „ miles „ nules;
„ 134, „ 2, „ 27 „ 100—140 Klafter „ 100—140 m;
„ 135, „ 1, vorletzte Zeile lies Warissen statt Warrissen.

Zu den S. 135 f. gebrachten Ausführungen über Saukendorf ist zu bemerken, daß das Dorf sehr wahrscheinlich nach Hufen zu rund 30 *ha* kolonisiert wurde. Nach dem *Rationarium Stiriae* hatte Saukendorf 10 Hufen. Dazu kommen die 7 salzburgischen Hufen. Da nun Saukendorf eine Fläche von 539·30 *ha* hat, entfallen auf eine der 17 Hufen 31·72 *ha*.

Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien.

Dritter Nachtrag (als vierter Teil) mit 3 Tafeln.

Von Prof. Dr. **Karl Gorjanović-Kramberger** in Agram.

Im Monate August des Jahres 1903 wurde die Lagerstätte von Krapina bis auf eine kleine, nordwärts verlaufende Aussackung exploitiert. Ich ließ das ganze an den Höhlenrändern noch verbliebene eluviale und das noch den Höhlenboden bedeckende sedimentäre Material ausheben, um ein genaues Bild des einstigen Höhlenraumes zu gewinnen. Bei dieser Gelegenheit wurde nicht Vieles gefunden. Als besonders steril erwies sich die untere, zumeist sedimentäre Partie, in welcher bloß einige Rhinozeros- und Hirschzähne, zerbrochene Knochen, hie und da ein Steingerät und zum erstenmale auch ein roh bearbeitetes Holzartefakt, Buchenzapfen (siehe Artefakta) sich vorfand. In dieser unteren Partie fanden sich auch einige kleine Feuerlager.

Außer den erwähnten Resten wurden noch Überreste des menschlichen Skelettes, und zwar zwei Stirnbeine mit den charakteristischen Supraorbitalrändern, dann zwei ungleich große, sehr interessante Unterkieferstücke ausgewachsener Individuen, einige Finger-, Rippen- und Schädeldachfragmente gefunden. Die jetzt geschilderten Funde wurden aber ober jenem vorherrschend sedimentären Teile gesammelt, wo auch ein fast ganzer Schädel eines vollkommen ausgewachsenen *Rhinoceros Mercki* und die vordere (nasale) Partie des Schädels eines noch jungen Individuums derselben Art gefunden wurde. Auch ein Wirbelsäulenstück vom ersten (Atlas) bis zum neunten Wirbel herab wurde im Zusammenhange gefunden, doch war es unmöglich, die bereits ganz verwitterte Wirbelreihe zu retten. In diesem oberen Schichtmateriale, in welchem sich auch größere Feuerlager befanden, wurden mehrere Steingeräte nebst Abfällen gesammelt.

Wenngleich die Ausbeute keine reiche war, so war sie doch qualitativ eine recht zufriedenstellende. Auch bezüglich der Genesis der Sedimente in der Höhle wurden neue ergänzende Momente beobachtet, womit jenes von mir im 1. Hefte auf Seite 172 bis 173 entworfene Bild resp. Profil der Lagerstätte am Berge Hušnjakovo, und zwar dessen untere, zumeist durch Anschwemmungen gebildete Partie, in sehr erwünschter Weise vervollständigt wird.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen übergehe ich nun zur Schilderung weiterer Konsequenzen, die sich teils aus den stratigraphischen, teils aus den paläontologischen Befunden ergaben.

I. Die Beschaffenheit des Bodens der Höhle von Krapina.

Der Boden der Höhle von Krapina war nicht direkt mit einer Geröllschichte bedeckt, sondern es befand sich noch unter jenem groben Gerölle eine stellenweise bis 80 cm dicke Lage eines schlammigen gelben und grauen Sandes (*a'*). Darüber

erst lagerte jene Geröllschichte (*a*), welche sich indessen nach innen allmählich auskeilte und in grauen Sand überging.

Im Hangenden unserer Geröllschichte lag eine bis zu 2 *m* mächtige Folge von Eluvium und Überschwemmungsabsätzen, d. h. mehr weniger tonigen Ablagerungen. In diesem Schichtenkomplexe wurden ziemlich häufig kleinere Feuerlager beobachtet; ferner fast ausschließlich zerbrochene Knochen größerer Tiere (Bos), einzelne Zähne von *Rhinoceros Mercki*, auch wurden hier die größten Exemplare von Steingeräten, ein Holzgerät (Buche) und einige Sandsteinblöcke (*y*) beobachtet.

Den ganzen Komplex (*a*, *a'*, *a"*) bedeckte eine braune, speckige Tegellage (*b*), welche sich gegen innen auskeilte, nach außen aber allmählich verdickte (bis auf 1·26 *m*) und eine linsenartige Gestalt annahm. Jene, früher homogene Tegellage zergliederte sich hier am Eingange zur Höhle und enthielt ein Gemisch von verschiedenen

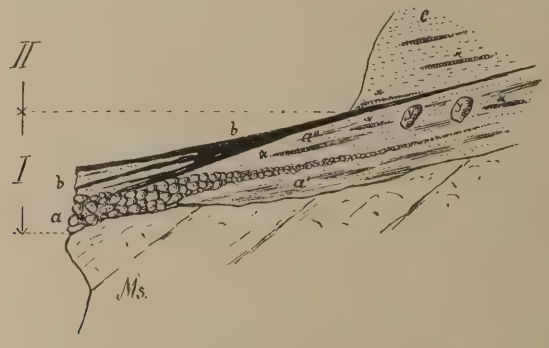


Abb. 1. Schematischer Querschnitt durch den unteren Teil der Höhle von Krapina am Berge Hušnjakovo. *M. S.* = mediterraner Sandstein. *I.* = Der untere, zumeist aus Bachanschwemmungen gebildete Schichtenkomplex, wovon *a* = Geröllschichte, nach innen sich auskeilend und in Sand übergehend, *a'* = schlammiger gelber und grauer Sand. *a"* = Wechsellagerung von eluvialen Sandmassen mit eingeschwemmten mehr weniger tonigen Lagen. Hie und da ein Feuerlager (*x*) und Sandsteinblöcke (*y*). *b* = braune, speckige Tegellage, nach innen auskeilend, als Absatz der letzten in die Höhle hereinlangenden Überschwemmung. Darüber *II.* Verwitterungsprodukte des überhängenden mediterranen Sandsteines (Eluvium) mit Kulturschichten.

mehr weniger sandigen Tegellagen, die zum Teile rostfarbig, dann grau usw. gefärbt waren. Diese andere petrographische Zusammensetzung unseres Sedimentes (*b*) ist die natürliche Folge des stetigen Einflusses des vorbeifließenden Baches, wobei sich Perioden ruhigen und fließenden Wassers abwechselten, während uns der Ton im Inneren der Höhle das Sediment eines stagnierenden, ruhigen Wassers darstellt. Diese braune Tegellage war zugleich der letzte Absatz des Baches Krapinica.

Der Komplex II besteht ausschließlich aus geschichteten Verwitterungsprodukten des überhängenden mediterranen Sandsteines. Bemerkenswert ist der große Unterschied zwischen den beiden Ablagerungskomplexen auch in biologischer Hinsicht. So lange nämlich die Höhle von den Überschwemmungen noch nicht ganz gesichert war, kehrte wohl der Mensch in dieselbe ein und hielt ab und zu darin seine Mahlzeiten. Das regere und ständigere Leben in der Höhle indessen begann erst mit dem Verschwinden der letzten Überschwemmung. Gleich auf dem braunen Tone fanden wir große Feuerlager mit zahlreichen Knochen, Holzkohlen, Steinartefakta und Abfälle davon. Der Schädel des ausgewachsenen *Rhinoceros Mercki* lag direkt auf jenem Tegel; derselbe war etwas angebrannt und neben ihm befanden sich noch einige Holzkohlen. In einem Feuerlager und nahe daran, 1 *m* über dem Rhinozerosschädel, lagen die hier beschriebenen Menschenreste, wovon das größere Stirnfragment in der Asche des Feuerlagers lag.

II. Die Stellung der Krapinaer Lagerstätte im Rahmen des Diluviums.

1. In stratigraphisch-tektonischer Hinsicht.

Kroatien war, soviel bisher bekannt ist, in keinem Teile vergletschert. Es ist deshalb eine Parallelisierung seiner diluvialen Bildungen mit jenen der vergletschert gewesenen Gebiete Europas wohl recht schwierig durchzuführen. Es müssen diesbezüglich bloß stratigraphische und faunistische Verhältnisse in Betracht gezogen werden, wobei man wieder auf große Schwierigkeiten stößt, weil auch in dieser Hinsicht sehr wenige Berührungspunkte zwischen den in Betracht kommenden diluvialen Bildungen bestehen.

In dieser Hinsicht haben sich für Kroatien-Slawonien vorläufig zwei stratigraphisch und faunistisch gut getrennte Abteilungen des Diluviums ergeben; eine untere mit *Rhinoceros Merckii* und geneigten Schichten und eine obere mit *Rhinoceros antiquitatis* und horizontalen Schichten. Zwischen diesen beiden Abteilungen des Diluviums kam es noch zu bedeutenden Dislokationen, denn es wurden sämtliche pliozänen Bildungen gefaltet und damit auch jene älteren diluvialen Sedimente, welche vor dieser Faltung abgelagert wurden, vor allem also die Lagerstätte von Krapina.

Es fragt sich nun, in welchem Abschnitte des Diluviums dies geschah? Zur Beantwortung dieser Frage muß vor allem noch eine Frage gestellt und beantwortet werden, die nämlich, ob und in welcher Weise die postpliozäne Faltung in vergletschert gewesenen alpinen Gebieten ersichtlich ist, oder mit anderen Worten: gibt es durch den postpliozänen Faltenwurf betroffene glaziale Ablagerungen im Bereiche der Alpen und in welchen Abschnitt der Glazial- oder Interglazialperiode derselbe fällt? Letztere Frage kann wohl bejahend beantwortet werden und man findet auch in dem Werke Penck-Brückners, „Die Alpen im Steinzeitalter“ (siehe: „Krustenbewegungen des Eiszeitalters“ auf S. 122), darüber einige Angaben, doch sind dieselben — da lokal und chronologisch ungleich — ungenügend, um in dem von mir gewünschten Sinne ausgebeutet werden zu können. Ich habe mich diesbezüglich auch brieflich an Prof. Penck gewendet und ersehe aus seiner mir freundlichst erteilten Auskunft, daß er wohl ziemlich starke Schichtenstörungen in den quartären Schichten am Saume der Westalpen gefunden hat, welche aus dem älteren Abschnitte des Eiszeitalters datieren, wovon ein Teil in die Günz-Mindel-, ein anderer in die Mindel-Rieß-Interglazialzeit fällt, daß er aber jüngere Schichtenstörungen bisher nicht nachweisen konnte. Nachdem aber die Bewegungen der Erdkruste in den West- und Ostalpen nicht gleichzeitig, zudem auch noch jüngere Bewegungen an anderen Orten stattgefunden haben, so fällt es wirklich schwer, die postpliozänen Krustenbewegungen, die zwischen unseren zerbrochenen ostalpinen Ausläufern stattgefunden haben, mit den eiszeitlichen Krustenbewegungen in einen näheren Zusammenhang resp. Parallele zu bringen.

Auch das Erscheinen des *Arctomys marmota* in Krapina, welches offenbar mit einer intensiveren Ausbreitung der Gletscher zusammenfällt, kann uns keinen sicheren Halt bieten. So müssen wir denn uns bloß auf Verhältnisse beschränken, welche wir in Gebieten mit diluvialen Bildungen vorfinden.

In dieser Beziehung ist aber von der größten Wichtigkeit ein Vergleich der petrefaktenführenden diluvialen Ablagerungen Kroatien-Slawoniens untereinander. Ich habe bereits den Reichtum derselben an fossilen Säugetierresten im ersten Hefte besprochen. Nun haben sich aber, wie ich anfangs hervorgehoben habe, zwischen diesen Ablagerungen stratigraphische und faunistische Differenzen ergeben, so zwar, daß wir die Lößbildungen Kroatien-Slawoniens und die älteren Flußabsätze, welche

die jetzige Save und Drave auswaschen und welche *Elephas primigenius, Rhinoceros antiquitatis* usw. führen, sehr gut von den jüngsten Flußterrassen der Save, als auch den älteren eluvialen Bildungen von Krapina mit *Rhinoceros Mercki* absondern können, so zwar, daß zwischen Krapina und dem Löß mit den jüngsten Flußterrassen eine Periode der Faltung sich einschaltet, welche jene Lagerstätte Krapinas als auch die pliozänen Bildungen betroffen hat. Zu dem gesellen sich noch zwei Menschenarten in je einem der erwähnten diluvialen Abschnitte und so läßt sich denn auch ganz ungezwungen folgende Gliederung des Diluviums von Kroatien-Slawonien durchführen:

Diluvium.

I. { *a)* Jüngste Flußterrassen. (Terrasse bei Brezovica.)
b) Lößstufe Kroatien-Slawoniens, } mit *Homo sapiens foss., Elephas primigenius, Rhinoceros antiquitatis.*
c) Ältere Fluß- und Bachabsätze, }

Faltung pliozäner und postpliozäner Bildungen.

II. *d)* Krapinastufe: Eluvium mit *Homo primigenius, Rhinoceros Mercki, Ursus spelaeus.*
e) Bedekovčinastufe: Feuerfeste Tone.

Bezüglich der letzteren, der „Bedekovčinastufe", ist es mir vorläufig noch nicht ermöglicht, zu entscheiden, ob sie als eine isochrone aber heteromesische Bildung der Krapinastufe oder als ein selbständiges, und zwar ältestes Glied des Diluviums Kroatien-Slawoniens aufzufassen ist. Bis jetzt gelang es uns noch nicht, darin Fossilien zu finden. Die Tone aber waren Sedimente größerer zahlreicher sumpfiger Wasseransammlungen Zagoriens (Umgebung von Bedekovčina) zu Beginn des Diluviums.

2. In paläontologischer Hinsicht.

Diesbezüglich kommt in erster Reihe das *Rhinoceros Mercki Jäg.* in Betracht. Es wurde bekanntlich die Bestimmung der Krapinaer Rhinozeroszähne als der Art *Rhinoceros Mercki Jäg.* angehörend von verschiedenen Seiten in Frage gestellt (sogar noch in Hoernes „Der diluviale Mensch in Europa", Braunschweig 1903, S. 105), obwohl dieselben von Dr. M. Schlosser als solche erkannt wurden. Ich habe jedoch an jener Bestimmung um so mehr festgehalten, da es ja auch, wie wir eben gesehen haben, stratigraphische Momente gibt, welche eine Absonderung der Krapinaer Lagerstätte von den übrigen kroatischen, jedoch jüngeren diluvialen Ablagerungen mit typischen *Rhinoceros antiquitatis* fordern.

Um indessen die Frage über das Vorhandensein von *Rhinoceros Mercki* in Krapina nach allen Richtungen hin klar und zweifellos festzustellen, war es mein Bestreben, so viel als möglich Rhinozerosreste in Krapina aufzusammeln. Diese Aufgabe hat nun mein Assistent, Herr Stj. Osterman, im Sommer des Jahres 1902 in der erwünschten Weise auch gelöst, denn ich konnte auf Grund des zusammengebrachten Materiales die Feststellung der Art *Rhinoceros Mercki* zweifellos machen! Im Jahre 1903 ist es uns endlich gelungen, den ganzen Schädel eines vollkommen ausgewachsenen Individuums zu finden und mit großer Mühe auch zu konservieren. Derselbe reiht sich nun, wie mich Messungen an dem fertig präparierten Schädel belehrten, direkt an den Daxlander Schädel des Museums in Karlsruhe, den H. v. Meyer beschrieb und welchen Schröder als *Rhinoceros Mercki var. brachycephala* bezeichnete.[1])

[1]) „Die Wirbeltier-Fauna des Mosbacher Sandes." — I. Gatt. Rhinozeros. — Berlin 1903. (Abhandlungen der königl. preußischen geologischen Landesanstalt. Neue Folge, Heft 18, S. 132.)

Gleichzeitig wurde auch die vordere Schädelpartie eines jungen *Rhinoceros Merckii*-Schädels gefunden, ein Umstand, welcher für die nähere Kenntnis dieser Tierart von eminenter Wichtigkeit ist. Endlich bemerke ich noch, daß die ansehnliche Anzahl der losen Zähne ganz und gar mit jenen von Taubach als auch mit den Jäger'schen Originalen der Art *Rhinoceros Merckii* übereinstimmen. Es kann demnach kein ernster Zweifel mehr über die Richtigkeit der Bestimmung des Krapinaer Rhinozeros als *Rhinoceros Merckii* bestehen.

Und nun eine kurze numerische Übersicht der aufgesammelten Reste: 1 Schädel eines erwachsenen Individuums, 1 vordere Schädelpartie eines jungen Exemplares, 8 diverse Schädelfragmente, 32 Unterkieferstücke, 4 Oberkieferbruchstücke, 120 Oberkieferzähne, 100 Unterkieferzähne, 8 Wirbel, 2 Scapulae und 3 Fragmente davon, 1 Cap. Humeri, 1 Radiusfragment, 5 Ulnafragmente, 3 Femurfragmente, 11 Tarsalknochen, 12 Metacarpalknochen, 2 Beckenbruchstücke, 9 Fötalextremitäten, 7 diverse, zusammen also 330 Knochen.

Obzwar *Rhinoceros Merckii* früher als das *Rhinoceros antiquitatis* auftrat, so unterliegt es dennoch keinem Zweifel, daß diese beiden Arten auch gleichzeitig lebten, wie dies aus den Untersuchungen Brandts hervorgeht. (Vergleiche: „Versuch einer Monographie der tichorhinen . . ." S. 104.) Ferner beobachtete Prof. Penck (wie ich dies aus seinem Briefe entnehme) *Rhinoceros Merckii* an mehreren Stellen in Ablagerungen der sogenannten „Rieß-Würm-Interglazialzeit", also in Ablagerungen, die meiner Lößstufe (*c'*, *b*) entsprechen würden. Nun aber wurde noch niemals in den sehr mächtigen und auch ausgedehnten Lößbildungen als auch in den älteren Fluß- und Bachabsätzen Kroatien-Slawoniens eine andere Art als *Rhinoceros antiquitatis* und dann stets in Gesellschaft mit *Elephas primigenius* gefunden. Dieser Umstand ist um so bemerkenswerter, als in der ansehnlichen Menge von Überresten dieser Tiergattung aus Krapina, wo Individuen aller Altersstufen gefunden wurden, kein einziger Knochen vorliegt, den man etwa der Art *Rhinoceros antiquitatis* zuteilen könnte. Vielmehr gehören alle Knochen und Zähne von Krapina einer einzigen Art, nämlich dem *Rhinoceros Merckii*, an. Dieser Umstand sticht noch mehr ins Auge, wenn man bedenkt, daß Krapina einigermaßen in der Mitte eines Gebietes, wo ausschließlich Reste des *Rhinoceros antiquitatis* vorkommen, liegt und daß man bei der unbedeutenden Distanz, welche Krapina von der Save- oder Drau-Ebene trennt, unmöglich annehmen könnte, Krapina hätte ein eigenes Ausbreitungsgebiet für die Art *Rhinoceros Merckii* gebildet, welche Art dann auch aus physikalischen Gründen auf diesen unbedeutenden Bezirk beschränkt geblieben wäre.

Es bleibt nur eine einzige Annahme, die nämlich, daß in Kroatien die Art *Rhinoceros Merckii* der Art *Rhinoceros antiquitatis* vorangegangen ist. Diese Annahme findet aber ihre Bestätigung in den früher erörterten stratigraphischen und tektonischen Momenten. Falls wir dem Gesagten noch hinzufügen, daß sowohl im Löß der diluvialen Donauufer als auch in den diluvialen Ufern der Save in Slawonien nebst zahlreichen Resten von Mammuth, *Rhinoceros antiquitatis* auch je ein menschlicher Unterkiefer (Vukovar, Brod a. d. S.) gefunden wurde, welche eine Kinnbildung aufweisen, wie solche an Kiefern der jungdiluvialen Bildungen bekannt und welche dem modernen Menschen ganz analog gebaut ist, so hat man Ablagerungen (wie jene von Krapina u. dgl.), in denen hingegen ausschließlich *Rhinoceros Merckii* in Gesellschaft des Menschen mit stark vorstehenden Supraorbitalrändern, prognathen Kiefern usw. gefunden wurden, *eo ipso* als ältere diluviale Bildungen zu bezeichnen.[1])

[1]) Vergleiche noch: Gorjanović-Kramberger: „Zur Altersfrage der diluvialen Lagerstätte von Krapina in Kroatien". — Glasnik hrvatskoga naravoslovnoga družtva. XVI. und XVII. (1904, 1905).

Endlich glaube ich, daß man die Fundstelle Krapina mit jener von Taubach, die in paläontologischer Beziehung sehr nahe jener steht, als isochrone bezeichnen darf und beide in die sogenannte „Günz-Mindel-“ oder „Mindel-Rieß-Interglazialzeit“ Pencks oder in meine „Krapina-Stufe“ versetzen kann.

* * *

Neben dem vielfach angezweifelten Alter einiger der wichtigsten Menschenschädel der sogenannten Neandertalergruppe war es mir höchst wünschenswert erschienen, die Frage nach dem geologischen Alter des *Homo* von Krapina nach allen Richtungen hin festzustellen. Dies war um so notwendiger, weil der Krapina-Mensch in den allerwichtigsten Charakteren eben mit den übrigen Schädeln des Neandertales, Spy I, II, übereinstimmte. Nachdem nun alle diese Schädel unzweifelhaft einer einzigen Gruppe, ja einer einzigen Spezies angehören und da der Mensch von Krapina zweifellos altdiluvial ist, so kann man nun folgerichtig auch für die übrigen Schädel ein hohes diluviales Alter annehmen. Es erlangten eben die in der Altersfrage als unsicher hingestellten Schädel durch die genau erforschte Lagerstätte der Reste von Krapina auch ihre volle wissenschaftliche Bedeutung.

III. Überreste des Menschen.

Die Knochen des Schädels.

Die Stirnbeine. (Tafel I, Fig. 1, 2.)

Davon wurden bloß zwei untere Stirnbeinstücke mit den Supraorbitalrändern gefunden. Beide gehören jungen, jedoch ungleich alten Individuen an und sind von ähnlicher Erhaltung. Bevor ich indessen zur Beschreibung derselben schreite, will ich nochmals auf jenes Stirnbein zurückkommen, welches im ersten Hefte meiner Abhandlung über den *Homo* von Krapina auf Tafel I, Fig. 1 und 1 *a* (S. 183), abgebildet und besprochen ist. Ich habe jene Beschreibung nur insofern zu vervollständigen, als es Herrn Osterman gelang, noch zwei weitere Bruchstücke derselben Stirne zu finden und welche dieselbe um einen Teil vergrößern. Das Wichtigste dabei ist der Umstand, daß eines dieser Bruchstücke (das kleinere) am oberen Ende zugleich das Fragment der *Coronal-Sutur* (Innenseite) trägt, wodurch nun mit Zuhilfenahme des Schnittpunktes der *Linea temporalis* mit der *Sutura coronalis* ziemlich genau die Lage des Bregma konstruiert werden kann. Bei dieser Gelegenheit hat sich nun gezeigt, daß das Bregma weiter nach rückwärts zu versetzen ist, als ich dies bei meiner Rekonstruktion des Schädelschnittes (vgl. Heft II, S. 203) getan habe. Ich will vorläufig dieses Ergebnis, welches aus der Vergrößerung des Stirnbeines resultierte, anmerken, werde indessen auf diesen Umstand noch einmal zurückkommen, und zwar im Kapitel über die Variationen am Skelette der altdiluvialen Menschen, bei der Besprechung der altdiluvialen Schädel.

1. Das rechte untere Stirnbein (Tafel I, Fig. 1 *a, b, c*). Es ist dies ein gut erhaltenes Bruchstück, auf welchem insbesondere die Augenbrauenwülste, und zwar der ganze rechte und ein Teil des linken mit der dazwischen liegenden Glabella und dem linken Nasale, hervortreten.

Die Stirnbreite (unten) von der *Sutura zygomatico-frontalis* bis in die Mitte der Grube ober der Glabella beträgt bei diesem Stücke 62·5 *mm*, bei obiger Stirne 68·2 *mm*. Die Stirnbreite an der postorbitalen Einschnürung beträgt am vorliegenden Fragmente 51·6 *mm*, an obiger Stirne etwas über 55 *mm*. Schon aus diesen Ausmessungen ergibt sich, daß obige Stirne etwas breiter war als die des vorliegenden Stückes.

Der Supraorbitalrand unseres Fragmentes war bloß minimal weniger vorgezogen, wie bei jener Stirne. Die größte Entfernung des Supraorbitalrandes von der inneren Stirnfläche beträgt (nahe jener *Sutura zygomatico-frontalis*) bei diesem Fragmente 25·2 *mm*, an jener Stirne 25·4 *mm*; der mittlere Abstand jenes Randes an unserem Bruchstücke 21 *mm*, an jenem 21·6 *mm*, also gleich weit. Die geringste Dicke des Randes an unserem Fragmente beträgt 9 *mm*, bei jener Stirne 10·6 *mm*.

Nachdem ich nun festgestellt habe, daß dieses neue Stirnfragment einem etwas jüngeren Individuum als jene Stirne angehört hat, so will ich noch in Kürze die an der Oberfläche dieses Knochens sichtbaren Merkmale hervorheben (vgl. nebenstehende Abb. 2). Vor allem beobachtet man am Supraorbitalrande die *Incisura supraorbitalis (i. s.)* und links neben ihr den länglichen *Processus supraorbitalis (p. s.)*. Rechts neben der Incisura sehen wir eine flache, bogige Rinne (13·3 *mm* lang) — S_1 — und unter ihr, am inneren Orbitalrande, eine mit diesem parallel verlaufende 8·5 *mm* lange Rinne — S_2 —, welche übrigens an der linken Seite stärker ist und an beiden Enden mit je einem Löchelchen endet. Ferner sehen wir noch 14 *mm* von der *Linea temporalis* entfernt eine zu dieser beinahe parallel verlaufende, nach unten etwas sich ausbreitende flache Rinne — S_3 —. Besonders tief finde ich die Grube ober der Glabella — die *Fossa supraglabellaris* — *f* —, ober welcher wir eine ovale, leichte Erhöhung, die *Eminentia supraglabellaris* — *e* — erblicken. Bemerken möchte ich, daß der Sulcus — S_3 — auch am Abgusse der Neandertaler-Calotte deutlich sichtbar ist.

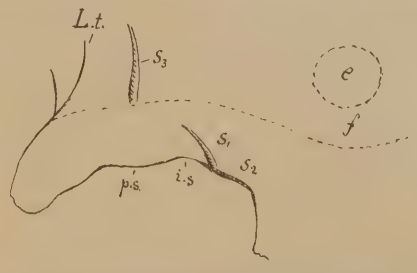


Abb. 2. Untere Stirnpartie mit Supraorbitalrand. *i. s.* = *Incisura supraorbitalis*; S_1, S_2. S_3 = Rinnen. *L. t.* = *Linea temporalis; e = Eminentia supraglabellaris; F = Fossa supraglabellaris; p. s. = Processus supraorbitalis.*

Der abgebogene, an das Nasale grenzende Stirnteil ist 28·5 *mm* breit. An diesen Teil ist das linke Nasale angefügt. Das Nasale ist ein poröser, dicker Knochen, dessen Dicke mit dem ebenso starken angrenzenden Stirnteile im Zusammenhange steht. An das konvexe Nasale schmiegt sich der *Processus frontalis maxillaris* an und zwischen diesen beiden Knochen verläuft eine deutliche Längsrinne. Die Oberfläche des genannten Processus decken verzweigte Gefäßeindrücke. Letzterer Knochenteil wird durch die *Sutura lacrimo maxillaris* mit dem *Os lacrimale* verbunden. An diesem Knochen sieht man die *Fossa sacci lacrimalis*, welch letztere eine deutliche flach elliptische Vertiefung darstellt. Leider ist das ganze Nasale nicht mehr vorhanden, denn es ist sein vorderer Teil abgebrochen. Man sieht indessen, daß dieser Knochen nicht geradlinig verlief, sondern daß er sich in seiner unteren Hälfte etwas aufbog. Bemerkenswerter ist indessen der Umstand, daß das Nasale nicht stumpfwinkelig vom Stirnbeine absetzt, wie dies gewöhnlich der Fall ist, sondern es setzt sich das Nasale in der Verlängerung der supraglabellaren Stirnprofillinie fort.

Es liegt noch ein isoliertes Nasenbeinpaar vor (Tafel III, Abb. 4), wovon nur der vordere Teil abgebrochen ist. Der Knochen ist sehr dick, doch wird er nach vorn zu rasch dünner. Am Rücken des ausgeschweiften Knochens bemerkt man eine Längsnaht, die indessen nicht mehr in ihrer ganzen Erstreckung vorhanden ist, da die beiden Knochenhälften in ihrem oberen Drittel bereits verwachsen sind. An der Oberfläche der Nasenbeine sieht man Gefäßöffnungen und einige zarte Gefäßeindrücke. Die *Sutura naso-frontalis* ist von halbelliptischer Gestalt. Bemerkenswert ist allenfalls

die Verwachsung der Nasenbeine, eine Erscheinung, die bei den Affen regelmäßig aber auch beim Menschen zu beobachten ist.

Sehr bemerkenswert ist die *Lamina perpendicularis* mit der *Crista galli.* Letztere zeichnet sich durch ihre etwas gedrungene, niedrigere Gestalt aus. Dieser Knochenfortsatz ist dreiseitig und vorn (frontalwärts) etwas verkürzt. Er ist unsymmetrisch, im allgemeinen aber vorn dicker als rückwärts. Seine Länge beträgt 18·4 *mm* (oben) und ist vorn (an der Basis) 8·5 *mm* dick. Nach unten übergeht er in die dünne (0·7 *mm*) *Lamina perpendicularis*, die zum größeren Teile weggebrochen ist.

Ich bemerkte schon, daß das Stirnbein nasalwärts verlängert ist. Dieser Betrag aber wird gut dadurch ersichtlich gemacht, wenn wir uns die beiden *Sutura zygomatico-frontalis* verbunden denken. Es kommt dabei die *Sutura naso-frontalis* beim recenten Menschen ziemlich weit über diese Linie, beim Homo von Krapina aber an oder fast unter dieselbe zu liegen. Die tiefere Lage der genannten Naso-frontal-Sutur des altdiluvialen Menschen wurde durch die starken basalen Stirnschwellungen und diese wiederum durch den Einfluß der Schläfemuskeln hervorgerufen, wodurch aber nicht nur die gesagte Sutur, sondern auch die übrigen mit derselben in einer nahezu gleichen Ebene liegenden Nähte, insbesondere die an der Basis der *Crista Galli* sich befindliche Ansatzstelle der *Lamina cribrosa* in eine tiefere Lage gebracht wurde. Es scheint also die innere Schädelbasis gleichsam nach vor- und abwärts gedrückt worden zu sein. Die erwähnte *Lamina cribrosa* aber steht im Schädel gewöhnlich horizontal; beim Menschen von Krapina indessen nur dann, wenn wir uns dessen Stirnprofillinien mit jener des recenten Menschen so aneinandergestellt denken, daß sie sich decken. Sobald wir aber der Stirne des Homo von Krapina seine natürliche (fliehende) Lage geben, sehen wir auch, daß die Basis der *Crista Galli* eine schräge, nach ab- und rückwärts geneigte Lage einnimmt. Es nimmt also die *Lamina cribrosa,* je nachdem die Stirne steil oder fliehend ist, eine entsprechend horizontale oder geneigte Lage ein. Beim altdiluvialen Menschen nun sehen wir, daß durch die basale (glabellare) Schwellung der Stirnbeine einerseits eine Verschiebung der im Niveau der Nasalsutur liegenden Teile nach vor- und abwärts und anderseits durch die fliehende Stirne eine schräge Lage jener Teile, insbesondere der *Lamina cribrosa* und *Crista Galli,* eingeleitet wurde.

Abb. 3. Stirnprofil mit der *Crista Galli* usw. des recenten (——) und des Krapina-Menschen (·····) in natürlicher Größe. *N* = Nasion; *G* = *Crista Galli*; *L cr* = *Lamina cribrosa.*

Ich habe diese Verhältnisse an nebenstehender Abbildung zum Ausdrucke zu bringen versucht (Textbild 3). Dieses Bild zeigt uns die beiden Profile so kombiniert, daß ihre natürlichen Stirnlagen beibehalten wurden, jedoch beide sich in der *Sutura naso-frontalis* („Nasion") als gedachten Fixpunkt berühren.[1]) Dieses Bild zeigt uns nun annähernd die Differenzen, welche zwischen den Schädeln des recenten und der altdiluvialen Menschen bestehen. Diese Verhältnisse dürften an allen altdiluvialen Schädeln vorhanden sein, und zwar wird die Neigung der *Lamina cribrosa* immer von der Größe der Stirnneigung abhängen.

[1]) Falls wir im Textbilde 3 die beim Krapina-Menschen geänderte tiefere Lage der *Sutura naso-frontalis* aufnehmen würden und dabei mit diesem Punkte gleichzeitig aus der Kontur der Profillinie des recenten Menschen etwas herausrücken würden, dann würde uns ein derartig korrigiertes Bild die wirklichen in Rede stehenden Verhältnisse dieser Objekte darstellen.

Nun wollen wir versuchen, die eben geschilderten Verhältnisse zwischen dem recenten Menschen und dem Schimpansen einerseits und dann zwischen dem letzteren und dem Homo von Krapina anderseits vergleichsweise in Betracht zu ziehen.

Ich habe im ersten Hefte meiner Untersuchungen gesagt, daß die Knochen des Kauapparates des Homo von Krapina (l. c. S. 195) mit Bezug auf die damaligen schwierigen Lebensbedingungen kräftiger ausgestattet waren und auch eines stärkeren Muskelansatzes zur Bewältigung der größeren mechanischen Inanspruchnahme jenes Gerüstes bedurften. Wenn also das Vorhandensein der Augenbrauenwülste bei den Menschenaffen als Folge des starken Einflusses der Schläfenmuskeln auf den Gesichtsschädel, welcher gleichsam ein Herauswachsen des Gesichtsschädels nach vorn (Selenka, Menschenaffen, II, S. 147) bedingte, aufgefaßt wird, so muß dies folgerichtig auch für die Supraorbitalwülste der Diluvialmenschen zugegeben werden, da ja hier wie dort dieselben Eingriffe (Druck der Muskeln) analoge Gebilde hervor-

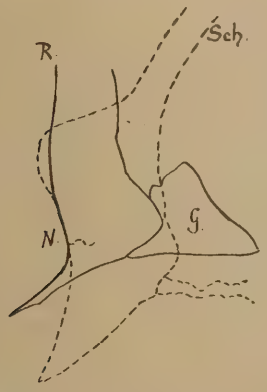


Abb. 4. Stirnprofil des recenten Menschen — *R* —, kombiniert mit dem des Schimpansen — *Sch* — in natürlicher Größe.

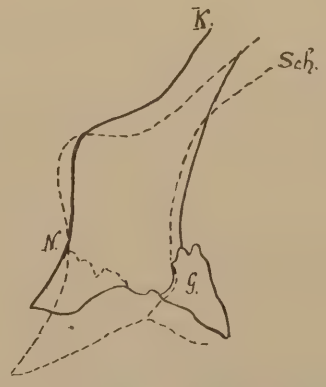


Abb. 5. Desgleichen des Menschen von Krapina — *K* —, kombiniert mit dem des Schimpansen — *Sch* — in natürlicher Größe. *S. nf.* = *Sutura naso-frontalis; G.* = *Crista Galli.*

rufen mußten, also starke Temporalmuskeln jene Supraorbitalränder hervorpressen. Mit dem Schwinden jener kräftigeren Muskulatur gingen auch jene basalen Stirnschwellungen verloren, wie dies bereits — mit geringen Ausnahmen — im oberen Diluvium der Fall war.

Aber nicht nur die Supraorbitalwülste, sondern mit diesen auch die fliehende Stirne, als auch die vorher geschilderte Neigung der *Lamina cribrosa* scheinen einen unverkennbaren Zusammenhang mit jenen Ursachen anzudeuten.

Das Profilbild 3, welches uns die Stirnansicht des recenten Menschen mit dem des Krapinaer kombiniert darstellt, haben wir bereits vorher besprochen. Nun hätte ich noch, wie gesagt, jene Verhältnisse in Betracht zu ziehen, welche sich aus der Kombination der Stirnprofile des recenten und des Krapina-Menschen mit demjenigen des Schimpansen ergeben.

Die Abbildungen 4 und 5 zeigen uns dies in sehr übersichtlicher Weise. Die Stirnprofile wurden in natürlicher Lage, jedoch mit ihrer Naso-frontal-Sutur (= Nasion) zusammengestellt. Das Bild 4 zeigt uns die Differenz im Betrage der basalen Schwellung der Stirnbeine, die verschiedenen Stirnneigungen, als auch die etwas tiefere Lage der vorderen inneren Basis im Schädel des Schimpansen. Aber auch der Verlauf der Profillinien dieser beiden Schädel ist von Interesse: während diejenige des Menschen vom Nasion an plötzlich stumpfwinkelig abbiegt, bildet diejenige des Schimpansen

nasalwärts die Fortsetzung der Stirnlinie. Die Abbildung 5 endlich stellt uns die Kombination der Stirne des Krapina-Menschen mit jener des Schimpansen dar und zeigt eine auffallende Übereinstimmung beider in allen Punkten: sowohl im Betrage der basalen Schwellung der Stirnbeine, in der nahezu gleichen Lage der vorderen inneren Gehirnschädelpartie, als auch in einer großen Übereinstimmung der Profillinien.

Außer den kräftigen Supraorbitalrändern und der fliehenden Stirne der altdiluvialen Menschen müssen, auf Grund der soeben gemachten Beobachtungen, auch die Fronto-Nasal-Profillinie und die schräge Lage der *Crista Galli* resp. der *Lamina cribrosa* als pithecoid bezeichnet werden. (Anmerkung 1.)

Die Innenseite unseres Stirnfragmentes zeigt uns nichts besonderes. Immerhin mag erwähnt sein, daß außer der kräftigen *Crista frontalis* und einigen welligen Unebenheiten noch sehr feine verzweigte Gefäßeindrücke bemerkbar sind.

Die Dicke des Knochens ober der Mitte des hinteren Supraorbitalrandes am Bruchrande beträgt 6 *mm*.

Das untere Stirnbeinfragment, welches uns unsere Tafel I, Fig. 2, 2*a*, darstellt, ist insofern interessant, als es uns einen großen Teil des linken aufgebrochenen Supraorbitalrandes mit den großen *Sinus frontalis*, die breite, flachere Glabella und einen geringen Teil des rechtsseitigen Orbitalrandes zeigt. Das Nasale fehlt; der abgebogene, an das Nasale herabreichende Frontalabschnitt weist eine Breite von 28 *mm* auf, ist also bloß um 0·5 *mm* schmäler als am vorigen Fragmente. Viel größer sind die übrigen Unterscheidungsmerkmale. Vor allem möchte ich bemerken, daß die Glabella nur durch eine ganz leichte Einsattelung von den Orbitalrändern getrennt erscheint, und ferner, daß dieselbe nicht so stark von der Stirne absticht und daß infolgedessen hier auch keine so deutliche supraglabellare Grube vorhanden ist, wie wir dies an der vorigen Stirne so prägnant sahen. Es ist demnach die Glabella hier etwas flacher und der zum Nasale abgebogene Stirnteil etwas kürzer. Ferner sind die supraorbitalen Wülste und die Glabella dieser Stirne ganz durchhöhlt, denn man sieht, daß die ganze innere Partie der Wülste als auch die ganze Glabella, mit Ausnahme eines dünnen, mittelständigen, vertikalen Septums, an diesem Stücke durchhöhlt ist, während z. B. an der vorigen Stirne links, und zwar in der gleichen Entfernung von der Mitte der Glabella, noch keine Höhlung, sondern ein kompakter Orbitalwulst vorhanden ist. Die Dicke des Stirnbeines ober der Mitte des rechten Orbitalwulstes beträgt an diesem Fragmente bloß 4 *mm* und endlich sind die Eindrücke der Gehirnwindungen an diesem Stirnstücke viel kräftiger und zahlreicher als an der vorigen; selbst jene feinen Gefäße sind hier stärker ausgeprägt als an jener Stirne. Es unterscheidet sich also dieses Stirnbein in mancher Beziehung von dem vorigen; doch kann es sein, daß einiges auf geschlechtliche und unbedeutende Altersunterschiede zurückzuführen ist. Das in Rede stehende Stirnbein gehörte einem etwas jüngeren Individuum mit einer breiteren, flacheren Glabella, einem kürzeren, nasalwärts gerichteten Stirnteile und zahlreichen gut ausgeprägten Gehirnwindungen an.

Ein Oberkieferfragment. (Tafel III, Fig. 1, 1*a*.)

Im ersten Hefte meiner Untersuchungen habe ich auf Seite 187, *sub c*, in Kürze eines Oberkieferbruchstückes gedacht, welches ich nun der Vollständigkeit halber etwas näher beschreiben und abbilden möchte, weil sich dieser Oberkiefer von jenem auf Tafel II, Abb. 1, 2 (l. c.), abgebildeten durch seine geringere Höhe unterscheidet. Das Kieferstück stellt uns die vordere Partie mit den zwei *J* und der teilweisen Alveole des *C* der rechten und die ersten drei inneren Alveolenhälften der linken Seite dar.

Die Kieferhöhe vom Alveolarrande bis zur *Spina nasalis* beträgt etwa 24·7 *mm*,
„ „ mit den *J* . . . . . 33·5 „
die Kronenbreite des J_1 mißt . . . . . 9·4 „
„ „ „ J_2 „ . . . . . 8·6 „

Die Kronen sind stärker abgekaut als beim oben erwähnten Kiefer. Auch an diesem Kiefer sind die Schmelzfalten der Lingualseite der beiden *J* bemerkenswert. Am J_1 sehen wir an der Kronenbasis eine starke Schwellung des Schmelzes, welche indessen durch zwei Längseinschnitte in drei nach oben sich etwas verengende Falten ausläuft. Der J_2 hat eine noch stärkere basale Schwellung, die aber ungeteilt ist und etwas vom übrigen Kronenkörper absteht. Zwischen der Krone und dem Tallon sind zwei der inneren Kronenfläche angehörige kurze Falten bemerkbar. Der *Processus palatinus* ist sehr rauh und hat ein großes *Foramen incisivum*. Mit Ausnahme der geringeren Höhe schließt sich dieser Oberkiefer sonst vollständig an jenen oben erwähnten an.

Processus frontalis des linken Oberkiefers. (Tafel III, Fig. 2.)

Es liegt davon der obere linksseitige Teil bis an die *Sutura fronto-lacrimalis* und *Sutura naso-maxillaris* mit einem geringen Bruchstücke des Nasale vor. Die Oberfläche ist punktiert und diese punktierten Löchelchen sind ungleich groß und in mehreren Längsfurchen angeordnet. Die Breite des Knochens bei der *Crista ethmoidea* beträgt 20 *mm*, die Dicke am *Margo lacrimalis* 8 *mm*.

Processus zygomaticus.

Dieser Knochenteil reiht sich genau an den im dritten Hefte meiner Untersuchungen (Der paläolithische Mensch usw. „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft", Wien 1904) auf S. 193 (Abb. 5) und 194 (Abb. 6) gegebenen, mit *T. p. z.* bezeichneten Teil, nur daß das vorliegende Stück die weitere Fortsetzung des Knochens bis zur Sutura des *Os zygomaticus (S)* bildet. Dieser Processus ist zugleich der stärkste von allen bisher in Krapina gefundenen. Durch das *Tuberculum post-zygomaticum* schließt sich, wie gesagt, dieser Knochenteil an den geschilderten, ist indessen breiter und, was bezeichnend ist, aufwärts gebogen und an der unteren Seite ausgeschnitten. Die größte Breite des Processus in der Mitte des Ausschnittes beträgt 12 *mm*. Die Außenfläche des Knochens ist stark granuliert, insbesondere vor dem *T. p. z.*, und an ihr ist auch ein gebogener, diagonal verlaufender Kiel bemerkenswert. Wir sehen also, daß auch dieser Knochenteil großen Variationen unterworfen war und daß wir aus Krapina auch bezüglich der Beschaffenheit des *Processus zygomaticum* zwei stark differente Formen besitzen.

Der Unterkiefer IV. (Tafel II, Fig. 1, 1*a*, *b*.)

Vorliegender Unterkiefer ist der am besten erhaltene und zugleich das größte Kieferstück aus Krapina. Es befinden sich daran wohl nur die drei rechten Molaren und die ganze daran anschließende Alveolarreihe bis zum M_1 der linken Seite, von wo ab der Kiefer jedoch abgebrochen ist. Auch fehlt an der rechten Kieferseite leider der aufsteigende Ast. Der Kiefer gehörte indessen einem ausgewachsenen Individuum in dem besten Alter an, denn er besitzt, wie erwähnt, bereits alle drei Molaren, wovon die beiden ersten etwas abgenützt sind. Der Kiefer selbst ist sehr kräftig und dabei stark prognath. Falls wir uns die noch abgeschliefenen Alveolen der vorderen

sieben Zähne ergänzt denken, würde uns ein mit einer starken Zahnprognathie versehener Kiefer resultieren (wie La Naulette). Dieser Krapina-Kiefer zeigt also eine echte Kiefer- und Zahnprognathie. (Anmerkung 4.)

Vor allem mögen einige Ausmaße des Kiefers vorangeschickt werden:

Höhe des Kiefers	an der Symphyse (ohne Zähne)	30·4 *mm*
„ „ „	in der Mitte des M_3	27·5 „
Dicke „ „	an der Symphyse	14·4 „
„ „ „	unter dem *C* . . . . . r. = 14·8 l. =	15·5 „

Die Höhe des Kiefers vermindert sich also nur unbedeutend von der Symphysis gegen rückwärts. Die untere Kieferseite ist bis zum *Pz* abgeflacht, von da an abgerundet und verschmälert sich nach hinten zu; jener abgeflachte Teil erreicht unter dem *C* seine größte Dicke resp. Breite und ist ausgezeichnet durch die beiden starken von der Mitte ausgehenden Eindrücke des *M. digastricus*. Diese abgeflachte basale Kieferpartie steht etwa senkrecht zur äußeren Kieferplatte und ist etwas aufgebogen, d. h. wenn der Kiefer auf einer horizontalen Ebene liegt, so berührt dieser abgeflachte Kieferteil dieselbe nicht. Auch ist der Kiefer an dieser unteren Seite — und zwar lingualwärts — etwas eingebuchtet. An der Außenseite des Kiefers treten uns einige sehr interessante Verhältnisse entgegen. Vorn, und zwar rechts und links von der Symphyse, sehen wir von den Alveolen der beiden J_1 aus je eine eingesenkte Zone bogenförmig abgehen, so daß dieselben zwischen sich eine dreieckige minder punktierte Platte einschließen.

Am rechten Unterkieferast tritt uns ferner eine weitere bemerkenswerte Eigentümlichkeit entgegen, die nämlich, daß wir unter dem M_1 statt eines *Foramen mentale* deren drei vorfinden. Dieselben befinden sich an einer entsprechenden Schwellung des Kiefers und messen 2·5—3·5 *mm* im Durchmesser. Am linken Unterkieferaste liegt nur mehr ein *Foramen mentale* mit einem Durchmesser von fast 6 *mm* und es scheint, daß an dieser Kieferhälfte bloß zwei Foramina sich befanden. Unter diesen Foramina zieht sich ober dem unteren Kieferrande eine leichte Rinne hin. Der untere Außenrand ist unter dem mittleren Foramen etwas knotig verdickt. Wie bereits bemerkt, ist der Außenrand der vorderen Zahnalveolen abgeschliffen; sonst würde derselbe vom übrigen Zahnkörper abstehen, wie dies beispielsweise am Kiefer von Naulette sichtbar ist. Die noch vorhandenen Molaren sind sehr gut erhalten und davon die beiden vorderen etwas abgenützt. Die Kronen hatten mehrfache Schmelzfalten, insbesondere diejenige des M_3, dessen Außen- und Hinterrand überdies eine Neigung zur Vielhöckerigkeit zeigt.

Die Ausmaße der einzelnen Zähne sind folgende:

	M_1	M_2	M_3
Länge (von vorn nach rückwärts)	12·3	12·6	11·6
Breite in der Mitte (von außen nach innen)	11·4	11·4	11·0

Es ist demnach der letzte *M* der kleinste. Falls wir noch die Kronenflächen ins Auge fassen, sehen wir, daß sich dieselben von M_1 an nach einwärts drehen, d. h. torsiert sind. Die Kronenlänge der drei Molaren beträgt 36·5 *mm*, und die Entfernung des Berührungspunktes der mittleren Schneidezähne bis an die hintere Fläche des M_3 zurück beträgt etwa 64 *mm*. Doch muß bemerkt sein, daß ein Teil des vorderen Alveolarrandes fehlt. Es ist dies der kräftigste von allen bisher bekanntgewordenen Unterkiefern, ja er ist stärker als jener von Spy I, was nach der Dicke der Kieferbasis unter dem *C* festgesetzt werden kann. (Unser Kiefer ist, wie bemerkt, an der Innenseite der Basis etwas ausgeschnitten, daher auch um so viel schwächer.)

Wenn wir uns den Zahnbogen durch Hinzukopieren der fehlenden Zahnreihe der linken Kieferseite vervollständigen, so sehen wir, daß unser Krapina-Kiefer IV bei einer gleichen Breite einen längeren Zahnbogen besitzt als der Kiefer von Spy I.

Sehr wichtig ist die Beschaffenheit der inneren Fläche des Unterkiefers, insbesondere aber die mediane Partie an der Symphyse. Vor allem sehen wir an diesem Kiefer im Bereiche der sechs Vorderzähne einen konkaven Alveolarfortsatz. In der Medianlinie verläuft nach abwärts ein leichter Wulst, welcher jene Ausbuchtung in zwei gleiche Hälften teilt. Unter dieser alveolaren Ausbuchtung sehen wir einen stärkeren Querwulst verlaufen. Zwischen diesem Wulste und der Kieferbasis beobachten wir abermals eine Grube und an der Symphysis ein kleines Gefäßloch, welches in einer rhombischen Vertiefung liegt. Nahe an das Foramen herauf ziehen sich zwei längliche, schräg gestellte, leicht erhabene Rauhigkeiten, das sind die Anheftungsstellen der *M. genioglossi.* Der untere Innenrand des Kiefers ist an der Symphysis fast eckig ausgeschnitten und unregelmäßig längsgefurcht und dürfte die Anheftungsstelle des *M. geniochyoideus* gewesen sein. Die Außenseite der Basis begrenzen bogenförmige starke Leisten, die sich zur Symphyse etwas einwärts ziehen und mit einer etwas abstehenden Spitze enden. Innerhalb dieser bogenförmigen Leisten sieht man jederseits eine flache unebene Vertiefung für die *M. digastrici.*

Die *Fovea submaxillaris* bildet einen tiefen, winkeligen Eindruck, deren Winkel bis unter den vorderen Rand des M_1 reicht.

Unser Kiefer läßt sich mit keinem der bekannten altdiluvialen Kiefer direkt vergleichen, weil er sich durch seine Prognathie und die beinahe gleiche Höhe des Körpers (an der Symphyse und beim M_2) von allen übrigen auszeichnet. Die gegenseitigen Verhältnisse der Kiefer werden am besten durch folgende Aufzeichnungen ersichtlich werden:

Unterkiefer von:	Malarnaud	d'Arcy	La Naulette	Krapina IV.	Spy I.
Höhe an der Symphyse	26·0	28·0	31·0	30·4	38·0
„ beim zweiten Molar . .	22·0	24·0	23·0	28·0	33·0
Dicke an der Symphyse	13·0	15·5	14·0	14·4	15·0
„ beim zweiten Molar . .	15·0	17·0	16·0	14·5	14·0

Bezüglich der Kieferprognathie sei noch erwähnt, daß der Winkel, welchen die Außenwand des Kiefers an der Symphyse mit der Kieferbasis einschließt (am besten nach einem Profilbilde), 104^0 beträgt.

Zwischen dem unteren Kieferrande und dem Foramen sehen wir (am Röntgenbilde) beiderseits der Medianlinie je eine kleine, runde Knochenverdichtung, welche offenbar die Anheftungsstellen des *M. geniohyoideus* sein dürften. Sonst zeigt noch unser Bild eine basal entwickelte Kompakta und eine ziemlich großmaschige Spongiosa.

Der Unterkiefer III. (Tafel II, Fig. 2, 2*a, b, c.*)

Stellt uns den Bruchteil des linken Unterkieferkörpers von der Symphysis resp. der teilweisen Alveole des rechten *J* an bis zur Alveole des linken M_1 dar. Von Zähnen ist allerdings nur der P_2 vorhanden, doch dürfte dieser Kiefer einem erwachsenen Individuum angehört haben.

Die Höhe des Kiefers (links von der Symphyse) . . . . zirka 31·0 *mm*
„ „ „ „ beim P_2 . . . . . 27·4 „

Dicke des Kiefers an der Symphyse . . . . . 14·5 *mm*
„ „ „ beim hinteren *Foramen mentale* . . . . . 15·5 „
„ „ „ „ *C* . . . . . 16·7 „

Dieser Kiefer war also bei fast gleicher Symphysenhöhe noch kräftiger als der vorhin beschriebene, denn er mißt in der Kieferbiegung beim *C* 16·7 *mm*, der vorige aber nur 15·0 *mm*. Auch in anderer Beziehung ist dieser Kiefer bemerkenswert, da er sich von dem vorigen bedeutend unterscheidet.

An der Außenseite des Kiefers kann wegen der Knickung des Kiefers beim *C* die vordere Kieferplatte von den Kieferseiten unterschieden werden. An dieser vorderen Kieferplatte sehen wir zunächst an der Basis zwischen dem J_1 und dem J_2 eine leichte Vertiefung, unter dieser, beiläufig in der Mitte des Kiefers, eine schwach angedeutete quer verlaufende, etwas abgebogene Leiste (*L*) und unter dieser eine der Symphysis (*S*) nach verlaufende breite, doch leichte *S*-förmig gekrümmte Rinne (*R*). Nach oben hin, d. h. in der Verlängerung jener Rinne, sind leichte, eine vertikale Reihe bildende Vertiefungen wahrnehmbar. Außerdem sieht man an dieser Platte noch mehrere punktförmige Löchelchen, doch bilden dieselben keine ausgesprochene zonale Anordnung, wie dies beim vorigen Kiefer der Fall war, sondern man beobachtet bei günstiger Drehung des Kiefers leichte Unebenheiten, welche uns vielleicht jene Zone (*Z*) andeuten. An der linken Kieferseite fallen uns zuerst die beiden *Foramina mentalia* ins Auge. Auch hier liegen sie unter dem M_1 und bilden eine Erhöhung. Beide Öffnungen sind oval, wovon die größere vordere 5·2 *mm* mißt.

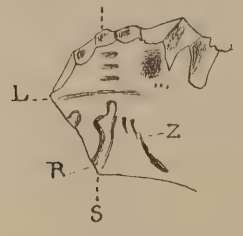


Abb. 6. Die vordere Kieferplatte des Kiefers III. — *S* = Symphysis; *L* = sehr dünne Querleiste; *R* = breite, flache Rinne; *Z* = zonal gelegene, sehr leichte Unebenheiten (vielleicht Korrodierungen).

Die innere Kieferplatte, und zwar im Bereiche der Symphysis, ist oben leicht eingebuchtet. Ein ganz flacher Längswulst teilt diese Bucht in je eine seitliche, wovon wir in der linken ein verhältnismäßig starkes Gefäßloch sehen. Die Mitte der Kieferplatte nimmt ein Querwulst ein, unter welchem abermals eine Einbuchtung auftritt. In dieser sehen wir zunächst ein kleines Foramen, neben welchem sich leichte, grubige Vertiefungen befinden, von welchen die linke etwas granuliert erscheint. Das Foramen übergeht nach oben in eine dünne Rinne, die sich etwas ausbreitet, in der oberen Bucht resp. am Längswulst aber eine nach abwärts gegabelte Rinne bildet. Knapp unter dem Foramen sehen wir längliche, rauhe, schräg gestellte leichte Erhebungen, nämlich die Anheftungsstellen der *Musc. genioglossi*, welch letztere offenbar noch jene Gruben beim Foramen zu diesem Zwecke benützten. Unter jenen rauhen Erhebungen am inneren Basalrande ist ein starker, grubiger Einschnitt für den *M. geniohyoideus*. Endlich an der Kieferbasis bemerkt man eine unter dem *P* beginnende Leiste, die sich gegen die Symphyse hin bogenförmig und einwärts biegend eine ab- und einwärts gerichtete Spitze bildet. Innerhalb dieses Bogens ist eine längsgefurchte Vertiefung für den *M. digastricus*. Die Kieferbasis ist hier nicht mehr eben wie am vorigen Kiefer, sondern abgerundet. Die *Fovea submaxillaris* ist ebenfalls sehr gut ausgeprägt.

Höchst bemerkenswert an diesem Kiefer ist die Anordnung der Zähne. Wie gesagt, ist bloß der P_2 vorhanden; von den übrigen Zähnen sind nur mehr die Alveolen, und zwar die der vier *J*, des linken *C*, des P_1 und M_1. Die Alveolen der *J* und des *C* bilden eine gerade Linie. Der P_1 steht etwas wenig seitlich und hinter dem *C*, und so ist denn auch die vordere gerade Zahnreihe beim *C* plötzlich um 114·5° ab-

gebogen. Der Zahnbogen wird dadurch eckig, was dem Kiefer ein ganz besonders tierisches Aussehen verleiht. Diese Abnormität mag möglicherweise eine zufällige, durch die absonderliche Lage des P_1 bedingte sein; immerhin bleibt aber die lineare Anordnung der J bemerkenswert, weil offenbar an primäre Verhältnisse erinnernd.

Untenstehende Textabbildung (Fig. 7) stellt uns den vervollständigten Zahnbogen des in Rede stehenden Kiefers dar. Es wurde nämlich auf die rechte Seite noch der C bis zum M_1 hinzukopiert. Dieser Zahnbogen nun läßt sich mit keinem der bekannten fossilen Kiefer vergleichen. Die Breite des Bogens käme wohl (bis zum M_1) jenem des Spy I ganz gleich, doch bestehen zwischen beiden Kiefern keine weiteren diesbezüglichen Analogien. Unser Krapina-Kiefer III ist eben durch die merkwürdige Einschnürung der Zahnbogenlinie in der Zone des P_1 ganz besonders ausgezeichnet. Unter den recenten Kiefern gibt es wohl Ähnlichkeiten, und ich möchte diesbezüglich bloß an den Unterkiefer eines Nagonegers (s. Abb. 7), welchen Branco in seiner Arbeit „Die menschenähnlichen Zähne aus dem Bohnerz" auf Tafel III, Abb. 3, darstellt, aufmerksam machen. Auf diesem Unterkiefer nämlich, dem ich nur die Zahnreihe (bis M_1) entnommen habe, sehen wir ebenfalls die C mit in

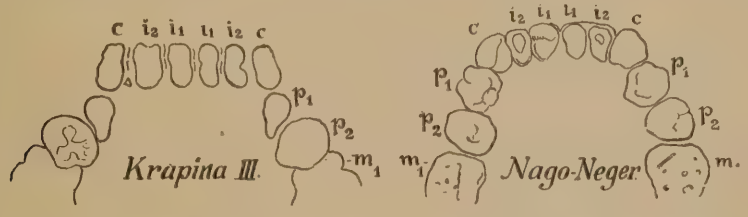


Abb. 7. Zahnbogen am Unterkiefer des Krapina III und eines Nagonegers.

die Reihe der J vorgerückt, mit welchen sie fast eine gerade Linie bilden, nur ist die Lage der P_1 bei diesem Kiefer nicht einwärts gerückt, daher die Zahnreihe auch nicht eingeschnürt erscheint wie an unserem Kiefer Krapina III. Diese Einschnürung der Zahnreihe aber wurde einerseits durch die Vorrückung der beiden C in die Linie der J und die Lage der P_1 hervorgerufen. Es scheint demnach, daß die besprochene Einschnürung der Zahnreihe am Krapina-Kiefer III eine Abnormität darstellt, während die gerade Anordnung der J mit den hinzugekommenen C, welche Anordnung offenbar der Gestaltung der vorderen Außenwand des Unterkiefers angepaßt ist, als ein erworbener, hier atavistisch aufgetretener Charakter zu betrachten ist. Daß dem so ist, beweist uns auch der Unterkiefer eines jungen oberdiluvialen Menschen aus Předmost, den Dr. M. Kříž in seinem Buche „Beiträge zur Kenntnis der Quartärzeit in Mähren" (Steinitz 1903) auf S. 486 abbildet (Text auf S. 255—263) und welche sich ebenfalls durch eine winkelige Biegung in der Gegend der C (S. 259) auszeichnet.

Der Winkel, welchen die vordere Außenwand mit der Kieferbasis einschließt (nach einem Profilbilde), beträgt 107°, ist also um 5° größer als beim Kiefer IV.

Der einzige am Kiefer sitzende Zahn — der P_2 — hat einen labiolingualen Kronendurchmesser von 10·3 *mm*, welcher beträchtlich jenen des Spy I übertrifft.

Das Röntgenbild unseres Kieferstückes zeigt uns sehr interessante Verhältnisse. Zunächst sehen wir an Stelle der Gefäßöffnung einen helleren Kreis, welcher uns in hohem Maße an analoge Verhältnisse, die man am Röntgenbild des Unterkiefers von Gorilla und Schimpansen sieht, erinnert. (Vgl. Walkhoff, „Der Unterkiefer der Anthropomorphen . . . ." S. 310, Abb. 55, *A, B.*) Jener helle Kreis an unserem Kiefer liegt an der Stelle des Genioglossus, wie dies beim Gorilla (l. c. *A*) der Fall ist. Es

unterscheidet sich demnach dieser Kiefer auch in dieser Hinsicht sehr von allen übrigen altdiluvialen Kiefern, an denen sich ein derartiges Verhältnis an der Stelle des Genioglossus noch nicht vorfand.

Es liegen endlich noch vier isolierte Zähne vor: 1 u. P_2, 2 o. M_2 und 1 o. M_3, welch letzterer hinten sechs Höckerchen besitzt.

* * *

In Krapina wurden demnach fünf Unterkieferkörper (außerdem noch mehrere Äste) gefunden, und zwar:

1. Der linke Unterkieferkörper eines 7jährigen Kindes (*I*);

2. „ „ „ mit fünf Zähnen (J_2—M_1) eines 16—18jährigen Individuums. (II.) (Siehe Anmerkung 2.)

3. Der linke Unterkieferkörper bis zur Alveole des M_1 eines ausgewachsenen Individuums mit dem P_2. (III.)

4. Der rechte Unterkieferkörper mit einem Teile des Astes und den drei *M*, dann einem Teile des linken Körpers bis zur Alveole des M_1 (IV). Dieser Kiefer gehörte einem ausgewachsenen etwa 30jährigen Individuum an. Endlich besitze ich noch den zahnlosen Körper des linken Unterkiefers mit einem geringen Teile des Astes den ich hier nicht näher behandeln werde.

Nachdem wir gesehen haben, daß in Krapina gleichzeitig zwei Menschenrassen vorhanden waren, fragt sich nun, ob die hier nominierten vier Unterkiefer einer einzigen oder zwei Rassen angehörten. Die Lösung dieser Frage scheint durch den Umstand, daß die Kiefer verschieden alten Individuen angehört haben, erschwert zu sein. Um doch diesbezüglich einige Anhaltspunkte zu gewinnen, wollen wir alle jene Punkte, in welchen diese vier Kiefer übereinstimmen, und dann wiederum jene Punkte, in welchen sie auseinandergehen, feststellen.

a) Alle vier Kiefer sind prognath, jedoch in verschiedenem Grade. Am wenigsten prognath sind die beiden ersten — die jüngsten — Kiefer (I und II) mit 94·6—100° Neigung; am stärksten die beiden ausgewachsenen Kiefer (III und IV) mit 104 und 107°.

b) An allen Kiefern ist die Beschaffenheit der inneren Kieferplatten an der Symphyse nahezu dieselbe.

Die Unterschiede dieser Kiefer liegen aber hauptsächlich

a) in dem Vorhandensein oder Fehlen einer vorderen Basalfläche;

b) in der linearen oder bogigen Anordnung der Zähne. Die Lage des *C* und P_1 ziehe ich hier nicht in Betracht, weil der *C* auch heutzutage sehr abweichende Lagen einnehmen kann;

c) in der ungleichen Höhe des Kieferkörpers vorn und beim M_2;

d) im Vorhandensein oder Fehlen eines hellen Kreises an Stelle des *M. genioglossus* im Röntgenbilde.

Falls wir nun den noch unentwickelten und stark beschädigten Kiefer des Kindes außer acht lassen, so können wir die übrigen drei Kiefer in bezug des Vorhandenseins einer Basalfläche in zwei Kategorien stellen. Zu einer gehört der besterhaltene und erwachsene Unterkiefer (IV) mit seiner prägnanten Basalfläche, zu welcher auch das Kieferstück (II) zugezogen werden könnte, da es auch eine schön entwickelte Basis aufweist. Zur anderen Kategorie gehört der linke Kieferkörper des anderen erwachsenen Individuums (III), und zwar deshalb, weil er keine Basalfläche besitzt, sondern dort abgerundet ist und infolgedessen seine maximale Dicke gegen die Mitte des Körpers

heraufgerückt ist. Dieser letztere Kiefer muß ferner bezüglich der linearen Anordnung seiner *J* von jener Gruppe getrennt werden und weil noch überdies die ganze vordere äußere Kieferplatte eben — wie abgestutzt — ist. Hinsichtlich der Körperhöhe aber gehören die Kiefer II und III zusammen, da sie vorn höher sind als beim M_2, während der Kiefer IV an beiden Stellen fast gleich hoch ist und in dieser Beziehung eine andere Kieferform darstellt. Der Kiefer III endlich zeigt noch einen hellen Kreis an Stelle des Genioglossus, was, wie bemerkt, an keinem anderen Kiefer noch bemerkt wurde.

Es stellen demnach unsere drei Kiefer II, III und IV ebenso viele Kiefergruppen dar, wovon sich der Kieferkörper II durch eine ebene Basis und ungleiche Körperhöhe auszeichnet; der Kieferkörper III durch seine abgerundete Basis, die lineare Anordnung seiner *J* und durch den hellen Kreis an Stelle des *M. genioglossus*, und endlich IV, der sich durch seine vorn und hinten fast gleiche Kieferhöhe und ebene Basis auszeichnet. Wir werden noch im nächsten Kapitel auf dieses Thema zurückkommen.

Os petrosum. (Tafel III; Abb. 5, 6, 7.)

Als ich im Jahre 1901 das *Temporale,* speziell den *Proc. mastoideus* und das *Os tympanicum* beschrieb, ließ ich das Felsenbein außer acht. Doch sehe ich, daß es notwendig ist, auch diesen Teil des Temporale zu beschreiben, weil ich einiges fand, was diesen Knochenteil von den entsprechenden des recenten Menschen unterscheidet. Der hauptsächlichste Unterschied zwischen dem Felsenbeine des Homo von Krapina und dem des recenten liegt in dem zumeist nur andeutungsweise vorhandenen *Sulcus sigmoideus* beim Krapinaer. Diese Rinne ist beim recenten Menschen tief, breit und vom Felsenkörper scharf gesondert, so zwar, daß sich das eigentliche Petrosum erst bei der Apertura wie von einem Sockel abhebt. Anders beim Krapina-Menschen! Der *Sulcus sigmoideus* ist hier entweder *(A)* eine von der Crista des Felsenbeines fast rechtwinkelig abwärts verlaufende, zirka 13·5 *mm* lange und an 5·5 *mm* breite Rinne, welche im *Foramen mastoideum* endet (drei Fälle), oder *(B)* eine bei 9 *mm* breite, flache und nicht eingeschnittene Rinne, die anfangs neben der Crista verläuft, dann aber sich bogig abwendet (zwei Fälle). In nur zwei Fällen ist das Felsenbein durch einen wahren *Sulcus sigmoideus (C)* scharf vom Occipitalknochen abgesetzt wie beim modernen Menschen und an diesen Knochen ist der *Proc. mastoideus* am stärksten entwickelt. Dieser Knochen läßt noch folgende Eigentümlichkeiten erkennen. Vor allem ist hier der *Proc. mastoideus* der größte von den untersuchten Schläfenbeinen und dann läuft die *Linea temporalis* parallel mit dem Wulste des *Proc. mastoideus* so,

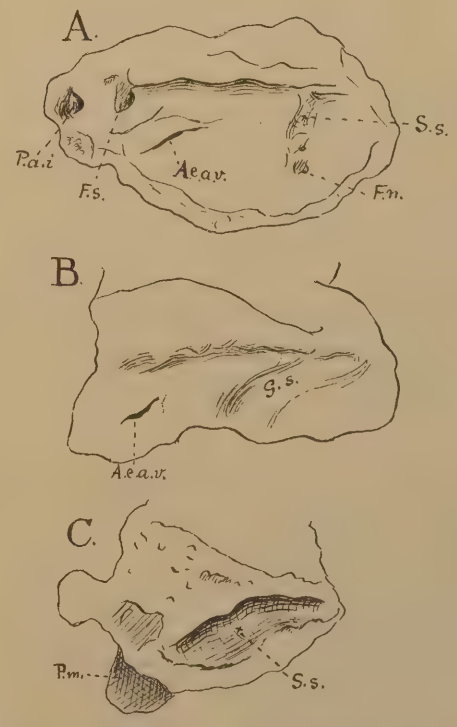


Abb. 8. *A. B. C.* die innere Ansicht der *Pars petrosa* in natürlicher Größe. *S. s.* = *Sulcus sigmoideus*; *F. m.* = *Foramen mastoideum; A. e. a. v.* = *Apertura externa aquaed. vestibuli; F. s.* = *Fossa subarcuata; P. a. i.* = *Porus acusticus interna.*

daß zwischen beiden eine fingerbreite, flache Rinne verbleibt. Dieselben Verhältnisse können auch am Schläfenbeine des recenten Menschen beobachtet werden. Noch hätte ich zu bemerken, daß beim Knochenstücke *C* (unserer Abbildungen) das Mastoideum weiter vor- und einwärts liegt als bei allen anderen. An den soeben besprochenen Fall schließt sich jener in *B* dargestellte mit einem wohl breiten *Sulcus sigmoideus*, doch ist selber nicht mehr scharf ins Temporale eingeschnitten und stellt uns daher ein Übergangsstadium zu erstem Falle vor. An der Außenseite gewahrt man einen kleinen *Proc. mastoideus* und ferner besteht auch hier eine noch flache Rinne zwischen der *Linea temporalis* und dem Wulste des *Proc. mastoideus*. Endlich beim Falle *A* beobachten wir den kleinsten *Proc. mastoideus* und die *Linea temporalis* divergiert nach rückwärts mit dem Wulste des Mastoideus so, daß die *Fossa mastoidea* in der Mitte zwischen beiden Tori liegt. Jener Sulcus, der hier statt des *S. sigmoideus* zu sehen ist, ist, wie bemerkt, ganz anders ausgebildet und hat eine andere Lage, und dieser Fall, dem zugleich der kleinste Mastoideus entspricht, ist vielleicht der primitivste von allen.

Auf der Crista des Felsenbeines ist der *Sulcus petrosus superior* nur andeutungsweise und nur an zwei Exemplaren sichtbar; sonst ist jene Stelle eine mehr minder scharfe Crista. Ferner möge noch bemerkt sein, daß beim Homo von Krapina die Öffnung des *Porus acusticus* eine gegen die Crista mehr quer gestellte ist. Die *Apertura externa aquaeductus vestibuli* ist ein bogiger Spalt; die *Fossa subarcuata* eine punktförmige Öffnung, welcher linienartige Gefäßeindrücke zulaufen. Neben der *Sutura petrosquamosa* verläuft ein *S*-förmiger, deutlicher, nicht tiefer Sulcus, der indessen nur an einem Exemplare in dieser Weise auftritt. Sonst sieht man an jener Stelle eine breite, unebene Rinne.

Wir finden also am Felsenbeine resp. seiner Umgebung Verhältnisse, die — den *Sulcus sigmoideus* ins Auge fassend — einmal dem modernen Menschen fast vollständig entsprechen, dann wiederum Fälle, wo ein solcher Sulcus zwar vorhanden, doch noch nicht ins Schläfenbein eingeschnitten ist, als auch Fälle, wo statt eines *Sulcus sigmoideus* eine von der Crista fast rechtwinkelig sich abzweigende Rinne vorhanden ist, die indessen, wie wir dies gesehen haben, in den *Foramen mastoideum* hinführt.

Was das Vorhandensein einer Konvergenz oder des Parallelismus jener Tori auf der Außenseite des *Os temporale* betrifft, so stehen diese Verhältnisse vielleicht mit der Entwicklung jenes *Sulcus sigmoideus* und dieser wiederum mit dem Vorhandensein eines entsprechenden Gefäßes im Zusammenhange, wodurch jene Tori auch in gegebenen Fällen voneinander entfernt wurden.

Die Wirbelsäule und die Rippen.

Davon liegen nur Bruchstücke vor. Von den Wirbeln erwähne ich den rechtsseitigen Bruchteil des Atlas eines Kindes mit dem *Proc. transversus*, dessen Foramen und die Gelenkflächen. Die *Massa lateralis* endet unten mit einer gelenkigen Fläche — der Fuge — für den *Arcus anterius*. Es liegen ferner der Wirbelbogen des letzten oder vorletzten Hals- und derjenige eines Lendenwirbels vor.

Alle aus Krapina herrührenden Rippen sind dünn und nur bruchweise erhalten. Ich erkannte darunter:

Die rechte erste Rippe eines jungen Individuums. Sie ist vor dem Tuberculum 13 *mm* und beim vorderen Bruchende 14·1 *mm* breit und an ersterer Stelle 6, am Ende 3·9 *mm* dick; die Rippe ist also sehr flach. Außer dem Tuberculum erwähne ich die rinnenartige, flache Vertiefung für den *Musc. scalenius med.* und vor diesem den

sehr flachen Eindruck für die *Arteria subclavia*. Die beschriebene Rippe ist 57 *mm* lang (linear). Es liegt noch ein linkes, 45·5 *mm* langes Fragment einer derartigen Rippe vor, das möglicherweise demselben Individuum angehört hat. Beide sind angebrannt.

Die linke vierte Rippe. Stellt uns bloß ein 65·5 *mm* langes Fragment des Rippenkörpers dar, und zwar vom vorderen Teile des *Tub. costae* bis über den *Angulus costae*. In der Mitte unseres Bruchstückes sehen wir den starken *Angulus costae*, der nach abwärts ausgezogen ist und sich etwas einwärts, zum *Sulcus costae*, einbiegt. Die Außenseite der Rippe ist gewölbt, unten aber zieht vom *Tub. costae* und weiter nach vorn ein starker *Sulcus costae*; eine Rinne ist auch auf der oberen Rippenseite sichtbar, nur ist dieser nicht so tief als der vorige und beginnt erst kurz hinter dem *Angulus costae*. Die Rippe hat beim *Tub. costae* einen viereckigen Querschnitt (10·1—7·4), welcher indessen bald (gegen den *Angulus costae* gehend) in einen dreieckigen übergeht und dann vor dem gesagten Angulus 8·2 *mm* hoch und 9·4 *mm* dick ist. Die Höhe der Rippe am *Angulus costae* = 10·9 *mm*; hinter diesem beträgt dieselbe nur 7·5 *mm*.

Die rechte elfte Rippe. Ist ebenfalls nur teilweise erhalten geblieben.

Die Länge des Rippenfragmentes beträgt in der Sehne	113·1	*mm*
„ „ „ „ „ im Bogen	119·2	„
„ Höhe beim vorderen Bruchende „	14·3	„
„ „ „ hinteren „ „	8·5	„
„ Dicke „ vorderen „ „	5·9	„
„ „ „ hinteren „ „	8·0	„

Es liegen noch mehrere Rippenbruchstücke vor, die indessen nichts neues darbieten. Fast alle sind angebrannt.

Die Clavicula. (Tafel III, Abb. 8 und 9.)

Ich muß noch einmal auf die Schlüsselbeine zurückkommen, denn es glückte mir, das im dritten Hefte (Tafel III, Abb, 3, 3*a*) abgebildete Schlüsselbein beiderseits zu vergrößern, so daß nun der Knochen fast vollständig ist. Ferner fand ich unter den Bruchstücken den akromialseitigen, abgeflachten Teil der Clavicula eines Erwachsenen, als auch zwei zusammengehörige Fragmente einer rechten Clavicula, die sich durch die Beschaffenheit ihrer akromialen Partie von allen diluvialen Schlüsselbeinen unterscheiden. Ich will nun diese drei besten Claviculae aus Krapina nebeneinanderstellen, so zwar, daß die stark torsierte und nun vergrößerte mit I, die größte davon mit II, und die neu zusammengesetzte (Tafel III, Abb. 9) mit III bezeichnet werden sollen, zu welchen ich noch das Schlüsselbein des Neandertales hinzusetze (*N*) (Gipsabguß).

	I. *mm*	II. *mm*	III. *mm*	(*N*) *mm*
Totallänge des Knochens	118·0	146·0	88·5	(143·0)
Breite beim akromialseitigen Ende	11·7	15·3	15·7	(16·5)
„ im Buge bei der *Tub. coracoidea* . . .	15·0	17·4	21·4	(17·0)
„ in der Mitte	**10·7**	**11·2**	**9·3**	(13·3)
„ beim sternalseitigen Ende	11·0	**14·3**	(10·3)	(17·5)
Dicke „ akromialseitigen Ende (in der Mitte)	6·4	8·9	8·6	(14·5)
„ „ Buge, bei der *Tub. coracoidea* . .	6·4	8·3	12·3	(14·0)
„ in der Mitte	**6·0**	**8·3**	**7·4**	(11·0)
„ am Sternalbruchende	7·0	8·0	(6·8)	(11·2)
„ beim Sternalbruchende	12·0	10·0	(?)	(?)

Das akromiale Bruchstück endlich stellt uns bloß die abgeflachte Partie und einen Teil über den Bug dar:

Länge des Bruchstückes	60	*mm*
Breite beim Akromialende	20·3	„
„ am Buge	14·4	„
Dicke vor dem Buge	9·2	„
„ in der Mitte am Buge	9·0	„

Hier möchte ich noch bemerken, daß das Bruchstück des Schlüsselbeines des Spy I-Menschen in der Mitte 15·0 *mm* breit und 10·5 *mm* dick ist (Gipsabguß).

Von den gemessenen Claviculae aus Krapina ist das Stück Tafel III, Abb. 9, nicht normal, weil es vor dem Winkel des akromialseitigen Teiles gebrochen war. Infolgedessen kam es zu einer stärkeren Knochenwucherung an der betreffenden Partie, welche sich auch durch eine lockere Knochensubstanz auszeichnet, welche sich im Röntgenbilde deutlich gegen die normal verbliebenen Teile der Clavicula abhebt. Dem

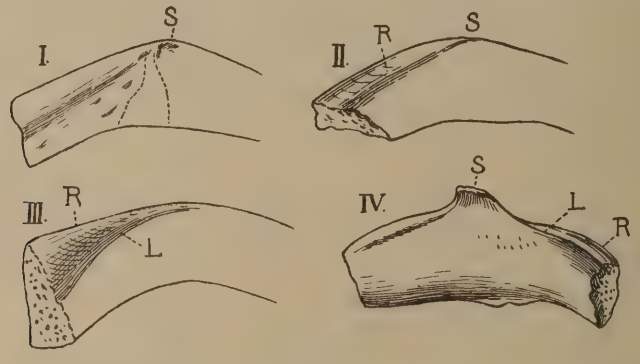


Abb. 9. Der untere akromialseitige Teil der Claviculae des Homo von Krapina in natürlicher Größe.

Bruche ist möglicherweise auch die starke Biegung jenes Teiles zuzuschreiben, obwohl es auch derartig stark gebogene normale Schlüsselbeine gibt. Im übrigen ist aber diese Clavicula gebaut wie die übrigen Exemplare aus Krapina.

Wir wollen nun die vier Krapina-Schlüsselbeine einer näheren Untersuchung unterziehen, und zwar mit besonderer Berücksichtigung des Körpers und der flachen akromialseitigen Partie des Knochens, weil letzterer Teil gewisse Modifikationen zeigt, welche in einer anderen Weise an den recenten Schlüsselbeinen zum Ausdrucke kommen.

Die *Tuberositas coracoidea* ist an den Krapina-Schlüsselbeinen nur sehr schwach entwickelt und dies nur beim Exemplare I, wo wir an der unteren Seite des äußeren Winkels eine leichte längliche Schwellung (*S*) sehen, die dann nach einer Unterbrechung wieder ansetzt. Vor dieser diagonal verlaufenden leichten Schwellung sieht man mehrere ungleiche Vertiefungen. Es möge noch bemerkt sein, daß die obere hintere Fläche des Knochens gegen jene im rückwärtigen Winkel liegende Schwellung (*S*) abbiegt. An den übrigen drei Claviculae ist jene Schwellung (*S*) entweder gar nicht vorhanden (III), oder sie ist zu einem förmlichen Lappen ausgezogen (IV); an allen diesen drei Stücken ist statt der Tuberositas eine mehr weniger scharfe Leiste (*L*) vorhanden, die mit jener Schwellung (*S*) oder Lappen (bei IV) beginnt und sich diagonal nach vorn hinzieht. Vor der Leiste, also in ihrem konkaven Teile ist der Knochen etwas rauh und grubig, hinter der Leiste aber zieht eine mehr weniger

deutliche Rinne (*R*), welche auch an den recenten Claviculae sichtbar ist, wodurch sich eben jene Leiste als eine die Tuberositas stellvertretende Bildung ergibt. Die akromiale Claviculapartie ist in ihrem Buge am flachsten; bloß das Stück IV zeigt diesbezüglich eine merkliche Abweichung, da sich für diesen Knochen dort ein dreieckiger Querschnitt ergibt, dessen Hypotenuse ein Bogen ist, analog wie ich dies an einer Clavicula eines alten Individuums fand, nur daß diese letztere da nicht so aufgeblasen erscheint wie beim Krapina-Knochen, der ja hier gebrochen war. Der vordere konkave Rand des Buges ist entweder scharf (I), oder mehr weniger dick und uneben, d. h. mit grubigen Vertiefungen und Längsleisten für den Ansatz des *Musc. deltoideus* versehen.

Der *Musc. trapezius* war in jener Rinne hinter der Leiste befestigt, während die Leiste selbst dem *Ligam. coracoclaviculare* als Ansatz diente. Unter den vier besprochenen Schlüsselbeinen besaß die Clavicula I die schwächsten Ansätze der genannten Muskeln und Ligamente, die stärksten offenbar das Fragment III, dann kam die Clavicula II und endlich IV. Ich möchte trotzdem nicht behaupten, daß das Schlüsselbein I einem jugendlichen Individuum angehörte, weil der Knochen sehr kompakt erscheint.

Wie uns die Messungen belehrten, ist die Dicke und Breite unserer Schlüsselbeine verschieden. Am flachsten und gleichzeitig am stärksten gedreht erscheint unsere Clavicula I und dann ein kleines, hier nicht besonders besprochenes Bruchstück. Am wenigsten flach ist das Stück IV. An allen ist jedoch der Körper mehr weniger elliptisch und nirgends eckig und so unregelmäßig, wie dies bei den recenten Menschen gewöhnlich der Fall ist.

Der Betrag der Drehung oder Torsion der Claviculae wurde nach der gegenseitigen Neigung der unteren Flächen, und zwar der Fläche im Buge gegen jene bei der ersten Beugung vor dem *For. nutricium* bestimmt (beim I. = 32 *mm* vor der Schwellung am Buge; beim II. = 35 *mm*; beim IV. = zirka 32 *mm*). Es beträgt demnach die Torsion der Clavicula:

$$I = 50—52^0;\ II = 30^0;\ IV = 40^0.$$

Unsere Clavicula IV zeichnet sich aber von allen übrigen noch dadurch aus, daß ihr akromialer Teil fast plötzlich und stark abgebogen ist. Während diese Biegung bei der

Clavicula I an 136^0 ausmacht, beträgt dieser Winkel bei der
„ II „ 138^0 und bei der
„ IV „ 123^0.

Ich beobachtete an recenten Knochen diesbezüglich auch große Variationen; so 142^0 an der Clavicula eines Ausgewachsenen und 115^0 an der eines Greises.

Die Schlüsselbeine aus Krapina unterscheiden sich von jenen der recenten und bekannten fossilen Menschen durch ihre Schlankheit, glatten, abgerundeten Körper, flache, akromiale Partie mit einer Leiste statt der Tuberositas und einige davon noch durch ihre auffallende Torsion. Siehe Anmerkung 3.

Die Hand.

Das IV. rechte Metacarpale. Es liegt unter anderem auch ein 48·6 *mm* langer Mittelhandknochen vor, dem die beiden Gelenkteile fehlen. Die Dimensionen des Knochens sind folgende:

Dicke unten vor dem Gelenkteil	10·7 *mm*
„ oben „ „ „	8·0 „
„ in der Mitte	8·0 „
Breite unten	11·5 „
„ oben	8·0 „
„ in der Mitte	7·5 „
„ im oberen Drittel	6·5 „

Das zweite Glied des vierten Fingers.

Länge des Knochens	30 *mm*
Breite „ „ oben	14·1 „
„ „ „ im unteren Drittel	8·2 „
„ „ „ unten	11·6 „
Dicke „ „ oben	9·0 „
„ „ „ in der Mitte	4·3 „
„ „ „ unten	5·5 „

Das zweite Glied des vierten Fingers.

Totallänge	25·0 *mm*
Breite oben	14·0 „
„ geringste unter der Mitte	8·2 „
„ unten	10·5 „
Dicke oben	9·4 „
„ unter der Mitte	4·5 „
„ unten	6·0 „

Das erste Glied des fünften Fingers.

Länge des Knochens	37·0 *mm*
Breite oben	13·3 + *x*
„ unten	10·9 *mm*
„ in der Mitte	9·0 „
Dicke oben	9·4 „
„ in der Mitte	5·2 „
„ unten	6·8 „

Das zweite Glied des fünften Fingers.

Länge des Knochens	21·4 *mm*
Breite oben	11·6 „
„ unter der Mitte	7·6 „
„ unten	9·6 „
Dicke oben	8·7 „
„ unter der Mitte	3·4 „
„ unten	4·1 „

Der Fuß.

Vom Fuße liegen bloß einige fragmentäre Metatarsalia und drei Fingerglieder vor. Die Metatarsalia sind seitlich abgeflacht und dadurch leicht als solche erkennbar. Da denselben beide Endteile fehlen, soll auch eine nähere Erörterung derselben unterlassen werden. Die Finger aber sind bemerkenswert durch ihre regelmäßige Gestalt; insbesondere ist diesbezüglich der Ph 2 zu nennen.

Das erste Glied des fünften Fingers.

Länge des Fingergliedes	21·6 *mm*
Breite oben	12·5 „
„ in der Mitte (geringste)	5·4 „
„ unten	9·0 „
Dicke oben	10·0 „
„ in der Mitte (geringste)	4·4 „
„ unten	5·3 „

Das zweite Fingerglied.

Länge	12·4 *mm*
Breite oben	9·0 „
„ in der Mitte	5·7 „
„ unten	8·1 „
Dicke oben	7·7 „
„ in der Mitte	3·3 „
„ unten	4·1 „

Ich besitze noch die obere größere Partie eines Ph. 1, welcher etwas dicker ist als der obige (geringste Dicke = 5·2 *mm*).

IV. Die Variationen am Skelette der altdiluvialen Menschen.

Im ersten Hefte meiner Untersuchungen über den Menschen von Krapina habe ich denselben der Neandertalgruppe zugeteilt und ihn als *Var. Krapinensis* hingestellt. Seitdem habe ich noch mehr die Notwendigkeit, alle Variationen, denen der paläolithische Mensch in seinem Skelettbaue unterworfen war, hervorzuheben, erkannt. Dazu zwangen mich die neuaufgefundenen Menschenreste in Krapina, welche, unter sich verglichen, derartige Differenzen ergaben, daß ich auf Grund derselben auf das Vorhandensein von zwei gleichzeitig in Krapina lebenden Menschenvarietäten geleitet wurde. Ich habe mich darüber in Kassel im Jahre 1903 gelegentlich der 75. Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte, als auch im dritten Hefte meiner Untersuchungen über den Homo von Krapina, sowohl im Laufe der Beschreibung der betreffenden Knochen, als auch in der Zusammenfassung ausgesprochen. In der Folge werde ich nun versuchen, sämtliche Krapina-Reste nicht nur untereinander, sondern auch mit den bereits bekannten paläolithischen Menschenresten zu vergleichen.

1. Der Schädel der altdiluvialen Menschen (Spy, Neandertaler, Krapina).

Im zweiten Hefte meiner Untersuchungen habe ich eine Rekonstruktion des Schädels des Krapina-Menschen durchgeführt. Diese Rekonstruktion ergab (l. c. S. 202) einen „Hyperbrachycephalus“ im Sinne der internationalen Verständigung von 1886. Im vorliegenden Hefte erwähnte ich, daß jene fragliche Stirne, welche bei der Rekonstruktion diente, abermals vergrößert wurde. Daraus ergab sich auch gleichzeitig, daß die Stirne des Homo von Krapina etwas länger war, als dies früher angenommen wurde. Eine nachträgliche Korrektur jener Konstruktion ergab indessen bloß geringe Abweichungen, so zwar, daß immerhin ein brachycephaler Schädeltypus für den Homo von Krapina verbleibt. Jener Längen-Breiten-Index per 85·5 reduziert sich dabei auf beiläufig 82. Man hat zwar meine Rekonstruktion mit Reserve zur Kenntnis genommen, doch hat man dabei übersehen, daß der Spy II-Schädel, welcher, wie ich dies mehrfach betont habe, mit dem des Krapinaer in hohem

Maße übereinstimmt, auch einen Längen-Breiten-Index mit 81·1 besitzt, somit ebenfalls nach jener Verständigung zur „Brachycephalen-Hauptgruppe“ gehört.

Nachdem aber der Neandertal-Schädel bloß einen Längen-Breiten-Index per 79·0 aufweist, so hat man ihn im Sinne jener Verständigung an die obere Grenze der „Mesocephalen-Hauptgruppe“ zu setzen. Wenngleich die Differenzen, welche diese beiden fossilen Vertreter obiger Hauptgruppen trennen, geringfügig sind, so sind sie dennoch von Wichtigkeit, weil sie deutlich die Variationen der Schädelgestaltung in ihrer Längsrichtung zum Ausdrucke bringen.

Eine viel auffallendere diesbezügliche Abweichung als die erwähnten Schädel zeigt uns jener von Spy I. Er besitzt einen Längen-Breiten-Index von 74·4 (Schwalbe, Der Neandertal-Schädel, S. 35) und gehört dadurch im Sinne der genannten Vereinbarung der „dolichocephalen Hauptabteilung“. Natürlich wird durch diese Abweichungen in der Längsachse des Schädels deren Typus durchaus nicht alteriert, da ja dafür der Kalottenhöhe-Index maßgebend ist, welcher bei allen diesen Schädeln eine mit der fliehenden Stirne im Zusammenhange stehende Größe darstellt, welche sich innerhalb der Werte 40·4—44·3 bewegt.

Die Tendenz zur Heranbildung eines brachycephalen Typus zeigten uns zum Teile auch die starken *Tuber parietale* des Homo von Krapina an.

Auch im vertikalen Sinne war der Schädel des diluvialen Menschen gewissen Variationen unterworfen. Ich wiederhole bloß Verhältnisse, welche ich im zweiten Hefte erwähnte und welche ein flacheres und ein mehr konvexes Schädeldach des Homo von Krapina ergaben.

Und so sehen wir ganz deutlich, daß die von mir mehrmals betonte Ansicht, daß bereits während des älteren Diluviums und analog den jetzigen Vorkommnissen mehrere Rassen existiert haben, unzweifelhaft besteht. Diese Ansicht teilt übrigens auch Schwalbe, der sich darüber in seinem zu Kassel gehaltenen Vortrage „Die Vorgeschichte des Menschen“ wie folgt aussprach: „Bei dieser Annahme würde also die Menschenart des ältesten Diluviums, des *Homo primigenius,* in ihren Formverhältnissen so weit variieren, daß wir berechtigt wären, schon bei dieser ältesten Menschenform von Varietäten oder Rassen zu reden.“

Am Keilbeine des Menschen von Krapina als auch an jenem von Spy I und II kommen interessante Verhältnisse vor. Wir sehen nämlich an den entsprechenden Resten einmal das Vorherrschen der *Spina angularis* analog dem heutigen Menschen (Spy I, Krapina), dann wieder (Spy II und Krapina) eine stärkere Entwicklung der abgebogenen Partie der *Fossa glenoidalis,* die sich zu einer *Spina glenoidalis* entwickelte. Letzteres Verhältnis kann als das primitivere angesehen werden.

Abweichend vom heutigen Menschen, jedoch mit der Konfiguration des Schädels resp. der fliehenden Stirne, steht die Gestalt der *„Crista Galli“* und die Lage der Ansatzstelle der *Lamina cribrosa* des Homo von Krapina im Zusammenhange. Die Crista ist beim paläolithischen Menschen gedrungener und vorn verkürzt und die *Lamina cribrosa* war noch steil nach ab- und rückwärts geneigt. Beide aber, sowohl Crista als Lamina, liegen beim Krapinaer Menschen wegen der basalen Stirnschwellungen und dem nasalwärts verlängerten Stirnteil tiefer als beim recenten Menschen. Doch bestehen auch diesbezüglich schon bei den Krapinaer Menschen Variationen.

Mit der kräftigeren Entwicklung des damaligen Kiefergerüstes steht in direktem Zusammenhange eine ganze Serie von Adaptionen der anliegenden Knochenstücke,

vor allem die Gestaltung der *Fossa glenoidalis*, die starke Verdickung der *Pars tympanica* bei einem gleichzeitig noch schwach entwickelt gewesenen *Proc. mastoideus*. Jedenfalls ist noch für den Homo von Krapina das Vorhandensein eines *Proc. postglenoidalis* nennenswert, da ein solcher in dieser Ausbildung wohl bei den Anthropomorphen, nicht aber beim recenten Menschen beobachtet wurde.

Damit hätte ich in Kürze alle Differenzen, welche am Gehirnschädel der paläolithischen Menschen beobachtet worden sind, hervorgehoben und auch gezeigt, inwiefern dieselben unter sich und gegen den recenten Menschen variieren. Ich übergehe zu einem sehr wichtigen Schädelteile, zum Unterkiefer.

2. Der Unterkiefer.

Wenn wir uns die altdiluvialen Kiefer so zusammenstellen, daß ihre Basen, auf eine und dieselbe Linie bezogen, sich in ihren Symphysenwinkeln berühren, so resultieren uns zweierlei Kieferkategorien. Wir sehen einmal, daß der Symphysenwinkel zwischen beiläufig 90—107° oszilliert, dann wieder, daß die vordere Kieferhöhe im Vergleiche zur hinteren (beim M_2) bedeutenden Schwankungen unterworfen ist. Ich will vor allem diesen letzteren Umstand in Betracht ziehen. Zu diesem Zwecke wähle ich die Kiefer von La Naulette, Malarnaud, d'Arcy-sur-Cure, Spy I und den Krapina IV. Um die Differenzen der Kieferhöhen an der Symphysis und beim M_2 besser zu veranschaulichen, habe ich die gemessenen Beträge resp. deren Differenz in Prozenten ausgedrückt und man findet, daß die Kieferhöhe beim M_2 des

Unterkiefers von Naulette	74·19	% der Symphysishöhe
„ „ Malarnaud	84·6	
„ „ d'Arcy	85·7	
„ „ Spy I	86·8	
„ „ Krapina IV	92·1	

ausmacht.

Es ergeben sich da ins Auge fallende Differenzen, und zwar zwischen Kieferformen, die vorn und rückwärts fast gleich hoch sind, und solchen, welche vorn höher als rückwärts sind. In letzterer Beziehung steht allen der Kiefer von La Naulette mit 74·19% voran, zu welchen auch alle übrigen — bis zu 86·8% —, nämlich der von Malarnaud, d'Arcy, Spy, dann sämtliche Krapina-Kiefer mit Ausnahme des Kiefers IV, welcher uns den Typus der ersteren Kategorie mit vorn und rückwärts gleich hohem Kiefer darstellt, zu stellen sind. Mit Bezug auf die Neigung des Symphysenwinkels zur Basis des Kieferkörpers wäre zu bemerken, daß da keine Normen bestehen, denn wir sehen, daß zur ersteren Kategorie, mit vorn höherem Kiefer, auch sehr prognathe Kiefer, wie z. B. jener von Krapina II und III, mit einem Symphysenwinkel von 94—107° zu zählen sind. Bloß der Krapina-Kiefer III soll vorläufig aus dieser Gruppe ausgeschieden werden, da er aus Gründen, die wir bereits eingehend geschildert haben, offenbar einer primitiveren oder doch mit deren Merkmalen atavistisch ausgestatteten Varietät anzugehören scheint.

Auch bezüglich des Winkels, welchen der Kieferast mit dessen Körper einschließt, können Differenzen an altdiluvialen Kiefern festgestellt werden. Man vergleiche diesbezüglich bloß den Kiefer von Spy I mit den Kiefern von Krapina, Naulette und d'Arcy. Der Ast des Spy I-Kiefers bildet mit der Basis einen fast rechten Winkel, während an allen übrigen Kiefern der Ast mit dem Kieferkörper größere Winkel einschließt (Spy I = 94°, d'Arcy = 105° usw.).

Sehr bemerkenswert sind ferner Verhältnisse, die uns aus einem Vergleiche der *Spina mentalis interna* und deren Dependenzen an altdiluvialen, neolithischen und recenten Kiefern resultieren. Ich habe bereits im zweiten Teile meiner Untersuchungen über den paläolithischen Menschen aus Krapina auf S. 206—207 drei an modernen Unterkiefern beobachtete Entwicklungsformen der *Spina mentalis interna* hervorgehoben, und zwar: einen Kiefer mit einer doppelten fast 8 *mm* hohen Spina, ferner zwei getrennte bloß als etwas erhabene Höcker entwickelte Spinae, als auch einen

Abb. 10. Der Kiefer von Krapina IV und Spy I in $^1/_2$ der natürlichen Größe, um die ungleiche Kieferhöhe und Prognathie zu veranschaulichen. (—— Krapina K., ····· Spy I K.).

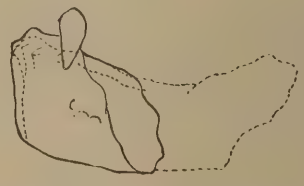


Abb. 11. Der Kiefer von Naulette und Krapina III in $^1/_2$ der natürlichen Größe, um die gleiche Kieferhöhe bei verschiedener Prognathie zu veranschaulichen. (—— Krapina K., ····· Naulette K.).

Unterkiefer eines alten Individuums ohne jeder Erhöhung, ja mit ganz leichten, rauhen Vertiefungen an Stelle der genannten Spina.[1]) Ferner besitze ich auch den männlichen Unterkiefer eines $1^1/_2$jährigen Kindes (Geschenk des Herrn Prof. Dr. G. Schwalbe), an welchem ebenfalls die *Spina mentalis* sehr leichte, rauhe Vertiefungen darstellt. Alles dies war natürlich Virchow bekannt (vgl. bei Walkhoff: „Der Unterkiefer der Anthropomorphen und des Menschen", S. 260) und er spricht da direkt von Vertiefungen, „welche die Stelle der *Spina mentalis interna (Apophysis geni)* einnimmt". Einen besonders interessanten diesbezüglichen Fall untersuchte ich an einem neolithischen Unterkiefer aus Babska in Slawonien (siehe Textabb. 12), den ich in einer Schädelserie der genannten Fundstelle fand, die mir Herr Prof. Dr. Brunšmid freundlichst zum Studium überließ. An der inneren Symphysenseite des Unterkiefers sehen wir seitlich und unter dem Foramen *(F)* je eine durch einen Wulst *(W)* getrennte Vertiefung *(GG_1)*, welche sich an Stelle der *Spina mentalis interna* befindet. Solche grubige Vertiefungen an Stelle der *Spina mentalis* aber sehen wir am diluvialen Kiefer von Naulette und Spy I, nur daß bei letzterem zwischen jenen Gruben sich eine mittlere Leiste befindet und er dadurch gerade unserem neolithischen Kiefer ähnlich wird. Baumé sagt freilich (siehe Walkhoff, l. c. S. 277): „Diese in Rede stehende Excavation ist bei beiden Kiefern (nämlich Naulette und Šipka) wohl vorhanden, findet aber kein Analogon beim Menschen ...", doch halte ich gerade jene Vertiefungen

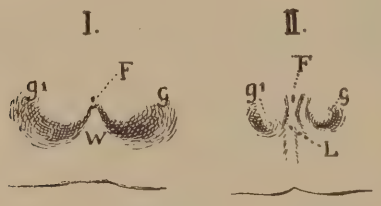


Abb. 12. Die innere Kieferplatte des Unterkiefers von Babska (I) und eines anderen unbekannter Herkunft (II). F = Foramen; W = Wulst; L = Leiste; GG_1 = Grube.

[1]) Ich habe da aus Versehen von Anheftungsstellen des *M. geniohyoideus* statt *genioglossus* gesprochen (Unterkiefer von Krapina), da ja doch die *Spina mentalis* oder die an ihrer Stelle stehenden Leisten oder Vertiefungen die Ansatzstellen des *M. genioglossus* sind.

an Kiefern der Kinder als auch Erwachsener, die sich an Stelle der *Spina mentalis* befinden, für ein Analogon jener äffischen Excavation, nur daß letztere beim recenten Menschen im Erlöschen begriffen ist und bloß hie und da in verstärkterem Maße — also atavistisch — wieder auftritt, wie uns dies unser neolithischer Kiefer recht gut veranschaulicht. Ein zweiter Unterkiefer (siehe Textabb. 12, II) von unbekannter Herkunft (vielleicht auch neolithisch) schließt sich in sehr erwünschter Weise an den Kiefer von Babska an, in dem er ebenfalls noch die seitlichen Gruben *(GG_1)* und überdies die dazwischen liegenden Leisten *(L)* zum Ausdrucke bringt. Dadurch wird dieser Kiefer in hohem Maße demjenigen von Spy I ähnlich, während derjenige von Babska zwischen dem von Spy I und Naulette zu stehen kommt. Diese beiden neolithischen Kiefer können freilich nur diesbezüglich mit den altdiluvialen Kiefern in Parallele gezogen werden, da sie sich sonst auf den ersten Blick schon durch die Kinnbildung gründlich unterscheiden. Ich wollte durch die eben erwähnten Beispiele nur hervorheben, daß jene äffische Excavation, die man bloß für die altdiluvialen Kiefer anzunehmen geneigt ist, auch an jüngeren, ja sogar recenten Menschen in einer mehr minder deutlichen Art — attavistisch — auftritt.

Wenn wir die eben gemachten Beobachtungen an die altdiluvialen Kiefer anwenden, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß jene Vertiefungen knapp unter dem Foramen des Kiefers von Babska als der Sitz des *M. genioglossus* anzunehmen sind, somit diese Vertiefungen hier stellvertretend für die *Spina mentalis interna* auftreten. Freilich sehen wir da noch einen medianen Wulst; derselbe aber ist ein der medianen Leiste unseres anderen (?) neolithischen Kiefers genau entsprechendes Gebilde, welches wiederum an den altdiluvialen Kiefern (Spy I) sein Analogon findet. Auch der jungdiluviale Kiefer von Goyet zeigt ganz dieselben Verhältnisse.

Wenn wir nun alle diese Beobachtungen summieren, so läßt sich folgender Umprägungsgang von der sublingualen Excavation (Baumès) bis zur *Spina mentalis interna* ableiten. Den einfachsten und zugleich primitivsten Fall bildet allerdings die äffische Grube als Ansatzstelle der *M. genioglossi.* An diesen Fall reiht sich der schon etwas spezifiziertere des Kiefers von La Naulette, wo in jener Einsenkung bereits zwei verhältnismäßig tiefe Gruben für den Genioglossus angelegt sind (Walkhoff, „Die diluvialen menschlichen Kiefer Belgiens", S. 377). Hieher gehört auch der Kiefer von Šipka. Eine fernere und für die Heranbildung der *Spina mentalis* maßgebende Modifikation bildet zweifelsohne jener mediane Wulst (Kiefer von Babska) resp. Leisten (Spy I), welche jene ursprünglich eine Einsenkung in zwei abteilt, womit gleichzeitig auch jene Einsenkung reduziert wird und nun die beiden Gruben als Insertion der genannten Muskel dienen. Im Verlaufe der weiteren Entwicklung bildeten sich bei den allmählich immer flacher werdenden Gruben zuerst flache, rauhe Erhebungen (Kiefer von Krapina), die noch zum Teile mit der grubigen Vertiefung um das Foramen als Anheftungsstelle des Genioglossus dienten (besonders bei Krapina III; siehe Anmerkung 2) und die sich dann beim modernen Menschen zur eigentlichen *Spina mentalis interna* ausbilden. Die *Spina mentalis* ist also, wie wir sehen, bereits bei den ältesten diluvialen Kiefern im Entstehen begriffen und noch von einer mehr weniger ausgesprochenen Grube umgeben, welch letztere mit der stärkeren Entwicklung der Spina verschwindet. Während also bei den Anthropomorphen und offenbar auch den unmittelbaren Vorfahren der altdiluvialen Menschen die *M. genioglossi* bloß in einer Grube fixiert waren, sehen wir bereits bei den altdiluvialen Menschen in jener Einsenkung sich allmählich ein der *Spina mentalis* entsprechendes Gebilde in Form von paarigen, knapp unter dem Gefäßloch liegenden rauhen, mehr

weniger deutlichen Erhebungen sich heranbilden, die zuletzt beim recenten Menschen in die eigentliche Spina übergehen, wobei auch gleichzeitig jene Einsenkung verschwindet. Die altdiluvialen Kiefer also zeigen uns recht deutlich Übergangsstadien jener pithecoiden Grube zu der menschlichen *Spina mentalis interna,* die sich oft noch an jüngeren (neolithischen und recenten) Kiefern wiederholen.

Die hier gemachten Beobachtungen an den Unterkiefern der altdiluvialen Menschen haben uns also ebenfalls über das Variieren dieses wichtigen Skeletteiles belehrt, welches übrigens auch in den Röntgenbildern — wie wir dies zeigten — volle Bestätigung fand; auf Grund dieser allein müssen wir die Krapina-Kiefer II und IV vom Kiefer III wegen seines runden hellen Kreises an Stelle des *Mus. genioglossus* trennen.

Bedenken wir, daß das geringe uns vorläufig zu Gebote stehende Schädelmateriale des altdiluvialen Menschen bereits so viele Variationen ergab, so können

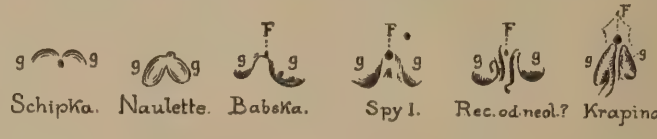


Abb. 13. Die Umgebung des Foramen auf der inneren Kieferplatte schematisch dargestellt, um die Entwicklungsweise der Anheftungsstelle des *M. genioglossus* zu veranschaulichen. F = Foramen; $G\,G_1$ = Grube für den Genioglossus; W = Wulst; L = Leiste; h = geniohyoideus; G_2 = Erhebungen für den Genioglossus; S = *Spina ment. int.*

wir auch gefaßt sein, daß sich dieselben mit der Auffindung neuer Reste auch noch vermehren werden. Aber nicht nur der Schädel, sondern auch die übrigen Skeletteile, und in erster Reihe müssen das die Gliedmaßen gewesen sein, die durch Anpassung an geänderte Lebensweise in hohem Maße beeinflußt und modifiziert worden sind. Freilich liegen von den letzteren vorläufig nur sehr bescheidene Reste vor, weshalb auch die daraus zu ziehenden Konklusionen bloß im allgemeinen und zum Teile auch nur vermutungsweise in Betracht gezogen werden können.

Aus meinen Untersuchungen über die vordere Extremität und den dazu gehörigen Teilen geht indessen hervor, daß die vordere Extremität im allgemeinen schwächer als die des recenten Menschen war und daß auch diesbezüglich wenigstens zweierlei Typen vorhanden waren (in Krapina allein zwei). Insbesondere auffallend ist die Beschaffenheit des Schlüsselbeines.

3. Die Clavicula.

Die Clavicula des Krapina-Menschen differiert nicht nur bezüglich ihrer Schmächtigkeit von jener des Neandertaler und Spy-Menschen, sondern sie variiert schon beim Krapina-Menschen allein insofern, als es da auch sehr stark torsierte derartige Knochen gab, wie man solche weder beim recenten Menschen, noch bei den Anthropomorphen beobachtet (so weit meine Erfahrungen reichen).

* * *

Fassen wir nun alles, was bisher an den Skeletteilen des altdiluvialen Menschen beobachtet wurde, zusammen, so ergeben sich für denselben, den wir nun auch *Homo primigenius* nennen wollen, eine Artsdiagnose, welche von jener des oberdiluvialen Löß-Menschen, welchen wir als *Homo sapiens fossilis* bezeichnen wollen, in hohem Maße abweicht. Der Löß-Mensch stimmt bereits in allen Charakteren mit dem recenten Homo überein. Daß auch hier gewisse Abweichungen vorkommen werden, steht außer allem Zweifel, nur ist das vorliegende Materiale vorläufig noch

zu dürftig, um hierüber etwas näheres zu sagen. Doch ein Blick auf gewisse Unterkiefer, wie z. B. auf diejenigen von Goyet, Předmost, belehren uns, daß Übergänge von den altdiluvialen kinnlosen Kiefern zu den mit einem Kinne versehenen des oberen Diluviums bestehen.

Homo primigenius.

Speziescharakter: Schädel brachy-, meso- oder dolichocephal. Schädeldach mehr weniger flach oder bauchig. Stirne fliehend mit kräftigen, vorstehenden Supraorbitalrändern. Hinterhaupt geknickt. *Processus mastoideus* noch schwach, das *Tympanicum* dick. *Spina angularis* und *Spina glenoidalis* vorhanden. *Lamina cribrosa* schräg nach ab- und rückwärts gerichtet. *Processus post. glenoidalis* hie und da vorhanden. Die Knochen des Kiefergerüstes kräftig. *Processus zygomaticus* stark. *Sulcus sigmoideus* gut ausgeprägt, bloß angedeutet oder durch eine anders gestellte Rinne ersetzt. Kiefer mehr weniger prognath. Unterkieferbasis vorn abgerundet oder flach. Unterkiefer kinnlos oder mit primärer Anlage eines Kinnes. Ansatzstelle der *M. genioglossi* entweder grubige Vertiefungen oder rauhe, paarige Erhebungen beim Foramen (erste Anlage der *Spina mentalis interna*). *Foramen mentale* 1—3. Zähne kräftig mit zahlreichen Schmelzfalten. M_3 zeigt Anlage zur Vielhöckerigkeit. Wurzel der *J* stark zurückgebogen. *Clavicula* kräftig oder schwach, wenig gebogen und zuweilen torsiert. Vordere Extremität im allgemeinen schwach entwickelt.

Verbreitung: Älteres Diluvium Frankreichs, Belgiens, Kroatiens und Mährens. Fundorte: Neandertal, Spy, Krapina, La Naulette, Malarnaud, d'Arcy, Šipka.

Varietäten. Auf Grund der gemachten Erfahrungen an den altdiluvialen Kiefern können vorläufig folgende Varietäten dieser Art unterschieden werden:

a) Unterkiefer stark prognath; Symphysenwinkel bis 107°; Kieferkörper vorn und rückwärts beinahe gleich hoch (Anmerkung 4): Var.: *Krapinensis.* Als Typus wäre der Kiefer IV anzusehen. Fundort: Krapina.

b) Unterkiefer vorn höher als rückwärts und mehr weniger prognath: Var.: *Spyensis.* Als Typus wäre der Kiefer von Spy I zu betrachten.

Zur letzteren Varietät gehören alle altdiluvialen Kiefer außer dem Kiefer von Krapina IV. Bezüglich des Krapina-Kiefers III habe ich bereits bemerkt, daß er in Hinsicht seiner linearen Anordnung der J_1 der ebenen vorderen Kieferplatte und jenes hellen Kreises an Stelle des *M. genioglossus* (Röntgenbild) ein sehr primitives Aussehen hat und dürfte uns entweder eine eigene Varietät oder einen Atavismus darstellen.[1]) Ebenso betrachte ich den großen M_3 des Spy I-Kiefers als einen Rückschlag.

Homo sapiens fossilis.

Zu diesem bereits mit den Charakteren des modernen Menschen ausgestatteten Homo gehören nun die aus dem Löß von Brünn stammenden Schädel, dann der Unterkiefer von Goyet, Předmost und der Unterkiefer aus dem Löß von Vukovar und den oberdiluvialen Bildungen von Brod a. S. usw. Alle diese Reste besitzen eine dem recenten Menschen schon mehr weniger entsprechend gebaute Stirne, ein hervortretendes Kinn usw. (siehe den Unterkiefer von Předmost in Walkhoff, dann den diluvialen Menschen in Mähren von Makovsky). Doch bieten manche davon noch gewichtige Anklänge an den altdiluvialen Menschen. Insbesondere sind es der

[1]) An dieser Stelle möchte ich noch bemerken, daß es nicht unwahrscheinlich ist, daß jener schmächtige Humerus und jene stark torsierten kleinen Claviculae aus Krapina vielleicht „Pygmaeen" angehörten.

Unterkiefer von Předmost, dann jener Schädel aus dem Löß von Brünn, den Makovsky in seiner Schrift „Der Mensch der Diluvialzeit Mährens“ (Brünn 1899, Tafel IX, Fig. 2 *a, b, c*) abgebildet hat. Diesen Schädel hat beispielsweise Schwalbe (siehe: Der Neandertalschädel, Bonn 1901, S. 59) als „mit den Schädeln der Neandertalmenschen sehr nahe übereinstimmend (den Abbildungen nach) gefunden“. — Ich habe noch eine Berechnung einiger Indices auf Grund der Abb. 2*b* vorgenommen und gefunden:

Calotten-Höhenindex	52·3
Lageindex des Bregma	36·4
Stirnwinkel	73°
Bregmawinkel	52°

Diese Indices belehren uns wenigstens vorläufig, daß der Lößmensch bezüglich seines Calotten-Höhenindex dem geringsten diesbezüglichen Betrage des recenten Menschen (per 52·3) gleichkommt. Mit Hinsicht auf den Lage-Index des Bregma übersteigt er schon in etwas das Maximum des recenten Menschen (35·7) und neigt dadurch zur Neandergruppe hin. Endlich bezüglich des Stirn- und Bregmawinkels sehen wir ihn ebenfalls zur genannten Gruppe zu übergehen. Es bildet also — meiner Meinung nach — dieser Lößschädel eine Übergangsform vom *Homo primigenius* zum *Homo sapiens fossilis*, doch muß man ihn seines Unterkiefers halber schon der letzteren Art zuteilen.

Die Schädelbruchstücke des neolithischen Menschen, die Czarnovsky im Jahre 1902 in der Höhle Oborzyskow nördlich Krakau fand, stimmen sehr gut mit dem vorerwähnten Brünner Schädel, doch trägt er — obwohl jünger — den Typus des *Homo primigenius* schärfer ausgeprägt als der Brünner Schädel. — Siehe noch Anmerkung 5.

Wir haben an den diluvialen Resten des Menschen zwar eine Summe von Variationen sowohl unter sich als auch gegen den recenten Menschen festgestellt, doch sehen wir gleichzeitig, daß einige dieser Merkmale an den lebenden Menschen jetzt gar nicht mehr vorkommen, andere wiederum sind jetzt bereits verallgemeinert. Ich erinnere diesbezüglich an das gleichzeitige Vorkommen der *Spina glenoidalis* und *Spina angularis*, welche wir an den diluvialen Menschen von Krapina-Spy gleichzeitig finden und wovon man die *Spina glenoidalis* als ein primäres, jetzt, wie es scheint, verschwundenes, die *Spina angularis* aber als ein allgemeines Vorkommnis betrachten kann. Ferner finden wir am Krapina-Menschen verschiedenartig ausgebildete *Sulcus sigmoideus*, bei welchen deutlich die Tendenz der tieferen Ausprägung angedeutet ist. Die *Spina mentalis interna* ist beim altdiluvialen Homo noch nicht vorhanden, doch bestehen da alle Übergänge von einfachen Vertiefungen bis zu flachen, rauhen Erhebungen für den *Musc. genioglossus*, welche letzteren uns die zukünftige Spina eben darstellen. Auch die Gestalt des Zahnbogens zeigt uns alle möglichen Übergänge: wir beobachten halbelliptische, hyperbolische, hufeisenförmige und dann — wie ich meine — die primitivere, die eckige Form. Dieser letztere Zahnbogen ist besonders schön am Krapina-Kiefer III ausgedrückt, findet sich aber auch am oberdiluvialen Unterkiefer von Předmost (Dr. Kříž), dann bei Naturvölkern und an recenten Kiefern des Menschen in ähnlicher, doch nicht so starker Weise ausgeprägt. Nachdem wir auch in der *„norma verticalis“* und *„norma lateralis“* der diluvialen Menschenschädel allmähliche Übergänge zur Gestaltung des modernen Schädels, ja sogar auch Übergänge in der Formation des Unterkiefers beobachten und feststellen können, so unterliegt es keinem Zweifel, daß es in der Entwicklung

des Menschen vom unteren Diluvium an bis zum heutigen Tage keine Unterbrechungen gab. Dies belehrten uns am besten jene kollektiven Charaktere. Wir finden, so viel uns bekannt ist, am Skelette des altdiluvialen Menschen keinen unadaptiven Teil, welcher etwa die weitere Entwicklung und Kontinuität des *Homo primigenius* gegen den *Homo sapiens* unterbrochen hätte, vielmehr, wir sehen eine Serie Atavismen an recenten Menschen, die uns stets wieder an die älteren diluvialen Vorfahren erinnern, an denen jene Charaktere allgemeiner vertreten waren und so eine ununterbrochene genetische Reihe vom älteren Diluvium bis auf heute darstellen.

* * *

Anmerkung 1 zu Seite 206: Auch an recenten Schädeln, wie z. B. am Schädel eines Mongolen von Eul-She-Sou-Go (siehe: Quatrefages et Hamy: „Les crânes des races humaines". Pl. XLI) liegt ebenfalls das Nasale in der Verlängerung der Stirnprofillinie, doch ist hier die Lage des Nasion eine andere; es liegt, wie bei den übrigen recenten Menschen, höher und man beobachtet auch demgemäß Verhältnisse, wie uns solche unsere Textabb. 5 zum Ausdrucke bringt.

Anmerkung 2 zu Seite 212: Herr K. Maška war so freundlich, mir den bekannten Šipka-Kiefer im Originale auf einige Tage behufs Studium zuzusenden. Ich habe ihn einer genauen Prüfung unterzogen, um einen Vergleich mit den Krapina-Kiefern, speziell aber mit dem Unterkiefer I des Kindes, durchzuführen. Vor allem gebe ich hier einige Ausmaße des Šipka-Kiefers.

Die totale Kieferhöhe an der Symphyse (von innen gemessen und die Kieferwand an den Maßstab angelehnt) . . . . . 38·4 *mm*
Kieferhöhe (von außen) zwischen den J_1 und J_2 = ... 27·7 „
Dicke an der Symphyse . . . . . 13·5 „
Kronenlänge des rJ_2 = 10·1 *mm*; dessen Breite oben . . . . . 6·0 „
„ „ rJ_1 = 7·5 „ „ „ „ . . . . . 5·6 „
„ „ lJ_2 = 10·6 „ „ „ „ . . . . . 6·5 „

Die Kieferbasis ist vorn bis zum *C* abgeflacht (ähnlich wie beim Kiefer IV von Krapina; der Kiefer selbst ist weniger prognath als die Krapinaer, weist aber eine starke Zahnprognathie auf (wie bei Spy I).

Bezüglich der Beschaffenheit der Innenseite der Kiefersymphyse ist folgendes zu bemerken (übrigens bei Walkhoff genau dargestellt): Der Šipka-Kiefer hat um das Foramen rechts und links eine kleine grubige Vertiefung. Vom Foramen zieht eine deutliche schmale Leiste herab. Erst 3·6 *mm* unter dem Foramen und beiderseits jener Leiste befindet sich je eine 4·3 *mm* lange, unebene, schräg gesteilte Erhebung als Ansatzstelle der *M. geniohyoidei*. Der Digastricus war an der flachen Kieferbasis innerhalb jener bogigen Leisten fixiert. Die *M. genioglossi* waren also bei diesem Sachverhalte offenbar in jenen Gruben um das Foramen befestigt.

Bei sämtlichen Krapina-Kiefern liegt zwar das Foramen auch in einer grubigen Vertiefung, doch sind jene paarigen, rauhen Erhebungen stets an dasselbe heraufgerückt und dienten als Anhaftungsstellen der *M. genioglossi*. Der *M. geniohyoideus* war entweder an den Rauhigkeiten unter jenen befestigt (Krapina II), woselbst dann noch jederseits eine Gefäßöffnung sich befindet, oder die genannten Muskeln waren in grubigen Vertiefungen resp. Einschnitte des inneren Basisrandes angeheftet (Krapina III, IV). Es will mir scheinen, daß jene paarigen, mehr weniger unsymmetrisch ausgebildeten Erhebungen unter dem Foramen, zusammen mit den grubigen Vertiefungen um das Foramen zur Fixierung der *M. genioglossi* gedient haben, zu welcher Ansicht mich Verhältnisse, die man an den Krapina-Kiefern beobachtet, bringen. Besonders ist es der Kiefer III, dessen das Forum umgebende Gruben Rauhigkeiten aufweisen, die in einer gewissen Kontinuität mit jenen Erhöhungen stehen.

Ein Vergleich endlich des Šipka-Kiefers mit jenem des Krapina-Kindes I ergibt zwar Analogien, doch auch durchgreifende Unterschiede. Vor allem ist unser Kiefer an der Basis viel schmäler und ist da abgerundet und war, wie bemerkt, prognather. Freilich ist die vordere Kieferwand abgebrochen, so daß man die ursprüngliche Dicke des Krapina-Kiefers nicht mehr genau bestimmen kann. Doch kann als sicher gesagt sein, daß die maximale Dicke des Kiefers an die Mitte heraufgerückt war und daß sie dort beim J_2 an 14 *mm* betrug. Wenngleich der Krapina-Kiefer von einem um zwei Jahre jüngeren Individuum herrührt, so sind doch seine Zähne kaum kleiner als beim Šipka-Kiefer, denn der rJ_2 mißt an Kronenlänge 11·5 und an Kronenbreite 6·4 *mm*. Die Kronenbreite des P_1 beträgt sogar 8 *mm* (beim Šipka-Kiefer nur 7·5 *mm*). Auch an unserem Krapina-Kinde sind jene rauhigen Erhebungen an das Foramen heraufgerückt, wodurch sich eben dieser Kiefer von dem Šipkaer unterscheidet.

Bemerkenswert bleibt jedenfalls, daß der Šipka-Kiefer an seiner Basis eine Dicke erreicht, welche wir z. B. an unserem Kiefer II, der einem zirka 18jährigen angehört hat, antreffen und daß er ferner nur um 1·5 *mm* geringer dick ist, als der Kiefer IV, welcher einem zirka 30jährigen, also vollkommen entwickelten Individuum zukommt.

Anmerkung 3 zu Seite 217: Prof. Dr. v. Hansemann in Berlin hatte die große Freundlichkeit gehabt, mir an 200 Clavicula-Paare behufs Vergleiches mit den fossilen Schlüsselbeinen von Krapina zu senden. Die Durchmusterung der recenten Claviculae ergab eine recht große Variation dieses Skelettteiles, sowohl was dessen Länge, Robustheit oder Schlankheit, Stärke der Biegung der Endteile oder des ganzen Knochens betrifft. Ich fand glatte, zarte Claviculae bei Weibern, Kindern und Männern, dann wieder eckige und kräftige Schlüsselbeine, sowohl bei Männern als auch bei Frauen. Auch die *Tuberositas coracoidea* ist sehr wechselvoll; an Knochen junger Individuen fehlt sie oder ist nur am hinteren Buge teilweise durch einen leichten Höcker angedeutet. Bei Männern und Frauen ist die Tuberositas ohne Rücksicht auf die Beschäftigung des Individuums verschieden stark ausgeprägt, doch immerhin bei Arbeiterinnen kräftiger als bei anderen. Selbst die Torsion, die an den Krapina-Beinen so markant auftritt, ist auch an einigen recenten Claviculae sichtbar; so an der eines 14jährigen Studenten, dann an der eines 35jährigen Lederers. Diese genannten Claviculae aber unterscheiden sich gründlich durch die *Tuberositas coracoidea,* welche bei letzterem Individuum recht kräftig ausgeprägt ist, während sie bei jenem Studenten bei sonst breiterer Akromialfläche nur noch spärlich vorhanden ist.

Die Krapina-Claviculae haben offenbar ungleich alten Individuen angehört, die bei einer ebenfalls ungleich starken, leistenartig entwickelten *Tuberositas coracoidea* durchgehends schlanker gebaut waren und eine glatte Oberfläche mit einem regelmäßigeren, flachovalen Querschnitte aufweisen. Ihre Torsion scheint ein Charakteristikum des altdiluvialen Menschen gewesen zu sein und ist oft auffallend, da plötzlich. Die Torsionsstelle liegt gleich nach dem äußeren Drittel und ist da (vorn) durch eine infolge der Drehung gebildete eckige Verbiegung markiert. Die starke Drehung des seitlichen Clavicula-Teiles dürfte vielleicht mit der größten Inanspruchnahme des *Musculus deltoideus* (durch Aufwärtsdrehung der Arme) in Zusammenhang gestanden haben. Sonst deuten die schlanken Claviculae des Homo von Krapina noch an keine schwere Arbeit, die eine stärkere Funktion der vorderen Extremität gefordert hätte. Die Krapina-Clavicula erwachsener Individuen könnte man infolge ihres zarten Baues am besten mit solchen jugendlicher recenter Individuen vergleichen.

Anmerkung 4 zu Seite 208: Herr Max de Terra in Zürich veröffentlichte eine Schrift: „Mitteilungen zum Krapina-Funde mit besonderer Berücksichtigung der Zähne". (Schweizer. Vierteljahrsschr. für Zahnheilkunde, Bd. XIII, 1903.)

Ich muß gleich bemerken, daß Herr Terra mein zweites Heft über den paläolithischen Menschen von Krapina, welches bereits im Jahre 1902 erschien (siehe Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XXXII, S. 181—216), nicht berücksichtigt hat, weshalb auch bei Terra einige Bemerkungen vorkommen, die sonst überflüssig gewesen wären. Insbesondere aber stimmt der Ausspruch Terras, den er bezüglich der Krapina-Kiefer auf Seite 18 macht und welcher lautet: „Merkwürdig ist, daß wir weder am Ober- noch am Unterkiefer Prognathie oder Prodentie beobachten", ganz und gar nicht mit dem, was über dieselben Walkhoff (vgl. „Der Unterkiefer der Anthropomorphen und des Menschen . . .", 1902, S. 297) mit den Worten: „Der Kiefer von Krapina war jedenfalls stark prognath, und zwar zeigt er eine echte Kieferprognathie" sagt, überein. Vielmehr wir sehen, daß sich beide Aussagen über denselben Gegenstand gerade diametral entgegenstehen. Daß die Kiefer von Krapina aber eine wirkliche Kieferprognathie besitzen, brauche ich nicht näher zu erörtern, sondern bemerke bloß, daß in meinem vierten Hefte weitere zwei erwachsene Unterkiefer von Krapina abgebildet werden, die ebenso die Kieferpragnathie zweifellos machen, wie es eben die bereits publizierten getan haben.

Herr de Terra sagt ferner (auf derselben Seite): „Wenn der Krapina-Mensch wirklich dem Altquartär angehört . . . .", oder „man dürfte dem Funde nicht das ihm zugeschriebene Alter anerkennen." Es scheint, daß Terra das Alter der Krapina-Funde, obwohl dasselbe doch sichergestellt wurde, in Zweifel stellen möchte. Freilich muß Terra bei seinen Ideen über Kieferprognathie auf solche Gedanken verfallen, wenngleich auch seine Ansichten gar kein Argument gegen das Alter der Krapina-Lagerstätte bilden können. Letzteres ergibt sich auch aus den grundlosen genetischen Betrachtungen Terras, in die er sich einläßt, indem er für den Krapina-Menschen einen tertiären orthognathen Vorfahren oder eine Mischung mit einer prognathen *(Pithecantropus)* Form voraussetzt. Für die Supposition Terras sind aber fatal die Umstände, daß der Homo von Krapina prognath und daß von *Pithecantropus* noch kein Kiefer (sondern bloß 2 *M.*) bekannt ist. Nach dem eben Gesagten ist wohl eine derartige Spekulation kaum diskutierbar.

Noch möchte ich bemerken, daß ich zwei Zahnwurzeldeckel oder Platten, welche de Terra auf Seite 20 bespricht, schon vor ihm, also im Jahre 1902, auf S. 212 nicht nur besprochen, sondern auch davon zwei gute viermal vergrößerte Abbildungen (Textabb. 118) geliefert habe und jenes Gebilde deutlich mit den Worten: „Seine verwachsenen Wurzeln bilden einen unten durch ein zementartiges, deckelförmiges, offenbar sekundäres Gebilde verschlossenen Zylinder" bezeichnet habe.

Bezüglich der Schmelzfalten der Zähne des Homo von Krapina hat sich Herr de Terra (S. 40, 41) in Erörterungen über den Unterschied der Schmelzfalten und Schmelzrunzeln eingelassen, was, insofern dies meine Arbeit betrifft, ganz überflüssig war, da ich ja auf S. 193 (Heft 1901) deutlich von Schmelzfalten und nicht von Runzeln des Homo von Krapina spreche und auch den Unterschied dieser beiden Schmelzeigentümlichkeiten schilderte. Ich habe die Schmelzfalten des Homo von Krapina auch mit jenen des *Dryopithecus* verglichen, ein Vorgehen, welches Schlosser noch schärfer gelegentlich des Vergleiches des Homo von Krapina mit *Anthropodus (= Dryopithecus) Brancoi Schl.* (vgl. „Geolog. und paläontolog. Abhandl." von Koken, 1902, Bd. V, S. 7, 8, 9) zum Ausdrucke bringt. Ich enthalte mich, noch weiter in die Ansichten des Herrn de Terra einzugehen, weil da noch vieles zu rektifizieren wäre und dies eigentlich von keiner Wichtigkeit wäre, da es ja bekannte Sachen sind.

Anmerkung 5 zu Seite 226: Herr Dr. H. Klaatsch beschreibt in der „Zeitschrift für Ethnologie" (Jahrg. 35, 1903) auf Seite 901—919: „Die Skelettreste von Galley-Hill in England", die er im Besitze des Herrn Elliott fand. Besonders interessant ist davon der Schädel, da er bei einer Länge von 205 *mm* im Mittel an 130 *mm* breit ist. Der Schädel gehört nicht der sogenannten Neandertal-Spy-Gruppe, weil er anders gebildete Supraorbitalwülste, dann ein Kinn usw. besitzt. Klaatsch hat den Schädel von Galley-Hill mit dem Brünner Schädel verglichen und auch gewisse Übereinstimmungen zwischen beiden gefunden. Bezüglich des Alters des Schädels von Galley-Hill sind die Ansichten der englischen Geologen ziemlich einig. Die Lagerstätte des Menschen nämlich war ungestört, dabei soll Galley-Hill ebenso wie Miltonstreet geologisch dem Horizonte von Schwancombe gleichwertig sein und wird als „high-terrace-gravel" bezeichnet. Dieselben Reste bespricht auch noch Rutot in seiner Schrift: „A propos du squelette humain de Galley-Hill (Kent)" (siehe „Memoires de la Société d'Anthropologie de Bruxelles", Tom. XXIII, 1904).

Dieser nun altdiluvial sein sollende Mensch macht auf mich einen Eindruck, als ob er bloß eine sehr dolichocephale Varietät des Lößmenschen — *Homo sapiens fossilis* — des oberen Diluviums wäre.

Beobachtungen über Sprache, Gesänge und Tänze der Monumbo anläßlich phonographischer Aufnahmen in Deutsch-Neu-Guinea.

(In der Zeit vom 28. Juli bis zum 24. November 1904.)

Von Dr. **Rudolf Pöch.**

(Mit 1 Tafel und 2 Abbildungen im Texte.)

Gleich in der zweiten Woche meines Aufenthaltes in Monumbo[1]) hatte ich das Glück, großen Tänzen der Eingeborenen beizuwohnen, wie sie schon seit mehreren Jahren nicht stattgefunden hatten. Die Tänze wurden auf dem Dorfplatze zu Boletake aufgeführt, es beteiligten sich daran die Bewohner der drei umliegenden östlichen Monumbodörfer.

Schon längere Zeit vorher waren große Vorbereitungen getroffen worden. Da die Ernte gut ausgefallen war, gab es viele Feldfrüchte, die zum Feste aufgestapelt wurden. Schweine hatte man von der Feuerberginsel gekauft. Im Dorfe Boletake war ein Verschlag gemacht worden, wo die Tanzmasken geschmückt wurden. Zu diesem abgeschlossenen Raume hatten die Frauen keinen Zutritt. Das Fest war schon mehrmals angesagt, aber immer wieder abgesagt, immer traf man noch neue Vorbereitungen. Endlich am Vormittage des 6. August gingen zwei Masken, geführt von einer Anzahl Leute, durch alle Dorfschaften des Monumbostammes und luden zum Feste ein. Diese beiden Masken hatten auch bei den folgenden Tänzen zu tun und spielten die Rolle der komischen Figur. Sie hatten runde, breite Holzmasken vorgebunden, die Weibergesichter darstellen sollten, und waren am Körper überall mit Weiberröcken behangen. Ihr Schritt war trippelnd, das Gehen der Weiber nachahmend, ihre Bewegungen waren läppisch und ungeschickt. Die Namen dieser Masken sind: Bantuí und Kánapai.

Am Nachmittage erscholl wiederholt die große Holztrommel von Boletake, um auf das Fest aufmerksam zu machen.

Ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang begannen die Tänze. Rund um den Dorfplatz saßen eine große Menge Zuschauer. Noch bevor der Verschlag geöffnet wurde, dessen Wände heute mit Früchten und bunten Blättern geschmückt waren, führten die jungen Männer und Frauen einen gemeinsamen Tanz auf. Bemalt und mit ihrem ganzen Schmuck von Eber- und Hundezähnen geziert, hatten sie sich in Reihen zu zwei und zwei aufgestellt. Die große Holztrommel wurde wieder geschlagen und damit begann das Fest und der Tanz. Sie tanzten in einem langsamen Tanzschritt den Dorfplatz hinauf und hinunter und sangen dazu die Worte: „O benór, benór, benór, o zanái, zanái, zanái usw.

Nach Beendigung dieses Tanzes, der Tomburi heißt, ging bei allgemeiner höchster Spannung und unter großem Trommelgetöse der Verschlag auf. Heraus tanzten zunächst zwei vermummte Gestalten mit großen, sehr bunt bemalten Masken, die eine vogelschnabelartige Nase hatten. Auf dem Kopfe saßen große Trichter, in Übertreibung der in der ganzen Gegend üblichen Haartrichter. In den Händen trugen sie Schellen

[1]) Potsdamhafen.

aus Fruchtschalen, an den Beinen hatten sie Ringe mit ähnlichen Klappern. Diese Masken werden Gebár und Karámbi genannt. Gleich nach ihnen kamen wieder die komischen Weibergestalten, Bantuí und Kánapai. Den Schluß bildeten zwei Masken mit einem wohl gegen 4 *m* langen, spitzen Kopfaufsatz, der mit verschiedenen Federn, namentlich Kakadu- und Taubenfedern, ringförmig verziert war. Die Gesichtsmaske war rot, unter den Armen trugen sie lange Speere, die friedliche Absicht war aber durch eine Frucht bezeichnet, die ans Ende des Speeres gesteckt war. Trotzdem liefen die Frauen überall, wohin diese Masken sich wendeten, ängstlich vor ihnen davon. Diese großen Masken hatten wegen des ungeheuerlichen Kopfaufsatzes Mühe, das

Abb. 1. Tanz des Gebár und Karámbi.

Gleichgewicht zu halten, ihre Tanzbewegungen beschränkten sich auf hohes Heben der Beine und langsames Fortbewegen in einer Richtung. Die beiden Masken heißen Kára und Kangonázi.

Nachdem sich die Masken gezeigt hatten, begann ein großer Tanz mit Beteiligung von allen sechs Figuren. Dieser Tanz wurde wieder von Trommelschlägen und Gesang begleitet. Er heißt Kumbun. Der Text des Gesanges lautet: „Zakápkane korórande, Zakápkane mangórande, aun aun korórande."

Darauf wurde Wasser in einer großen Holzschüssel auf den Boden gestellt. Gebár und Karambi tanzten herum, die große Trommel wurde geschlagen und die Umstehenden sangen: „O reré kangkang e, reré kangkang ao, reré kangkang."

Dann drängten sich die Weiber um dieses Wasser und tranken es gierig.

Zum Schlusse wurden mehrere Körbe voll Canariumnüsse auf den Boden geleert Die tanzenden Figuren und deren Begleiter schafften sie in den Verschlag.

Die Figuren verschwanden und es trat eine Pause ein.

Dann folgten noch viele Tänze, von der Trommel und Gesang begleitet, die entweder von Gebár und Karambí oder von Kára und Kangonázi allein getanzt wurden. In den Tanzpausen traten oft Bantuí und Kanapai auf, um zu belustigen.

Unter den Tänzen dieser beiden Masken fiel einer auf, in dem sie in ihren Bewegungen deutlich Vögel nachahmten. Die Vögel heißen Manuréa und Zaréa, kommen an den Lagunen des Augustaflusses häufig vor und sind Arten des Fregattenvogels. Es wurde dazu gesungen: „Kodog adógo — dogo deo kotaie — mang mang, zäng zäng, jo jo jo.“ „Mang“ und „zäng“ werden ganz leise gesprochen, bei „jo jo jo“ warfen sie, mit den Füßen rückwärts scharrend, Sand auf.

Als Dunkelheit eingetreten war, wurden die Tänze unterbrochen und ein großes Festessen gehalten. In großen Schüsseln lagen gedämpfte Taro- und Yamsfrüchte, dazwischen Stücke von gebratenem Schwein und Fisch, oben war feingeriebenes weißes Fleisch der Kokosnüsse daraufgestreut.

Trommelschlag, Gesang und Tanz dauerten dann die ganze Nacht bis zum grauenden Morgen fort. Betelkauend und rauchend blieben die Zuschauer voller Aufmerksamkeit beim Feste.

Die Einzeltänze wiederholten sich bis zum 14. August täglich, es kamen auch neue hinzu. Die Eröffnungstänze Tomburi und Kumbun kamen aber nicht mehr zur Aufführung.

Ich wohnte den Tänzen fast immer bei und es gelang mir, immer zu Beginn der Tänze, gegen 5 Uhr nachmittags, eine Reihe von Momentphotographien zu machen.

Dann war ich darauf bedacht, die Melodien und Texte der Gesänge mit Hilfe eines Phonographen festzuhalten.[1]) Zunächst galt es da, den Wortlaut und die Bedeutung zu ermitteln.

Dabei stellte sich heraus, daß die Texte aller Gesänge, die es in Monumbo gibt, den Monumbo selbst vollständig unverständlich sind.

Es wurde eine große Anzahl von Männern befragt, darunter gerade die angesehensten und ältesten, auch derjenige, welcher die Tänze mit den Leuten eingeübt hatte, der alte Bongai aus Olinge bei Boletake; die Antwort war immer dieselbe, die Worte der Gesänge hätten keine Bedeutung.

Es wurde ganz konkret nach dem gefragt,[2]) was die einzelnen Worte bedeuten, ob es etwas im Wald, im Feld, im Dorf sei, ob es zum Ackerbau oder Fischfang gehöre usw. Anfangs begriffen die Leute gar nicht, daß man bei Worten des Gesanges so fragen konnte. Daß die Sache aber schließlich richtig erfaßt wurde, zeigt die Antwort, die der alte Bongai auf diese Fragen gab: „Bépe (= Yam), kanandú (= Taro, beides Knollenfrüchte), ka (= Baum), das seien Worte, die eine ‚Bedeutung‘ hätten, das sei eben „nanár-otánga (nanár = Rede, otánga = Sprache, also etwa ‚gesprochene Sprache‘); die Worte der Gesänge aber hätten keine Bedeutung, dies sei „zináp-otánga“ (zináp = Gesang, also gesungene Sprache).

Weiters wurde ermittelt, daß diese Tänze und Gesänge mehreren Stämmen gemeinsam seien, und zwar den Monumbo (Potsdamhafen), den Dagoi (Hatzfeldhafen), Manám (Vulkaninsel), Nubia (Hansabucht) und den Korandukú (so nennen die Monumbo die Stämme an der Mündung des Augustaflusses, der Brokenwaterbay und den Schouteninseln). Alle diese Stämme resp. Völkergruppen sprechen heute ganz verschiedene Sprachen, die teils der papuanischen, teils der melanesischen Sprachengruppe angehören.

---

[1]) Zum Zwecke sprachlicher und musikalischer Aufnahmen war mir auf meine Reise von der Phonogramm-Archivkommission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien ein Archivphonograph mitgegeben worden.

[2]) Bei Ermittlung dieser Dinge war mir P. F. Vormann behilflich, der sich als Missionär schon seit einer Reihe von Jahren mit dem genauen Studium der Monumbosprache beschäftigt.

Bongai erzählt weiter, die Gesänge, Tänze und auch die Masken hätten die Monumbo von einem Bergvolke „hinter Koranduku", das sie überfallen und besiegt hätten. Dort hätten sie alle ihre Lieder hergeholt. Das sei aber schon sehr lange her und vor der Zeit ihrer Väter geschehen.

Am 2. November fuhr ich nach Watám an der Mündung des Augustaflusses. Die Leute dort sind von größerem Körperbau und längerem Schädel als die Monumbo, tragen Haartrichter und den breiten, engen Gürtel wie diese und sprechen eine von den Monumbo ganz verschiedene Sprache. Als ich ihnen die Monumbogesänge vorzusagen begann, setzten sie gleich richtig fort und wußten dieselbe Melodie wie die Monumbo. Die Gesänge und die tanzenden Figuren hatten auch die gleiche Bezeichnung, in den Häusern fand ich alle mir aus Monumbo wohlbekannten Masken vor. Der Sinn der Texte wurde aber von den Watám ebensowenig verstanden wie von den Monumbo.

Es dürfte wahrscheinlich die Sprache der Gesänge der Monumbo und anderer oben genannter Völker heute nicht mehr existieren. So ist der Sinn der Worte längst in Vergessenheit gekommen, irgend welche neue Gesänge entstanden merkwürdigerweise seither nicht mehr, und es haben sich die Monumbo daran gewöhnt, daß gesungene Worte „selbstverständlich" keine Bedeutung haben.

Diese eigentümliche Erscheinung, daß alle Lieder dem Volke vollständig unverständlich geworden sind, ist nicht etwa nur den Monumbo und den anderen wenigen früher genannten Stämmen eigentümlich, sondern scheint unter den Papuas häufig zu sein. Dasselbe erfuhr ich von Leuten von der Insel Juwó im Dallmannhafen. Keiner wußte mir den Sinn der Worte der Gesänge anzugeben, die sie eben vorgesungen hatten. Einer unter ihnen, nach der Bedeutung der Worte befragt, sagte in Pidgeon-Englisch: „belong nothing", d. h. es gehört zu nichts, es bedeutet nichts; ferner „talk-talk nothing, sing-sing", d. h. es ist keine Rede, sondern Gesang. Auch ihm schien es ganz selbstverständlich, daß etwas Gesungenes eben nichts weiter zu bedeuten hätte. Auch die Yabim an der Finschhafner Küste verstehen ihre Gesänge, die sie mit den Bewohnern der Siássiinseln gemeinsam haben, nicht.

Dagegen waren bei einem Tumleogesang, den ich aufgenommen hatte, einige Worte verständlich; die Tumleo bewohnen eine kleine Insel im Berlinhafen und sprechen eine melanesische Sprache. P. M. J. Erdweg hat auch die Bedeutung einzelner Worte in Tumleoliedern ermittelt.[1])

Ferner phonographierte ich Gesänge aus Morlon (Bismarck-Archipel), deren Worte dem Singenden wenigstens zum Teile verständlich waren: „Málemale leúkómo, komoē̆ komororé, mále male leukomó komoē̆ lupingeré."

Málemale heißt der rote Papagei, leukomó und komoē̆ sind zwei Sträucher, mit deren Blätter man sich zum Tanze schmückt, die Bedeutung von komororé und lupingeré wußte der Singende nicht anzugeben, sondern sagte in Pidgeon-Englisch: „sing-sing nothing", nur Gesang.

Von den Gesängen der Monumbo wurde noch von einem Dutzend der Text festgestellt, sieben davon wurden auch phonographiert. Der Text eines der beliebtesten Gesänge, der auch bei den obenerwähnten Tänzen vorkam, lasse ich noch folgen:

„Zié itiné taumbé rombenór — taun taun tané — kandímoge — ozaó miránderē — raraō̆ miránore — kandímoge — taregó nakía."

Bei vielen dieser Lieder ist offenbar ein Gleichklang angestrebt, so in den bisher angeführten: beim Tanze kumbun, zakápkane korórande und zakápkane mangó-

[1]) „Mitteilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien", Bd. 32. Wien, 1902, S. 306.

rande, ferner: „kawaré kawaré, makawár ringenó robé robé zäkawar ringenó“ usw. oder oben: miránderē und miránore.

Ob dieser „Reim“ durch Auswahl ähnlich lautender Worte zustande kommt oder ob Worte beliebig abgeändert werden, um diesen Gleichklang herzustellen, läßt sich natürlich nicht sagen, da die Sprache dieser Lieder völlig unbekannt ist.

Daß es sich hier tatsächlich um Worte einer Sprache und nicht etwa um beliebig nur zu Gesangszwecken frei erfundene Lautgruppierungen handelt, wird wohl niemand bezweifeln. Aus vielen inneren Gründen spricht schon der ganz äußerliche dafür, daß diese Worte viel zu kompliziert sind. Einzelne Vokale und Füllsel dagegen, wie das „ao“ oder „jo“ usw., sind offenbar nur des Gesanges wegen da.

Als die Tanzfeierlichkeiten in Boletake, die unter dem Namen Udsuángongtänze zusammengefaßt werden, beschlossen waren, begannen andere Tänze in Koza-Koza, der westlichen Dorfgruppe der Monumbo, die den Namen Zangál führen.

Während bei den Udsuángongtänzen, außer in dem Eröffnungstanze Tomburi, immer nur einige wenige Personen als Masken verkleidet tanzen, nahmen an dem Zangál alle erwachsenen Männer des Dorfes teil.

Sie haben keine Holzmasken vor dem Gesicht, sondern die Gesichtshaut ist bemalt, um die Augen wird eine Art Brille ohne Gläser angebracht, um das Kinn ein künstlicher Bart. Diese Vermummung wirkt von einiger Entfernung wie eine bunte Gesichtsmaske und die einzelnen sind wirklich nicht immer ohne weiteres zu erkennen. Vor ihrem gewöhnlichen Lendenschurz haben die Tänzer lange, mit Ornamenten geschmückte Baumbastschürzen gebunden. Die Einübung zu den Tänzen fand nicht in einem Verschlage, sondern außerhalb des Dorfes im Walde statt.

Zu Beginn der Feierlichkeit kamen die geschmückten Tänzer aus dem Walde heraus auf den Dorfplatz, in Reihen zu vieren geordnet. Einige noch nicht voll erwachsene Männer schlugen die kleinen, mit Eidechsenfell überspannten Handtrommeln, alle Anwesenden sangen.

Die Tanzbewegungen waren viel komplizierter als bei den Udsuángongtänzen. Dort kam es hauptsächlich auf Bewegungen im Sprunggelenk, auf verschiedenartiges Aufsetzen der Fußsohle an. Hier war das ganze Bein bald mehr gestreckt, bald ganz im Knie- und Hüftgelenk gebeugt, der Oberkörper und Kopf wurde hin- und hergeschwungen, in den Händen Tücher gehalten und hin- und herbewegt usw.

Die Tänze waren meist Pantominen. Es wurden allerlei Verrichtungen des Alltagslebens dargestellt, z. B. das Flechten der Armbänder; dabei tanzten die Leute in Viererreihen, lagen so gegen einander und zwischen einander durch, wie man die Rotang- oder Baststreifen zu Armbändern verflicht. Dann Diebstahl und Entdeckung, Kriegslist usw. Ähnliche Pantomimen sah ich später auch von den Juwó (Dallmannhafen); ferner sei darauf hingewiesen, daß den Jünglingen in Monumbo bei der feierlichen Gürtelanlegung die verschiedenen Verrichtungen und Arbeiten des Mannes im Tanze pantomimisch vorgeführt wurden.

Auch bei diesen Tänzen stellte es sich heraus, daß die zugehörigen Gesänge vollständig unverständlich waren.

Außer diesen erwähnten Udsuángong- und Zangaltänzen, die ich sehen konnte, gibt es bei den Monumbo noch Tänze, die Zulúmika heißen und für die auch sechs Masken genannt wurden. Dann gibt es noch Arimínge, d. h. Känguruhtänze. Man könnte durch diese Känguruhtänze, dann durch die beim Udsuángong vorkommenden Tänze des Fregattenvogels — solche ähnliche Nachahmungen der Bewegungen von Vögeln kommen auch beim Zangál vor — auf die Idee kommen, daß es bei den

Monumbo einen Totemkult gebe. Zunächst habe ich nach den Speisevorschriften sehr genau gefragt.

Ich erbeutete eine größere Anzahl von Beuteltieren und Vögeln und fragte bei über 60 verschiedenen Tieren nach: die Vorschriften bezogen sich immer nur auf Alter und Geschlecht und hingen auch von den verschiedenen Altersstufen und Stadien des Geschlechtslebens ab. Auch fand sich keine Spur der für Totemismus charakteristischen Stammesgliederung vor.

Die Tiertänze der Monumbo sind wohl nur einfache Nachahmungen der Tiere ohne tiefere Beziehungen oder es handelt sich um Erinnerungen an den Totemkult

Abb. 2. Zangál-Tanz: Tanz in Viererreihen.

von Völkern, mit denen die Monumbo einmal in Beziehung standen. Sie hätten dann das Äußerliche angenommen, ohne den tiefen Sinn erfaßt zu haben.

Dagegen kommt im Bismarck-Archipel sicher Totemkult vor. Als ich einen Burschen aus Morlon das Fleisch eines *Eclectus pectoralis* (Papagei, Männchen grün, Weibchen rot), den ich eben geschossen hatte, zum Essen geben wollte, sagte er: „Me no save kai-kai him, pidgeon belong me, 'poss me kai-kai him, me day.“ (Ich weiß ihn nicht zu essen. Es ist mein Vogel; wenn ich ihn esse, sterbe ich.) Weitere Fragen bestätigten es zweifellos, daß es sich in diesem Falle um wirklichen Totemkult handelt.

Als die Zangaltänze vorüber waren, hielt ich die Zeit für meine phonographischen Aufnahmen für gekommen. Die Festlichkeiten waren vorbei, bis zum Regen war noch lange Zeit, es eilte noch nicht, mit der Pflanzungsarbeit zu beginnen. Die Leute hatten also nichts zu tun und kamen gern auf meine Einladung. Zunächst führte ich ihnen mit einem kleineren Edison-Phonographen einige Musikstücke vor. Die europäische Musik fand, wie zu erwarten war, wenig Anklang. Es fehlt ihnen aber nicht das musikalische Ohr, sondern nur die Gewöhnung an unsere Musik. Die Kinder lernen in der Schule leicht und gerne unsere Lieder und singen richtig und gut.

Dagegen mußte eine Rolle, die den Gesang eines nordamerikanischen Negers mit Trommelbegleitung wiedergibt, immer wiederholt werden. Bei einer Stelle, wo der Vortragende laut auflacht, mußte die ganze Zuhörerschaft regelmäßig mitlachen. Das Lachen dauerte oft minutenlang, so daß die Vorstellung unterbrochen werden mußte, bis die Anwesenden sich beruhigt hatten.

Aber auch dieser Eindruck läßt sich nicht vergleichen mit dem, welchen die eigenen Gesänge und die eigenen Worte auf die Leute machten. Trotz des fremden Beiklanges des Phonographen wurden die Gesänge und die Stimmen der Personen doch leicht erkannt.

Um die Bewunderung der Leute für den Phonographen recht zu würdigen, muß man wissen, daß diese Monumbo sonst die meisten Wunder europäischer Kultur ruhig, wie etwas ganz Selbstverständliches hinnahmen und daß ihnen meist die rechte Würdigung der Dinge fehlte. So vermochte ihnen z. B. weder die *Laterna magica* zu imponieren, noch die Photographie, auch wenn man ihnen gelungene Bildnisse von ihnen bekannten Personen oder das eigene Bild zeigte.

Der Phonograph reproduziert doch viel mehr Wirklichkeit als die photographische Camera. Einmal, als alle schon weggegangen waren, blieb noch ein alter Mann zurück und bat mich ganz vertraulich, ich möchte ihm doch den Menschen zeigen, der in dem Kasten drinnen steckt. Und ein anderesmal wieder fragte einer ganz geheimnisvoll den Missionär P. F. Vormann, ob „Gott" diesen Apparat gemacht habe.

Das Interesse für den Phonographen war demnach sehr groß, jeder bewarb sich darum, hineinzusprechen und zu singen, man konnte die Leute zu allem haben, was man wünschte; dies war bei anderen Dingen sonst nicht der Fall, denn den Monumbo ist eine große Portion Eigensinn und Hochmut eigen, wie so häufig Völkern dieser Kulturstufe. So bekam ich eine Reihe gelungener Aufnahmen; durch meine Produktionen hatten die Leute bald gelernt, was eine gute und eine schlechte Aufnahme ist, und vermieden die Fehler nun aus eigener Erfahrung.

Das Wunderding wurde bald im ganzen Monumbobezirke bekannt. Jeder wollte es hören. Die Leute kamen nun jeden Abend in großen Scharen, bemalt und geschmückt wie zu einem Feste, mit Weibern und Speisevorräten, und genossen rauchend und betelkauend die Vorstellungen des Phonographen. Sie faßten diese Abende als eine Fortsetzung ihrer Festlichkeiten auf, an die sie nun seit zwei Wochen gewohnt waren. Es mochten an manchem Abend 50—80 Leute dagewesen sein; von den ungefähr 500 Monumboleuten haben ihn die meisten gehört. Nachträglich kamen noch Leute, die auf Reisen gewesen sind, und baten mich um eine Vorführung.

Da die Gesänge der Monumbo immer von der Trommel begleitet werden, so ließ ich oft die große Holztrommel (Ongár) neben dem Singenden schlagen, so daß der Trommelschlag mit auf die Platte kam. Am besten gelingt das, wenn das zu führende Rohr gegabelt ist und ein gesonderter Trichter für den Singenden, ein zweiter für die Trommel in Verwendung kommt. Der Takt, in dem die Trommel geschlagen wird, ist höchst kompliziert, er stimmt scheinbar mit dem Rhythmus des Gesanges gar nicht überein, und doch hängen beide eng zusammen.

Die Leute können überhaupt meist gar nicht singen, wenn sie nicht den Takt der Trommel irgendwie mit reproduzieren können. Entweder geschieht das so, daß die Leute einen kleinen Besen, der zum Verjagen der Fliegen gehört, im Takte gegen den Oberschenkel schlagen oder mit dem Finger gegen irgend etwas klopfen.

Unabhängig von den Gesängen hat sich der Trommelschlag zu einer vollständigen Signalsprache entwickelt, die mir wegen des eigentümlichen Rhythmus wert schien, mit dem Phonographen festgehalten zu werden. Der Schall der großen Trommel ist weit

hörbar und Nachbardörfer können einander mit der Trommel Mitteilung machen. Die Signale beziehen sich nicht nur auf Krieg und Gefahr, sondern es können alle möglichen Dinge mitgeteilt werden, z. B. die Erbeutung eines Schweines. Dieses Signal ist besonders lang und die Leute gaben an, daß sie sich, während sie das Signal trommeln, an den einzelnen Stellen etwas ganz Bestimmtes denken, so daß also jeder Teil des Signales eine bestimmte Bedeutung hat und man von einer „Trommelsprache" im wahren Sinne des Wortes reden kann. Das Schweinesignal schildert, wie die Leute sagen, wie das Schwein erbeutet, geschlachtet, zerlegt und zum Festessen vorbereitet wird.

Dann hat jeder erwachsene Mann sein besonderes Signal, mit dem er herbeigerufen wird, für die Frauen gibt es ein gemeinsames Signal. Zu diesen persönlichen Signalen gehören oft Texte, die während des Trommelns dazu gesungen oder gesprochen werden. Unter diesen gibt es, ganz im Gegensatze zu den anderen Gesängen, einige, deren Worte verständlich sind; bei anderen ist der Text wieder ganz unverständlich. In die erste Gruppe gehört der folgende: „Zu awáng, awánga, zair awáng awanga, nugumzuár andátok" (Ich trinke Quellwasser, ich trinke Meerwasser, ich schlucke es in den Magen hinab). Es scheint, daß jetzt keine neuen persönlichen Signale gemacht werden, sondern die Signale Verstorbener werden wieder verwendet.

Schwieriger als alle bisher besprochenen phonographischen Aufnahmen gestalteten sich diejenigen, welche sich auf die Sprache selbst bezogen. Zunächst konnte ich über die Monumbosprache einige Aufnahmen machen, welche den Bau der Sprache illustrieren sollen; diese Art von Aufnahmen war mir aber nur durch den Umstand möglich, daß einige Knaben, welche die Missionsschule besuchten, es bereits gelernt hatten, Hauptwörter und Zeitwörter in richtiger Reihenfolge abzuwandeln. Eigene Worte für das Gehen nach den vier Weltgegenden, fünferlei Genus, die Beeinflussung der Verbalform durch Dativ- und Akkusativobjekt geben Zeugnis für das äußerst konkrete, noch wenig zu mehr abstrakten Zusammenfassungen vorgeschrittene Denken der Monumbo.[1])

Viel weniger einfach ist es, etwas Zusammenhängendes, etwa eine kleine Erzählung, im Phonographen festzuhalten und dazu die genaue Niederschrift und Übersetzung zu geben. Es ist unmöglich, ohne dem Betreffenden etwas einzulernen, eine genaue Wiederholung derselben Sache zu erzielen, und unmöglich, während des Sprechens mitzuschreiben und so den Text auch mit der Schrift zu fixieren. Man muß sich entweder mit einer ungefähren Wiedergabe begnügen oder man ist gezwungen, die Platte nachher unzähligemale abzuhorchen und nachträglich den Text im Detail festzustellen und die Bedeutung zu ermitteln.

Trotzdem dürften solche, wenn auch vielleicht etwas mangelhafte Aufnahmen ganz interessant sein, weil der Phonograph allein imstande ist, die Art und Weise wiederzugeben, in der diese Leute sprechen und sich etwas erzählen: wichtige Dinge werden unzähligemale in verschiedenen Wendungen wiederholt und die ganze Rede ist voll von Füllwörtern und Lauten ohne Bedeutung und Unterbrechungen.

Es ist wohl zu hoffen, daß sich aus dem gesammelten Materiale noch weitere Beiträge zu ethnologischen und linguistischen Fragen ergeben werden.

---

[1]) Mit dem Studium der Monumbosprache beschäftigt sich seit Jahren P. F. Vormann. Die Grammatik dürfte bald erscheinen.

LITERATURBERICHTE.

11.

Wosinsky Moritz: *Die inkrustierte Keramik der Stein- und Bronzezeit.* 8°. 188 S. mit 1447 Abbildungen. Berlin, 1904.

Die bereits ziemlich reichhaltige Literatur über die Stein- und Bronzezeit ist um ein umfangreiches Werk bereichert worden, dem man das Zeugnis eifrigen Fleißes nicht versagen wird. Der durch seine Arbeiten, namentlich über die Funde von Lengyel, rühmlich bekannte Verfasser sucht dem Problem jener frühen Epochen von einer neuen Basis aus beizukommen; er ist mit dem bisherigen Einteilungsprinzip unzufrieden und stellt ein neues auf, indem er von der Inkrustation der Keramik ausgeht. Die Kritik freilich, welche Wosinsky an der deutschen Klassifizierung übt, kann nicht als glücklich bezeichnet werden. Insbesondere zeigt die Art der Bemängelung der Termini „Schnurkeramik" und „Bandkeramik", daß er Inhalt und Wesen dieser Terminologie verkennt. Es handelt sich nämlich hiebei nicht nur, wie Wosinsky anzunehmen scheint, um die Gegenüberstellung einzelner, und zwar, wie er ganz richtig bemerkt, verschiedenartiger Elemente, sondern um die Aufstellung von ganzen stilistischen Gruppen, die eben nur nach einem, und zwar demjenigen ihrer Merkmale benannt sind, welches bei dem damaligen Stande der Wissenschaft als das am meisten hervorstechende erschien. Es sind das also nur Benennungen für Dinge, deren Wesen aus dem Namen allein nicht ersichtlich ist, welche aber längst ausführlich definiert sind. Wenn nun Wosinsky die Keramik der Steinzeit in 1. plastische, 2. vertiefte und 3. bemalte Keramik einteilt, so wählt er als Einteilungsprinzip — nicht nur für die Benennung, sondern für die Sache selbst — nur ein einzelnes Element, die Ornament-Technik. Wenn auf diese Weise die schon gewonnenen stilistischen und kulturellen Gruppen der neolithischen Keramik zerrissen werden, so kann das doch kaum als ein Fortschritt bezeichnet werden. Von besonderem Interesse ist der Abschnitt über die Technik der eingelegten weißen Masse. Nach einer Übersicht über die früheren Arbeiten auf diesem Gebiete wird das Ergebnis der von Wartha ausgeführten Untersuchungen weißer Inkrustionsmasse von einigen Gefäßen aus dem Komitate Tolna mitgeteilt. Wartha fand keine Spur von Gips, „hingegen erwies sich die weiße Masse in jedem Falle als phosphorsaurer Kalk und phosphorsaures Magnesium, also gebrannte Knochenasche". Wichtig ist auch die Beschreibung der Herstellung solcher Gefäße in Warthas Laboratorium. Diese Inkrustationsmasse ist wasserbeständig, wird aber durch Feuer angegriffen, weshalb die betreffenden Gefäße als Kochgeschirre untauglich sind und wahrscheinlich nur für den funerären Gebrauch hergestellt wurden. Wosinsky weist darauf hin, daß die mit Knochenpulver inkrustierten Gefäße Ungarns beinahe ausschließlich in Brandgräbern vorkommen und er vermutet deshalb, daß die Sitte der Leichenverbrennung zu dieser Technik geführt hat.

Die reichhaltige Statistik der ungarischen Funde wird nach fünf Typen gruppiert: 1. siebenbürgischer Typus, 2. bosnischer und kroatisch-slawonischer Typus, 3. Typus des oberen Teiles des Gebietes jenseits der Donau, 4. Typus des unteren Teiles des Gebietes jenseits der Donau, 5. Typus der unteren Donau; in Oberungarn fehlt diese Keramik mit Ausnahme einiger weniger versprengter Stücke. Hievon werden die beiden ersten Typen in die Schlußperiode der jüngeren Steinzeit, die anderen drei Typen in die zweite Hälfte der Bronzezeit datiert; die Kontinuität der Technik ist also in Ungarn unterbrochen und muß außerhalb gesucht werden.

Dieser Aufgabe ist die zweite Hälfte des Buches gewidmet. Es wird zu dem Zwecke zunächst eine Übersicht über das Vorkommen der inkrustierten Keramik außerhalb Ungarns gegeben. Wenn hier auch die anscheinend angestrebte Vollständigkeit nicht erreicht wird (namentlich ist die quantitativ und qualitativ außerordentlich reich entwickelte Keramik Mitteldeutschlands auffallend kurz weggekommen), so wird doch immerhin ein beträchtliches Material geboten. Wosinsky gelangt hieraus zu folgenden Ergebnissen: Die inkrustierte Kermanik hat einen gemeinsamen Ursprung, der im Küstengebiete des Mittelmeeres zu suchen ist. Von hier ging sie in verschiedenen, in der Hauptsache nach Norden gerichteten Strömen nach Mittel- und Nordeuropa. Mit dem Beginne der Bronzezeit setzt eine von der Rheinmündung ausgehende Bewegung in südlicher Richtung ein und geht allmählich durch Südwest-Deutschland und das Main-, Saale- und Neckargebiet an die obere Donau und von da durch Ungarn nach der unteren Donau. Eine detaillierte Prüfung dieser Ergebnisse würde eine genaue chronologische Fixierung der verschiedenen neolithischen keramischen Gruppen voraussetzen, über welche ja zurzeit

noch keine Übereinstimmung herrscht. Von Interesse sind die in den Schlußkapiteln mitgeteilten Notizen über die noch wenig bekannten roten (in einem Falle auch blauen) Inkrustationen und über Metalleinlagen. Für die überaus reiche Ausstattung des Buches mit Abbildungen gebührt dem Verfasser besonderer Dank. *A. Götze.*

12.

Florenz, Dr. Karl: *Geschichte der japanischen Literatur.* Erster Halbband. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag, 1905. (Die Literaturen des Ostens in Einzeldarstellungen, Bd. X.) X und 254 Seiten 8^0.

Für den Völkerforscher gibt es kaum ein interessanteres Volk, als das der Japaner. Bietet es uns doch das merkwürdige Schauspiel dar, wie ein hochbegabter Menschenschlag eine eigenartige Kultur entwickelt und in geradezu erstaunlicher Weise fremde Kulturen — chinesische, indische und europäische — aufnimmt und so zu verarbeiten weiß, daß alles Fremde in verhältnismäßig kurzer Zeit zu Eigenem wird. Wir sind in der Völkerkunde so oft auf Vermutungen angewiesen, wenn es sich darum handelt, die Fäden zu verfolgen und zu entwirren, die sich von Volk zu Volk, von Kultur zu Kultur spinnen, wir vermuten so oft fremde Einflüsse auf diesem oder jenem Kulturgebiete — denn schließlich sind ja alle Kulturen bis zu einem gewissen Grade Mischkulturen, wie alle Rassen Mischrassen sind —, daß es ungemein lehrreich ist, bei den Japanern historisch bezeugte Kultureinflüsse am Werke zu sehen und gleichsam an einem Beispiele nachweisen zu können, wie verschiedene fremdländische Einflüsse sich innerhalb eines Kulturgebietes geltend machen. Ein solches Beispiel haben wir ja auch in Europa selbst, wo wir den Einfluß der griechisch-römischen Kulturwelt und der semitischen Religion auf die Kultur germanischer Völkerstämme verfolgen können. Einen einigermaßen parallelen Fall bietet Japan dar, wo die chinesische Kultur und die indisch-buddhistische Religion in ganz ähnlicher Weise das Geistesleben des Volkes beeinflußt haben. Darum ist es überaus dankenswert, daß in der Sammlung der „Literaturen des Ostens" es K. Florenz unternommen hat, uns mit dem Werdegang der Literatur dieses Volkes, auf welches gerade jetzt die Augen der gesamten Kulturwelt gerichtet sind, bekannt zu machen. Florenz, der seit vielen Jahren als Professor an der Universität zu Tokyo in Japan lebt und die japanische Literatur ebenso genau kennt wie das japanische Volk, ist ja auch wie kein zweiter dazu geeignet, dieser Aufgabe gerecht zu werden. Seine Darstellung des Entwicklungsganges der japanischen Literatur hat Florenz durch zahlreiche, geschmackvoll übersetzte Proben belebt, und an der Hand dieser Übersetzungen gewinnen wir erst einen Einblick in die Seele des Volkes. Der vorliegende erste Halbband behandelt „die älteste Zeit" und „das Mittelalter" (von 794—1600 n. Chr.). Seit Beginn der christlichen Zeitrechnung haben bereits Beziehungen zwischen China und Japan stattgefunden, zum großen Teile durch Vermittlung der Koreaner, zu welchen schon früher chinesische Kultur und Literatur gedrungen waren. Aber erst mit der Einführung des Buddhismus im Jahre 552 beginnt der wirkliche Einfluß chinesischer Sprache und Literatur. Man lernte Chinesisch, um die Lehren des Buddha aus den chinesischen Übersetzungen der buddhistischen Bücher kennen zu lernen. „In der Folgezeit, namentlich seit Beginn des VII. Jahrhundertes, wurden zahlreiche junge Leute nach China hinübergesandt, um die Sprache und die heilige, sowie profane Literatur und Kultur der Chinesen zu studieren; desgleichen kamen viele Chinesen und chinesisch gebildete Koreaner zur Ausübung des Lehrerberufes herüber. Ein jeder, welcher die moderne Entwicklung Japans in den letzten Jahrzehnten des XIX. Jahrhundertes verfolgt hat, wird sofort die auffällige Analogie der damaligen und jetzigen Vorgänge wahrnehmen: so, wie das Japan der Gegenwart alles Gute und Nützliche von Europa sich anzueignen sucht, so trachteten die damaligen Japaner auf den triebkräftigen, aber wild aufgewachsenen Stamm ihres Volkstumes die Reiser der hochentwickelten chinesischen Kultur zu pfropfen. In beiden Fällen haben die Bewohner des Sonnenaufgangslandes eine erstaunliche Aufnahmefähigkeit gezeigt; in beiden Fällen haben sie sich im Heißhunger des Bildungstriebes nicht selten übernommen und in manchen Beziehungen mehr Schaden als Nutzen gestiftet; damals wie jetzt sind sie aber im Fremden nicht auf die Dauer aufgegangen, sondern die nationale Eigenart ist immer wieder durchgedrungen." (S. 48ff.)

Interessant ist es, an der Hand des gelehrten Verfassers zu verfolgen, wie mit dem Buddhismus die ganze chinesische — geistige und materielle — Kultur in Japan eindringt, wie das Studium der chinesischen Sprache und Schrift zur Grundlage der Volksbildung wird, wie eine Zeitlang die nationale Literatur hinter der Beschäftigung mit chinesischer Dichtung und chinesischem Schrifttum ganz zurücktritt und wie es schließlich dahinkommt, daß nur mehr die Frauen sich die Pflege der nationalen Literatur angelegen sein lassen. „Während sich die Männer mit chinesischen Essays abplagten und chinesische Verse drechselten", waren es die Frauen, „welche die Ehre der nationalen Literatur hoch-

hielten". (S. 51). Welch hervorragenden Anteil die Frauen an der Entwicklung der japanischen Literatur nahmen, hebt der Verfasser wiederholt hervor (man sehe besonders S. 197—229).

Wenn man sieht, wie das Chinesische immer wieder die nationale Sprache und Literatur in ihrer Entwicklung hemmt und zurückdrängt, wird man unwillkürlich an Deutschland erinnert, wo das Lateinische und später das Französische der gesunden Entwicklung der deutschen Literatur hinderlich war. Indischer Einfluß auf den Entwicklungsgang der japanischen Literatur zeigt sich außer in den aus der buddhistisch-weltschmerzlichen Stimmung hervorgegangenen Dichtungen (S. 89, 91, 139, 200 f.), insbesondere in den Tierfabeln, welche schon durch ihre einleitenden Worte „Es war einmal in Indien" ihren indischen Ursprung bekunden (S. 243).

Eine sehr merkwürdige Parallele zur indischen Literatur bieten die von Florenz (S. 19 ff.) beschriebenen „Schmuckmittel, Bilder und Figuren der japanischen Poesie". Diese, insbesondere die Kenyōgen oder „doppelsinnig gebrauchten Wörter" (S. 27), entsprechen nämlich ganz genau den Alamkāras (d. h. „Schmuckmittel") der indischen Kunstpoesie (Kāvya). Selbst Kunststückchen, wie die Fabrikation von Gedichten, welche von hinten nach vorn gelesen denselben Wortlaut ergeben, wie von vorn nach hinten (S. 148), finden sich in Japan ebenso wie in Indien. Und wie in Indien die höfischen Dichter des Mittelalters nicht sangen, was ihnen ein Gott gegeben, sondern nach dem Alamkārašāstra („Lehrbuch der Schmuckmittel") dichteten, so hat man auch in Japan, „wie es bei uns die verstandesmäßigen Gottschedianer taten, das Dichten für eine durch Befolgung gewisser Regeln erlernbare Kunstfertigkeit" gehalten und deshalb „seit der mittleren Heian-Zeit zahlreiche Regelbücher zur Unterweisung in der Dichtkunst" geschrieben (S. 154). Florenz äußert sich nicht darüber, ob diese Übereinstimmung mit dem indischen Kāvya und Alamkārašāstra eine rein zufällige ist oder ob auch in dieser Beziehung indischer Einfluß angenommen werden muß.

Überaus wertvoll sind die kulturhistorischen Exkurse, welche der Verfasser, wo immer es nötig ist, einfügt. So ist es ethnologisch ungemein interessant, daß wir im alten Japan in der Sitte des Yobai (d. h. „nächtliches Schleichen") einen dem deutschen „Kiltgang" ganz analogen Brauch finden. Auch die aus dem freieren Geschlechtsverkehr des Mittelalters hervorgegangenen deutschen „Tagelieder" haben ihr Analogon in der japanischen Poesie. Und wie in unseren Alpenländern noch heute Liederimprovisationen („Schnadahüpfl") mit dem Liebeswerben verbunden sind, so bot im alten Japan die „Liederhecke" (utagaki) „die beste Gelegenheit zur Anknüpfung von Liebesverhältnissen und zum offenen Liebeswerben" (S. 31, 34. f, 169 f).

Wenn ich aber hier — mit Rücksicht auf die Leser unserer „Mitteilungen" — das kulturgeschichtlich und ethnologisch Interessante in den Vordergrund gerückt habe, so darf doch nicht unerwähnt bleiben, daß uns die von Florenz so scharf charakterisierten und durch meisterhafte Übersetzungen zugänglich gemachten Erscheinungen der japanischen Lyrik und Erzählungskunst manch reizende Kunstwerke offenbaren, die sich den auch bei uns so beliebten Meisterwerken japanischer Malerei ebenbürtig an die Seite stellen.

Ich zweifle, ob über den Ursprung und das Wesen der Poesie je Schöneres gesagt worden ist, als die von Florenz (S. 158) aus der Vorrede zum Kokin-shū zitierten Worte: „Das japanische Lied entspringt aus dem Samen des menschlichen Herzens, der sich in eine unendliche Fülle von Wortblättern entwickelt. Die Tätigkeiten der Menschen auf dieser Welt sind mannigfach, und Poesie ist es, wenn sie das, was sie im Innern denken, durch Beziehung auf Sichtbares und Hörbares ausdrücken. Lauscht man auf die Stimmen der zwischen Blüten singenden Nachtigall oder des im Wasser wohnenden Frosches, so versteht man, daß unter den lebenden Wesen keines ist, das sich nicht im Liede äußerte. Ohne Anwendung von Gewalt bewegt die Poesie Himmel und Erde, rührt sie die unseren Augen unsichtbaren Dämonen und Götter, macht sie zärtlicher das Verhältnis zwischen Mann und Weib, sänftigt sie auch die Herzen der rauhen Krieger. Poesien sind zum Vorschein gekommen seit der Zeit, da Himmel und Erde zuerst erschaffen wurden". Wer denkt da nicht an unseren österreichischen Dichter, der gesagt hat, daß erst mit dem letzten Menschen der letzte Dichter sterben wird? Fr. Bodenstedt hat einmal gesagt: „Durch ihre Lieder sieht man den Völkern ins Herz und lernt das bessere Teil in ihnen schätzen und lieben. Man erkennt, daß ein inneres geistiges Band sie alle gleichmäßig umschlingt und zueinander hinzieht. Und je mehr solche Erkenntnis wächst und sich verbreitet, desto mehr werden sie einsehen lernen, daß sie mehr Grund haben, einander zu lieben, als zu hassen."

Allerorten werden heute die Waffentaten der Japaner bewundert. Man beginnt in Europa die Japaner als Kulturvolk zu schätzen, seitdem man gesehen, wie herrlich weit sie es im Kriegführen und im Totschießen gebracht haben. Möge das schöne Buch von Florenz dazu beitragen, die Erkenntnis zu verbreiten, daß diese Japaner auch um ihres geistigen Schaffens willen als Kulturvolk geschätzt zu werden verdienen und daß wir mehr Grund haben, diese „Gelben" als Mitarbeiter an dem Kulturfortschritte der Menschheit zu lieben, als sie wegen des öden Geschwätzes von einer „gelben Gefahr" zu hassen!

M. Winternitz.

13.

Hugo Schuchardt: *An Adolf Mussafia.* Graz, im Frühjahre 1905. Folio, 41 S., 65 Abb.

An der Festgabe, Adolf Mussafia zum Scheiden aus seinem Lehramte dargeboten, das der berühmte Romanist bis zu seinem 70. Jahre versehen hatte, einem wirklich prächtigen Geschenke, vermochte er sich nicht lange zu erfreuen: wenige Wochen später ist er auch vom Leben geschieden.

Anknüpfend an einige Anmerkungen in Mussafias „Beitrag zur Kunde der norditalienischen Mundarten im XV. Jahrhundert", gibt uns Schuchardt hier einige wertvolle terminologisch-typologische Beiträge u. a. zur Kenntnis des Feuerbockes, der Haspel und Garnwinde und verschiedener Arten von Fischnetzen. Die Arbeit, die für jeden Ethnologen von Interesse ist, zeigt, wie sehr Sprachforschung und Ergologie miteinander verbunden sind, so daß ein klares Verständnis und richtige Deutung des sprachlichen Ausdruckes oft nur durch Eingehen auf die Form und Funktion des bezeichneten Gegenstandes ermöglicht wird. Die Ausstattung der Festgabe ist eine selten vornehme.

14.

Martin, Dr. Rudolf. *Die Inlandstämme der Malayischen Halbinsel.* Wissenschaftliche Ergebnisse einer Reise durch die Vereinigten Malayischen Staaten. Mit 137 Textabb., 26 Tafeln und 1 Karte. Jena, Gustav Fischer, 1905. XIV + 1052 S. 8^0.

Vor kurzem erst ist unsere anthropologische Kenntnis der Malaischen Halbinsel durch die ausgezeichneten Publikationen von Annandale und Robinson bereichert worden und nun liegt uns bereits wieder ein Standardwerk malaischer Anthropologie vor, aus der Feder des rühmlichst bekannten Professors der Anthropologie an der Züricher Universität, der in dem prächtig ausgestatteten Werke nicht nur die Ergebnisse seiner eigenen Forschungsreise auf der Halbinsel mitteilt, sondern zugleich eine kritische Verwertung und Sichtung der bisherigen Berichte bis zu den oben erwähnten Publikationen herauf gibt, was seiner Arbeit um so höheren Wert verleiht, als dadurch nun die vielfach widersprechenden Nachrichten früherer Reisender und Beobachter endlich in Einklang gebracht bzw. eliminiert werden können. Auf die 74 Seiten füllende geographische und naturwissenschaftliche Schilderung der Halbinsel können wir hier nicht eingehen.

Aus dem Abschnitte über die Prähistorie verdient Erwähnung, daß unter den Höhlenfunden nur Knochen und Muscheln zu verzeichnen sind, dagegen eigentliche Werkzeuge von Stein fehlen. Heute sind alle Steinbeile im Besitze von Malaien; ursprünglich gehörten sie den Vorfahren der heutigen Inlandstämme, die beim Eintritte in die Halbinsel Neolithiker waren; die Beile mögen aber von Hinterindien bezogen worden sein. Die Malaien selbst waren bei ihrem Erscheinen auf der Halbinsel bereits im Besitze des Eisens, das durch ihren Einfluß auch bei den Inlandstämmen den Stein verdrängte.

In einem Abschnitte über die Geschichte wird die Entwicklung unserer Kenntnis der malaiischen Halbinsel seit den ältesten Zeiten dargestellt, eigentlich erst mit Ptolemäus beginnend, obwohl es nicht unmöglich ist, daß gerade der von ihm als Aurea Chersonnesus bezeichnete Teil mit Sumatra zu identifizieren ist.[1]) Bis zum Beginne des XVII. Jahrhunderts waren den kolonisierenden und an der Küste angesiedelten fremden Völkern (zuerst kamen hinduisierte Javanen) die wilden Inlandstämme unbekannt; auch die Malaien drangen nicht tief ein, daher bis dahin von einer Kreuzung und Mischung beider Bevölkerungselemente nicht die Rede sein kann. Der erste, der Nachricht über das Innere brachte, war ein Mestize, Godinho de Eredia (1602). Aber selbst am Ende des XVIII. Jahrhunderts war die Kenntnis noch eine überaus geringe, wie aus den ganz mythenhaften Berichten Sonnerats hervorgeht (Kannibalismus — Mangel sexuellen Verkehres untereinander!). Auf Details der Erforschung der Halbinsel einzugehen, müssen wir uns hier versagen, nur möchten wir mit einem Gefühle der Erlösung auf die scharfe, aber wohl gerechte Kritik der Nachrichten Stevens, die wohl jedem, der sich mit der Ethnographie der Halbinsel ernstlich befaßt hat, zu Bedenken Anlaß bieten mußten, nun von so berufener Seite ausgehend, hinweisen.

Außerordentlich verdienstlich ist die Klärung der Stammesbezeichnungen, in denen ein Wirrsal besteht, das bisher jede Benützung der Quellen fast vereitelte, wenn man sich nicht selbst der umständlichen und unsicheren Arbeit der Präzisierung der einzelnen Nachrichten unterziehen wollte. Orang benûa ist nur als Kollektivbezeichnung für alle Inlandstämme zulässig, als spezieller Stammesname, wie alle malaischen Bezeichnungen, zu vermeiden. Die ulotrichen (negritoiden) Stämme wären nach Martins Vorschlag in die des Westens, die Mĕndi, Ménik und Semang (im nördlichen Perak und in Kedah),

[1]) Auch der gleich unten erwähnte Eredia erwähnt bei Aufzählung aller Produkte Malakkas nirgends Gold.

und in die des Ostens, die Pangan (in Kelantan und Patani), einzuteilen; zu den letzteren gehören dann auch die Hami Annandales. Zu den kymotrichen Sakai in Perak, Selangor und Pahang gehören die Mal Darat Annandales, die Orang Bukit Andersons und Annandales und die Allas (Halas) Newbolds und Lows. Martin schlägt für die Sakai den Namen Sĕnoi vor, mit dem sich die reinsten kymotrichen Stämme des Zentrums der Halbinsel selbst bezeichnen. Mischstämme (lissotrich) sind die Djakún, in Djohor und gelegentlich in Malakka nomadisierend, zu denen u. a. die Biduanda Kallang, Sletar und Sabimba zu rechnen sind, dann von den Djakún nordwestlich die Mantra (in Malakka und Rembau), endlich im südlichen Selangor die Blandas und Besisi. Der Begriff Blandas, wie ihn Stevens faßt, ist viel zu weit; nach ihm gehören zu den Blandas die Orang Sinnoi, O. Kĕnâboi, O. Bĕrsisi und O. Sakai. Die Tumeor (Temeok, Tembé) sind Senoistämme östlich und nördlich von Tapah. Kĕnâboi ist eine rein geographische Bezeichnung, der Name begegnet an verschiedenen Orten. In den Gargassi (Girgassi)[1]) haben wir wohl mit Martin einfach die unzivilisierten Stämme zu erkennen, die von der Tradition zu Fabelwesen gestaltet wurden, ähnlich wie die namensgleichen „Garagasie" in Baros (Sumatra, Tijdsch. Ind. Taal-Land en Volkenk. XXII, 158) und die Görögasi (Tijdsch. Aardr. Gen. 1900). Auch die Gorngai Riedels auf Key wären hier noch zu erwähnen.

Die Gesamtzahl der ursprünglichen Inlandbevölkerung mag etwa 24—26.000 betragen, wovon auf die Semang etwa 1800, auf die Senoi gegen 12.000, auf die Besisi etwa 1100 entfallen.

Aus dem Abschnitte „Physische Anthropologie", der fast 450 Seiten umfaßt, seien im folgenden nur einige Daten hervorgehoben. Die Messung von 70 ♂ und 30 ♀ ergab für die Körpergröße als Mittel (der großen Zahl) für ♂ 152, für ♀ 142 *cm* (als arithmetisches Mittel bzw. 150·4 und 143·7 *cm*). Im großen ganzen sind die Djakún etwas größer als die reinen Sĕnoi. Alle Inlandstämme sind daher als kleinwüchsig zu bezeichnen, trotzdem kann die Variationsbreite eine sehr große sein (ein Sĕnoimann maß 163·5 *cm*); als Pygmäen aber vermag Martin die Inlandstämme nicht anzuerkennen. Sie gehören mit den meisten Ostasiaten zu den kurzarmigen und kurzbeinigen Varietäten. Die Arme sind meist dünn, die Wadenmuskulatur mäßig entwickelt, nie so wie bei Malaien. Die Hände sind grazil gebaut, nicht so die Füße, die relativ breit und vielfach plump aussehen; der Fuß tritt fast fächerförmig auseinander, besonders die erste und zweite Zehe sind stark gespreizt, die dritte bis fünfte bisweilen einwärts gekrümmt und besonders die fünfte verkümmert und oft nach innen und unten umgeschlagen. Trotz des Mangels einer ausgedehnten Fettschicht hat man von den Leuten den Eindruck eines gut gebauten Körpers; der Musculus pectoralis ist gewöhnlich sehr stark entwickelt; überhaupt sind die Senoi ganz muskulös und ebenmäßig gebaut, ohne irgend etwas „Abschreckendes". Entschieden sind weder Semang noch Senoi „Kümmerformen". Ein sexueller Proportionsunterschied besteht bei den Senoi nicht; beide Geschlechter wären im Sinne Rankes eine „Kulturform"; die Proportionen müssen aber in dem Falle als Rasseneigentümlichkeit bezeichnet werden, da die Senoi wohl ein „Naturvolk" sind.

Die Hautfarbe der Senoi ist ein ausgesprochenes Braun in mannigfachen Schattierungen: beim Brusthautton ein rötliches Dunkelbraun vorherrschend (51%), rötlich-mittelbraun sind 23, rein braun und gelblich 26%. Die Semangmänner haben sämtlich dunkelrotbraune Brustfärbung. Die Gesichtsfarbe ist bei den ♂ Senoi (und südlichen Stämmen) dunkelbraun nur mit 25%, mittelbraun mit 45%, hellbraun bis gelblich mit 30%, bei den Semang dunkler als bei den Senoi (nie hellbraun). Die Negritoiden schließen sich an die Semang an. Die Frauen sind bedeutend heller, aber die Semangfrauen ebenfalls dunkler als die der Senoi. Die Farbennuancen der Senoi stellt Martin denen der Wedda gleich, die Indonesier sind fast durchaus heller. Ein bräunender Einfluß der Sonne ist nicht zu bemerken. Ein konstatierter Fall von Albinismus ist nicht zu verzeichnen.

Das Haar der Senoi, Semang und südlichen Stämme ist schwarz, jedoch mit leichtem, rötlich-dunkel- bis mittelbraunem Schimmer. Das Semanghaar ist pigmentreicher als das der kymotrichen Stämme. Das Haar der Senoi und südlichen Stämme ist schlicht (7%), wellig (87%) oder kraus (6%), das der Semang stets kraus, und zwar vorwiegend dichtkraus. Das Haar der Kymotrichen ist 30—35 *cm* lang, das längste Frauenhaar nur 50 *cm*; im Süden knoten die Frauen gern 1—2 Büschel falscher Haare mit ein. Das Kurzschneiden bei den Männern scheint auf malaischen Einfluß zurückzuführen zu sein, das Rasieren des Kopfes bei den Semang ist wohl regionärer Brauch.

Bartwuchs ist überhaupt nur bei einem Drittel vorhanden und da spärlich. Epiliert wird Bart- und Körperhaar nicht; letzteres ist ebenfalls schwach, die Brust stets unbehaart. Die engwelligen Haare der Senoi sind nicht Folge von Semangbeimischung, sondern Variationsform, ähnlich wie bei Weddas. Das Haar der Semang ist gleich dem der Andamanesen, aber verschieden von dem der philippinischen Negritos.

Die Augenfarbe ist vorherrschend schwarzbraun, am dunkelsten bei den westlichen Senoi und Semang, am hellsten bei den Blandas und Besisi; die Djakún hätten nach Stevens sogar mittleres

[1]) Skr. *karkaça*, rough, hard.

Braun. Der äußere Augenwinkel liegt meist etwas höher als der innere. Eine gewisse Neigung zur Epikanthusbildung ist vorhanden.

Der Kopf ist absolut klein. Die Inlandstämme sind vorwiegend mesokephal, nur die Besisi (♂) sind mit 67% brachykephal, die Blandas und Senoi von Ulu Kampar (♂) mit 60 bzw. 56% leicht dolichokephal; die Indexwerte der Frauen decken sich fast mit denen der Männer. Es besteht somit zwischen Semang und Senoi kein charakteristischer Unterschied in der Kopf- und, wie wir sehen werden, in der Gesichtsbildung. Interessant ist die Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die gefundenen Werte zur Ermittlung der Schwankung des Mittelwertes; dieser bewegt sich nämlich (bei ♂):

bei den reinen Senoi	zwischen 78·0 und 79·0	bei den Besisi	zwischen 81·7 und 83·1
„ „ östlichen Senoi	„ 77·8 „ 79·8	„ „ Blandas	„ 76·3 „ 78·1
„ „ Mantra	„ 77·9 „ 79·7	„ „ Semang	„ 76·7 „ 79·1

Die Besisi stehen somit isoliert abseits.

Der Kopf ist hoch bis mäßig hoch, wobei längere Köpfe relativ niedriger, kurze relativ höher sind. Die Stirne ist sehr wenig in die Breite entwickelt, nur die Semang haben etwas breitere Stirnen. Auch die Unterkieferbreite ist klein, besonders bei Frauen. Das Gesicht der Frauen wird nach unten zu mehr schmäler als das der Männer. Der morphologische Gesichtsindex $\left(\frac{\text{Nasenwurzel} - \text{Kinn}}{\text{Jochbogenbreite}} \times 100\right)$ ist bei den Blandas und Senoi von Batang Padang am größten (♂ 84·6 bzw. 85·8), bei den Mantra am kleinsten 80·5); bei Frauen ist er im großen ganzen kleiner als bei den Männern, das weibliche Gesicht daher runder als das männliche. Das physiognomische Gesicht der Inlandstämme ist jedenfalls verhältnismäßig ziemlich niedriger als das der Malaien (und Japaner).

Die Nase ist meist klein (bei Frauen stets) und relativ breit und niedrig, der Index bei den Senoi ausgesprochen meso-, zum Teile leicht chamaerrhin, mit dem Maximum 97; auffallend ist, daß die Senoifrauen bedeutend schmalnasiger sind als die Männer (bei den gemischten Stämmen umgekehrt). Die tiefste Einsattelung der Nase liegt gewöhnlich unter der Wurzel, eine typische Charakteristik des Profiles. Konkavität des Nasenrückens ist beim Weibe vorherrschend und oft sehr prononziert, die Konvexität gewöhnlich nur sehr mäßig. Stumpfe Nasenspitze fand sich bei über 70%, und zwar dabei meist abwärts gerichtet; die Flügel sind klein, aber breit und tiefer angesetzt als das Septum.

Die Wangenbeine sind vorstehend, doch nicht so sehr wie bei den Mongoloiden in die Gesichtsebene vorgerückt. Das Gesichtsprofil zerfällt in zwei konvexe Bogen: 1. von der Haargrenze bis zur Nasenwurzel, bei Frauen gewöhnlich mehr gewölbt; 2. von der Nasenwurzel bis zum Kinn, bei Männern gewöhnlich mehr gewölbt. Also mäßige totale Prognathie, besonders der Alveolarpartie, ferner meist Procheilie und Zurücktreten des Kinnes; Prodentie ist indes selten. Die südlichen Stämme zeigen bei weniger zurücktretendem Kinn und etwas weniger vortretendem Mittelgesicht eine Annäherung an den malaischen Typus.

Die Procheilie der Oberlippe ist nur eine integumentale, nicht mucose; die Integumentalunterlippe ist nur selten verdickt, dagegen die Mucosa etwas stärker vorgewulstet.

Die Zähne sind durch Betelkauen schwarz inkrustiert. Zahnfeilung (horizontales Abfeilen der oberen Incisiva) ist weit verbreitet, besonders bei den Blandas und Besisi, von den Malaien übernommen. Caries ist sehr selten.

Das Ohr ist in mehr als 50% der Fälle klein, das Darwin'sche Knötchen wurde bei 95 von 111 Individuen konstatiert.

Die Senoi hocken stets mit Gesäß und ganzen Sohlenflächen auf dem Boden, nie mit untergeschlagenen Beinen (so die Besisi). Sie springen oder laufen nie, klettern gut. Gegen Schmerz sind sie relativ unempfindlich. Der Gesichtsausdruck ist gutmütig, mild. Die Sehschärfe kann man gut, aber nicht hervorragend nennen, dagegen ist die Beobachtungsgabe ausgezeichnet, auch Gehör und Geruch sehr gut entwickelt. Die Reinlichkeit ist gering, gebadet wird sehr selten, der Semang wäscht sich überhaupt nie.

Die häufigste Krankheit ist Kurap *(Herpes circinatus)*, eine durch einen Pilz hervorgerufene Hautkrankheit, die bei 20% der Männer und 11% der Frauen zu beobachten war, bei den Semang von Ulu Perak sogar in 50%; sie sind wohl auch die schmutzigsten. Dann kommt Malaria häufig vor, besonders in den Niederungen, aber auch in den Bergen; die Eingeborenen sind gegen sie nicht sehr widerstandsfähig. Gelegentlich kommen auch Struma, Elephantiasis, Pocken, Syphilis und (?) Psychosen vor.

Ganz kurz sei hier auf die Beschreibung des Skeletmateriales hingewiesen. Jeder einzelne Teil findet seine detaillierte Besprechung unter Heranziehung des ganzen bekannten Materiales und Vergleichung mit rezenten und fossilen Skeletten anderer Rassen.

Das Gewicht des Schädels ist gering, was zum Teile in der Glätte der Oberfläche, d. h. dem Mangel an stark entwickelten Muskelleisten und Knochenvorsprüngen begründet ist (ähnlich den Anda-

manesen-, Wedda- und Negritoschädeln von den Philippinen). Die Kapazität betreffend überwiegen die kleineren Formen, doch ist die größte Zahl der Männer euenkephal[1]); unter den kleinwüchsigen Rassen erscheinen die Senoi und Semang entschieden nicht an unterster Stelle. Der Längenbreitenindex stimmt mit den an Lebenden gefundenen Werten. Die Senoi sind leicht hypsikephal, alle Inlandstämme überwiegend chamäprosop (Lebende chamä- oder leicht mesoprosop). Weiters ist typische Platyrrhinie und Orthognathie des Mittelgesichtes mit alveolarer Prognathie zu konstatieren.

Das Becken ist außerordentlich klein, ebenso die Scapula; die Extremitätenknochen sind klein und dünn und zeigen nur geringe Reliefentwicklung. Ausgesprochene Platyknemie ist nicht vorhanden, das Mittel ist eine der Euknemie sehr nahe Suplatyknemie (70·3). Im Durchschnitte ist der Senoi meso-, selbst brachyknem (die Tibia im Verhältnisse zum Femur eher kurz oder nur mäßig lang). Der Vorderarm ist im Vergleiche zum Humerus länger als beim Europäer, was der Bewahrung eines niederen Merkmales entspricht. Bei den südlichen Stämmen ist auch der Humerus länger als bei den reinen Senoi.

Wenn wir nun zur Besprechung des ergologischen Abschnittes übergehen, so können wir hier vorerst mit Martin je nach der Stärke des malaischen Einflusses „Natur-", „Halbkultur-" und „Kultur"-Senoi und -Semang unterscheiden; intellektuell sind aber sie alle noch ganz „Wilde".

Die Inlandstämme sind Nomaden; bedingt ist diese Lebensweise durch das geographische Milieu, infolge der Suche nach Nahrung, und aufrecherhalten durch Tradition und Gewöhnung, durch Furcht vor Krankheiten und den Geistern der Verstorbenen.

Unterkunft findet sich in allen Formen, vom natürlichen oder primitiven Schutzdache bis zum Hause; vorerst das eigentliche schräge Schutzdach aus ein paar gestützten Palmblättern (nur bei längerem Aufenthalte auch Schutz gegen die offene Seite hin), bei allen Stämmen in Gebrauch, dann bienenkorbartige, kreis- oder halbkreisförmige, 1 *m* hohe Hütten mit ebensolchem Durchmesser, besonders bei den Semang und Pangan im Norden. Baumwohnungen im eigentlichen Sinne kommen nicht vor. Die Halbkulturhütten entsprechen bei minderer Ausführung ihrem malaischen Vorbilde, die Größe ist sehr variabel, in größeren Häusern oft Abteile für die einzelnen Familien. Besondere Hebammenhütten und Medizinhäuser, wie sie Stevens schildert, sah Martin nirgends.

Die ursprüngliche Körperbedeckung bestand aus Lendenschnur und Rindenbastschürze (nebeneinander). Die Lendenschnur, ursprünglich nur zur Befestigung von Blättern, Zweigen und Grasbüscheln dienend, ist teilweise zum selbständigen Schmuckobjekte geworden; sie wird aus dem Rhizomorph (Mycelium) eines Pilzes, aus dem schwarzglänzenden *urat batu*, sowie aus einer diesem ähnlichen Pflanzenfaser erzeugt und von den Frauen in zahlreichen Windungen um die Hüften geschlungen. Den Unterschied des Gürtels der Semangfrauen (ein Frauengürtel) von dem der Senoi (Mai Darát) hat schon Annandale beschrieben.[2]) Die Senoi tragen ferner noch verschiedene Gürtel mit daran befestigten Gras- und Blätterbüscheln, oft mit heilkräftiger oder prophylaktischer Bedeutung. Der Lendenschurz ist bei Männern schmal und wird als T-Binde getragen, bei Frauen ist er breiter und wird einfach herumgebunden; immer mehr aber wird diese ursprüngliche Bekleidung, besonders bei den Frauen, durch malaische Tracht und importierte Zeugstoffe verdrängt. Die bei den reinen Senoi beliebte Durchbohrung des Nasenseptums findet sich bei den südlichen Stämmen und den reinen Semang nicht.[3]) Ornamentierte Kämme aus Bambus oder aus Holzstäbchen sind hauptsächlich bei den Senoifrauen in Gebrauch, viel weniger bei den Semang (anders Stevens); in neuerer Zeit wurden moderne, flüchtig gearbeitete Stücke (auch typisch abweichend) nach Europa gebracht.

Schädeldeformation kommt nicht vor. Tätowierung findet sich vorwiegend bei den reinen Senoi, die sich auch am häufigsten bemalen. Martin selbst sah keine Tätowierung, ebenso wie Annandale und Robinson;[4]) vielleicht ist die Tätowierung heute durch Bemalung ersetzt; diese geschieht fast ausschließlich in drei Farben und erstreckt sich meist bloß auf das Gesicht. Martin betrachtet die Bemalung als reinen Schmuck und schließt sich wohl mit Recht nicht der Auffassung Stevens an, der in ihr Totem- und Stammeszeichen erkennen will.

Die Nahrung der Natur-Senoi und -Semang ist eine vorwiegend vegetabilische. Auch bei den Halbkultur-Senoi hat sich die Sammeltätigkeit noch erhalten, wenn sie auch von den Malaien Reis eintauschen oder zum kleinen Teile selbst bauen; alle Kulturpflanzen sind von den Malaien übernommen. Speiseverbote bestehen fast keine, daher eine mannigfaltige Fleischnahrung zur Verfügung steht; Insekten und gewisse andere Tiere werden indes verschmäht. Tabak, der wie Sirih von den Malaien entlehnt ist, wird meist gekaut. Salz scheint ursprünglich unbekannt gewesen zu sein. Auch die Gärungs-

[1]) Bei ♂ 1301—1450 cm^3, bei ♀ 1151—1300 cm^3.

[2]) S. Mitteil. der K. k. geogr. Ges., Wien, 1903, S. 408, 410 (Auszug).

[3]) Annandale berichtet sie von den Semang von Oberperak und Rhaman. (Ebd., S. 408.)

[4]) Ebd., S. 408, S. 411, Note 4.

getränke sind durch die Malaien bekannt geworden. Die drei Arten der Feuergewinnung: Feuerbohren, Feuersägen und Reiben von Holz durch Rotan, hat schon Annandale erwähnt.

Auf die Beschreibung der Blasrohrtypen kann nicht näher eingegangen werden.[1]) Erwähnt sei nur, daß auch Martin eine stammweise scharfe Scheidung bezüglich der Herstellung des Mundstückes aus Holz oder Harz (Guttapercha) ebensowenig bemerken konnte, wie Annandale.[2]) Die einheitlichen Blasrohre der Semang sind gewöhnlich viel weniger ornamentiert als die der Senoi. Das Bambusblasrohr hält Martin mit Pleyte für die ursprünglichste Waffe der südlichen hinterindischen und westindonesischen Primitivvölker; erst sekundär haben es die Malaien übernommen und bei ihnen ist es mit fortschreitender Kultur bereits wieder ausgestorben. Daß die Inlandstämme es nicht von den Malaien erhalten haben, dafür spricht auch die allgemeine Bezeichnung *blao* gegenüber malaisch *sumpit*. Wertvoll sind auch die neuen Originalmitteilungen über das Blasrohr der Kha (Laos) auf S. 783, 784.

Die Köcher der Senoi sind gewöhnlich dunkelbraun bis schwarz vom Rauche und unverziert, die der Semang meist reich ornamentiert. Die Pfeilchen werden jedes in einem eigenen Futterale aufbewahrt, die, patronengürtelartig verbunden, zusammengerollt in den Köcher gesteckt werden. Die Treffsicherheit ist groß, auf 20—30 *m* werden selbst kleinere Objekte selten verfehlt. Kriegswaffe (wie Stevens behauptet) war der Sumpitan nie, „war is unknown to the Binua" sagt schon Logan.

Die Verbreitung des Bogens, der gestreckt durchschnittlich 2—2·3 *m* lang und aus Eichenholz ist, ist sehr im Rückgange. Eisenspitzen bei Pfeilen und auch bei Speeren deuten auf malaischen Einfluß, sie werden von den Semang heute sogar schon selbst erzeugt.

Töpferei ist unbekannt und infolge der ausgedehnten Verwendbarkeit des Bambus auch entbehrlich. Von Haustieren haben die Inlandstämme fast nur einen dem malaischen Pariahhund ähnlichen Hund.

Ausführlich ist die Ornamentik behandelt; die der Senoi ist sehr primitiv; die besten Analogien finden sich bei den europäischen Neolithikern (Zickzackbänder, Dreieckserien, Winkelbänder, Rauten-, Guirlanden-, Schuppen, Linsen-, Sparren-, Ästchen-, Sanduhrmotive, alles geritzt). Die Semang-Ornamentik weist ebenfalls derartige geometrische Figuren auf, doch hat sie einige ganz spezifische Muster und vor allem besteht ein Unterschied in der Technik der Ornamentik (auf den Bambusköchern), indem nämlich die Epidermis stellenweise entfernt und die Stelle mit Öl eingerieben wird und dadurch Farbenunterschiede erzielt werden. Die ganze Steven'sche Theorie von der Bilderschrift der Semang wird durch Darlegung der inneren Unhaltbarkeit völlig zurückgewiesen, was auch schon Skeat in seiner letzten Publikation getan.

Eigentliche Stammesorganisation fehlt den Senoi und Semang und die etwa auftretenden Ansätze dazu sind auf malaischen Einfluß zurückzuführen. Die reinen Stämme leben in kleinen, aus wenigen Familien bestehenden Gruppen in patriarchaler Besitz- und Wirtschaftsgemeinschaft; doch besteht auch Individualeigentum. Grundbesitz ist nicht anerkannt, doch wird ein gewisses Recht auf temporäre Ausnützung eines Gebietes respektiert; in fortgeschrittenerem Stadium wird auch ein Eigentum an (Durian-) Bäumen anerkannt.

Nur Stevens spricht von Totemorganisation, aber mangels einer Tribalverfassung scheint eine solche wohl unmöglich; zudem fehlt eine Verehrung der Totemtiere und Abstinenzgebote betreffend die Totemtiere.

Heiraten innerhalb der lokalen Gemeinschaft (meist = Großfamilie) werden nicht zugelassen, doch besteht keine Stammesexogamie.[3]) Bei allen Stämmen war Monogamie das Ursprüngliche, nur bei den Randstämmen hat malaischer Einfluß Polygamie entstehen lassen. Die Eheschließung erfolgt frühzeitig (bei Männern vom 14. bis 16. Jahre an). Die Behandlung der Frau, die bei den reinen Stämmen eine sehr gute ist, nimmt mit der Entfernung vom Primitivzustande ab; am schlechtesten ist sie bei den Orang Laut. Auch Ehescheidung kommt bei den reinen Stämmen kaum vor oder wird doch mißbilligt. Eheliche Untreue wird bei ihnen gewöhnlich mit Tod bestraft. Prostitution ist unbekannt.

Soziale Unterschiede bestehen nicht, daher auch kein Anlaß zu Eigentumsdelikten und daher auch bloß sehr einfache Rechtsgewohnheiten.

Den Charakter der reinen Stämme beurteilen fast alle Beobachter günstig; sie sind heiter, zufrieden, freundlich, nicht argwöhnisch, dankbar, jedoch auch nicht unintelligent.

---

[1]) S. Mitteil. der K. k. geogr. Ges., 1903, S. 408, 411; die dort S. 408, Note 4, erwähnte Form, die Stevens von den Orang Benûa erwähnt (aus zwei gegeneinandergekehrten Holzrinnen), hält Martin mit guten Gründen nicht für eine alte, sondern für eine von Dayak importierte Form.

[2]) Ebd., S. 411, Note 6.

[3]) So ist wohl auch die „Exogamie" Annandales zu verstehen.

Wenn wir nun zu den Sitten und Gebräuchen übergehen, so sei da erwähnt, daß Martin die Beobachtung Stevens, daß bei Blandas und Orang Laut die Menstruierende unrein sei und abgesondert werde, bei den Senoi und Semang nicht bestätigt fand. Ob berufsmäßige Hebammen bestehen, wie Stevens behauptet, ist sehr fraglich; eigene Hebammenhütten, wie dieser sie beschreibt, sind wohl bei den nomadisierenden Stämmen nicht leicht möglich. Die Geburt geht leicht von statten, das Wochenbett ist kurz.

Beschneidung ist unbekannt.

Über die Musikinstrumente vgl. Balfours in diesen Mitteil. XXXIV, 318, besprochene Arbeit.[1]) Die Bambuszither haben die Senoi nach Martins Ansicht übernommen. Der Gesang ist ein monotoner Wechselgesang, meist mit langsamem, rhythmischem Tanz (Bewegungen des Oberkörpers und der Arme) verbunden.

Die Bestattung war ursprünglich bei Semang und Senoi einfaches Liegenlassen des Leichnams und Verlassen des Ortes; mit der Verbreitung des Ackerbaues verschwindet natürlich dieser Brauch und der Leichnam wird hinausgetragen; schon die leichte Bedeckung mit Erde ist hier sekundäre Zutat. Über die Bestattung bei den Orang Bukit hat W. R. Rowland in den Mitteil. der K. k. geogr. Gesellsch. in Wien, 1898, S. 711, gehandelt; einzelnes über Grabbeigaben findet man in denselben Mitteilungen, 1903, S. 409, 412, erwähnt. Die Gräber sind stets nach Art der der mohammedanischen Malaien hergestellt, d. h. die Grabkammer ist erst in der Seitenwand der Grube ausgehöhlt; das direkte Belasten der Leiche durch die Erde wird durch schräggelegte Pfähle oder Bretter verhindert. Auf dem Grabe steht außer den von den Malaien entlehnten Grabpfosten ein Seelenhäuschen, dessen primitivste Andeutung ein einfaches Palmblatt sein kann; bei den Djakun ist es ein kompliziertes regelrechtes Haus. Leichenverbrennung scheint nicht vorzukommen.

Die religiösen Vorstellungen — von einem Systeme kann bei den unvermittelt nebeneinanderstehenden verschiedenartigsten Äußerungen übersinnlicher Vorstellungen keine Rede sein — sind bei den Inlandstämmen, besonders gegen die Peripherie hin, stark mit malaisch-mohammedanischen und christlichen Elementen versetzt.

Schon in den ältesten Berichten wird der Schamanismus hervorgehoben; eine Voraussetzung des Zauberns sind dämonistische Ideen. Und tatsächlich ist den Inlandstämmen das ganze Milieu beseelt, vor allem die destruktiven Kräfte; unzählig sind alle die Arten von Dämonen, ihre Erscheinung (Tiergestalt oder menschliche mit besonderen Eigenschaften), mannigfaltig ihre spezielle Wirksamkeit und die Art, wie sie sich ihres Opfers bemächtigen. Vielleicht lassen sich die Hantu in zwei Gruppen einteilen, nach ihrer Beziehung zur menschlichen Psyche oder zu Erscheinungen in der Natur; erstere knüpfen an die Seele des Verstorbenen, letztere haben anscheinend eine rein animistische Basis. In der Vorstellung der Seele spielt der Seelenvogel eine Rolle, analog den Seelenpflanzen der Tiere.

Was die Vorstellung vom Leben nach dem Tode betrifft, so ist am verbreitetsten der Glaube an ein paradiesisches Jenseits. Fremden Einfluß scheinen bereits die Vorstellungen vom Passieren einer gefährlichen Brücke (in verschiedener Form) und von einem grauenhaften Brückenwächter zu verraten.

Die Hantus werden durch Schreckmittel, Indenweglegen materieller Hindernisse und durch Amulette vertrieben; hieher gehört auch der Schmuck als Abwehrmittel, Zauberornamente u. a.

Die berufsmäßigen Schamanen heißen bei den Semang *b'lian*, im Süden *poyang*. Bei den ersteren ist der *poyang* häufig als mächtigster Mann zugleich Häuptling. Die Poyangwürde ist erblich, d. h. die übernatürlichen Fähigkeiten gehen auf den Sohn über, unter besonderem Zeremoniell und durch Vermittlung eines Tigers, in den die Seele des alten *poyang* fährt. Die Funktionen des *poyang* sind: *a)* Heilung und Verhütung von Krankheiten; 1. durch Beschwörungen, durch die sich der *poyang* in einen bewußtlosen Zustand versetzt, in dem er als vom Geiste besessen betrachtet wird, und in dem ihm der Geist das Gewünschte mitteilt, oder 2. durch symbolisch-mechanisches Vertreiben bzw. Fangen der Hantus. Weniger bedeutend ist die Heilmittelkunde im engeren Stoffe; sie verwendet vorwiegend bloß pflanzliche Produkte. Weitere Funktionen sind: *b)* sonstige Beschwörungen und Besprechungen; *c)* Bezaubern anderer, wie Krankmachen und Töten, direkt oder durch Entziehen des Schutzes gegen die Hantus; *d)* die Fähigkeit, sich in Tiere zu verwandeln, besonders in Tiger;[2]) *e)* Traumdeuten und Wahrsagen. Ein auch Laien zugänglicher Zauber ist der Liebeszauber (mit Blumen, Wurzeln). Ein Ausfluß der dämonistischen Ideen ist auch die bekannte Kamphersuchersprache, wahrscheinlich ein Rudiment der alten Sprache der Orang Utan, das sich, durch den Aberglauben der Malaien gefördert, erhielt.

---

[1]) Auf der zitierten Seite, Z. 19 v. o., muß es heißen: „Nasenflöten sind charakteristisch für die Sakai (Senoi Martins), die Semang kennen sie anscheinend nicht."

[2]) Etwas anderes ist es, wenn ein Tigerhantu in den *pawang* fährt.

Von den kosmogonischen Vorstellungen sei nur erwähnt, daß die Mondesfinsternisse bei den Mantra dadurch entstehen, daß der Mond durch die Sonne verfolgt wird, also nicht die Drachentheorie, die sonst auch bei den Semang und einigen Senoi allgemein ist. Es fehlt auch die Mythe von der Entstehung des ersten Menschen aus einem Ei.

Die theistischen Vorstellungen sind durchweg nicht autochthon, bei manchen Stämmen treffen wir sie gar nicht an.

Sprachlich zerfallen die Inlandstämme in drei Gruppen: die Semang-, Senoi- (mit Besisi und Verwandten) und Djakun-Gruppe; die Grenzen sind jedoch nicht scharf, besonders zwischen den Untergruppen finden sich Übergänge. Alle sind vom Malaischen stark beeinflußt; das Djakun war vielleicht ursprünglich eine Schwestersprache des Malaischen. Die Semang- und Senoidialekte dürften eine archaische Form des Mon-Khmer-Stammes darstellen; im Norden tritt noch ein fremdes Element hinzu, vielleicht eine Reminiszenz an eine einstige Negritobevölkerung.

Im Schlußkapitel faßt Martin die Ergebnisse der Darstellung zusammen. Nachdem die „nigritische" Theorie von der Zugehörigkeit der Inlandstämme zu den afrikanischen Negern (Marsden u. a.) und die Miclucho-Maclays von der Zugehörigkeit zu den Melanesiern überwunden und das Vorhandensein eines von dem negritoiden und malaischen verschiedenen Elementes (seit Hale und Swettenham) erkannt ist, können wir neben den — wegen der geringen Beziehung der Inlandstämme zu den Randmalaien — sicher ungemischten kymo- und ulotrichen Elementen der Semang und Senoi im Süden besonders (Djakun, Besisi) eine aus der Mischung der Inlandstämme mit primitiven Malaien hervorgegangene Mischgruppe unterscheiden.

Eine Vergleichung der Semang mit umliegenden Völkern ergibt eine weitgehende Übereinstimmung in somatischer Beziehung mit den Andamanesen, besonders auch in der Schädelbildung; die Andamanesen scheinen aber eine relativ reinere Gruppe zu sein. Auch mit den philippinischen Negritos besteht eine gewisse Affinität.

Was die Senoi betrifft, so zeigen sie trotz einer großen äußeren Übereinstimmung mit den Wedda doch bedeutende Differenzen in Schädelform und Körperproportionen; trotzdem sind vielleicht die Senoi zur weddaischen, d. h. vordravidischen Gruppe zu rechnen und erst später differenziert. Näher an die Senoi scheinen sich die Toála von Celebes anzuschließen. Auch mit den wohl vordravidischen kymotrichen Stämmen Vorderindiens zeigen sich Übereinstimmungen. Mit den Kha-Moï-Penong, den nichtmongolischen Bewohnern Hinterindiens ist eine Zusammengehörigkeit noch nicht beweisbar, jedenfalls aber besteht ein alter, seit Jahrtausenden unterbrochener Zusammenhang. *L. Bouchal.*

15.

Preuß K. Th.: *Der Ursprung der Religion und Kunst.* Vorläufige Mitteilung. (Sonderabdruck aus Bd. XXXVI und XXXVII des „Globus".)

Eine überaus inhaltsreiche, von ganz neuen Gesichtspunkten ausgehende Betrachtung, als Vorläuferin einer ausführlichen Untersuchung gedacht.

Der Verfasser stellt jede abstrakte Vorstellung der zauberkräftigen Personen, Tiere, Gegenstände und sinnlich wahrnehmbaren Äußerungen für den frühesten Zustand in Abrede; der Gedanke der Beseelung, Animismus, ist eine ganz junge Vorstellung, die erst nachträglich an Stelle der materiellen Vorstellung der zauberkräftigen Naturobjekte (mit ihren Verwandlungsformen) getreten ist; in vielen Zeremonien ist dieser Ersatz noch nicht durchgeführt und die nach der alten Vorstellung erklärlichen Handlungen vom Standpunkte des Animismus unverständlich. Die Dämonen und Götter sind nichts als eben Naturobjekte, denen eine gewisse Zauberkraft zugeschrieben wird, und ihre Verwandlungsformen, d. h. Ersatzformen oder Nachbildungen.

Der „Zauber der Körperöffnungen", also Atem, Töne, Speichel, Kot, Urin, Genitalsekrete, ist ein direkt wirkender (z. B. der Zaubergesang der Tiere, der die Sonnenwärme und damit Fruchtbarkeit hervorruft) oder ein Analogiezauber, wie der Kohabitationszauber: die beim Absterben der Natur aufgeführten wirklichen oder symbolischen Befruchtungsakte sollen eine gleiche Fruchtbarkeit in Pflanzenwuchs und Tierwelt erzeugen. Der lebensweckende Zauber des Hauches, des Schreiens sowie phallische Darstellungen helfen dem Zauber des toten Körpers widerstehen. Dem zur Vollbelebung des Kindes durch Atmung außer dem Zeugungsakte noch nötigen Zeugungshauch kann durch Zahnausschlagen oder Deformieren vor der Heirat der Austritt erleichtert werden; dieses ist auch für den Hauch- und Schreizauber (zur Abwehr des Totenzaubers oder bei Pubertäts- und Initiationsbräuchen) förderlich.

Auch Kuß und Nasengruß stellen Preuß bloß Neutralisierungen der schädlichen Wirkung von Atem und Speichel dar. Es folgt die Behandlung der Tiertänze zur Hervorbringung bestimmter, diesen

Tieren zugeschriebener Zauberwirkungen oder zur Erlangung dieser Tiere (als Jagdzauber), Genuß des Tieres selbst zur Erlangung seiner Zauberkraft. Die Nachahmung der Tiere durch mehrere Personen führt nach den Prinzipien von „Arbeit und Rhythmus“ zum Tiertanze, ebenso wie Anwendung des Rhythmus einer bestimmten Arbeit als Analogiezauber zum Tanze überhaupt. An Stelle des durch den Tanz Dargestellten, welches ursprünglich ja das Zauberkräftige ist, kann der Tanz an sich Zaubermittel werden.

Zauberkräftig sind ursprünglich auch die menschlichen Körperteile selbst, sowie die sinnlich wahrnehmbaren Äußerungen des Lebens; Hauch und Schrei sind Zauberwirkungen der Substanz, ja das Wort ist Substanz selbst, als Nachbildung dessen, was es bezeichnet, so wie das Bild (daher Namen-, Krankheitszauber, Zauberwünsche). Nach Preuß ist daher die Sprache selbst, wie Spiel, Tanz und Kunst überhaupt, als Ergebnis des Zauberglaubens, nicht als Ausfluß des Mitteilungsbedürfnisses, zu erklären. Die Seelenvorstellung tritt erst viel später an Stelle dieser Vorstellung.

Mannigfach sind die Tätigkeiten (Zeremonien) zur Erhöhung der Zauberkraft: Blut-, Haarzauber, Tätowierung bei Pubertätsfesten, Zauber der Genitalöffnungen, Schmuck als Zauber, Fasten, Schwitzen und Gebrauch von Narkotika seitens der Schamanen.

Als Ergebnis der Untersuchung können wir den Satz aufstellen, daß Zauberglaube, entstanden aus der über den Instinkt hinausgehenden Fürsorge für die Erhaltung der Gattung, das Leben des Urmenschen beherrscht und alle anderen Äußerungen seines Lebens durch diesen Glauben passieren oder doch von ihm beeinflußt werden. *L. B.*

ROTHWEIN
ROTHWEIN
ROTHWEIN
ROTHWEIN
PACHERN
PACHERN
PIVOLA
PIVOLA
PIVOLA
WOCHAU
WOCHAU
WETTENDORF
LEHNDORF
Unter dem Pachern
Gemeinde
Gem
Gem.
Gem.
Gem.
Gem.
Gem.
Spodnja Dobrava
Ledina
G.W.
G.W.
Unteres Feld
Oberes Feld
Unter dem Kreuz
Ober dem Kreuz
Ob. Rosswein
Un. Rosswein
Gemeinde
Rosswein
Marburger Kreis
in Steiermark

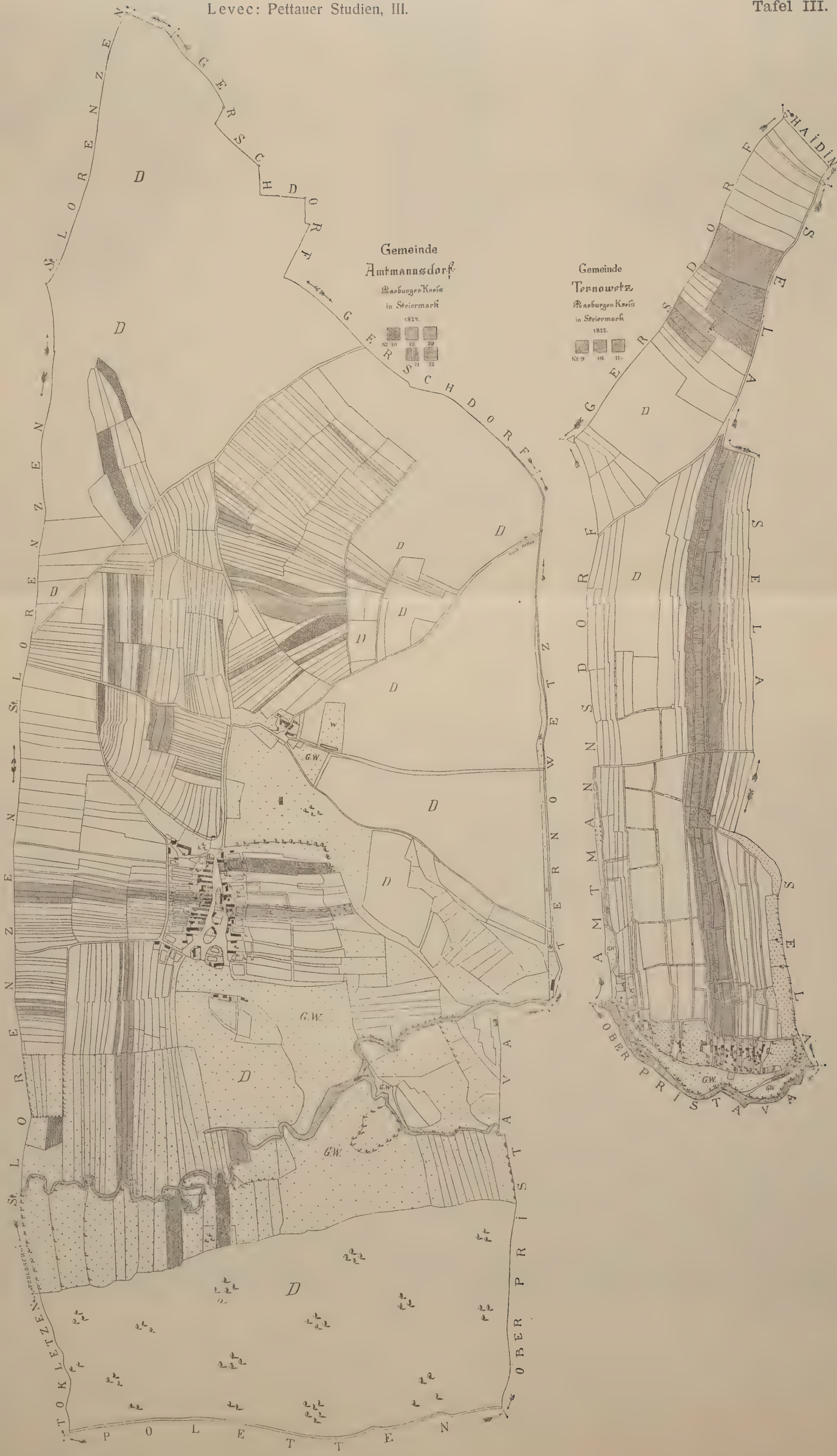

Gemeinde
Amtmannsdorf
Marburger Kreis
in Steiermark
1824.
Gemeinde
Ternowetz
Marburger Kreis
in Steiermark
1825.
GERSCHDORF
GERSCHDORF
TERNOWETZ
OBER PRISTAVA
POLETTEN
TOKLETZEN
St. LORENZEN
St. LORENZEN
St. LORENZEN
HAIDIN
SELA
SELA
SELA
SELA
AMTMANNSDORF
OBER PRISTAVA
G.W.
D

Abb. 1. Frontalstück mit dem ganzen rechten Orbitalrand und dem linken Nasale in nat. Größe.

Abb. 1b. Dasselbe, linkseitige Profilansicht mit der Crista galli und der Lamina perpendicularia.

Abb. 1a. Orbitaler und nasaler Teil desselben Stirnbeines.

Abb. 1c. Dasselbe, jedoch rechtseitige Ansicht mit dem Proc. zygomaticus.

Abb. 2. Frontalstück mit dem aufgebrochenen linken Orbitalrand in nat. Größe.

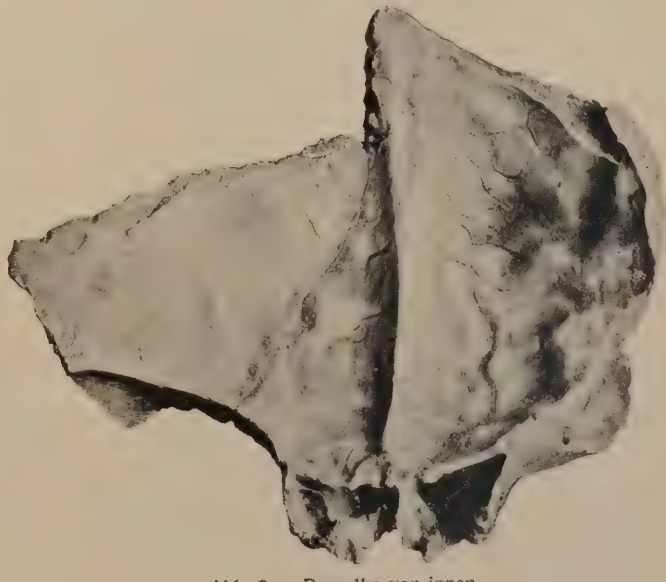


Abb. 2a. Dasselbe von innen.

Abb. 2. Tanz des Gebár und Karámbi mit Kára und Kangonázi (Udsuángong-Tanz).

Abb. 4. Tänzer und Trommler beim Zangál-Tanz.

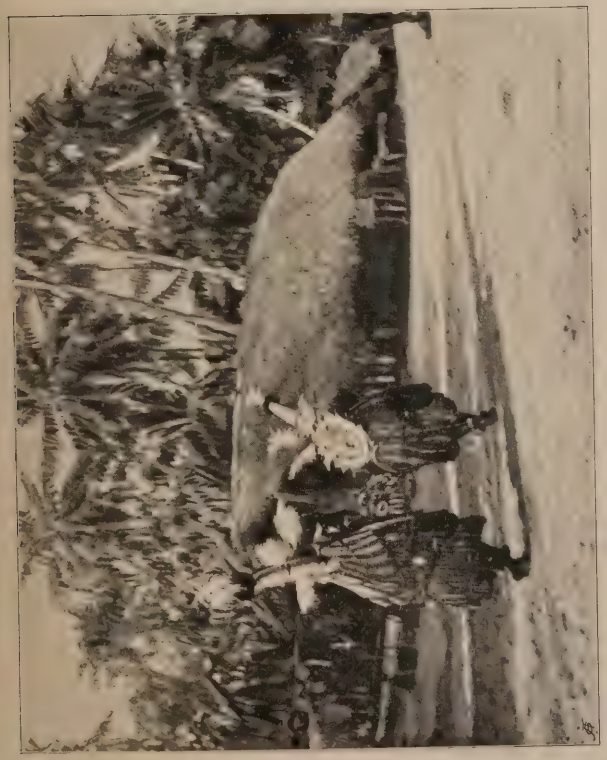


Abb. 1. Tanz des Gebár und Karámbi (Udsuángong-Tanz).

Abb. 3. Versammlung der Masken vor dem Zangál-Tanz.

Beziehungen der west- und mitteldeutschen zur donauländischen Spiral-Mäanderkeramik.

Von Oberstabsarzt **Dr. Wilke**, Grimma i. S.

(Mit 56 Abbildungen im Texte.)

In einer kürzlich erschienenen Arbeit,[1]) „Zur Entstehung des Spiralornamentes", habe ich, gestützt auf eine ältere Arbeit Alphons Stübels, in der er die altperuanischen mäanderartigen Gewebemuster in überraschend einfacher Weise aus konzentrischen Quadraten, Rhomben und ähnlichen Figuren herleitet, den Versuch unternommen, auch für die steinzeitliche Spiral- und Mäanderkeramik Mitteleuropas eine gleiche Entstehung nachzuweisen. Beschreibt man nämlich auf einer Grundlinie mit einem Radius von r, $3r$, $5r$ usw. eine Reihe nebeneinanderliegender konzentrischer Kreise und halbiert diese Figurengruppen in der Längsrichtung, so erhält man bei Verschiebung der beiden Hälften gegeneinander neben sehr komplizierten und daher für dekorative Zwecke wenig geeigneten Voluten folgende vier Hauptgruppen von Figuren:

1. Eine einlinige fortlaufende Volute (Fig. 2, 12 und 13).
2. Eine Reihe ineinandergreifender, in sich wiederkehrender Doppelvoluten (Fig. 17—20).
3. Schlangenlinien (Fig. 29).
4. Eine Verdoppelung oder Vervielfältigung des aus zwei, drei usw. konzentrischen Kreisen hervorgegangenen einlinigen Wellenmäanders (Fig. 30—33).

Die Zahl der Umläufe bei den fortlaufenden wie den Doppelvoluten hängt von der Zahl der konzentrischen Kreise ab, welche die Grundfigur für das Verschiebungsmuster bilden.

Etwas andere Verschiebungsmuster erhält man, wenn man das gegenseitige Größenverhältnis der konzentrischen Kreise, die man natürlich auch durch Ellipsen ersetzen kann, variiert (r, $r+n$, $r+2n$ usf.). Es ergeben sich dann Reihen einliniger ineinandergreifender Doppelvoluten, weiter aus parallelen, aber nicht geschlossenen Linien gebildete S-förmige Voluten, ferner geschlossene Doppelvoluten mit einer oder mehreren Führungslinien im Innern, Schlangenlinien und endlich mehr oder weniger komplizierte Voluten, die jedoch keine zusammenhängende Linie bilden (vgl. Fig. 39 und 40).

In der erwähnten Arbeit hatte ich nun gezeigt, daß ein sehr großer Teil der in der Keramik des südlichen Ungarns, Siebenbürgens und namentlich Butmirs vorkommenden spiraloiden Figuren fast mathematisch genau mit den konstruktiv erzeugbaren Mustern übereinstimmt und daß auch die übrigen spiraloiden Ornamente, die zunächst von den mathematischen Figuren abweichen, doch mit größter Leichtigkeit auf diese zurückgeführt werden können. Konzentrische Kreise, die erste Vorbedingung zur Auffindung der Spiralmuster durch die Verschiebungsmethode, waren im südöstlichen Mitteleuropa wenigstens schon in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts v. Chr. bekannt, wahrscheinlich sogar noch früher, und ebenso kannte man damals schon

[1]) „Zeitschr. f. Ethn.", 1905, H. V.

konzentrische Quadrate und namentlich Rhomben, aus denen sich durch Verschiebung der Mäander und verwandte Motive: Doppelhaken, Zickzacklinien usw., konstruieren lassen. Auf die zahllosen Möglichkeiten, die zur Auffindung dieses Konstruktionsprinzipes Veranlassung geben konnten, brauche ich hier nicht näher einzugehen.

Von ihrem Heimatlande aus muß sich dann die Spiral-Mäanderornamentik in verschiedener Richtung teils durch wandernde Völkerstämme, teils durch langsame Übermittlung von Volk zu Volk oder durch Handelsverbindungen weiter verbreitet und schließlich auch West- und Mitteldeutschland erreicht haben, in dem sie, wie schon Much gezeigt,[1]) in der neolithischen Zeit eine ganz bedeutende Rolle spielt. Freilich hatte dieser Forscher gerade den umgekehrten Weg für die Wanderung dieser Verzierungsweise angenommen und ihre Erfindung in das Harz- und Saalegebiet verlegt, von dem aus sie durch wandernde indogermanische Völkerstämme nach Westen und Südosten verbreitet worden sein sollte. Indessen scheint mir keiner der beiden Gründe, auf die Much seine Vermutung stützt: das hohe Alter und die Einfachheit der Spiral- und Mäanderkeramik Mitteldeutschlands, stichhaltig zu sein. Allerdings tritt hier, wie auch im Rheingebiete, das Spiral- und Mäanderornament mit Vorliebe

Abb. 1. Volutenlinie, durch Verschiebung aus zwei konzentrischen Kreisen entstanden.

Abb. 2. Tongefäß von Butmir. Hörnes, Urg. d. Kunst, Taf. VI.

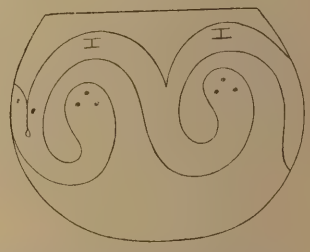


Abb. 3. Gefäß mit fortlaufender Spirallinie; Beesenstedt im Mansf. Seekr. Mus. zu Halle: Nr. 95/18 Kat.

in Verbindung mit bombenförmigen Gefäßen auf. Aber von einer sicheren Datierung dieser Gefäßformen ist man gegenwärtig noch weit entfernt und verschiedene Umstände, namentlich das Vorkommen ganz ähnlicher Typen in dem älteren Lausitzer Formenkreise, scheinen viel eher dafür zu sprechen, daß die bombenförmigen Gefäße jüngeren Datums sind oder wenigstens, wenn sie in ältere Abschnitte der Steinzeit zurückgehen, sich während der ganzen Dauer des Neolithikums erhalten haben. Diese chronologische Bestimmung entspricht auch der Auffassung Reineckes, der die Typen der bandverzierten Gruppe, „vor allem die bomben- und birnförmigen Gefäße mit rundem Boden und nicht besonders abgesetztem Hals", unter dem Einflusse der mittelländischen Steinvasen entstanden sein läßt.[2]) Aber auch Köhl, der bisher diese Gefäßformen als die scheinbar primitiveren einer früheren Periode des Neolithikum zugewiesen und die ganze Bandkeramik oder richtiger die Spiral- und Mäanderkeramik zwischen seine ältere und jüngere Winkelbandkeramik eingereiht hatte, setzt sie gegenwärtig an den Schluß der jüngeren Steinzeit.[3]) Umgekehrt weisen aber für den Südosten Mitteleuropas die Fundverhältnisse in Butmir mit Bestimmtheit darauf hin, daß die Spiralverzierung dieser Gebiete bereits einem etwas früheren Abschnitte der neolithischen Zeit angehört, da die meisten und schönsten Scherben mit Spiral-

[1]) Die Heimat der Indogermanen, S. 81 ff.

[2]) Beiträge zur Kenntnis der frühen Bronzezeit Mitteleuropas; Mitt. d. Wiener Anthrop. Ges., Bd. XXXII, S. 126 f.

[3]) „Zeitschr. f. Ethn.", 1904, H. 6, S. 876.

dekoration in den untersten Schichten angetroffen wurden.[1]) Da man wohl sicher annehmen darf, daß die neolithische Kulturperiode in den unteren Donauländern früher zu Ende ging als in Mittel- und Westdeutschland, keinesfalls aber später, so ergibt sich schon daraus mit großer Wahrscheinlichkeit, daß die donauländische Spiral- und Mäanderkeramik nicht nur relativ, sondern auch absolut älter ist als die west- und mitteldeutsche, und daß daher das Harz- und Saalegebiet nicht den Ausgangspunkt dieser Verzierungsweise gebildet haben kann.

Was das zweite Moment, auf das sich die Ansicht Muchs stützt, anlangt, so kann man sich ja in der Tat recht wohl denken, daß die Spiralverzierung bei ihrer Wanderung von ihrer Heimat nach Ländergebieten mit bereits weiter vorgeschrittener Kultur durch Aufnahme neuer technischer Mittel eine immer höhere Ausgestaltung und Durchbildung erfuhr. Doch ebenso berechtigt erscheint die umgekehrte Vorstellung, daß von diesem Kunststile bei seiner Ausbreitung von einem höheren Kulturzentrum nach kulturrückständigen Ländern ein Stück nach dem anderen abbröckelte, bis er schließlich ganz verarmt und mißbildet in den äußersten Grenzgebieten anlangte. Würde

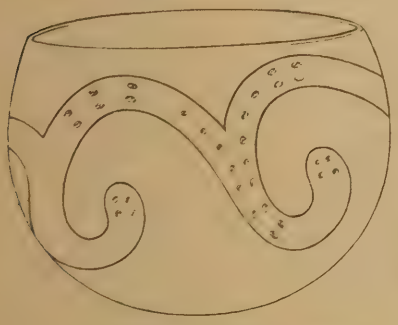


Abb. 4. Tongefäß von Trotha (Sandgr. a. d. Bernburg. Str.). Zirka 2/3 d. nat. Gr. Mus. zu Halle: Nr. 67/19 Kat.

Abb. 5.

Abb. 6.

Gefäßscherben von Eutritzsch bei Leipzig. Samml. Näbe.

die donauländische Spiraldekoration ausschließlich die reich ausgestalteten und durchgebildeten Muster aufzuweisen haben, wie wir sie ja in der Tat in einer sehr großen Zahl von Fällen beobachten, so würden wir ihre Geburtsstätte wohl mit Recht in einem anderen Gebiete suchen dürfen, in dem uns die Spirale vor allem in ihrer einfachsten und natürlichen Form entgegentritt. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Neben bemalten und reliefierten Spiralen, die wir namentlich in Butmir in so überraschender Durchbildung und Mannigfaltigkeit antreffen, begegnen wir dort auch ganz primitiven, nur eingeritzten Spiralornamenten. Ja, die Ornamentik erscheint hier teilweise sogar noch primitiver, insofern hier die Spirale in ihrer allereinfachsten Gestalt, dem einlinigen Wellenmäander, und ohne irgendwelche Begleitlinien oder willkürliche Veränderungen der einzelnen Spiralschlingen auftritt (Fig. 2). Daraus folgt, daß die Entwicklung der Spiralornamentik sehr wohl an Ort und Stelle vor sich gegangen sein kann.

Zu alledem kommt noch die Schwierigkeit, wie man sich die Entstehung einer so ganz eigenartigen Verzierungsweise, wie es die Spiral-Mäanderkeramik zweifellos ist, aus einem rein geometrischen Kunststile vorstellen soll. Daß die steinzeitlichen Töpfer Mitteldeutschlands ganz von selbst auf spekulativem oder empirischem Wege zu dieser der seitherigen Ornamentik gewiß vollständig fremdartigen Dekoration gelangt

[1]) Die neolith. Station von Butmir, Bd. II, S. 34.

sein sollen, halte ich für höchst unwahrscheinlich. Anderseits aber halte ich es auch für ausgeschlossen, daß die neolithischen Bewohner West- und Mitteldeutschlands durch das oben angedeutete Konstruktionsverfahren zur Spirale gekommen sind, weil einmal in diesem ganzen Gebiete die wichtigste Vorbedingung hiezu fehlt, nämlich das Kreisornament, und weil anderseits, wie in nachfolgendem gezeigt werden soll, die west- und mitteldeutsche Spiral- und Mäanderkeramik nur in verhältnismäßig geringem Grade den konstruktiv durch die Verschiebungsmethode gewonnenen Mustern entspricht.

Ich nehme daher in Übereinstimmung mit Hubert Schmidt[1]) als Heimatland der Spiral- und Mäanderdekoration das untere Donaugebiet an und glaube, daß sie von dieser Zone aus nach Norden und Westen gelangt ist. Aufgabe dieser Studie soll es sein, den Zusammenhang der west- und mitteldeutschen mit der donauländischen Spiral- und Mäanderkeramik etwas näher zu beleuchten und aus der Form der ersteren abzuleiten, auf welche Weise, ob durch Wanderung oder durch Import die Übertragung dieser Verzierungsweise erfolgt sein muß. Gerade die Aufhellung des letzteren Punktes erscheint mir besonders wichtig, weil dies für die Frage nach der Urheimat der Indogermanen wenn auch nicht von ausschlaggebender, so doch jedenfalls von sehr wesentlicher Bedeutung sein muß.

Abb. 7. Gefäßscherben von Eutritzsch bei Leipzig. Samml. Näbe.

Wie wir oben gesehen hatten, ist die erste Figur, die durch Verschiebung konzentrischer Halbkreise gegen einander entsteht, eine einlinige fortlaufende Volute (Fig. 1), deren einfachste Form wir beispielsweise an dem Gefäß (Fig. 2) von Butmir sehen. Das Ornament entspricht hier ziemlich genau dem aus zwei konzentrischen Kreisen hervorgehenden Konstruktionsmuster.[2]) Auch in West- und Mitteldeutschland findet sich die zweikreisige[3]) Volutenlinie sehr häufig, doch habe ich das Ornament hier niemals, weder an Gefäßscherben noch an ganzen Gefäßen, in seiner ursprünglichsten Gestalt angetroffen. Als Beispiel hiefür diene zunächst ein bombenförmiges Gefäß von Beesenstedt im Mansfelder Seekreis (Fig. 3), das ohne Beigaben in einem Garten gefunden wurde und von dem mir Herr Major Dr. Förtsch in liebenswürdiger Weise zugleich mit verschiedenen anderen Zeichnungen eine Abbildung übersendet hat. Wie man sieht, besteht die Verzierung erstens aus einem fortlaufenden Wellenmäander, der annähernd der zweikreisigen Volute entspricht, und zweitens aus einer Begleitlinie, die mit der Verschiebungskonstruktion nichts zu tun hat und die mit ersterer zusammen ein um das Gefäß sich schlingendes Band bildet. Diese Begleitlinie, die man auch bei vielen donauländischen Gefäßen antrifft, die aber dort wie in Böhmen,[4]) namentlich bei Voluten höherer Ordnung, noch öfter fehlt, ist, wie es

[1]) „Zeitschr. f. Ethn.", 1903, S. 468.

[2]) Die Grundmotive der Verschiebungsmuster findet man am schnellsten auf, wenn man sich das betreffende Ornament in der Längsrichtung halbiert denkt und dann die eine Hälfte zudeckt.

[3]) Der Kürze wegen bezeichne ich die aus zwei, drei, vier usw. konzentrischen Kreisen durch die Verschiebungsmethode erzeugten Muster als „zwei-, drei- usw. kreisig". Ein anderer ebenso kurzer und bezeichnender Ausdruck hiefür ist „Volute (Doppelvolute usw.) erster, zweiter oder höherer Ordnung",

[4]) Pič. Č. pr. Bd. I, Tab. LV, Fig. 11; Tab. LVII, Fig. 11.

scheint, bei den norddeutschen Gefäßen fast stets vorhanden. Als weitere Belege hiefür nenne ich ein ebenfalls bombenförmiges Gefäß von Trotha (Fig. 4), das mit dem oben abgebildeten fast vollständig übereinstimmt, ein Gefäß von Merseburg (Fig. 10), bei dem jedoch die Spiralschlinge in eigentümlicher Weise verunstaltet ist, ferner ein Exemplar von Ober-Wiederstedt und Zabenstedt (Mansfelder Seekreis), Allstedt (Sachsen-Weimar), Steigerwald bei Erfurt und zahlreiche andere, die sämtlich aufzuführen kaum nötig erscheint. Auch an den meisten Gefäßscherben von Lockwitz, Cassabra, Kaditsch, Eutritzsch und anderen Stationen erscheinen — soweit es sich um Spiralverzierung handelt und die Größe der Scherben einigermaßen eine Beurteilung des Ornamentes gestattet — fast immer zwei, meist verschieden gekrümmte Bogenlinien nebeneinander, so daß auch hier das Ornament stets ein wirkliches Band gebildet haben muß (Fig. 5 und 6).

Eine weitere Abweichung von der Konstruktionsfigur bildet die kolbenförmige Anschwellung der Spiralschlinge (Fig. 7, 3, 4), die sich ebenfalls fast an allen Gefäßen wiederfindet und die, wie Köhl ausdrücklich hervorhebt,[1]) auch bei den westdeutschen

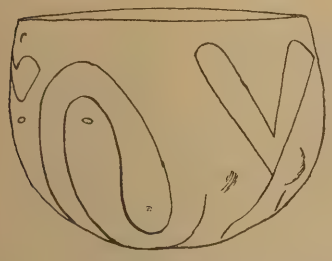


Abb. 8. Gefäß mit eing. Spirale; Ende der Spirale kolbenförmig verdickt. Köhl: Die Bandkeramik der steinzeitl. Gräberf. und Wohnpl. i. d. Umgeb. v. Worms, Taf. VII, Fig. 8.

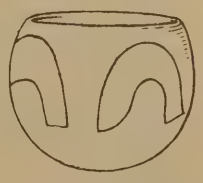


Abb. 9. Spirale mit spitzem Ende. Köhl: Die Bandkeramik usw., Taf. VII, Fig. 12.

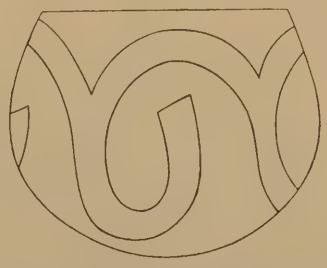


Abb. 10. Tongefäß von Merseburg. Prov.-Mus. zu Halle: Nr. 2157 Kat.

Spiralen die Regel bildet (Fig. 8, 37, 38). Indessen ist hier das Endstück der Schleife bisweilen auch zugespitzt (Fig. 9), eine Modifikation, die noch mehr von den konstruktiven Mustern abweicht.

Noch stärker verändert ist die ursprüngliche Form des Wellenmäanders bei dem Gefäße Fig. 10, das unter dem Ständehaus in Merseburg gefunden wurde. Auch hier entspricht das Grundmotiv der zweikreisigen Volute, aber statt des Halbkreises, in dem die Schlinge bei dem Verschiebungsmuster endet, erblicken wir hier ein verbreitertes, schräg abschneidendes Band. Eine ähnliche Verballhornung der Spiralschlingen, in der meines Erachtens ganz besonders deutlich der Mangel an Verständnis für das Wesen der Spirale und die Unkenntnis des mathematischen Prinzipes zum Ausdrucke kommt, finden wir auch bei vielen westdeutschen Gefäßen (Fig. 11, 9). In Butmir, wo die Spiralornamentik am reinsten erscheint und die konstruktive Entstehung der Muster am deutlichsten erkennbar ist, kommen derartige Verstöße gegen die aus dem Verschiebungsprinzipe sich ergebenden Kunstregeln, wie es scheint, selbst bei den schwächsten Handwerkern, deren künstlerische Leistungen sich ebenfalls nur auf ein verständnisloses Nachahmen von Mustern befähigterer Meister beschränkten, nicht vor.

Einlinige Voluten höherer Ordnung, die den drei- oder mehrkreisigen Verschiebungsmustern entsprechen und die in Siebenbürgen und Butmir in großer Zahl

[1]) a. a. O., S. 29.

und überaus sorgfältiger, fast mathematisch genauer Ausbildung erscheinen (Fig. 12, 13), fehlen, soweit ich das Material überblicken kann, in Mitteldeutschland vollständig. In Böhmen[1]) und Westdeutschland finden sich zwar einzelne Spiralschlingen höherer Ordnung, aber sie sind aus dem Zusammenhange gerissen, so daß sie nicht mehr eine fortlaufende Linie bilden, wie sie durch die Verschiebungsmethode entsteht. So kann man beispielsweise das Ornament von Figur 14 als eine aus vier konzentrischen Kreisen hervorgegangene Volute auffassen, aber ebensogut als die Hälfte einer Doppelvolute, die einem siebenkreisigen Verschiebungsmuster entspricht. Ähnlich verhält es sich bei Fig. 13 und 14 auf Tafel X des Köhl'schen Atlas. Auch dies beweist meines Erachtens, daß den steinzeitlichen Bewohnern Mittel- und Westdeutschlands das Konstruktionsprinzip unbekannt war. Hätten sie dieses Verfahren verstanden, so würden sie sich bei der Aufsuchung von Verschiebungsmustern gewiß nicht nur auf Figurengruppen von je zwei konzentrischen

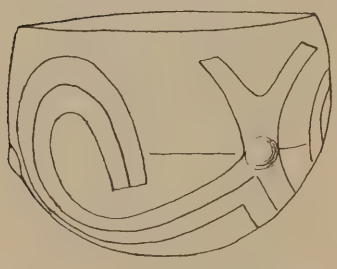


Abb. 11. Buckelgefäß mit brillenförmiger Spirale. Köhl: Die Bandkeramik usw., Taf. VII, Fig. 6.

Abb. 12. Volutenlinie aus fünf Kreisen. Butmir, Bd. II, Taf. V, Fig. 6.

Abb. 13 und 56. Gefäßscherben von Butmir. Butmir, Bd. II, Taf. VIII, Fig. 19.

Kreisen beschränkt, sondern gleich den neolithischen Künstlern der Donauländer auch Systeme von mehreren Kreisen verwendet haben.

Als zweite Hauptgruppe von Verschiebungsmustern hatten wir Doppelvoluten kennen gelernt. Auch dieses Motiv findet sich in Mittel- wie Westdeutschland nicht selten vertreten, niemals jedoch in einer Form, die den konstruktiv gewonnenen Figuren entspricht, wie dies bei den Doppelspiralen in Butmir und Siebenbürgen in der Regel der Fall ist. Als Beispiel hiefür bilde ich ein Schöpfgefäß von Steigra, Kreis Querfurt, ab, das auch in anderer Beziehung von Interesse ist (Fig. 15). Die linke Hälfte des Ornamentes läßt sich allenfalls mit der aus fünf konzentrischen Kreisen hervorgehenden Doppelvolute vergleichen (Fig. 20), obwohl auch hier von einer Übereinstimmung mit der mathematischen Zeichnung nicht die Rede sein kann. Die rechte Hälfte dagegen ist vollständig frei und willkürlich behandelt und hat nur noch eine ganz entfernte Ähnlichkeit mit den konstruktiven Vorbildern. Etwas treuer ahmen die westdeutschen Spiralen die Verschiebungsmuster nach, insofern hier wenigstens die richtige Symmetrie gewahrt bleibt (Fig. 16). Aber die meist sehr lang ausgezogene Endschleife zeigt, daß auch bei ihnen dem Künstler mathematische Figuren nicht als Vorlage gedient haben können.

[1]) Pič. Č. pr. Bd. I, Tab. LVII, Fig. 11, die eine aus sechs Kreisen hervorgegangene Volute darstellt.

Von weit größerer Bedeutung ist jeoch der Umstand, daß Reihen ineinandergreifender Doppelvoluten, wie sie sich unmittelbar durch das Verschiebungsverfahren ergeben (Fig. 18 und 20) und in Südungarn, Butmir und Siebenbürgen in überraschend treuer Nachbildung finden (Fig. 17, 19, 52), in Mittel- und Westdeutschland voll-

Abb. 14. Gefäß mit eing. Spirale höherer Ordnung. Köhl: Die Bandkeramik usw., Taf. VII, Fig. 15.

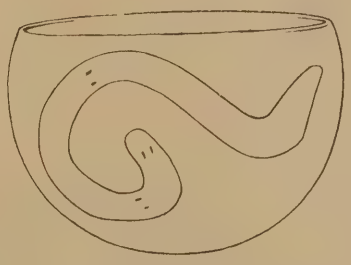


Abb. 15. Tongefäß von Steigen, Kr. Querfurt. Prov.-Mus. zu Halle: Nr. 54/28 Kat.

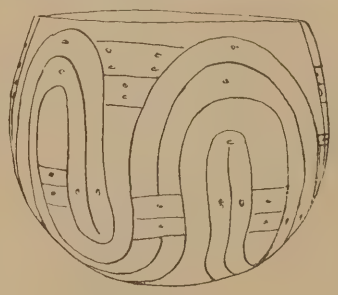


Abb. 16. Gefäß mit Doppelspirale. Köhl: Die Bandkeramik usw., Taf. VII, Fig. 1 *b*.

ständig fehlen. Man darf wohl bestimmt annehmen, daß sich die neolithischen Künstler dieser Gebiete ein ebenso auffallendes als anmutiges Motiv nicht hätten entgehen lassen, wenn ihnen das Prinzip der

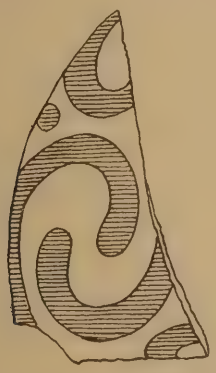


Abb. 17. Ineinandergreifende Doppelspiralen, dem aus drei konzentr. Kreisen hervorgegangenen Verschiebungsmuster entsprechend. Priesterhügel bei Brenndorf in Siebenbürgen. Teutsch: Die spätneol. Ans. mit bem. Keramik a. o. Altfluß. Mitt. d. präh. Komm. d. k. A. d. W., 1903, S. 384, Fig. 105.

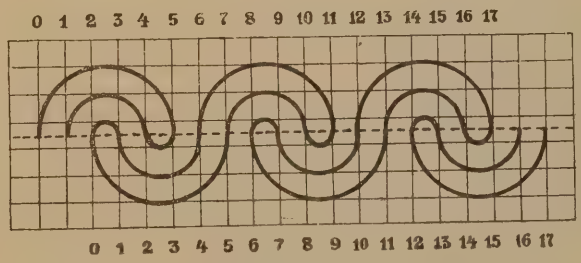


Abb. 18. Kette von Doppelspiralen, durch Verschiebung aus drei konzentrischen Kreisen entstanden.

Musterkonstruktion durch das Verschiebungsverfahren bekannt gewesen wäre.

Die im Rhein- und Saalegebiete vorkommenden Doppelvoluten bilden, soviel mir bekannt ist, stets in sich wiederkehrende Linien, entsprechen also darin den aus der ersten Kategorie von Grundmustern hervorgehenden Zeichnungen. Dagegen scheinen die einfachen einlinigen S-Figuren, die aus der zweiten Kategorie von konzentrischen Kreisen hervorgehen (Fig. 21 und 22) und im Donaugebiete die vorherrschende Form bilden, in diesen Ländern vollständig zu fehlen. Nur aus Böhmen kenne ich einige Verzierungen (Fig. 23), die man allenfalls mit den konstruktiven Mustern dieser Gruppe vergleichen könnte (Fig. 24); doch sind sie meist so stark variiert, daß von einer unmittelbaren Nachbildung mathematischer Vorlagen nicht die Rede sein kann.[1])

[1]) Hoernes, Urg. d. Kunst, S. 265, Fig. 88.

Ebensowenig finden sich Verdoppelungen der S-förmigen Voluten, die aus dem gleichen Kreis- oder Ellipsensystemen hervorgehen (Fig. 25 und 26) und die besonders zahlreich in der sehr interessanten spätneolithischen Station von Sărata Monteorŭ bei Buzeŭ in Rumänien vorkommen.[1])

Dagegen erscheinen in Westdeutschland sehr häufig Doppelvoluten mit einer „mittleren Führungslinie“ (Fig. 27), wie sie Köhl nennt, die ohne Zweifel aus der Verschiebungsmethode hervorgegangen sind (Fig. 28). Aber auch sie finden sich stets nur in modifizierter Form und immer nur als Einzelspiralen, niemals als fortlaufende

Abb. 19. Ketten von einer getieften Doppelspirale, dem fünfkreisigen Verschiebungsmuster entsprechend. Butmir, die neol. Stat. v. Butmir, Bd. II, Taf. V, Fig. 17.

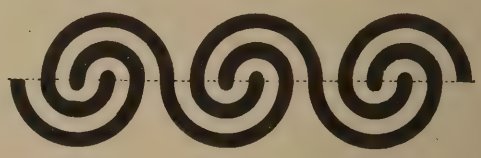


Abb. 20. Reihe von Doppelvoluten, entstanden durch Verschiebung von fünf konzentrischen Halbkreisen um zwei Einheiten. Die Doppelvoluten sind, um sie stärker hervorzuheben, ausgefüllt.

Ketten, wie es dem Konstruktionsprinzipe entsprechen würde. Auch sie können daher nicht direkt nach Verschiebungsfiguren gezeichnet sein.[2])

Eine dritte Gruppe von Verschiebungsmustern bilden parallele Schlangenlinien.[3]) Sie finden sich sowohl in West- als Mitteldeutschland, wenn schon, wie es scheint, verhältnismäßig selten (Fig. 29). Auch bei diesem Motive ist, soweit ich aus eigener Anschauung darüber urteilen kann, von einer Übereinstimmung oder

Abb. 21. Kette mit einlinigen Doppelspiralen *(n = o)*.

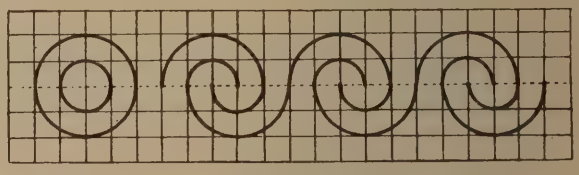


Abb. 22. Kette von einlinigen Doppelspiralen *(n = r)*.

auch nur annähernden Ähnlichkeit mit den Konstruktionsmustern keine Rede. Bei den meisten kann man sogar im Zweifel sein, ob man es nicht mit einfachen Zickzacklinien zu tun hat, deren Winkel abgerundet, oder anderseits mit einem gewöhnlichen Wellenmäander, dessen Schleifen nicht ausgebildet oder verkümmert sind. Freilich begegnen wir auch in den Donauländern sehr häufig ähnlichen Mustern, die gleichfalls kaum noch als Nachahmungen konstruktiv erzeugter Vorlagen gelten können und die alle möglichen Übergangsformen von der Zickzack- und Schlangenlinie zur

[1]) Sammlung des Herrn Ingenieur Honzik in Bukarest.

[2]) Vgl. hiezu das Gefäß von Apár (Ungarn) bei Wosinsky, Die inkrust. Ker., Taf. LXX, Fig. 7.

[3]) Leider besteht in der Terminologie eine recht große Verwirrung. Abgesehen davon, daß „Schlangenlinie“ und „Wellenlinie“ vielfach unterschiedslos für dasselbe Muster gebraucht wird, werden häufig auch ganz verschiedene Motive unter dieser Bezeichnung verstanden. So werden bisweilen schon die einfachen Doppelvoluten (∾) als Schlangenlinien bezeichnet. Ich verstehe nach Virchows Vorgang unter Schlangenlinien solche, die sich aus kongruenten abwechselnd konkaven und konvexen Bögen zusammensetzen, deren auf- und absteigende Teile gleich bzw. symmetrisch sind (∾∾∾). Bei der Wellenlinie dagegen, die vor allem in der slawischen Keramik Verwendung findet, ist der aufsteigende Teil der einzelnen Erhebung kurz und steil, der absteigende lang und gestreckt (∿∿∿). Sie bildet eine Zwischenform von Wellenmäander und Schlangenlinie.

Wellenlinie bilden.[1]) Indessen dürfen wir uns darüber nicht wundern; denn das Motiv war ein so überaus einfaches, daß man es, nachdem es einmal bekannt geworden und in den Bestand der Ornamentik übergegangen war, jederzeit ohne weiteres und

Abb. 23. Tongefäß von der Siedelung von Hradište von Šarce. Tič. Č. p. I, Tab. XL, Fig. 1.

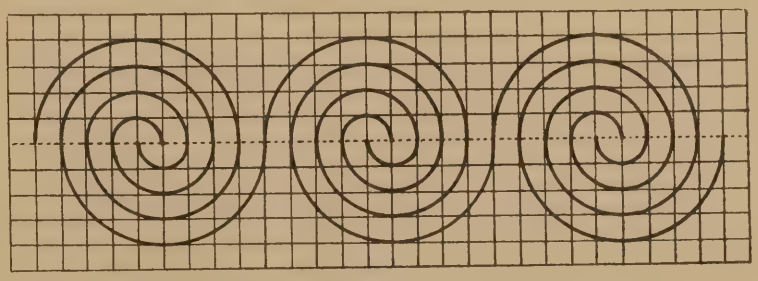


Abb. 24. Konstruktionsmuster des Ornamentes der Abb. 23.

ohne mathematische Vorlagen darstellen konnte, wobei willkürliche Variationen naturgemäß sehr nahe lagen. Aber da wir in den Donauländern die sonstigen Konstruktionsmuster in so erstaunlicher Mannigfaltigkeit und naturgetreuer Nachbildung antreffen, so dürfen wir wohl auch die Schlangenlinien, mögen sie auch noch so modifiziert und willkürlich behandelt erscheinen, als ursprünglich durch das gleiche Konstruktionsprinzip gewonnene Figuren betrachten.

Abb. 25. Zweilinige, offene, ineinandergreifende Doppelvoluten. Szamosujvár (Petris Ansiedl.), Siebenbürgen. Wosinsky: Die inkrust. Keramik, Taf. IX, Fig. 6.

Die letzte Gruppe von Motiven, die man durch das Verschiebungsverfahren erhält, besteht in einer Verdoppelung oder Vervielfältigung der einfachen zwei- oder mehrkreisigen Volutenlinie. Diese Muster, die wir in Südungarn (Fig. 30, 31), Siebenbürgen („Zeitschr. f. Ethn.", 1903, S. 446, Fig. 24 *a* und *e*) und Butmir (Fig. 32, 33) so häufig verwendet sehen, scheinen in Mitteldeutschland vollständig zu fehlen. Unter den zahlreichen Scherben, die ich durchmustert habe, konnte ich nicht einen einzigen entdecken, bei dem man mit einiger Wahrscheinlichkeit von einer Ver-

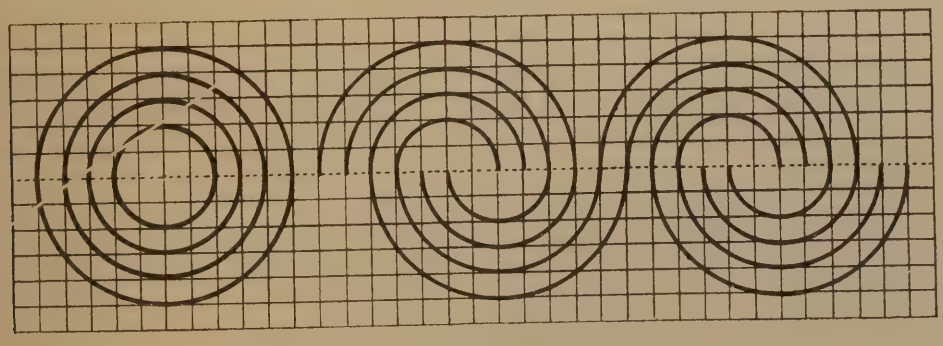


Abb. 26. Konstruktionsmuster des Ornamentes der Fig. 25.

doppelung oder Vervielfältigung des einfachen Wellenmäanders sprechen könnte. Dagegen scheint in Westdeutschland der dreilinige Wellenmäander ziemlich häufig vorzukommen (Fig. 34; vgl. hiezu Fig. 30 und 31). Aber er ist hier jedenfalls in

[1]) Sehr häufig und in sehr reiner Form finden sich Schlangenlinien in Sărata Monteorŭ bei Buzeu in Rumänien; Sammlung des Herrn Ingenieur Honzik in Bukarest.

ganz anderer Weise entstanden, als im unteren Donaugebiete, wo er das unmittelbare Ergebnis des Konstruktionsverfahrens war. Wie wir oben gesehen haben, bevorzugten die neolithischen Künstler der Rheingegend die Doppelvoluten mit „mittlerer Führungslinie". Die hiedurch entstehende dreilinige Volute hat dann offenbar dazugeführt, auch die an sich einlinigen fortlaufenden Voluten nach dem so erhaltenen kräftiger wirkenden Muster auszubilden und stärker hervorzuheben. Wäre dies Motiv im Rheinlande aus dem Verschiebungsverfahren gewonnen worden, so würde man sich gewiß nicht immer nur auf eine Verdreifachung der einfachen Wellenlinie beschränkt, sondern zur Abwechslung auch einmal eine Verdoppelung oder Vervielfältigung gewählt haben, wie wir sie in den neolithischen Stationen des Donaugebietes antreffen. Aus diesem Grunde ist der dreilinige Wellenmäander des Rheingebietes auch nicht als eine unmittelbare Nachbildung ähnlicher, aus dem Osten importierter Dekors aufzufassen, und ebensowenig, wie man ja zunächst denken könnte, als bloßes Parallelmuster, wie wir es sonst bei geradlinigen oder bogenförmigen Ornamenten finden.

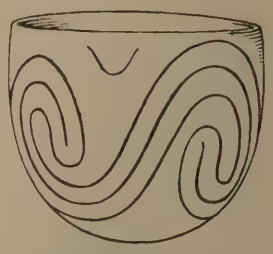


Abb. 27. Doppelvolute mit mittlerer Führungslinie. Köhl: Die Bandkeramik usw., Taf. VII, Fig. 3.

Sehr häufig finden sich isolierte, aus dem Zusammenhange losgelöste Spiralen, und zwar meist in Form von geschlossenen Spiralbändern (Fig. 35), selten in Gestalt

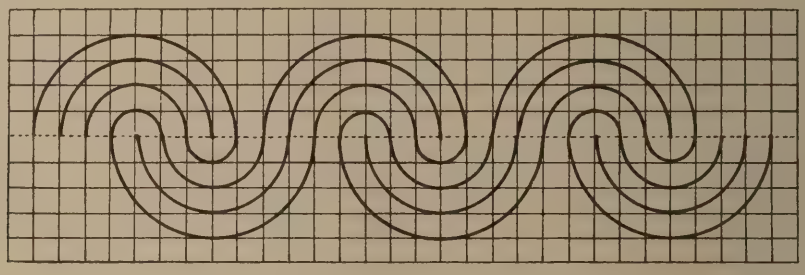


Abb. 28. Doppelvoluten mit mittlerer Führungslinie.

einfacher, dem aufgerollten Bronzedraht oder Pflanzenranken gleichenden Spirallinien (Fig. 36). Bisweilen sind dann diese einzelnen Spiralen wieder untereinander verbunden (Fig. 37) und namentlich liebte man es, sie paarweise an die Zwickelverzierungen anzugliedern, so daß dadurch eine Art Brillenspirale entstand (Fig. 38 und Fig. 11). Ähnliche Kombinationen finden sich übrigens auch in Mitteldeutschland, so bei einer fast kugelförmigen Schale aus der Gegend von Bernburg (Anhalt). Eine derartige freie Behandlung des Spiralmotives läßt natürlich erst recht nicht darauf schließen, daß den Verfertigern jener Gefäße das Wesen der Spirale und das Konstruktionsprinzip, auf dem sie beruht, bekannt war. Indessen möchte ich diesem Umstande keinen zu großen Wert beilegen, da ja eine solche freie und willkürliche Verwendung des Spiralmotives, nachdem es einmal aufgefunden war, ziemlich nahe

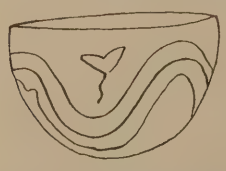


Abb. 29. Gefäß mit Schlangenlinien. Köhl: Die Bandkeramik usw., Taf. VIII, Fig. 10.

Abb. 30. Spiralverzierung von Lengyel in Ungarn. Das Ornament entspricht dem aus sechs konzentrischen Kreisen entstandenen Verschiebungsmuster.

lag und dementsprechend auch in denjenigen Gebieten, in denen wir sonst einem vollen Verständnisse für den Charakter dieser Verzierungsweise begegnen, häufig genug zu beobachten ist.

Vollständig fremd sind der west- und mitteldeutschen Keramik alle komplizierteren Spiralornamente, wie sie sich namentlich aus der zweiten Kategorie von Grundmotiven ergeben und denen wir in Butmir und Siebenbürgen in überraschend guter Ausführung

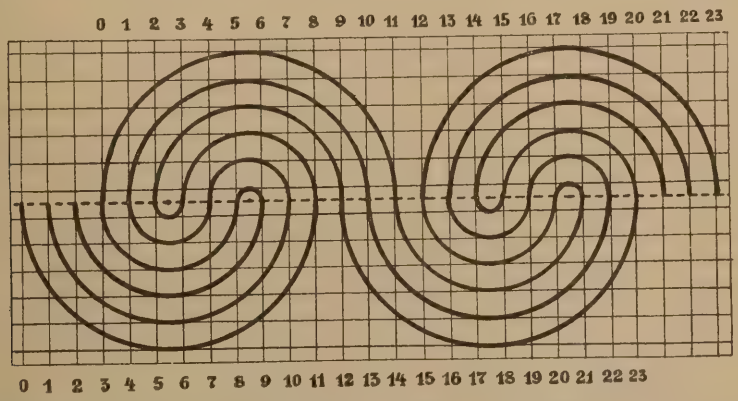


Abb. 31. Verschiebungsmuster aus sechs konzentrischen Kreisen. Verdreifachung des gewöhnlichen zweikreisigen Wellenmäanders.

begegnen. Als Beispiel hiefür diene ein Gefäßscherben von Butmir (Fig. 39), dessen Ornamentierung, abgesehen von einer etwas stärkeren Krümmung der Schleifen im Zentrum der Volute, sehr genau der Konstruktionszeichnung Fig. 40*a* entspricht. Das Grundmuster besteht wie bei dem S. 257 erwähnten Gefäße vom Hradište von Šarce

Abb. 32. Gefäßscherben von Butmir.

Abb. 33. Verschiebungsmuster aus vier konzentrischen Kreisen. Verschiebung um zwei Einheiten. Verdoppelung des einfachen Wellenmäanders.

aus vier konzentrischen Kreisen, deren Halbmesser der Reihe der natürlichen Zahlen proportional sind (r, $2r$, $3r$ usw.), nur ist hier die Verschiebung um zwei, statt wie bei jenem um eine Längeneinheit erfolgt.

Ebensowenig finden sich am Rhein und an der Saale Kombinationen verschiedenartiger Muster, fortlaufende Voluten mit Doppelvoluten,[1]) oder gar eine Verschmelzung zweier komplementärer und symmetrischer Voluten zu einem einzigen Muster, ein ungemein ansprechendes und wirkungsvolles Ornament, von dem uns Butmir einige hervorragend schöne Proben hinterlassen hat.[2]) Als eine Kombination einer fortlaufenden Volute mit Doppelvoluten läßt sich vielleicht auch das Muster von Fig. 39 ansehen (Fig. 40*b*), doch erscheint mir die Auffassung als unmittelbares Verschiebungsmotiv zutreffender.

[1]) „Zeitschr. f. Ethn.", 1903, S. 446, Fig. 24*b*.
[2]) Die neolithische Station von Butmir, Bd. II, Tafel VIII, Fig. 2, 6, 8, 9.

So eigenartige und schwierige Ornamente konnte eben nur ein Künstler hervorbringen, der vollständig die mathematische Form der Spirale erfaßt hatte, nebenbei aber auch über hinreichende manuelle Fertigkeit und Geschicklichkeit verfügte. Daß es an letzterer auch den steinzeitlichen Töpfern Mittel- und Westdeutschlands nicht durchweg gebrach, davon zeugen die oft erstaunlich gut gearbeiteten und sorgfältig verzierten Gefäße, die uns aus jener Zeit erhalten geblieben sind und die den gleichartigen Stücken aus Siebenbürgen und Butmir keineswegs nachstehen. Nur das mathematische Prinzip der Spiraldekoration blieb ihnen verschlossen.

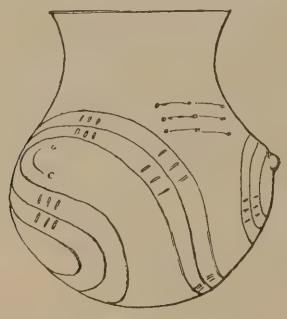


Abb. 34. Gefäß mit dreifacher Volutenlinie. Köhl: Die Bandkeramik usw., Taf. VIII, Fig. 8*b*.

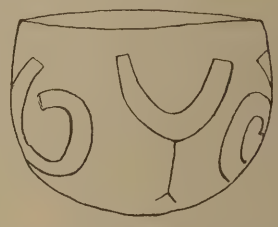


Abb. 35. Rumpf mit einzelnen Spiralen. Köhl: Die Bandkeramik usw., Taf. VIII, Fig. 7.

Hätten sie dieses gekannt, so würden auch sie vielleicht sich zu jenen schwierigen Mustern emporgeschwungen haben, die uns unter den Funden von Butmir ganz besonders imponieren.

Wie die durch Verschiebung konzentrischer Kreise entstehenden Motive in abgeänderter Form und in beschränkter Zahl in West- und Mitteldeutschland wiederkehren, so auch die aus eckigen Grundfiguren hervorgehenden Muster. Ornamente, wie

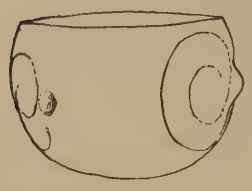


Abb. 36. Buckelgefäß mit einzelnen Spiralen. Köhl: Die Bandkeramik usw., Taf. VII, Fig. 9.

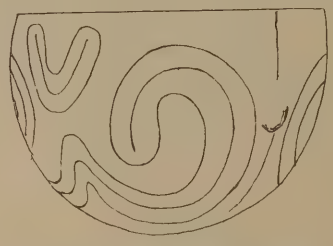


Abb. 37. Buckelgefäß mit Spiralverzierung. Köhl: Die Bandkeramik usw., Taf. VII, Fig. 5.

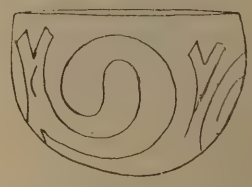


Abb. 38. Gefäß mit Brillenspirale. Köhl: Die Bandkeramik usw., Taf. VII, Fig. 2.

auf dem in Fig. 41 abgebildeten Gefäße von Gerbstedt, finden sich in Thüringen, im Harz und im westlichen Sachsen nicht selten (Fig. 42). Die Beziehungen zu dem aus drei konzentrischen Quadraten hervorgegangenen Mäander erkennt man sofort, wenn man sich das Ornament in der Weise, wie es die punktierte Linie in Fig. 43 veranschaulicht, verlängert denkt. Die so entstehende Figur entspricht ziemlich gut der konstruktiv gewonnenen Zeichnung (Fig. 44). Auch dieser Gruppe von Motiven haftet also das Verschiebungsgesetz noch deutlich an, aber gleich den Spiralen sind auch diese Muster nicht direkte Nachbildungen der durch die Verschiebungsmethode erhaltenen Vorlagen, sondern stark modifizierte und offenbar auf vollständiger Unkenntnis des Wesens des Mäanders beruhende Nachahmungen von außen überkommener Ornamente, die ursprünglich aus dem Verschiebungsverfahren hervorgegangen waren.

Einen regelmäßigen rechtwinkeligen oder schrägen fortlaufenden Mäander, wie man ihn konstruktiv aus konzentrischen Quadraten oder Rhomben unmittelbar erhält und namentlich in Siebenbürgen[1]) und Butmir[2]) findet, treffen wir in der steinzeitlichen Keramik Mitteldeutschlands niemals.

Abb. 39. Gefäßscherben von Butmir. Die neol. St. v. Butmir, Bd. I, Taf. V, Fig. 3.

Etwas weniger verändert und zugleich weiter ausgebildet und mannigfaltiger erscheinen die mäanderartigen Haken in Westdeutschland, obwohl auch hier von einer wirklichen Übereinstimmung mit den mathematischen Figuren nicht die Rede sein kann (Fig. 45, 46). Als ein fortlaufendes Band ist, wie ausdrücklich von Köhl betont wird, das Mäandermotiv auch hier niemals behandelt worden, sondern wie in Mitteldeutschland „zerlegte man es vielmehr in einzelne Teile, und zwar so, daß jede in sich abgeschlossene Mäanderfigur als einzelnes Ornament verwendet und in ziemlich willkürlicher Weise neben die anderen gesetzt wurde, ohne daß beide irgendwie miteinander verbunden wurden". Ein wirkliches Verständnis für das Wesen des Mäanders kann man daher den rheinischen Neolithikern ebensowenig zusprechen, wie ihren mitteldeutschen Zeitgenossen. Auch

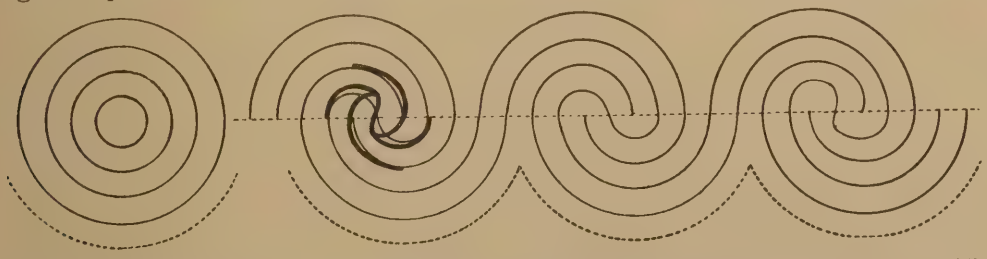


Abb. 40 *a*. Verschiebungsmuster aus vier konzentrischen Kreisen und einer fortlaufenden Bogenlinie (punktiert). Die verstärkten Linien im Zentrum der vordersten Volute entsprechen der Linienführung bei dem Scherben Abb. 39; die Abweichung ist nur sehr gering.

sie mußten sich auf eine bloße Nachahmung fremdländischer Vorbilder beschränken, ohne daß es ihnen gelang, in deren tieferen Sinn einzudringen.

Den aus konzentrischen Kreisen bei Verschiebung um bestimmte Längeneinheiten hervorgehenden Doppelvoluten (S. 254) entsprechen unter den aus eckigen Grundfiguren erhältlichen Verschiebungsmustern Doppelhaken (Fig. 47 *a*, *b*), die gleich jenen ineinandergreifen und so eine fortlaufende Kette bilden. Wie fortlaufende Reihen von Doppelvoluten sind auch Ketten von Doppelhaken, die in Ungarn und Siebenbürgen[3]) (Fig. 48) sowie am Mondsee[4]) häufig vorkommen, der west- und mitteldeutschen Keramik vollständig fremd. Selbst einzelne Doppelhaken fehlen der deutschen Spiral-Mäanderornamentik, während einzelne Doppelvoluten, wie wir gesehen hatten,

Fig. 40 *b*. Auflösung des Ornamentes in der Abb. 39.

[1]) Wosinsky, Die inkrustierte Keramik, Tafel VIII, Fig, 6; Tafel IV, Fig. 1.

[2]) Die neolithische Station von Butmir, Bd. I, Tafel VI, Fig. 11.

[3]) Wosinsky, Die inkrustierte Keramik, Tafel VIII, Fig. 1, 4, 5; „Zeitschr. f. Ethn.", 1903, S. 451, Fig. 32.

[4]) Sammlung des Herrn Regierungsrates Dr. Much.

an der Saale und am Rhein nicht allzu selten sind. Auch dies spricht dafür, daß man in jenen Gebieten das Konstruktionsprinzip nicht besaß, da man sich sonst kaum ein so in die Augen fallendes und wirkungsvolles Muster hätte entgehen lassen.

Gleich den Doppelhaken fehlt in West- und Mitteldeutschland auch das aus Quadraten oder Rechtecken hervorgehende Zinnenornament (Fig. 49 und 50), das den Schlangenlinien unter den Kreisverschiebungsmustern entspricht und von dem wir an den in Fig. 51 und 52 abgebildeten, allerdings einer bereits wesentlich späteren Zeit angehörenden Gefäßen ein Beispiel sehen.[1]) Besonders interessant ist das letztere

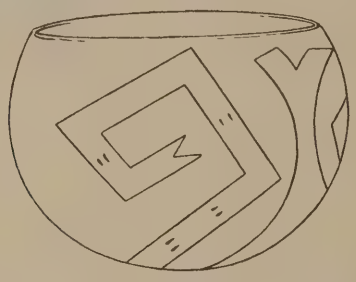


Abb. 41. *T O* = Marktplatz in Gerbstedt, Mansf. Seekr. Prov.-Mus. zu Halle: Nr. 146/II. Kat.

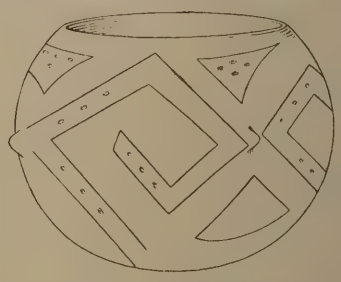


Abb. 42. Tongefäß von Trotha (Sandgr. a. d. Bernburg. Str.). Prov.-Mus. zu Halle: Nr. 146/II Kat.

Gefäß, da es eine ganze Kollektion verschiedenartiger Verschiebungsmuster, nämlich den Wellenmäander, eine Kette von Doppelvoluten und das Zinnenornament vereinigt.

Ein zweites, den Schlangenlinien analoges Ornament bilden die Zickzackbänder (Fig. 53), die man aus konzentrischen Rhomben oder diagonal gestalteten Quadraten erhält. Dieses Motiv findet sich in der neolithischen Kunst West-, Mittel- und Norddeutschlands kaum weniger häufig vertreten, als im südöstlichen Mitteleuropa, ist aber so einfach, daß es auch bloß synthetisch entstanden sein und als bloßes Hängeschmuckmuster aufgefaßt werden kann. Nicht auf das Verschiebungsprinzip sind jedenfalls alle diejenigen Zickzackbänder zurückzuführen, bei denen die miteinander korrespondierenden auf- und absteigenden Linien nicht wirklich ineinander übergehen (Köhl, Tafel III, 3, VI, 17 u. a.) und ebensowenig die von Köhl als „unterbrochenes einfaches Zickzackband" bezeichneten Verzierungen,[2]) die, wie Hubert Schmidt sehr richtig ausführt,[3]) „in Wirklichkeit eine Verbindung von verschiedenen Grundmustern" darstellen. Inwieweit auch das einfache (nicht unterbrochene) Zickzackband lediglich als „eine Vereinigung von gleichartigen Grundmustern, nämlich der Winkelgruppen", aufzufassen ist, läßt sich nicht ohne weiteres sagen. Soweit diese Muster der reinen sogenannten „Winkelbandkeramik" angehören, ist dies gewiß zutreffend. Dagegen werden wir die Zickzackbänder der Spiral-Mäandergruppe, namentlich des Donaugebietes, wohl mit größerem Rechte als Verschiebungsmuster betrachten dürfen.

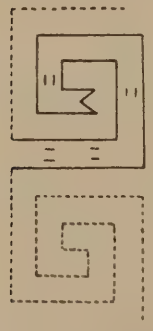


Abb. 43. Verzierung von Abb. 41, vervollständigt.

Endlich sei noch erwähnt, daß in Westdeutschland analog den „Doppelvoluten mit mittlerer Führungslinie" auch mäanderartige Haken mit Mittellinie ziemlich häufig vorkommen, die wohl ebenfalls ursprünglich als Verschiebungsmuster aufzufassen

[1]) Ein treffliches Beispiel für das Zinnenornament aus neolithischer Zeit liefert ein bemaltes Bruchstück von Lengyel (Wosinsky, Das prähistorische Schanzwerk von Lengyel, Tafel XXIII, Fig. 174).

[2]) Köhl, Tafel II, 5.

[3]) „Zeitschr. f. Ethn.", 1903, S. 751.

sind (Fig. 54 und 55). Aber auch sie finden sich am Rhein gleich den Doppelspiralen niemals als fortlaufende Reihen, ja nicht einmal als doppelte, sondern immer nur als einfache Haken Auch dies berechtigt zu dem Schlusse, daß den Neolithikern des Rheinlandes das Konstruktionsverfahren nicht bekannt war.

Darf nach den bisherigen Ausführungen weder die Spirale noch der Mäander der west- und mitteldeutschen neolithischen Keramik als eine unmittelbare Nachbildung konstruktiv erzeugter Vorlagen angesehen werden, so sind diese Ornamente doch anderseits viel zu kompliziert und immer noch zu sehr vom Verschiebungsgesetze beeinflußt, als daß man sie für eine völlig freie Erfindung der betreffenden Künstler halten könnte. Sie können daher nur auf Vorbilder zurückgehen, die ihrerseits zuerst auf konstruktivem Wege gefunden wurden, wahrscheinlich aber schon in mehr oder weniger veränderter Gestalt nach dem Rhein und der Saale gelangten.

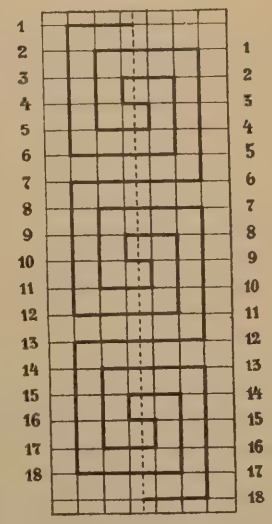


Abb. 44. Konstruktionsmuster von Abb. 43.

Als Heimatsland dieser Dekorationsweise hatten wir schon oben das untere Donaugebiet kennen gelernt, das schon sehr früh die zur Erzeugung von Verschiebungsmustern erforderlichen Grundmotive: konzentrische Kreise, Quadrate und Rhomben besaß und dessen Spiral- und Mäanderornamentik in geradezu überraschender Weise mit den durch das Verschiebungsverfahren entstehenden Mustern übereinstimmt und in erstaunlicher Durchbildung und Mannigfaltigkeit erscheint.[1])

Der Weg, auf dem sich nun von hier aus dieser Kunststil nach Norden und Westen verbreitet hat, ist vorläufig noch nicht genauer festzulegen. Die Unterschiede, die zwischen der Spiral-Mäanderkeramik Mitteldeutschlands einer- und den Rheingegenden anderseits bestehen, weisen darauf hin, daß die Übertragung dieses Stiles nicht von dem einen Gebiete auf das andere erfolgte, wie man vielfach vermutet hat. Vielmehr ist anzunehmen, daß beide Gebiete selbständig ihre Kunst aus dritter Hand erhielten. Ich glaube daher, daß die Spiralverzierung von dem Donau-

[1]) Natürlich gab es auch im Donaugebiete zahlreiche einfache Handwerker, denen nicht nur das mathematische Verständnis, sondern auch die erforderliche manuelle Geschicklichkeit fehlte und deren Leistungen daher ein stümperhaftes Gekritzel blieben. Aber auch einem geübten und kunstverständigen Meister passierten bei der Nachbildung konstruktiver Vorlagen bisweilen Verwechselungen. Dies konnte besonders leicht vorkommen, wenn das eigentliche Motiv, die einlinige fortlaufende Volute, tief eingefurcht war und die zwischen den Furchenwindungen verbleibenden schmalen Felder reliefartig hervortraten. Das ornamental wirkende war dann nicht mehr das eingetiefte Grundmotiv, sondern der plastische Teil des Musters, der aber natürlich nicht mit der mathematischen Zeichnung stimmte und infolgedessen von dem Künstler willkürlich und entgegen der Konstruktionsvorlage abgeändert wurde. Diesen Vorgang zeigt sehr deutlich Fig. 56. Das Grundmotiv ist eine dem fünfkreisigen Verschiebungsmuster entsprechende einlinige eingetiefte fortlaufende Volute. Bei den beiden rechten, nur in Resten erhaltenen Schlingen ist die Zeichnung korrekt durchgeführt und die Furche bildet hier im Zentrum, wie es das Konstruktionsgesetz verlangt, eine fortlaufende, wenn auch etwas verschmälerte S-förmige Schleife. Bei der linken oberen Schlinge dagegen ist die eingefurchte Schleife im Zentrum durch einen wulstförmigen Steg unterbrochen, der die beiden reliefartig hervortretenden und eigentlich blind endenden Felder zwischen den Volutenfurchen S-förmig miteinander verbindet, so daß dadurch der Eindruck hervorgerufen wird, als ob man es hier nicht mit einer eingetieften, sondern mit einer reliefierten Volutenlinie zu tun habe. Gerade solche Verwechselungen, von denen sich noch mehr nachweisen lassen, zeigen meines Erachtens besonders deutlich, daß die donauländischen Künstler nach Vorlagen, die auf einem bestimmten mathematischen Prinzipe beruhten, gearbeitet haben müssen.

tieflande zunächst donauaufwärts bis etwa in das heutige Niederösterreich gelangte und von hier aus auf zwei verschiedenen Wegen sich weiter ausbreitete. Während der eine, dem Donaulaufe in westlicher Richtung weiter folgend, Südwestdeutschland und die Rheingegenden erreichte, führte der andere über Böhmen und das Erz- oder Fichtelgebirge, das Elster- oder Saaletal entlang nordwärts nach dem westlichen Sachsen, dem Harz und Thüringen. Eine Ausbreitung auf einem weiter östlich liegenden Wege, etwa entlang der Oder oder der Elbe, darf man wohl ausschließen, da die Bogenbandkeramik in östlicher Richtung die Elbe nicht überschreitet.

Abb. 45. Gefäß mit Mäander. Köhl: Die Bandkeramik usw., Taf. VIII, Fig. 4.

Jedenfalls ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß Böhmen seine Spiralkeramik auf einem Umwege von Nordwesten her aus Thüringen und dem Saalegebiete erhalten hat, da sich dort, wie wir oben gesehen hatten, eine ganze Reihe von Verschiebungsmotiven finden, die trotz aller Entartung den danubischen Vorbildern noch ziemlich nahe stehen und die der mitteldeutschen Gruppe fehlen. Freilich nimmt man ja in Anbetracht der großen Übereinstimmung, die in sonstiger Beziehung zwischen der Kultur Nordböhmens, Sachsens und Thüringens besteht, mit gutem Rechte an, daß Böhmen seine neolithische Kultur von Norden her, und zwar, wie aus der Verteilung der Fundstellen hervorzugehen scheint,[1]) über die östliche Hälfte des Erzgebirges erhalten habe. Indessen steht diese Annahme mit der Herleitung der böhmischen Spiralverzierung direkt aus dem Süden keineswegs in Widerspruch, da diese erst nachträglich anlangte, nachdem Böhmen bereits von Norden her durch zuwandernde Stämme seine Steinzeitkultur bekommen hatte. Dazu stimmt sehr gut, daß sich in Böhmen ebenso wie in Mitteldeutschland neben zahlreichen Stationen mit gemischter, d. h. Winkel-, Stich- und Bogenbandkeramik, auch eine ganze Reihe von Siedelungen finden, in denen nur die Stich- und Winkelbandkeramik vorkommt, die Spiralverzierung dagegen entweder völlig fehlt oder doch nur eine ganz untergeordnete Rolle spielt (Radim, Pič I, Tab. LX; Černého Vola, Tab. LVIII; Kněževsi, Tab. LIII, 1—6; Bilin, Tab. LIII, 7—11 und 17—19; Časlau. LII u. a.).

Abb. 46. Gefäß mit Spirale und Mäander. Köhl: Die Bandkeramik usw., Taf. VIII, Fig. 2.

Sachsen hat alsdann den neuen Kunststil wahrscheinlich auf zwei verschiedenen Wegen, sowohl von Thüringen als von Böhmen aus, erhalten.

Von besonderem Interesse ist die Frage, in welcher Weise die Spiralverzierung von ihrem Heimatsgebiete nach Mittel- und Westdeutschland gelangt ist, ob durch Import oder durch einbrechende Völkerstämme. Bei dem grundverschiedenen Charakter der Spiral- und Mäanderverzierung einerseits und des alteuropäischen Kunststiles anderseits könnte man zunächst die letztere Annahme für die wahrscheinlichere halten, zumal sich damit die alte Hypothese der asiatischen ebenso wie der südrussischen oder danubischen Herkunft der Indogermanen in Einklang bringen läßt. Man könnte sich vorstellen, daß von einem dieser Gebiete, in letzter Linie aber immer wieder vom Donautieflande, aus die arische Völkerbewegung sich wellenförmig west- und nordwärts ausbreitete, und daß eine dieser großen Völkerwellen die Bandkeramik, eine später folgende die Metallkultur nach Norden und Westen getragen habe. Für eine Übertragung der Spiral-Mäanderkeramik durch einwandernde Völkerstämme haben

[1]) Nach mündlicher Mitteilung des Herrn Ritter v. Weinzierl.

sich denn auch verschiedene Forscher ausgesprochen und insbesondere ist Köhl für diese Ansicht eingetreten, nach dem die alte Kultur der alteuropäischen Neolithiker vom Hinckelsteintypus durch die einbrechenden Völker „katastrophenartig" vernichtet wurde.[1]) Die Beweise hiefür erblickt er darin, daß die Gräberfelder mit Spiral- und Mäanderkeramik nicht nur in Form und Verzierung der Gefäße, sondern auch in sonstiger Beziehung und namentlich hinsichtlich der Totenbräuche sich scharf von

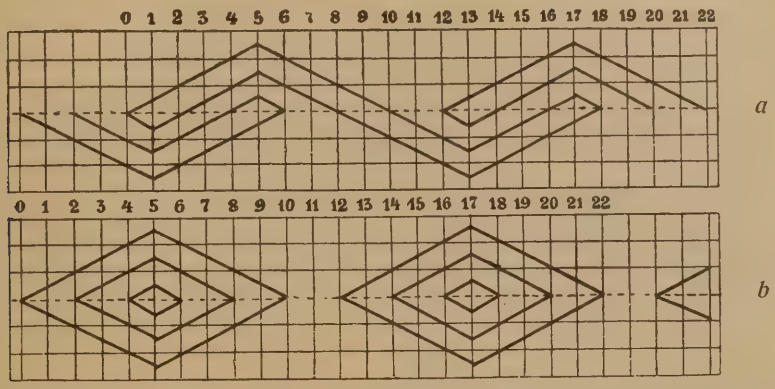


Abb. 47 *a*. Ketten von Doppelhaken, durch Verschiebung aus drei konzentrischen Rhomben entstanden.
Abb. 47 *b*. Grundmotiv des Verschiebungsmusters von Abb. 47 *a* und 48.

den Nekropolen mit älterer und jüngerer Winkelbandkeramik unterscheiden und daß auf den rheinischen Gräberfeldern Vermischungen der verschiedenen keramischen Typen nicht vorkommen. Ebenso ist auch auf den Wohnplätzen der Wormser Gegend noch nie eine solche Vermischung beobachtet worden. Ich kann hinzufügen, daß auch in Mitteldeutschland, wenn auch anscheinend äußerst selten, steinzeitliche Siedelungen

Abb. 48. Innenornamente vom Rande eines Tongefäßes vom Priesterhügel bei Brenndorf in Siebenbürgen. Teutsch: Die spätneol. Ans. mit bem. Keramik a. o. Laufe des Altflusses. Mitt. d. präh. Komm. d. k. A. d. W., 1903, S. 386, Fig. 121.

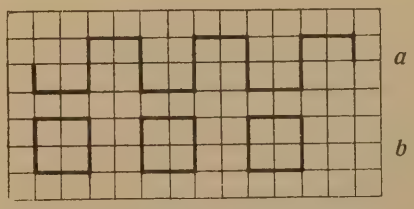


Abb. 49 *a*. Zinnenornament, durch Verschiebung mit einfachen Quadraten entstanden.
Abb. 49 *b*. Grundfigur des Ornamentes.

mit ausschließlicher Bogenbandkeramik vorkommen. Etwa 20 Minuten oberhalb meines Wohnortes Grimma liegt unweit des Dorfes Kaditsch ein solcher Wohnplatz, der zuerst von Herrn Prof. Dr. Liedloff entdeckt worden ist. Unter den zahlreichen Scherben, die ich persönlich und auf meine Veranlassung der Seminarist Moschkau, ein ebenso rühriger und umsichtiger, als verständnisvoller und unterrichteter Jünger unserer Wissenschaft, dort gesammelt haben, ist bisher nicht ein einziger mit Winkelband- und Stichbandverzierung zum Vorschein gekommen, vielmehr besteht die Dekoration außer in Buckeln und vereinzelten Nageleindrücken ausschließlich aus Bogenlinien, die zweifellos Reste von Spiralbändern bilden. Freilich ist die Unter-

[1]) a. a. O., S. 51.

suchung dieser Siedelung noch keineswegs abgeschlossen, doch ist das bisher zutage geförderte Material bereits so groß, daß ein abweichendes Ergebnis kaum mehr zu erwarten steht.[1])

Diesen vereinzelten Gräberfeldern und Wohnplätzen mit unvermischten keramischen Formen stehen aber zahllose andere gegenüber, in denen eine solche Trennung der verschiedenen bandkeramischen Typen nicht nachzuweisen ist. Vielmehr finden sich beide, die Winkel- und die Bogenbandkeramik, in den meisten Fällen nicht nur

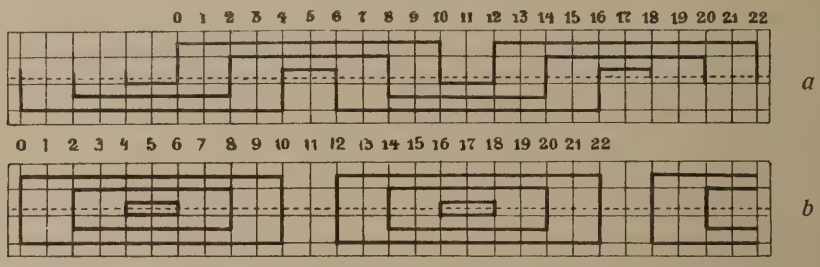


Abb. 50 *a*. Zinnenornament, durch Verschiebung aus konzentrischen Rechtecken entstanden.
Abb. 50 *b*. Grundmotiv des Ornamentes.

auf einem Platze, sondern in der Regel auch in den einzelnen Herdstellen vermengt. Dazu kommt, daß auch die Gefäßformen bei den verschiedenen Stilgruppen zum Teile dieselben sind; insbesondere haben die Spiral-Mäanderkeramik und der Hinckelsteintypus den Kumpf und die Flasche miteinander gemein, während die Henkelbildung bei ersterer teilweise dem Rössener Typus entspricht. Daraus ergibt sich, daß die Spiral-Mäanderkeramik zeitlich von den anderen Stilgruppen nicht getrennt werden

Abb. 51. Urne mit Zinnenornament; Nekropole von Bismantove.
Hoernes: Urg. d. Kunst, Taf. XVIII, Fig. 706.

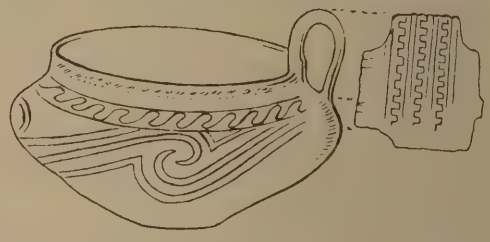


Abb. 52. Gefäß von Ödenburg. Der Henkel mit dem aus einfachen Quadraten abgeleiteten Zinnenornament. Müller und Bella, Ödenburg: Mitt. d. Wien. Anthrop. Ges., Bd. XXI, Taf. V, Fig. 14.

darf, sondern ihnen parallel ging, wenn schon sie vielleicht in einzelnen Gegenden vorübergehend die herrschende Mode bildete und namentlich zeitweise zu funeralen Zwecken ausschließlich Verwendung fand.

Sprechen schon die Fundverhältnisse und die Verwendung der Spiral-Mäanderverzierung bei auch sonst gebräuchlichen Gefäßformen gegen eine gewaltsame Einführung durch einbrechende fremde Eroberer, so geht dies in noch viel höherem Grade aus dem Charakter der in West- und Mitteldeutschland geübten Spiralornamentik selbst hervor. Wie wir gesehen haben, unterscheidet sich dieser Stil in ganz ausgeprägter Weise von der im südöstlichen Mitteleuropa angewendeten Spiral-Mäanderverzierung. Hier, im unteren Donaugebiete, eine überraschende Übereinstimmung mit den mathe-

[1]) Eine zweite neolithische Station mit ganz ähnlichen Verzierungen habe ich neuerdings Kaditsch gegenüber auf dem linken Muldenufer aufgefunden; indes ist das bisher gesammelte Material noch zu dürftig, um darauf Schlüsse bauen zu können.

matischen, auf konstruktivem Wege sich ergebenden Mustern, die es uns fast zur Gewißheit macht, daß jene Künstler die Verschiebungsmethode kannten und nach diesem Konstruktionsprinzipe immer neue Ornamentmuster aufsuchten; dort eine kümmerliche Nachbildung eines kleinen Bruchteiles jener reichen und mannigfaltigen Motive, bei der auch nicht eine Spur von Verständnis für das Wesen jener Verzierungsweise zu erblicken ist. Wäre die Spiral-Mäanderkeramik von dem unteren Donaubecken durch wandernde Völkerstämme nach den Ufern des Rheines und der Saale gebracht worden, so würden diese Völker sicher nicht nur die Spiralmuster, sondern mit ihnen zugleich auch das Konstruktionsprinzip und das Verständnis für den neuen Kunststil in ihre neue Heimat mit hinübergenommen haben. Wie ganz anders als in West- und Mitteldeutschland gestaltete sich die Spiralverzierung im Süden der Donau und des Balkan, in Griechenland und auf dem Inselgebiete. Hierhin wurde sie zweifellos durch die Erfinder selbst verpflanzt, die sie auf ihren Wanderzügen aus ihrem Vaterlande als einen lebendigen Bestandteil ihres geistigen Kulturbesitzes mit hinwegführten und in ihrer neuen Heimat zu immer größerer Blüte entwickelten. Selbst in der mykenischen Periode hielt man, trotzdem die Technik der Metallbearbeitung und

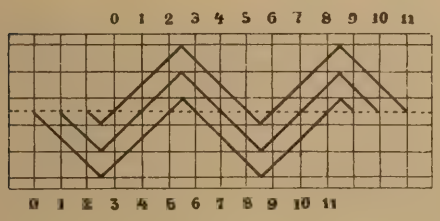


Abb. 53. Zickzackband, durch Verschiebung aus diagonal gestellten Quadraten entstanden.

Abb. 54. Mäanderhaken mit mittlerer Führungslinie. Köhl: Die Bandkeramik usw., Taf. VIII, Fig. 5.

die von Asien und Ägypten ausgehenden fremden Kultureinflüsse der Spiralverzierung eine neue Richtung geben mußten, noch immer mit Vorliebe an den durch das Verschiebungsverfahren gewonnenen Motiven fest. Die fortlaufende Volute aus Doppeldraht, die sich aus der Metalltechnik heraus nur schwer erklären läßt, war gewiß keine freie Erfindung der mykenischen Goldarbeiter, sondern eine Übertragung uralter, in der Keramik unzähligemale verwendeter Verschiebungsmotive auf die Metallkunst.[1]) Dies war aber nur möglich, wenn jene Künstler das mathematische Prinzip, das dieser Verzierung zugrunde lag, erfaßt hatten. Die sonstige Verwendung des Doppeldrahtes in der Bronzekunst in der Form von Noppenringen geht dann vielleicht auf diese fortlaufenden Goldspiralen zurück; sie sind also in letzter Linie ebenfalls ein Abkömmling der Spiralverzierung. Dieser Vergleich lehrt uns, denke ich, am besten verstehen, wie die Art und Weise der Übertragung dieses Kunststiles seine weitere Ausgestaltung beeinflussen mußte.

Dürfen wir hienach eine Völkerbewegung von der Geburtsstätte der Spiral-Mäanderkeramik im unteren Donaulande nach dem Rhein und Harz mit größter Wahrscheinlichkeit ausschließen, so bleibt doch anderseits das Bedenken bestehen, wie man sich das Zustandekommen so weit ausgedehnter Kulturbeziehungen oder Handelsverbindungen zu erklären habe, denen nicht einmal das breite, wie ein gewaltiger Gürtel durch ganz Mitteldeutschland hindurchziende, noch in römischer Zeit nur schwer zugängige Waldgebirge eine Schranke zu ziehen vermochte. Nun, diese

[1]) „Zeitschr. f. Ethn.“, 1904, S. 611, Fig. 4, und S. 614, Fig. 6.

Schwierigkeit fällt sofort weg, wenn wir diese Beziehungen auf südwärts gerichtete Wanderzüge zurückführen, die gewiß immer nur in einzelnen Etappen stattfanden und öfter wohl auch nicht ganze Völkerschaften, sondern nur einzelne Teile von ihnen betrafen.

Stellen wir uns, um nur ein Beispiel anzuführen, vor, daß während der Steinzeit vom Saalegebiete aus einzelne Völkerstämme über das Erz- oder Fichtelgebirge nach dem heutigen Böhmen eindrangen und sich hier festsetzten, so erscheint es ganz natürlich, daß sie gewisse Lebens- und Luxusbedürfnisse, wie das Salz und den Bernstein, die sie in den neuen Wohnstätten nicht vorfanden, auf demselben Wege, auf dem sie gekommen waren, aus ihrer alten Heimat herbeiholten. So bahnten sich ganz von selbst mehr oder weniger enge Handelsbeziehungen an, die sich dann von Etappe zu Etappe weiterspannen und schließlich bis in das untere Donaugebiet führten. Selbstverständlich fanden auf diese Weise nicht nur die neuen Ornamentmuster, sondern auch sonstige Waren, die in jenen Gegenden produziert wurden oder selbst erst wieder auf Handelswegen dahingelangt waren, wie Färbemittel, Elfenbein, Muscheln vom Roten oder Indischen Meere usw., in den westlichen Gebieten Eingang.

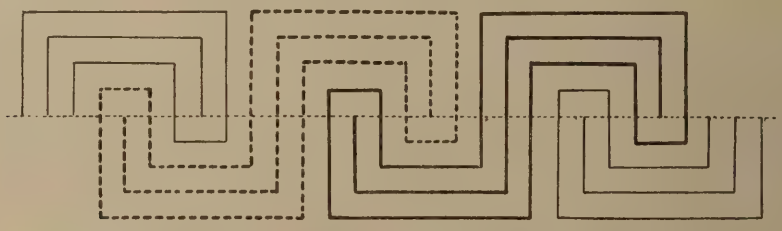


Abb. 55. Mäandrische Haken mit mittlerer Führungslinie.

Ja, bei der leichteren Beweglichkeit dieser Gegenstände konnten sie der zerbrechlichen und daher auf größere Entfernung nur schwer transportfähigen Tonware noch vorauseilen. So erklärt es sich, daß aus solchen Muscheln hergestellte Schmucksachen, wenn auch vereinzelt, bereits erscheinen, bevor der neue Kunststil seinen Einzug gehalten hatte.

Die Frage, ob und inwieweit neben der Spiral-Mäanderverzierung auch die sonstigen dem Donaugebiete und dem Norden gemeinsamen Dekorationsmotive, wie das Schachbrettmuster u. a., auf diesen Handelsverkehr zurückgeführt werden müssen, will ich hier nicht weiter erörtern, da dies über den Rahmen der mir gesteckten Aufgabe hinausgehen würde. Nach meiner Auffassung dürften die meisten von ihnen nordischer Herkunft und von indogermanischen Stämmen bei ihrer Ausbreitung nach Süden in das Donautiefland verpflanzt sein. Mit Sicherheit entscheiden läßt sich diese Frage jedoch nur durch eine sorgfältige Berücksichtigung des zeitlichen Verhältnisses dieser Verzierungen in den einzelnen Gebieten. Dies ist aber erst dann möglich, wenn es gelungen sein wird, für die Chronologie der jüngeren Steinzeit eine sicherere Basis zu schaffen, als es bisher der Fall ist.

Unsere Untersuchungen haben uns gezeigt, daß die Spiral-Mäanderkeramik ihrer Entstehung und Entwicklung nach grundverschieden ist von der sogenannten Winkelbandkeramik und daß daher beide Dekorationssysteme nicht, wie es Schliz tut, zu einer gemeinsamen Linearornamentik zusammengefaßt werden dürfen, „welche nicht nur Spiralen und Mäander, sondern in gleicher Weise Zickzackbänder und

andere Winkelformen enthält".[1]) Das, was man gewöhnlich unter Winkelbandverzierung versteht, ist eine rein geometrische Ornamentik, die sich ausschließlich aus Punkten und geraden oder höchstens leicht geschweiften Linien aufbaut und die, wie Hubert Schmidt gezeigt hat, ursprünglich dem Körperschmuck nachgebildet ist. Ihre Entwicklung ist eine synthetische, indem Punkt zu Punkt und Linie zu Linie gefügt und durch Kombination der verschiedenen Liniensysteme neue Ornamentmotive gebildet wurden, die aber immer wieder dem Hauptzwecke dieser Ornamentik den Hängeschmuck nachzuahmen, sich anpaßten.

Die Spiral-Mäandermotive dagegen wurden von komplizierten Figurengruppen aus auf analytischem Wege gefunden. Bei dieser Art, neue Motive aufzusuchen, mußte man ganz von selbst von dem ursprünglichen Zwecke der alteuropäischen Ornamentik, den Körperschmuck darzustellen, abkommen. Man nahm die konstruktiv erzeugten Muster, soweit sie sich zu dekorativen Zwecken verwenden ließen, um ihrer selbst willen, gleichgültig, ob sie sich dem bisher herrschenden Ornamentsysteme einfügen ließen oder nicht. So entstand die freie Dekorationsweise Hubert Schmidts.

Eine solche, auf einem ganz bestimmten Konstruktionsprinzipe beruhende Ornamentik konnte naturgemäß nur dort gedeihen, wo man dieses Konstruktionsverfahren wirklich kannte. Wo diese Kenntnis fehlte, konnte man wohl die infacheren und leichteren der von außen erhaltenen Muster nachahmen, wußte aber sonst weiter nichts damit anzufangen. Die eingeführte Verzierung blieb hier eine bloße fremdländische Mode, die sich wohl neben dem bisherigen Kunststile je nach dem Boden, auf den sie verpflanzt wurde, mehr oder weniger festsetzen konnte, die aber niemals die ältere Kunst vollständig zu verdrängen und in ihrer Weiterentwicklung aufzuhalten vermochte. Sie bildet daher in diesen Gebieten auch keine besondere, zeitlich getrennte Kunstperiode, wie Köhl meint, sondern verläuft parallel der Winkelbandkeramik. Damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß diese Mode in einzelnen umschriebenen Bezirken, wie in der Wormser Gegend, zeitweise die allein herrschende wurde und insbesondere bei gewissen religiösen und funeralen Gebräuchen Aufnahme fand.

Aus dem Mangel an Verständnis für das Wesen der Spiral-Mäanderverzierung erklärt es sich auch, warum dieser Mode in Deutschland eine nur verhältnismäßig kurze Dauer beschieden war. Wenn auch nach dem bereits Gesagten eine genauere Chronologie gegenwärtig noch fehlt, so scheint es doch, daß dieser Stil noch vor dem Ende der jüngeren Steinzeit verschwindet und an seiner Stelle die vorübergehend beiseite geschobene alteuropäische Dekorationsweise wieder die Herrschaft erlangt, die sie dann in Deutschland auch in den nächsten Perioden behält.

[1]) „Korrespondenz-Blatt d. d. Gesch. f. Anthrop., Ethn. u. Ling.", 1903, S. 23.

Mitteilungen über Velem-St. Veit.

Von **Kálmán Freiherr v. Miske** in Köszeg.

(Mit 13 Abbildungen.)

I. Prähistorische Funde am Fuße des Velem-St. Veits-Berges.

Weniger der Inhalt eines unlängst aus Velem erhaltenen Fundes, als vielmehr dessen Fundort gibt mir die Veranlassung, ihn in dieser Zeitschrift zu publizieren. Ludwig Bónya, einer der eifrigsten Raubbauer aus Velem, brachte mir diesen.

Bónya, der bereits alle seine am Velem-St. Veits-Berge gelegenen Grundstücke durchwühlte und zu solchem Zwecke von anderen Grundbesitzern keine weiteren Grundstücke überlassen erhielt, mußte, um seiner zur Leidenschaft gewordenen Raubbauforschung auch weiter fröhnen zu können, sein Glück in den Feldern der Talsohle versuchen. Das Glück, das er stets am Berge hatte, blieb ihm auch in der Talsohle treu, da er dort vom Fuße des St. Veits-Berges, zirka 150—200 Schritte entfernt, auf einem seiner am Nordausgange des Dorfes gelegenen Grundstücke den anbei beschriebenen Fund machte.

Nach Aussage des Finders ist das Situsbild der Schichten am Bergfuße ein gleiches wie das am Berge, was übrigens durch das Bild, das die Zusammensetzung des Fundes ergibt, gleichfalls bestätigt wird. Die Gegenstände befanden sich in einer nach Aussage des Finders etwa 100 *cm* starken Kulturschichte.

Ich erhielt von diesem Fundorte in zwei Raten die folgenden Gegenstände:

1. Kleine keltische Silbermünze.

2. Getriebener Zierbuckel aus Bronze (Bruchstück). (Abb. 1.) Diese Art von Zierbuckeln ist charakteristisch für die Funde am Velem-St. Veits-Berge, sie sind zugleich ziemlich analog jenen in Bosnien am Glasinac gefundenen. Der Zierbuckel ist oben so ziemlich flach, in der Mitte etwas eingedrückt und öfters mit einem runden Loche versehen. Die manchmal etwas gewölbte Oberfläche wird durch ein getriebenes, oder aber auch gepunztes Ornament verziert. Der nach unten etwas breiter werdende abgeschrägte Rand wird oben und auch unten von einem getriebenen Rundstabe begrenzt, zwischen welchen zwei Rundstäben ein je nachdem breiteres oder aber schmäleres um den Zierbuckel laufendes, unverziert bleibendes glattes Band entsteht. Das vor uns liegende Bruchstück eines solchen größeren Zierbuckels ist auf seiner Fläche durch eine neben dem inneren Rundstabe und mit diesem parallel laufende, aus ziemlich hochgetriebenen Punkten gebildete Linie verziert. Auf der Fläche befinden sich weiters, eine zweite Reihe bildend, einzelne Kreise, deren Inneres hochgetriebene Buckel bilden.

3. Das Bruchstück von einem gleichen, jedoch kleineren Zierbuckel aus Bronze. (Abb. 2.) Das Flächenornament dieses Stückes besteht aus einer dicht gestellten Reihe von getriebenen Punkten neben dem inneren Rundstabe und zeigt weiters, eine zweite Reihe ergebend, aus gleichen Punkten gebildete Doppellinien, die, vom

Scheitelpunkte des in seiner Mitte etwas eingedrückt gewesenen Zierbuckels ausgehend, nach dem Rande zu rund gebogene Haken bilden.

4. Bruchstück einer Schmucknadel aus Bronze, deren Kopf ein Punzornament aufweist. (Abb. 3*a*.)

5. Bruchstück einer längeren Nähnadel aus Bronze.

6. Bruchstück einer La Tène III-Fibel (Lokaltypus).

7. Spirale einer La Tène-Fibel.

8. Eine Bronzepunze?

9. Ein Gußzapfen.

Außer den jetzt hier aufgezählten besseren Stücken fanden sich in dortiger Schicht noch andere kleinere unbedeutende Bronzegegenstände, ebenso auch Gußmaterial.

Die keramischen Gegenstände dieser ersten Partie waren:

1. Kleine Schale aus schwarzgebranntem Thone. (Abb. 4.) Sie ist ein Freihandgefäß von 70 *mm* Höhe und 83 *mm* Breite, mit kleinem runden Henkel und ebensolchem Fuße. Die Oberfläche ist gut geglättet, der Rand der Schale ist ausgebogen und abgeschrägt. Das Gefäß ward nach Vollendung später einem intensiven Feuer ausgesetzt, da der unter und um den Henkel sich befindende Teil ein zweitesmal gebrannt wurde.

Abb. 1.

2. Bruchstück eines Topfes. Unterer Durchmesser 52 *mm*, oberer Durchmesser zirka 110 *mm*, Höhe 89 *mm*. Das Gefäß ist gleichfalls ein schwarzgebranntes, wenig geglättetes Freihandgefäß, einst mit einem kleinen runden Henkel versehen. Der unmittelbar am Munde des Gefäßes sich nach außen biegende Rand ist nach innen zu abgeschrägt.

3. Gefäßdeckel mit Henkel. (Abb. 5.) Der 82 *mm* hohe Deckel, der an seiner Basis den Durchmesser von 135 *mm* hat, besitzt die Form eines gewölbten Kegels, der oben mit einem auf dem Scheitelpunkte sitzenden Henkel verziert wird. Der aus freier Hand ziemlich roh gearbeitete Deckel wird durch einen in ungleicher Höhe aufgesetzten, um die Kegelfläche rund umlaufenden Wulst verziert, der das am Velem-St. Veits-Berge häufigst vorkommende Fingernagelornament aufweist. Unter dem Henkel, der auf einer kleinen Platte ruht, zeigt der Rand der Platte gleichfalls das Fingernagelornament, jedoch recht schleuderisch ausgeführt. Die Farbe des Deckels ist grau und an manchen Stellen dunkelbraun. Der Henkel ist ein 9 *mm* breites, 5 *mm* dickes Band.

Abb. 2.

4. Größere Schüssel mit etwas eingebogenem Rande. Dieses Freihandgefäß ist 120 *mm* resp. 98 *mm* hoch, da der Rand ungleichmäßig aufgeführt ist. Der Bodendurchmesser der Schüssel beträgt 106 *mm*, der des Mundes 230 *mm*. An der Innenseite des Bodens befindet sich ein Nabel. Die Farbe der Schüssel ist dunkelbraun, die Oberfläche kaum geglättet.

5. Gefäßdeckel mit Knopfgriff. Der auf der Drehscheibe flach gearbeitete Deckel ist 42 *mm* hoch und 120 *mm* im Durchmesser. Der Thonmasse, aus der dieser Deckel angefertigt ist, ist viel Graphit beigemengt.

Daß diese jetzt hier mitgeteilten Funde aus Wohnstätten entstammen, ist zweifelsohne durch das Beisein solcher Gegenstände erwiesen, die in den Wohnanlagen am

Velem-St. Veits-Berge charakteristische Begleitstücke der Wohnhütten sind: So in erster Linie die auf den Feuerherden nie fehlenden Thonpyramiden und nicht minder die Thonringe, Wirtel, Schlag-, Wetz- und Sudsteine, kalzinierte und zerschlagene Knochen, welche diesen Funden beilagen.

Hier von dem eigentlichen Gegenstande meiner Mitteilungen abschweifend, will ich die gegebene Gelegenheit benützen, um meiner Ansicht über den Zweck und die Verwendung der Thonpyramiden Ausdruck zu geben:

Unter den prähistorischen Funden befinden sich nicht wenig Gegenstände, deren Deutung ziemlich schwer ist. Der Grund dieser schwierigen Deutung liegt einesteils in dem Umstande, daß oft der fragliche Gegenstand längst, selbst in bereits ganz veränderter Gestalt, aus dem Gebrauche gekommen ist; andernteils aber erschwert die Bestimmung der Umstand, daß nicht wenig prähistorische Gegenstände, bei ganz gleicher Form und gleicher Ausführung nicht bloß einem, sondern zugleich verschiedenen, selbst heterogenen Zwecken dienten. Zur Bestimmung solcher Funde sind in erster Linie deren Fundumstände maßgebend, ferner nicht unwichtig und wertvoll als Kriterium das Studium jener Völker, deren Kultur oder Lebensweise sich noch heute jenen der prähistorischen Zeiten anschließen, da, wie bekannt, Kultur und Lebensweise im engen Nexus mit Hand- und Hilfswerkzeug steht.

Abb. 3.

Die Thonpyramide muß daher schon wegen ihrem Vorkommen in verschiedenen Funden, zu den vielseitig verwendeten und angewendeten Gegenständen zugezählt werden. Sie findet sich so als Gebrauchsgegenstand auf dem Feuerherde der Wohnanlagen und nicht minder in gleicher Form und Ausführung in Funden, die unbedingt nur zur Fischerei gehörten. Sie ist weiters aber auch in Gräbern anwesend und dort selbst in solcher Anordnung zu finden, daß nebst dem Zwecke als Beigabe noch jener von sakraler Bedeutung keinesfalls ausgeschlossen ist.[1]) Daß die Thonpyramide bei der prähistorischen Fischerei als Netzgewicht verwendet wurde, ist als zweifellos erwiesen zu betrachten, da das gleiche Hilfswerkzeug in gleicher Form und Ausführung selbst noch in rezenter Benützung gefunden wurde.[2])

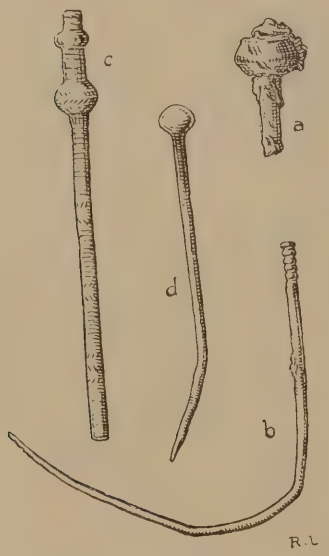


Abb. 4.

Die Thonpyramide wurde ohne Zweifel auch innerhalb der Wohnhütte zu vielfachen Zwecken verwendet. Da sie einzeln, in vom Feuerherde entfernteren Teilen der Hütten, auch gefunden wird, so scheint mir die Annahme, daß sie auch unter anderem als Webstuhlgewicht Verwendung fand, keinesfalls ausgeschlossen. Die Thonpyramide konnte zum Spannen der Kette wohl unter Umständen ihre Verwendung finden, doch dürften nur größere und daher schwerere Stücke für solche Zwecke Verwendung gefunden haben. Jene Annahme

[1]) Dr. M. Hoernes, „Urgeschichte der bildenden Kunst", S. 474.

[2]) Herman Otto, Ősi emlékek a magyar népies halászeszközökben. Arch. Ért. 1885, S. 164, Fig. 25, 26 und 28.

aber, daß für je einen Faden der Kette auch je ein Gewicht in Verwendung genommen wurde, ist aus verschiedenen Gründen kaum stichhaltig, da eine Hauptbedingung beim Weben die ist, daß die Kette eine möglichst dichte und dabei gleichmäßig gespannte sei. Bei der Anwendung von so vielen Gewichten dürfte wohl dieser Doppelzweck kaum zu erreichen gewesen sein, da die größere Anzahl und der Gewichtsunterschied weder ein dichtes Schließen, noch ein gleichmäßiges Spannen der Kette zuließ, auch würde bei solchem Verfahren das resultierende Gewebe kaum jene Güte haben, die wir mit Recht bei den in prähistorischen Funden vorkommenden bewundern können. Die Kette mußte daher unbedingt schon damals auf eine Walze (Kettenbaum) gebracht worden sein, auf welcher sie gleichmäßig und möglichst dicht aufgereiht wurde, um die nun so zwischen Kettenbaum und Brustbaum befindliche Kette dann möglichst stark, gut und gleichmäßig spannen zu können, dabei konnte wohl die Thonpyramide in Verwendung gekommen sein, entweder als Gegengewicht am Kettenbaume oder aber als ein vermittels eines Querholzes die Kette straff spannendes Gewicht.

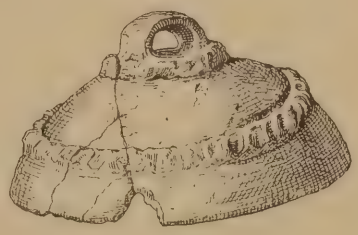


Abb. 5.

Wie bekannt, fehlen Thonpyramiden nur selten auf den prähistorischen Feuerherden. Gefunden werden sie dort auf ihnen, entweder unmittelbar auf der Feuerungsfläche oder aber am Rande derselben, so auch öfters in der nächsten Nähe der Feuerstellen, daher kein Zweifel, daß zwischen Thonpyramide und der Benützung des Feuerherdes ein enger Nexus sein mußte. Die Annahme Dr. Ciro Truhelkas, daß die Thonpyramiden Sudsteine gewesen sind,[1]) ist keinesfalls ausgeschlossen, jedoch noch lange nicht deren Hauptgebrauchszweck am Feuerherde gewesen, indem wohl Kieselsteine, wo solche anzutreffen waren, unbedingt bessere Sudsteine gewesen sind, als die im Durchschnitte schlecht gebrannten Thonpyramiden.

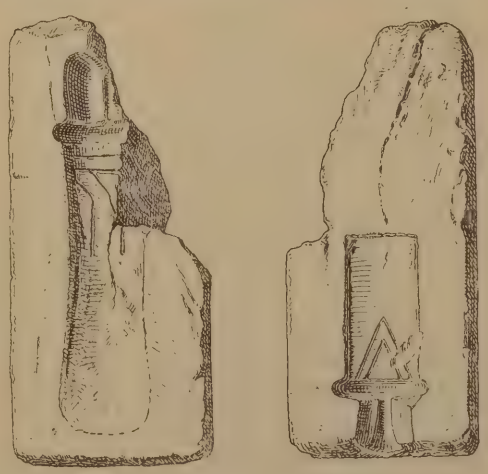


Abb. 6.

Über Zweck und Verwendung der Thonpyramide am Feuerherde gibt den einzig richtigen Aufschluß unser ungarischer Altmeister der Archäologie, Dr. Florian Romer.[2]) Seine Ansicht stimmt mit den Fundumständen, so auch in der prähistorischen Fundstätte am Velem-St. Veits-Berge überein und sie wird zur zweifellosen Tatsache, wenn wir das bei unseren Hirten angewendete Kochverfahren in dem Kreise unserer Forschung als auf Rückschlüsse für prähistorische Gebräuche geeignetes Vergleichsmaterial betrachten. Von den vielen auf die Verwendung der Thonpyramiden am Feuerherde hinweisenden Funde der Ansiedlung am Velem-St. Veits-Berge will ich nur eines, und zwar jenes des Jahres 1900 erwähnen: Im Forschungsgraben Nr. VI des erwähnten Jahres fand sich in der Tiefe von 175 *cm* zwischen 400 –750 *cm* der Grabenlänge eine Wohnhütte der Hallstattzeit, die, abweichend von den üblichen,

[1]) Dr. C. Truhelka, „Der vorgeschichtliche Pfahlbau im Savebette", S. 35—38.

[2]) Dr. F. Romer, Arch. Ert., 1870, S. 17—18.

keine runde, sondern eine elliptische Form vom Durchmesser 195×245 *cm* hatte. Sie war gegen Südosten zu durch einen kurzen, 52 *cm* langen und 50 *cm* breiten Gang mit einer Vorhalle verbunden. Die Vorhalle war 190 *cm* lang, 60 *cm* breit und ihre Sohle um 15 *cm* höher als die der eigentlichen Wohnhütte gelegen. Der Feuerherd dieser Wohnhütte hatte den Durchmesser von 125×170 *cm* und auf dessen gegen Südsüdosten zu gelegenem Teile befanden sich zum Teile liegend, zum Teile stehend etwa 25—30 Stück Thonpyramiden verschiedener Größe und zwischen diesen etliche zerdrückte Gefäße. — Der Hirte kocht sein Mahl entweder bei einer hellen Flamme oder aber über einem Gluthaufen, je nachdem ihm Stroh, Rohr oder aber Holz zur Verfügung steht. Zum Kochen benützt er im erstgegebenen Falle einen Kessel, im zweiten Kessel und Pfanne oder Kochtopf. Der Kessel wird beim Kochen mit der Flamme, entweder mit Hilfe eines langgestielten Dreifußes, oder aber an einem auf der Windseite in die Erde eingelassenen Holzstamm aus frischem Holze über die Flamme gebracht. Der auf der Windseite in die Erde eingerammte Holzstamm hängt in einem Winkel von etwa 45° über dem Feuer. Unter dem Kessel wird ein möglichst gleichmäßiges permanentes Feuer erhalten. Beim Gebrauche von Holz wird dies in einem Stoße hoch aufgeschichtet, angezündet und erst nach dessen Abbrennen der Kessel entweder auf dem Dreifuße zugestellt, oder aber am frischen Holzstamme aufgehängt und über die Glut gebracht. Wird aber in der Pfanne oder in dem Topfe gekocht, so kommen in unmittelbarer Nähe des Gluthaufens an dessen Windseite flache Steine oder aber, in Ermanglung dieser, Rasenziegel, die bis zu ihrer Höhe mit Glut umgeben werden. Auf diese Steine oder Rasenziegel wird die Pfanne oder der Topf gestellt und die Glut von Zeit zu Zeit unter ihm erneuert. Je nachdem die Steine oder Rasenziegel höher oder niederer sind, kann das Kochen verlangsamt oder beschleunigt werden. — Die Oberfläche der prähistorischen Feuerherde ist trotz deren Verschmierung ungleich, es mußten daher Vorkehrungen gewesen sein, die es möglich machten, auf ihnen auch in Töpfen kochen zu können. Diese Vorkehrungen waren um so notwendiger, als, wie bekannt, die meisten prähistorischen Töpfe im Verhältnisse kleine Bodenflächen besitzen, daher ohne eine Stütze kaum am Feuerherde benützt werden konnten.

Der Situs so manchen am prähistorischen Feuerherde gefundenen Topfes, so nicht minder die Benützung der flachen Steine oder von Rasenziegeln am Feuer des Hirten geben, sich ergänzend, den Aufschluß über die Anwendungsweise der Thonpyramiden am prähistorischen Feuerherde. Es ist daher ganz zweifellos, daß sie als Stützen der Kochtöpfe resp. als Unterlagen dieser auf dem Feuerherde gewesen sind. Drei oder vier im Kreise gestellte Thonpyramiden ergeben für einen Kochtopf nicht nur den gewünschten Halt, aber auch zugleich eine Unterlage, die durch näheres oder weiteres Auseinandersetzen zugleich den Zwischenraum zwischen Topf und Herdplatte ad libitum regeln konnte, um mehr oder weniger Glut unter den Kochtopf bringen zu können. Bei meinen Ausgrabungen am Velem-St. Veits-Berge hatte ich schon oft Gelegenheit, wenn die mitgebrachten Eisen-Dreifüße nicht genügten, derlei dort massenhaft vorkommende Thonpyramiden beim Kochen zu verwenden und sie als für diesen Zweck vollkommen geeignet zu finden. Doch auch beim Braten von gewissen Schwämmen sind die durchglühten Thonpyramiden besser als Steine, da sie die Wärme besser halten.

Doch nach dieser ziemlich langen Abschweifung zu meinem Thema zurückkehrend, will ich nun die zweite, vom selben Fundorte erhaltene Sendung hier mitteilen.

Diese zweite Fundpartie enthält interessantere Stücke als die der ersten, insbesondere sind es die dem Spät-La Tène angehörenden typischen Stücke, welche unser Interesse fesseln. Auch diese nur aus etlichen Stücken bestehende Partie ohne Keramikfunde weist ein Konglomerat der verschiedensten Zeitstufen auf. Die hier zur Mitteilung gelangenden Stücke sind folgende:

1. Gußform, einseitig für einen Kelt und auf der anderen Seite für einen Hammer. (Abb. 6.)

2. Schmucknadel aus Bronze. (Abb. 3*d*.) Es ist dies eine zirka 68 *mm* lange Schmucknadel der einfachsten Form, die zum Kopfe einen runden Knopf hat.

3. Schmucknadel aus Bronze. (Abb. 3*b*.) Die Nadel ist rund verbogen, zirka 100 *mm* lang, aus dünnem Draht. Der Kopf der Nadel besteht oben aus einer kleinen Platte, unter der sich am Halse der Nadel vier um dieselbe laufende Ringe befinden.

4. Bruchstück einer größeren Schmucknadel. (Abb. 3*c*.) Das 75 *mm* lange Bruchstück repräsentiert eigentlich die Kombination zweier in den Pfahlbauten vorkommenden Typen,[1]) und zwar der aus U.-Uhldingen und der in Hagnau gefundenen. Sie hat gleich der aus U.-Uhldingen oberhalb des oberen Knopfes noch einen kurzen, oben abgeschlagenen Fortsatz und am Halse einen zweiten etwas größeren Knopf, gleich der Type aus Hagnau. Der Fortsatz wie auch der zwischen den zwei Knöpfen befindliche Teil ist durch eine umlaufende Spirale verziert, ebenso der untere Knopf und die Halsfortsetzung, wo ein seicht gepunztes Spiralornament mit einem Fischgrätenornamente abwechselt.

Abb. 7.

5. Ein kleines kegelförmiges Bronzeblechanhängsel mit kleinen getriebenen Punkten verziert.

6. Bruchstück eines ornamentierten Armringes. (Abb. 7.) Das zirka 75 *mm* lange, 6 *mm* breite, 2 *mm* dicke Band ist geschmackvoll und reich durch ein gepunztes Ornament verziert.

Jedenfalls sind die nun folgenden Stücke die interessantesten Gegenstände des am Bergfuße gemachten Fundes, da sie, obgleich gering an Zahl, typisch für die nur einzeln anzutreffende Schicht des Spät-La Tène sind.

7. Ein Spiegelgriff aus Bronze, analog jenen am Mont Beuvray und in Stradonic gefundenen.[2])

8. Zwei Stücke jener kleinen Bronzen, deren Verwendung noch nicht endgültig fixiert ist und deren Analogien wir sowohl am Mont Beuvray als auch in Stradonic finden.[3])

9. Größerer Bronzeknopf, dessen Analogien gleichfalls in den Funden von Stradonic vorkommen.[4]) Auch das vor uns liegende Stück besitzt den charakteristischen Einschnitt.

10. Fibelbruchstück, vermutlich eine Lokaltype aus Eisen, dürfte gleichfalls der Mache der Spirale nach der Spät-La Tène-Stufe angehören.

11. Bruchstück einer Spät-La Tène-Fibel vom Typus, die Tischler „Vorläufer der norisch-pannonischen Flügelfibel“ benannt hat.

Die zwei noch zum Schlusse zu erwähnenden Funde sind:

---

[1]) E. v. Tröltsch, „Die Pfahlbauten des Bodenseegebietes“, Fig. 397 und 434.

[2]) Album du Mont Beuvray, Pl. L, Fig. 15. Dr. Pič, „Stradonic“, Tafel XXIII, Fig. 32.

[3]) Album du Mont Beuvray, Pl. LIII, 4 und 22. Dr. Pič, „Stradonic“, Tafel XX, 6, 17, 23 und 24.

[4]) Dr. Pič, „Stradonic“, Tafel X, Fig. 11 und 26.

12. Ein Bronzeschlüssel.

13. Ein Strigilis, die wohl schon zu Funden der römischen Ansiedlung in Velem gerechnet werden dürften.

Das an Hand der vorliegenden Funde aufzubauende Kulturbild der Fundstätte am Bergesfuße ist wegen des Umstandes, daß bereits unter ihnen Gegenstände der Hallstattzeit vorkommen, von nicht geringer Bedeutung, da sie einesteils direkt für die Ausdehnung und Wichtigkeit der Wohnstätte neue Daten geben, indirekt aber auch jene Folgerung bekräftigen, daß obwegen seiner Metallkunde Velem-St. Veit eine Ausnahmsstelle genoß, die den dort wohnenden Völkern schon in der Hallstattperiode jene Sicherheit bot, daß sie selbst außer der Umwallung größere Wohnanlagen anlegen konnten und durften.

II. Geschmiedete Fibeln aus Velem-St. Veit.

Daß auch die Bronze gleich dem Eisen durch Schmieden zu kleineren Gegenständen in der jüngeren Hallstattzeit und zum Anfange der La Tène-Zeit verarbeitet wurde, dürfte wohl nicht zu den allgemein bekannten Tatsachen gerechnet werden.

Zur Erläuterung dieser für die prähistorische Metalltechnik keinesfalls belanglosen Tatsache dient mir ein aus Velem-St. Veit stammendes Material, das zwar gering an Zahl, jedoch trotzdem zum Beweise dieser jetzt aufgeworfenen Frage genügen dürfte.

Die jüngere Hallstattzeit-Schicht der Ansiedlung am Velem-St. Veits-Berge führt als leitende Hauptfibelform die langfüßige und Glasinac- wie auch die Armbrust-

Abb. 8.

Abb. 9.

Abb. 10.

Certosa-Fibel.[1]) Eine Variante dieser letzteren, die mit dem primitiven Pferdekopfe, ist bereits entschieden am Orte eine dem Früh-La Tène zuzurechnende Type.[2]) Das zum Beweise der oben aufgeworfenen Frage zugezogene Material besteht aus Glasinac- und Pferdekopffibeln.

Die Bronze konnte infolge ihrer Eigenschaft entweder schon im Gusse eine dem Vollendungsstadium annähernde Form erhalten, die später durch weitere Bearbeitung, hier das Schmieden, in die endgültige Form überging, oder aber wurde dem Gegenstande die Form ohne vorhergehenden Guß, bloß durch das Schmieden, gegeben. Jedenfalls ist die erst erwähnte Technik als die einfachere auch wohl die ältere, die am zweiten Orte genannte mithin schwerere, die jüngere gewesen. Diese Annahme wird übrigens auch durch das uns zur Verfügung stehende Material bestätigt.

Die vor uns liegende kurze Serie von Fibeln des Glasinac-Typus veranschaulicht den Vorgang der älteren Anfertigungsweise. Das Stück in Abb. 8 ist, wie ersichtlich, eines, das die annähernde Fibelform durch Guß erhielt. An diesem Stücke sind sämtliche Teile der zukünftigen Glasinac-Fibel aufzufinden, jedoch bloß angedeutet, so

[1]) Archiv für Anthropologie. N. F. Band II, 1904, Fig. 31, 32 und 53.

[2]) l. c., Fig. 54.

die Nadel noch ohne die federnden einseitigen Windungen. Am Bügel befinden sich drei Auswüchse, die später nach der Ausarbeitung zur Aufnahme der Klapperbleche dienen werden. Der Fibelfuß ist noch ganz Rudiment und ist bloß durch einen längeren Zapfen angedeutet. Der ganze Guß wird durch Gußnähte umgeben. Ein weiteres Stück ist dem beschriebenen gleich, jedoch fehlt der zur zukünftigen Nadel auszuarbeitende Teil. In seiner weiteren Ausarbeitung finden wir diesen Fibeltypus unter Abb. 9. An der Spitze des Fußes dieses noch nicht fertigen Stückes ist noch ein Knopf zu finden, der insbesondere beim Greifen wahrzunehmen ist. Weiters sind die am Bügel sich befindenden Auswüchse noch nicht ausgearbeitet, daher noch

Abb. 11.

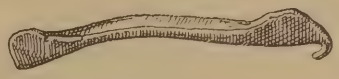


Abb. 12.

Abb. 13.

runde kleine Knöpfe. Als Schlußstück der Serie bringe ich unter Abb. 10 eine bereits fertige Fibel des Velem-St. Veiter Glasinac-Typus, die zum Unterschiede von der bosnischen zwei Windungen der federnden Nadel besitzt.

Ein kleiner Bronzebarren, der auf seiner Oberfläche Schlagmarken aufweist, jedoch nicht die geringste Ähnlichkeit mit einer Fibel besitzt, könnte allenfalls zum Ausgangspunkte der zweiten, bloß durch Schmieden erzeugten Fibeln gelten. Zu dieser zwar gewagten Annahme berechtigt bloß allenfalls jener Umstand, daß der Barren unzweifelhaft einer Schmiedeprozedur unterworfen wurde und daß seine Länge merkwürdig mit jener der Fibeln übereinstimmt.

Die eigentliche zweifellose Anfertigungsweise der durch Schmieden erzeugten Fibeln wird veranschaulicht durch die in Abb. 11 und 12 dargestellten Stücke. Das in Abb. 11 abgebildete Stück hat bereits im groben durch Schlag ausgearbeitet die zukünftige Form der Fibel. Deutlich gliedert sich das Stück zum Kopfe, Bügel und Fußteile, selbst das nach der Ausarbeitung zum Pferdekopfe benötigte Stück ist angedeutet. Das nächstfolgende Stück zeigt die Fibel in ihrer weiteren Vollendung, wobei der Kopf noch nicht perforiert, der Bügel noch gerade, der Nadelhalter nur angedeutet, doch der Pferdekopf bereits nach oben gebogen ist.

Zum Schlusse füge ich unter Fig. 13 zum Vergleiche eine bereits fertige Fibel der Variante mit dem Pferdekopfe.

Das javanische Drama *(wajang)*.

Von **Dr. Hanns Bohatta**, Wien.

Nachstehend wird der Versuch gemacht, zunächst die Nachrichten über das javanische Drama in Kürze zusammenzustellen, ohne etwas wichtiges zu übergehen, und die Technik des *Wajang* eingehend zu behandeln. Als Beispiele folgen dann ein vollständiger *Wajang* und eine Skizze, beide zum erstenmale in die deutsche Sprache übertragen, letztere zum erstenmale in eine europäische Sprache übersetzt. Herrn T. J. Bezemer, der die Übersetzung des *Pakĕm* durchzusehen die Freundlichkeit hatte, sage ich an dieser Stelle herzlichen Dank.

Einleitung

Wenn der Javane ein Familienfest zur Feier wichtiger Ereignisse, z. B. der kritischen Momente vor und nach der Geburt eines Kindes, besonders verherrlichen, wenn er eine Krankheit oder sonstiges Unglück abwehren will, so läßt er in seinem Hause ein Theaterstück *(wajang)* aufführen. Der Reiche ist natürlich nicht nur wegen der Kosten, sondern auch wegen des zur Aufführung erforderlichen Raumes in erster Linie zur Unterstützung und Pflege des Dramas berufen, das denn auch an den Höfen der Fürsten besonders kultiviert wird; aber auch der Dorfbewohner kommt nicht selten zu einem derartigen Kunstgenusse. Über ganz Java hat sich der Gebrauch der Wajangvorstellungen verbreitet oder, besser gesagt, seit Jahrhunderten hier erhalten; nur im Distrikte Salem (Residentschaft Tegal) wurden diese vor langer Zeit verboten und noch heute wird dieser Befehl geachtet.

Entstehung und Alter

Das Wajangspiel ist echt javanisch, wie seine ganze technische Einrichtung und die rein javanischen Ausdrücke für fast alle Bestandteile desselben beweisen. Nur die Stoffe sind entlehnt und größtenteils fremdes Eigentum; doch sind auch diese mit allen ihren Personen von der Tradition und der Geschichtsschreibung längst in die javanische Geschichte aufgenommen worden und werden kaum anders denn als urheimische betrachtet und gefühlt. Auf religiöser Grundlage entstanden (vgl. Hazeu [1]) und ursprünglich nur aus Gesängen und höchstens einer kurzen Rezitation zum Zwecke der Verehrung und Versöhnung der Geister bestehend, entwickelte sich frühzeitig das Drama, das infolge des treuen, abergläubischen Festhaltens an der Tradition noch heute viel von seinen primitiven Anfängen zeigt. Bereits im XII. Jahrhundert war es in Java volkstümlich, doch ist es schon vorher literarisch nachgewiesen. So zeigte Prof. Kern in den Kawistudien, S. 9, Note 2, daß bereits im *Ardjuna-Wiwâha* (aus der ersten Hälfte des XI. Jahrhunderts), sowie im *Wrtta-Sañtjaja* (aus der Mitte des XII. Jahrhunderts) der *Wajang* erwähnt werde. Hazeu ergänzt diese Nachrichten dahin, daß das Drama auf Java bereits im IX. Jahrhundert urkundlich bezeugt ist.

Adat

Einen Grundzug des javanischen Volkscharakters bildet das durch den Aberglauben hervorgerufene strenge Festhalten an der einmal eingeführten und durch die Übung sanktionierten Form alles dessen, was mit der Religion und besonders mit

[1]) Hazeu, Godard Arend Johannes. Bijdrage tot de kennis van het javaansche tooneel. Acad. Proefschr. Leiden 1897.

dem Geisterglauben zusammenhängt, der *adat*. Gerade diesem Umstande verdanken wir die Erhaltung so manches altertümlichen Gebrauches, während wir anderseits dadurch in den Stand gesetzt werden, aus dem Überlieferten um so leichter auf das Frühere zurückzuschließen und mit ziemlicher Sicherheit vermuten können, daß die Scheu vor Neuerungen auch auf diesem Gebiete viel zur Rettung des Ursprünglichen beigetragen hat. So vermögen wir denn auch mit einiger Bestimmtheit anzunehmen, daß die Veränderungen, die das javanische Drama im Laufe der Jahrhunderte erfuhr, von dem Momente der vollständigen Ausbildung an bis heute nur sehr gering waren, wie denn auch alle Neuerungen, von denen wir auf diesem Gebiete in historischer Zeit erfahren, nur Parallelschaffungen, nicht aber Veränderungen des Bestehenden betreffen. Und wenn auch der Europäer und nach seinem Beispiele auch mancher vornehme Javane eine Kleinigkeit zu ändern wagt, das Volk fühlt es sofort als eine Verletzung des *adat* und scheut sich, diesem Beispiele zu folgen. Wenn z. B. heute ein Reicher eine Vorstellung in seinem Hause gibt und dabei eine Petroleumlampe statt einer Öllampe verwendet, so ist dies eine solche Verletzung der herkömmlichen Sitte, wogegen das Herz des gemeinen Javanen innerlich protestiert, am meisten allerdings, und zwar wie wir noch hören werden, aus einem sehr eigennützigen Beweggrunde der Schauspielleiter selbst. Für die historische Forschung ist somit diese strenge Beobachtung des *adat* von größtem Werte.

Einfluß Indiens

Der Einfluß der Hindu auf Java war stets groß und bei der hohen Kultur Indiens und der Nähe der beiden Völker eine Einwirkung der ersteren unausbleiblich. Trotzdem gehen Hageman [1]) und Poensen [2]) zu weit, wenn sie auch das javanische Drama ganz auf indische Einflüsse zurückführen wollen; jener behauptet, daß der *Wajang* im XIII. Jahrhundert unter Einfluß der Hindu in Java erfunden, dieser erklärt, daß unter Hilfe und Anleitung der Inder die erste Wajangvorstellung auf der Insel gegeben worden sei. Es läßt sich nichts anderes als die Stoffe auf Indien zurückführen, die, wie bereits erwähnt, aus den indischen Sagen in die javanische älteste Geschichte aufgenommen wurden. Und so trat denn der Ansicht der genannten Gelehrten schon Brandes [3]) entgegen und leugnete eine solche Einwirkung, da das Theater der Hindu ganz anders eingerichtet ist, die Ausdrücke des *Wajang* aber und seiner Geräte echt javanisch sind. Noch eingehender hat Hazeu diese Meinung verfochten. Mit Ausnahme des Ausdruckes *tjĕmpala,* der aus dem Sanskritworte *capala* entstanden, ist in der Tat in der Dramentechnik nichts aus der indischen Sprache aufgenommen worden.

Arten des Wajang

Man unterscheidet folgende Arten des *Wajang: wajang purwa, wajang gĕdog, wajang kĕlitik* oder *kĕrutjil, wajang golek, wajang wong;* außerdem kommen noch vor: *wajang topeng, wajang beber* und *wajang madya.*

Wajang purw

1. Die erste, ursprüngliche und verbreitetste Form ist der *Wajang purwa.* Das Wort *purwa* ist aus dem Sanskrit entlehnt und bedeutet wie dort „alt" (*djaman purwa* = die Vorzeit); obwohl diese Bezeichnung ganz zutreffend und mit den aus der alten Zeit entnommenen Stoffen zu erklären ist, ist sie doch nicht die ursprüngliche, die vielmehr *wajang parwa* lautet, d. i. der *Wajang,* dessen Stoffe aus den einzelnen *parvans* des indischen Epos geschöpft sind. Der Name dieser urheimischen Form des Dramas entstand, als der indische Einfluß sich über Java ausdehnte und

[1]) Handleiding tot de geschiedenis van Java. I, 47.

[2]) De wayang. [In: Mededeelingen van wege het Nederlandsche Zendelinggenootschap, Jaarg. XVI (1872), S. 59—115, 204—222, 233—280; XVII (1873), S. 138—164]; S. 138.

[3]) Tijdschrift voor Ind. Taal-, Land- en Volkenkunde. 32, S. 124.

als eine Unterscheidung von anderen Formen notwendig wurde. Mit den fremden Stoffen wurden auch malaio-polynesische Sagen verflochten und die alte Mythologie hineinverwoben, von der noch immer einige Spuren zu finden sind, wenn auch ihr Herausschälen mangels hinreichenden Vergleichungsmateriales nur sehr schwierig ist.

Der *Wajang purwa* ist das eigentliche javanische Schattenspiel, bei dem der Schatten ausgeschnittener Lederfiguren auf eine weiße Leinwand projektiert wird. Die nähere Beschreibung der einzelnen Teile des Dramas im allgemeinen wie des Theaters im besonderen wird unten folgen; jetzt soll nur eine kurze Charakteristik der verschiedenen Arten gegeben werden.

Wajang gĕdog 2. *Wajang gĕdog (gĕdog* ist ein Kawiwort und bedeutet „Pferd"); seine Stoffe sind die Erzählungen des *Pañdji*-Zyklus und behandeln die Liebe und die Lebensschicksale des javanischen Prinzen *Pañdji,* in dessen Beiwörtern ein Bestandteil fast immer „Pferd" bezeichnet. Der Name des *Wajang* ist also auch hier von dem Inhalte entlehnt.

Wajang kĕlitik 3. *Wajang kĕlitik* = der „kleine" *Wajang;* hier werden nicht die projektierten, also größeren Schatten, sondern die Figuren selbst den Zuschauern gezeigt, die natürlich kleiner sind als jene.[1])

Hier möge eine Legende Platz finden, welche über die Entstehung dieses *Wajang* in Kĕdiri erzählt und von Poensen[2]) überliefert wird:

„Es war einmal ein Ehepaar, das am Ufer eines Flusses wohnte. Eines Tages ging die Frau zwischen sieben und acht Uhr morgens zum Flusse, um den Reis zu waschen. Während sie damit beschäftigt war, trieb ein Baumstamm stromabwärts gegen sie zu. Dreimal stieß sie den Baum von sich und dem Ufer gegen die Mitte zu, aber immer wieder trieb ihn die Strömung ans Ufer. Da wurde die Frau ungeduldig, faßte den Baum und zog ihn ans Land, nahm ihren Reis und ging nach Hause. In der Nacht darauf träumte ihr, daß jemand weine und flehe, aus der Wohnung gelassen zu werden, da er es im Baume nicht länger aushalten könne; seinem Befreier gelobe er, zu folgen und für ihn zu arbeiten. Die Frau erwachte und erzählte ihren Traum den Gatten. Nun begaben sich beide zu dem Baume, der noch an derselben Stelle lag. Die Frau erkannte ihn als denselben, den sie ans Land gezogen hatte und sie nahm ihn mit nach Hause. Hier spaltete ihn der Mann und fand darin ein Puppe, welche den *Pañdji* im Alter vorstellte (die *Pañdji*-Figur kommt auch als Jüngling vor). Sie nahmen die Puppe heraus und brachten sie in das Haus. Vor dem Hause standen zwei Kelorbäume,[3]) auf denen quer eine Bambusstange lag, worauf die beiden ihre Kleider zu trocknen pflegten. Gegen Morgen träumte der Frau wieder, daß unter einem dieser Kelorbäume eine Frau saß, die laut weinte, weil sie ihren Mann suche, den sie schon lange nicht gesehen habe. Da sprach die Frau in ihrem Traume zu der Weinenden: „Ich wüßte nicht, daß ich deinen Mann in meinem Hause habe; aber *Kjahi Gandrung,* ja, der ist hier. Die Klagende antwortete: „Ja, der ist es, den ich suche. Wenn er hier ist, dann bitte ich dich, mir aus diesem Baume zu helfen und mich mit meinem Gatten zu vereinigen; ich will gleich ihm dir folgen." Die Frau erwachte aus ihrem Traume und erzählte ihrem Manne davon, dieser aber ging hinaus und hieb ein Stück aus dem Stamme des Kelorbaumes. Da sah er darin eine schöne Puppe des *Wajang kĕlitik,* die eine Frau darstellte. Er nahm sie heraus und brachte sie ins Wohnhaus, wo er sie zur anderen Puppe, *Kjahi Gandrung,* auf die Bank legte und ein Rauchopfer anzündete.

[1]) Vgl. Juynboll, Int. Arch. f. Ethnogr. XIII.
[2]) a. a. O. S. 139 ff.
[3]) *Moringa Pterygosperma Gaertn.*

Seit dieser Zeit heißt die erste Puppe *Kjahi Gandrung* und die zweite *Njahi Gandrung*. Für beide wurde eine Kiste, *kotak,* gemacht und dann alle Puppen, die zum *Wajang kĕlitik* gehören, hineingelegt. Die Kiste ging immer vom Vater auf den Sohn über, bis sie in den Besitz des *Dalang*[1]) kam, der in *Pagung*[2]) wohnte. Seit Menschengedenken sind beide Puppen in derselben Familie geblieben und viele Einwohner pilgern hin, um ein Gelübde zu erfüllen, etwas zu erbitten oder zum Zwecke der Erfüllung eines besonderen Wunsches zu opfern. Sie gehen dann zu dem Hause dieses *Dalang* und sagen ihm, in welcher Absicht sie gekommen; darauf bringt er beide Puppen zum Vorscheine, stellt sie auf den *balé-balé*[3]) und läßt ihnen die Opfergaben vorsetzen. Diese Puppen verändern sich nicht und werden nicht alt. Und will jemand eine besondere Wajangvorstellung geben, dann gelobt er den *Dalang* aus dem Dorfe *Pagung* zu bitten, daß er einen *Wajang kĕlitik* spiele und die Kiste mitbringe, in der sich *Kjahi* und *Njahi Gandrung* befinden."

Die Stoffe des *Wajang kĕlitik* sind — wenigstens in historischer Zeit und heute noch — dem *Damar Wulan*-Zyklus entnommen.

Wajang golek

4. Beim *Wajang golek,* dem „Puppen"-Schauspiel, treten runde Puppen auf; dem Worte *golek* liegt der Begriff „rund" zugrunde. Die Puppen sind aus Holz und werden angekleidet. Der *Amir-Hamjah*-Zyklus liefert den Inhalt der Stücke.

Wajang wong

5. Der *Wajang wong* ist der von Menschen *(wong)* dargestellte *Wajang*. Er ist jüngeren Ursprunges, wurde um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts unter *Mangku Nĕgara I.* zum ersten Male aufgeführt[4]) und hat sich, von dem Volke als eine Verletzung des *adat* betrachtet, an den Höfen der „Vorstenlanden" erhalten. Er ist eine künstlich eingeführte, sichtlich von Europa beeinflußte Form des Dramas, die aber noch nicht populär geworden ist. Seine Stoffe sind die des *Wajang purwa,* dessen Form auch beibehalten wurde.

Die in Westjava, besonders in Batavia vorkommenden *Wajang wong,* die mit dem eben beschriebenen nichts gemeinsam haben, sind Straßenvorstellungen von maskierten Personen und gehören vielmehr zu

Wajang topeng

6. *Wajang topeng* oder Maskenspiel. Es ist sehr alt und hat nach einer einheimischen Nachricht bereits um 1000 n. Chr. existiert. Männer und Frauen treten hier mit Masken vor dem Gesichte auf und sind mit bestimmter Kleidung angetan, um gewisse Personen vorzustellen. An der Innenseite der Maske ist in Mundhöhe ein Holzstück befestigt, das zwischen die Zähne genommen wird, um die Maske fest an das Gesicht zu drücken. Das Maskenspiel ist malaio-polynesischen Ursprunges und hat sich in seiner einfachsten Form in den Sundaländern erhalten, in Mittel- und Ostjava jedoch zum regelmäßigen *Wajang* ausgebildet.[5])

Man unterscheidet zwei Arten: *a)* die gewöhnlichen Straßenvorstellungen des *Topeng babakan* oder *Topeng barangan,* bei denen nicht selten europäische Beamte oder Chinesen dargestellt, Stoffe des täglichen Lebens berührt und *pantuns* gesungen werden, also mehr oder weniger regellose Possenspiele; *b)* die geregelte *Topeng*-Vorstellung oder *Topeng dalang,* wo Stücke aus dem *Pañdji*-Zyklus zur Darstellung gelangen, unter genauer Nachahmung der Puppenspiele, denen Kleidung und Schmuck der auftretenden Personen, Farbe und Form der Masken nachgebildet sind.

---

[1]) Schauspielleiter; s. u.
[2]) In der Regentschaft Kĕdiri.
[3]) Empfangssaal.
[4]) Vgl. Winter in den Samenspr. I, S. 156.
[5]) Vgl. Juynboll, Int. Arch. f. Ethnogr., XIV.

Außerdem werden noch *Barongan* oder Tiermasken erwähnt, mit denen die Schauspieler in den *Topeng barongan* Elephanten, Tiger, Wildschweine, Vögel und andere Tiere vorstellten. Auch der Gebrauch dieser Masken ist malaio-polynesisch und heute, wenn auch nicht mehr bei regelmäßigen Vorstellungen, so doch bei Brautumzügen, noch anzutreffen.

Wajang beber

7. Der *Wajang beber* ist sehr frühen Ursprunges, heutzutage aber nur mehr selten, höchstens auf Märkten als Volksbelustigung in Übung und charakterisiert sich dadurch, daß statt der Schatten der Puppen oder der Puppen selbst auf Papierrollen gezeichnete Bilder vorgezeigt werden. Seine Stoffe sind dem Kreise des *Wajang purwa* und *Wajang gĕdog* entlehnt. Er ist echt javanisch und sehr alt; wenn auch nicht, wie Serrurier[1]) behauptet, älter als der *Wajang purwa,* und man Hazeu[2]) zustimmen muß, daß eine Entwicklung des *Wajang purwa* aus dem *Wajang beber,* der ausgeschnittenen Puppen und ihrer Schatten aus den aufgezeichneten nicht leicht anzunehmen, daß vielmehr das beim *Wajang beber* beobachtete Verfahren als eine spätere Vereinfachung zu betrachten ist, die vielleicht auch mit Rücksicht auf die hohen Kosten der Herstellung vorgenommen wurde.

Wajang madya

8. Der *Wajang madya.* Er ist eine Erfindung der jüngsten Zeit, des *Pangeran Adipati Arja Mangku Nĕgara IV.,* der, wie aus seiner Zuschrift an die Batavische Gesellschaft für Künste und Wissenschaften hervorgeht, die Absicht hatte, die ganze einheimische Geschichte bis zur Einführung des Islams (vom Jahre 1—1353) in einer Reihe von aufeinanderfolgenden und innerlich zusammenhängenden Stücken dem Volke dramatisch vorzuführen. Der *Wajang madya* ist somit eine künstliche Schöpfung zu didaktischen Zwecken und gehört nicht mehr zu den volksmäßigen Dramen.

Einzelne Teile des *Wajang*

Wir gehen nunmehr zur Beschreibung des *Wajang* über und wollen die ursprüngliche und verbreitetste Form des *Wajang purwa* zur Grundlage nehmen. Was bei den übrigen Arten davon abweicht, wird, soweit dies nicht bereits geschehen ist, dabei erwähnt werden.

Dalang; Tjantri; Taledek

Die Hauptperson im *Wajang* ist der *Dalang,* der Schauspielleiter oder Schauspieldirektor. Er richtet die Vorstellung genau nach der Vorschrift ein, er hält und dirigiert die Puppen, er rezitiert und trägt die Stücke mit ihren Dialogen, Kämpfen und Gesängen vor, er leitet das Orchester, kurz, er allein ist der Mann, dem die zahlreichen Zuschauer von halb acht Uhr abends bis sechs Uhr früh in allen Bewegungen und Worten mit großer Spannung folgen.

Er ist allein oder hat höchstens einen *Tjantrik,* einen Lehrling bei sich, der von seiner Kunst profitieren will und sich zu gleichem Berufe ausbildet. Nur bei Vorstellungen am Hofe und bei Großen wird eine Tänzerin und Sängerin, *Taledek,* ein öffentliches Mädchen, von einem *Grĕma* oder Bordellhälter gemietet, damit sie die Gesangpartien übernehme und die Gäste auch sonst unterhalte.

Der *Dalang* steht in hoher Achtung, denn er gilt als der Träger der geheiligten Tradition, die er durch mündliche Überlieferung sich angeeignet hat. Der *Ugĕr pĕdalangan,* die Verordnung für den *Dalang,* fordert von ihm, wie Hazeu[3]) ausführt, genaue Unterscheidung in den Stimmlagen der vorgeführten Personen, flotte Führung des Dialogs, der nicht langatmig werden darf, die Fähigkeit, Mitgefühl für die Personen des Dramas zu erwecken, die Dialoge unverkürzt vorzutragen, durch Witz die Zuhörer zu unterhalten und zum Lachen zu bringen, die Puppen richtig zu führen,

[1]) De Wajang Poerwa, eene ethnologische studie, voor Dr. L. Serrurier. Leiden, Brill, 1896. S. 237ff.
[2]) a. a. O. S. 71.
[3]) a. a. O. S. 116ff.

Übung im Halten einer Lobrede zu Ehren eines Reiches oder der Residenz, Verständnis der Kawiworte des *Dasanama,* die zur Erklärung von Beinamen der zu Beginn auftretenden Fürsten gebraucht werden, Kenntnis der Hofsprache und Unterscheidung der Sprache der übrigen auftretenden Personen, Kenntnis der Schriften, aus denen er Einlagsstücke, Rezitative, entnehmen kann, genaues Auseinanderhalten der einzelnen Figuren und richtige Anwendung derselben, endlich Geübtheit in Gesang und Metrik. Dagegen ist ihm verboten, den Verlauf der Handlung selbständig zu verändern, für ein Stück besondere Vorliebe zu haben oder doch merken zu lassen, während der Vorstellung sich außerhalb des Schirmes zu zeigen oder etwas zu sagen, was nicht mit dem Stücke zusammenhängt, Anspielungen auf eine lebende oder gar anwesende Person zu machen, unkeusche Witze einzuflechten oder die Vorstellung über die vorgeschriebene, bereits oben angegebene Zeitgrenze auszudehnen.

Jeder *Dalang,* der bei Hofe auftreten will, muß sich genau an diese Bestimmungen halten; im Dorfe ist er natürlich freier, doch sind die vom Stücke selbst und dem Gebrauche an ihn gestellten Anforderungen noch immer sehr groß und langjährige Übung, ein gutes Gedächtnis, hohes Interesse für die Sagen und vor allem eine gute Lunge sind die Grundbedingungen, ohne die der schwere Beruf eines *Dalang* nicht ausgeübt werden kann.

Ort der Aufführung

Er wird für eine Nacht gemietet und kommt mit seinem ganzen Gerät, um seine Kunst zu zeigen, und läßt sich den Platz anweisen, wo das Spiel stattfinden soll. Beim Sultan oder den übrigen Vornehmen ist bald der passende Raum gefunden, nicht so im Dorfe. Hier gibt es außer der Kirche und höchstens noch der Schule kein öffentliches Gebäude und der *Dalang* muß sich den Verhältnissen anpassen. Sein Schauplatz ist in der Regel der Raum zwischen dem *Pĕndapa* und dem Wohnhause, das sogenannte *Pĕringgitan,*[1]) d. i. der Ort, wo der *Ringgit* (Kramaform zu *Wajang*) aufgeführt wird. Ist das Dorf sehr arm und kein Haus mit einem *Pĕringgitan* aufzutreiben, so wählt der *Dalang* die Vorderseite des *Pĕndapa* oder es wird rasch ein fliegendes Theater errichtet, ein Dach, das, an das Haus angebaut, die Form des *Pĕringgitan* nachahmt.

Hier nimmt der *Dalang* bei der Vorstellung in der Regel derart Platz, daß sein Gesicht gegen das Wohnhaus gerichtet ist, während andere *Dalangs* wieder ihr Gesicht dem Westen zukehren.

Kĕlir; panggung; larapan

Sobald der Platz gewählt und vom *Dalang* für passend befunden worden ist, macht er sich daran, seine Bühne zu errichten, und zwar zunächst den *Kĕlir* aufzuspannen, den weißen Schirm, auf den die Schatten der Figuren geworfen werden sollen. Der *Kĕlir* ist mannshoch und ungefähr 30 Fuß breit, von weißer, gebleichter, einheimischer Leinwand, mit einem roten, oft auch um diesen noch mit einem blauen Rande *(plipid);* in der Mitte unter dem oberen Rande ist ein roter Halbmond gezeichnet, dessen Figur mitunter einige Sternchen abschließen.

Beim *Wajang purwa* wird er vom *Dalang* mitgebracht, beim *Wajang kĕlitik,* wo er *Kĕlir dadagan* heißt, vom Festgeber beigestellt, der dazu, da hier die Figuren selbst in dem in der Mitte ausgeschnittenen Loche gezeigt werden, irgend ein Stück Tuch verwenden kann.

---

[1]) *Pĕndapa* ist ein öffentlicher Empfangssaal mit einem in der Mitte spitz zulaufenden Dache, das auf Säulen ruht. Hinter diesem steht der *Kampung,* ein Gebäude, das schon zum eigentlichen Wohnhause gehört und gewöhnlich als Gastzimmer dient; der zwischen beiden liegende Raum heißt *pĕringgitan.* Vgl. L. Th. Mayer, Een blik in het javaansche volksleven. Leiden 1897. I, S. 49ff.

Der *Kĕlir* wird an einem Rahmen, *Panggung,* aufgespannt, der aus folgenden Teilen besteht:

Den unteren, auf der Erde liegenden Teil, *Larapan,* bilden zwei Pisangbalken, von denen der untere kürzer, der obere länger ist und zugleich etwas zurücksteht; an jenem wird der untere Rand des *Kĕlir* mit Häkchen von Eisen oder Kupfer angehakt, in den oberen Balken werden die Stäbchen der Puppen gesteckt.

Die linke und rechte Längsseite des Rahmens formen zwei senkrecht stehende Pinangstämme, die obere Längsseite ein Bambusstab. Hier wird der *Kĕlir* mit Lederriemen oder metallenen Ringen befestigt, bis er vollkommen glatt gespannt ist.

Der ganze Rahmen ruht auf Fußstücken, *Djrodjog,* die mit dem *Larapan* nicht verbunden sind, sondern lose darunter gelegt werden.

Beim *Wajang kĕlitik* besteht der *Larapan* aus zwei Latten von Djatiholz,[1]) in deren obere auch hier die Figuren gesteckt werden; doch sind wegen der Härte des Holzes Löcher dafür vorgebohrt. Der *Djrodjog* ist gleichfalls aus Djatiholz und mit dem *Larapan* fest verbunden.

Knapp vor dem so aufgespannten *Kĕlir,* mit dem Gesicht, wie wir gehört haben, meist gegen das Haus gekehrt, sitzt der *Dalang* während der Vorstellung. Doch vorläufig sind wir noch nicht soweit.

Lampe

Erst muß die Lampe, *Bleñtjong,* gefüllt, angezündet und aufgehängt werden, die, hinter dem *Dalang* befindlich, das Licht auf die Figuren und deren Schatten auf den *Kĕlir* werfen soll. Die Lampe ist aus Kupfer, Eisen oder Ton, in ihrem Schnabel steckt der Docht, der mit Öl gespeist wird. Wenn statt des vorgeschriebenen Öles Petroleum zur Beleuchtung verwendet wird, so empfindet das Volk dies als Vergehen gegen den *adat,* am meisten der *Dalang,* der noch aus einem besonderen Grunde, soweit er dies wagen darf, auf der Einhaltung der alten Sitte besteht; da nämlich nach dem Herkommen alles Öl, das am Morgen nach Schluß der Vorstellung noch in der Lampe ist, in sein Eigentum übergeht und von ihm mitgenommen werden darf, zieht er natürlich das in der Küche sehr verwendbare Öl dem für ihn wertlosen Petroleum weit vor.

Opferschalen

In der Nähe seines Platzes stellt der *Dalang* zwei Schalen auf, in deren eine, die kleinere, *Padupan,* er Räucherwerk legt, um es vor Beginn der Vorstellung anzuzünden. In die zweite, *Bokor,* legt der Festgeber allerhand Speiseopfer, und zwar eine Kokosnuß, Reis, Zucker, Pisang, Betel zum Kauen, einheimisches Garn, Opium u. dgl.; diese Gegenstände bilden das *Sajen,* das Speiseopfer, das während der Vorstellung den Geistern dargebracht wird, nach derselben aber seine Kraft verloren hat und (beim *Wajang purwa* und *Wajang gĕdog* vom Musikanten, der das *Gĕnder* spielt, beim *Wajang kĕlitik* vom *Dalang)* mitgenommen wird.

Kiste

Zu seiner Linken stellt er eine längliche Kiste, *Kotak,* so auf, daß die offene Längsseite ihm zugekehrt ist; der Deckel ist lose — beim *Wajang kĕlitik* ist er ein Schubdeckel und mit einem Schlosse versperrbar —. Sie enthält zwei ungleiche Fächer, von denen das größere die Puppen, das kleinere die übrigen Gerätschaften aufnimmt.

An der dem *Dalang* zugekehrten Längsseite hängen zwei bis drei hölzerne oder metallene Plättchen an einem Ringe so, daß er sie während des Spieles mit seinem rechten Fuße erreichen und durch Daraufschlagen Lärm erregen kann, wenn er seine Kampfschilderungen illustrieren will.

---

[1]) *Tectona grandis Lf.*

Puppen

Der Kiste entnimmt er die Puppen, die in Form und Erfindung echt javanisch sind, wie auch die Industrie, die sich damit beschäftigt, eine speziell javanische ist. Sie sind Nachbildungen der Schatten und Geister, nicht der Menschen, wodurch sich auch ihre absonderliche Form erklärt. Aus Büffelleder ausgeschnitten, zeigen sie in der Regel Bemalung, mitunter auch Vergoldung. Der Kopf ist spitz zulaufend und hat etwas Vogelartiges; die Augen sind groß und länglich schmal, der Hals lang und dünn, oft auch gebogen; die Hände sind ungewöhnlich lang und gleich den Füßen in den Gelenken beweglich und hier mit Garn oder Federn, bei besonders kostbaren Wajanggarnituren, wie z. B. der *Susuhunnan* von *Surakarta* eine besitzt, mit Federn aus echtem Golde zusammengehalten. Der Kopfschmuck deutet den Rang des Helden an.

Von jeder Handfläche, von jedem Fuße und von der Mitte des Leibes weg geht je ein Stab von Horn oder Bambus aus *(Tuding, Tjĕmpurit)*, mit denen die Figuren selbst und ihre Bewegungen gelenkt werden. Der mittlere Stock, *Tjĕmpurit,* wird in den *Larapan* gesteckt, wenn die Figur in Ruhe ist.

Clowns

Ständige Figuren sind die Diener *Sĕmar, Petruk* und *Nala Gareng,* welche die Rolle von Clowns auszuführen haben und deren scherzhafte Reden ursprünglich wohl selbständige Teile gebildet haben, dann aber in das regelmäßige Drama aufgenommen wurden und zur Erheiterung der Zuschauer dienen sollen. Hier kann der *Dalang* seinen Mutterwitz leuchten lassen.

Gunungan

Vor Beginn der Vorstellung werden die Puppen in den *Larapan* gesteckt, gegen den *Kĕlir* angelehnt, und zwar nach der Größe angeordnet. In der Mitte steckt der *Gunungan,* eine federförmige Figur aus Leder, in der Bäume, Blumen und allerhand Tiere usw. ausgeschnitten sind, so daß sie ungefähr einen Wald oder Berg darstellt. Beim *Wajang kĕlitik* ist sie fächerförmig; hier sind an einem festen Kerne Pfauenfedern rundherum angesteckt.

Dirigentenstab

Der *Dalang* ist aber auch, wie wir bereits erwähnt haben, der Dirigent des hinter ihm sitzenden Orchesters. Er bedient sich dabei eines Stabes aus Horn oder Holz, *Tjĕmpala,* mit dem er durch Schläge auf die Kiste das Zeichen zum Beginn und Aufhören, zu einem Accelerando oder Ritardando gibt.

Musik

Über die javanische Musik ausführlich zu handeln, liegt außerhalb des Rahmens dieser Zeilen. S. J. Groneman[1]) hat nebst anderen holländischen Gelehrten diesen Gegenstand eingehend behandelt und der Verfasser dieses Aufsatzes die einschlägigen Forschungen der Holländer in einer früheren kleinen Arbeit[2]) den deutschen Lesern bereits näher gebracht. Es genügen daher einige kurze Bemerkungen.

Das Orchester, *Gamĕlan,* das je nach seiner verschiedenen Verwendung auch verschieden zusammengesetzt ist und jedesmal eine besondere Bezeichnung führt, besteht in seinen Hauptteilen aus dem *Rĕbab,* einem Saiteninstrumente mit langem Hals und kurzem Fuß und einer mit Fell überzogenen Schale als Resonanzboden, das mit einem kurzen Bogen gestrichen wird; dem *Bonang,* dessen metallene, schalenförmige Becken mit einem Klöppel geschlagen werden; dem *Saron,* bei dem die Schalen nur leicht gewölbt sind; dem *Gambang* und *Gĕnder,* bei denen Klangstäbe durch Berührung mit Hämmerchen den Ton erzeugen; dem *Gong* oder Metallbecken usw.

Die Musik greift in die Darstellung ein; sie eröffnet das Stück, begleitet den *Dalang* bei seinen Gesängen und begrüßt die auftretenden Helden, wodurch sozusagen der Szenenwechsel markiert wird.

[1]) De Gamĕlan te Jogjakarta. Amsterdam 1890.

[2]) Musik- und Theaterzeitung, XII, 11/12 und 13/14.

Zuschauer

Von den Zuschauern, die sich ein paar Stunden vor dem Beginne der Vorstellung einzufinden pflegen, sitzen die Frauen an der Seite des Hauses, also vor dem *Kĕlir,* der Festgeber und die Männer dagegen auf der anderen Seite des *Kĕlir* hinter dem *Dalang* und sehen somit nicht nur die Schatten, sondern auch die Figuren selbst, während den Frauen nur die Schatten sichtbar werden.

Die Vorstellung

Nun beginnt die Vorstellung. Nachdem die Musik die Einleitung gespielt hat, tritt der *Tjantrik,* wenn der *Dalang* einen solchen mitgebracht hat, auf und versucht seine Kunst in einer kurzen Szene, die in der Regel mit dem Stücke des *Dalang* nicht zusammenhängt und nur als eine Art Vorspiel betrachtet wird, um zu dem eigentlichen Festspiele vorzubereiten. Darauf wird das Rauchopfer angezündet und der *Dalang* beginnt seinen Vortrag.

Lakon; pakĕm

Das Stück in der Form, wie der *Dalang* es vorträgt, heißt *Lakon (Lampahhan),* „Vorgang, Handlung", in der gekürzten Form, wie er es zu Hause rasch nachlesen kann oder zur Unterstützung seines Gedächtnisses bei der Vorstellung vor sich liegen hat, *Pakĕm* oder Skizze. Die weiter unten folgende gekürzte Wiedergabe eines *Lakon* und die wörtliche Übersetzung eines *Pakĕm* werden über die Unterschiede und Eigentümlichkeiten beider genügend orientieren.

Man unterscheidet drei Arten von *Lakons:* den *Lakon djĕdjĕr,* das der offiziellen Tradition folgende Theaterstück, den *Lakon tjarangan,* das von dieser abweichende, durch die Phantasie beeinflußte Drama, und den *Lakon sĕmpalan,* der aus mehreren Stücken zusammengesetzte *Lakon,* und zwei Arten von *Pakĕms,* je nachdem sie mehr oder weniger ausführlich sind, den *Pakĕm balungan,* der nur den Rahmen wiedergibt, und den *Pakĕm gañtjaran,* der mehr auf Einzelheiten eingeht.

Teile des Dramas

Teile des Dramas sind: *Djanturran, Rĕnggan, Suluk, Ada-ada, Potjapan, Pĕnantang, Pasumbar, Prĕmesan* und *Banjolan.*

Im *Djanturran* erzählt der *Dalang* unter leiser Musikbegleitung, orientiert über die auftretenden Personen usw.

Rĕnggan heißt das Lob, das er einer Person oder einem Orte spendet; hier schweigt die Musik.

Die *Suluks* sind Rezitative aus alten javanischen Gedichten im ursprünglichen Versmaße; sie werden vom *Dalang* gesungen, obwohl er ihren Inhalt nur selten versteht.

Unter den *Suluks* ist der häufigste der *Ada-ada,* die Anspielung auf das Erscheinen einer bestimmten Person; er führt vornehme Personen ein und verherrlicht wichtige Ereignisse und Taten.

Potjapan ist der Dialog, der auf der Bühne von den Auftretenden geführt wird, *Pĕnantang* die Herausforderung zum Zweikampfe zwischen einem Fürsten und einem Riesen oder *buta, Pasumbar* die höhnende Sprache des Siegers zu dem Unterliegenden, *Prĕmesan* die Sprache der Verliebten, *Banjolan* die Scherzszenen, die von den *Panakawans* (Gefolge) *Sĕmar, Petruk* und *Nala Gareng* fast ausschließlich beherrscht werden.

Ein ähnlicher Terminus ist auch *Kotjaping pagĕdongan,* das, was hinter dem Schirme gesagt wird, wenn über eine Person und ihre Taten gesprochen wird, ohne daß diese selbst auf der Szene erscheint.

Ist der *Dalang* in den ersten vier streng an die Überlieferung gebunden, so hält er sich in den übrigen Teilen durch Einlagen und Improvisationen schadlos, am meisten in den *Banjolan* und den Zwiegefechten *(Prang),* von denen man wieder mehrere Arten auseinanderhält: *Prang gagalan,* bei dem keiner getötet wird, *Prang kĕmbang,* wenn einer der Gegner den Tod findet, *Prang sampak,* das allgemeine Gefecht am Ende eines Stückes.

Schattenspiele anderer Völker

Von Java aus wanderte das Schattenspiel auch weiter nach Bali, Sumatra und Borneo, wo es mit ziemlicher Sicherheit auf javanischen Ursprung zurückgeführt werden kann. Das chinesische und türkische Schattenspiel sind beide ganz anders eingerichtet und stehen mit dem javanischen nicht in Zusammenhang, zum mindesten hat das javanische von ihnen nichts entlehnt, da es nicht nur nach der Überlieferung altheimisch, sondern auch in seinen Terminis autochthon ist. Was endlich das siamesische Schattenspiel betrifft, so hält Hazeu eine Beeinflussung dieses durch das javanische für nicht unwahrscheinlich; das Wort *lakhon,* das echt javanisch ist, bedeutet auch im Siamesischen „Theaterstück, Komödie". Es würde dann diese Beeinflussung mit Wahrscheinlichkeit auf die Periode des Reiches von *Madjapahit,* das seine Herrschaft unter *Sang Njang Wĕkasing Suka* (1351[?]—1389) bis nach Malaka ausdehnte, zurückzuführen sein.

Religiöse Grundlage

Jedenfalls hat der genannte Gelehrte den Beweis geliefert, daß wir es hier mit einer einheimischen und ursprünglichen Form des Dramas zu tun haben, die, wie zahlreiche noch heute erhaltene Spuren zeigen (das Rauch- und Speiseopfer vor der Vorstellung, das Spielen bei Nacht, die Aufführung der Stücke bei besonderen Gelegenheiten, oft auch infolge eines Gelöbnisses, das Festhalten an dem *Adat* usw.), auf religiöser Grundlage beruht und selbst einen Teil des Gottes- resp. Geisterdienstes bildete und zum Teile noch heute bildet.

Lakon Abijasa

Wir gehen nunmehr zur auszugsweisen Wiedergabe des *Lakon Abijasa* über, den H. C. Humme[1]) herausgegeben und wozu A. C. Vreede[2]) eingehende Bemerkungen veröffentlicht hat.

Was die javanische Fassung der dem *Lakon* zugrunde liegenden und dem *Mahâbhârata* entnommenen Erzählung betrifft, so soll einiges, was dabei als bekannt vorausgesetzt wird, hier hervorgehoben werden. Wir erfahren in den *Lakons,* besonders aber im *Lakon Palasara,*[3]) daß *Durgandini,* die Prinzessin von *Wirata,* eine wunderschöne Frau war, aber einen üblen Geruch um sich verbreitete. Sie wurde deshalb von ihrem Vater aus der Stadt entfernt und von *Palasara,* der ihr einst begegnete, von dem Übel befreit. Sie gebar ihm einen Sohn *Abijasa,* der sogleich als erwachsener Mann zur Welt kam und die Mutter verließ; er hatte infolgedessen nie Muttermilch getrunken. *Palasara* gründete *Astina,* übergab seine Gemahlin der Obhut ihres Bruders *Mangsja Pati* und zog sich ins Gebirge zurück, wo er als Klausner lebte (in unserem Stücke ist er tot und im Himmel). Die Herrschaft über *Astina* erhielt *Mangsja Pati,* der seine Schwester an *Sĕntanu Dewa* verheiratete und diesem die Verwaltung des Reiches für *Abijasa* anvertraute.

Auftretende Personen und ihre Namen

In unserem *Lakon* treten auf:

Die Götter: *Wĕnang; Guru* oder *Djagat Nata* oder *Giri Nata,* auch *Tjaturbodja, Nila Konta* oder *Ulun* genannt; *Wisnu; Brama; Siwa; Endra; Narada, Kaneka Putra* oder *Perod; Njamadipati,* der Gott der Unterwelt *Yama.* Ferner:

Sĕntanu Dewa (Śantanu), der Fürst von *Talkonda* und Regent in *Astina (Hastinâpura),*

Durgandini (durgandhinî), seine Gemahlin und Witwe des *Palasara (Parâśara);* sie ist *Satyavatî,* deren Namen nach ihrer Krankheit in „die Übelriechende" ver-

[1]) Abiâsâ, een Javaansch tooneelstuk (Wajang) met eene Hollandsche vertaling en toelichtende nota. 's Gravenhage 1878.

[2]) De vertaling der Abiâsâ door den heer H. C. Humme. 1884.

[3]) De wajangverhalen van Pâlâ-Sârâ, Pandoe en Raden Pandji, in het javaansch, met aanteekeningen door T. Roorda. 's Gravenhage 1869.

ändert wurde. Im *Lakon Palasara* heißt sie nach ihrer Heilung *Ambu Sari,* Blumenduft, wie im Indischen *Gandhavatî, Yojanagandhâ* oder *Gandhakâlî.*

Abijasa (Vjâsa), ihr Sohn aus erster Ehe.

Dewa Brata (Devavrata) und *Asta Brata,* Söhne des *Sĕntanu Dewa.*

Mangsja Pati oder *Durgandana,* Fürst von *Wirata,* Bruder der *Durgandini,* nach deren Name der seinige gebildet ist; die Namensform *Mangsja Pati* ist aus *Matsyapati* umgebildet.

Arya Seta (Śveta), sein Sohn.

Endra Nata, Fürst von *Tasik Madu,* im *Lakon Dewa Brata Dusdana,* im *Lakon Wahmuka* und *Arimuka Kasendra* genannt.

Ambalika und *Ambaliki* (im Indischen *Ambikâ* und *Ambalikâ*), seine Töchter.

Wendandini und *Nurwenda,* Diener des *Sĕntanu Dewa.*

Sĕmar, Nala Gareng und *Petruk,* Diener des *Abijasa.*

Naga Wasesa, Vezier des *Endra Nata.*

Awahmuka und *Arimuka,* zwei Dämonen.

Dies ist der *Lampahan Abijasa.* Was ist das für ein Reich? Es ist *purwa-eka-adi-dasa,* d. i. sehr alt und wiegt (an Glanz) zehn andere auf. Von all den vielen Ländern, die *Jang Giri Nata* geschaffen hat, über denen der Himmel sich wölbt und die von der Erde getragen werden, ist keines dem von *Astina* gleich. Auch sagt man, daß es sich weithin erstreckt und hoch gelegen, fruchtbar und wasserreich ist. Alles, was gepflanzt wird, gedeiht, und billig ist Kleidung und Nahrung. Es heißt *Pasirwukir,* d. i. Meer und Berg; denn der *Alun-alun*[1]) erstreckt sich bis an das Meer und der Palast reicht bis an die Berge.

Schweigen wir davon. Wer ist der Fürst von *Astina?* Wie heißt er? Er heißt *Bĕgawan Sĕntanu Dewa.*

(Sĕntanu Dewa, Durgandini und *Dewa Brata.)*

Sĕntanu Dewa: Fürstin, es ist jetzt mein Wunsch, das Reich von *Astina* nicht dem *Abijasa,* sondern unserem Sohne *Asta Brata* zu übergeben.

Durgandini: Ich füge mich dem Wunsche Euerer Majestät. Aber ich möchte, obwohl ich nur ein Weib bin, doch raten, es dem *Abijasa* zu übergeben. Denkt Ihr nicht an den Befehl, den *Jang Djagat Nata* und *Jang Kaneka Putra* in Gegenwart der dreißig Götter und Eueres jüngeren Bruders, des Fürsten von *Wirata,* erteilten, der ebenfalls (als Zeuge) anwesend war?

Sĕntanu Dewa: Ich trotze dem Zorne des *Tjaturbodja,* denn ich wurde auf die Erde gesandt, weil mich der oberste Gott liebt. Vor dem Groll meiner Gegner schrecke ich nicht zurück. Von den Menschen der Erde fürchte ich keinen, denn wenn ich gereizt werde, gebrauche ich mein Zaubermittel, dem niemand widerstehen kann.

Durgandini: Ich füge mich dem Wunsche Euerer Majestät. Was vermag ich, eine Frau! Aber, mit Erlaubnis, es ist das Beste, Eueren jüngeren Bruder, den Fürsten von *Wirata,* zu berufen, damit er die Einsetzung Eueres Sohnes *Asta Brata* (zum Fürsten) leite.

Sĕntanu Dewa: Wenn dies dein Wunsch ist, so will ich gleich hinsenden und meinen Bruder, den Fürsten von *Wirata,* beauftragen. (Zu seinem Sohne): *Dewa Brata,* geh und mach dem Fürsten von *Wirata* deine Aufwartung. Melde ihm zuerst meinen Gruß und den der Fürstin. Dann, wenn du unsere Grüße gemeldet,

[1]) Der große viereckige Platz vor dem Palaste des Fürsten.

sage ihm, daß er nach *Astina* komme, seinem Neffen *Asta Brata* seine Gunst zuwende und ihn zum Fürsten über das Reich von *Astina* einsetze.

Dewa Brata: Wenn dies die Befehle Euerer Majestät sind, bitte ich um Entlassung, daß ich abreisen kann.

Djanturan. Der Prinz von *Talkonda, Dewa Brata,* entfernt sich jetzt, ruft alle seine Diener zusammen und wählt die besten aus, damit sie ihn nach *Wirata* begleiten.

(*Dewa Brata* und *Wendandini.*)

Dewa Brata: Wendandini, geh jetzt hinaus und laß die Krieger noch heute abmarschieren.

Djanturan: Jetzt geht *Wendandini* hinaus und läßt die Krieger von *Astina* abmarschieren.

Schweigen wir davon zur Beschleunigung der Erzählung und sprechen wir von dem Auftreten des Fürsten von *Wirata.*

Die Melodie *mĕnnjan seta*[1]) ertönt.

Der Fürst von *Wirata* tritt auf. Wie ist sein Name? Er heißt Fürst *Mangsja Pati.* Unter Tausenden ist (kaum) einer, unter Hunderten keiner ihm gleich. Jetzt eben ist er traurig und aufgeregt und sein Gemüt ist (von Sorgen) getrübt, wie das Mondlicht von der Regenwolke, weil sein Neffe, Prinz *Abijasa,* so lange in der Einsiedelei von *Gadjahoja*[2]) verweilt.

Die Musik verstummt.

(*Mangsja Pati* und *Seta.*)

Der Fürst von *Wirata:* Komm näher und setze dich zu mir, *Seta!* Welche Nachrichten hast du von deinem Bruder *Abijasa?*

Seta: Mit Erlaubnis: ich habe die Nachricht erhalten, daß Euer Neffe, Prinz *Abijasa,* sich deshalb so lange in *Gadjahoja* aufhält, weil er, wie es scheint, darüber betrübt ist, daß das Reich von *Astina* dem *Asta Brata* gegeben werden soll.

Djanturan. Eben unterhält sich der Fürst von *Wirata* in eifriger Rede, als plötzlich der Prinz von *Talkonda* lärmend hereinstürmt und mit der Hand wiederholt Zeichen gibt (daß er vorgelassen werde).

Die Melodie *ajak-ajakan* ertönt; nachdem sie zu Ende ist, wird gesprochen.

(Die Vorigen; *Dewa Brata.*)

Der Fürst von *Wirata:* Sei gegrüßt bei deiner Ankunft, *Dewa Brata!* Bist du von meinem Bruder, dem Fürsten, gesandt, da du in solcher Eile kommst?

Dewa Brata: Mit Erlaubnis: ich bin von Euerem Bruder, dem Fürsten von *Talkonda,* gesandt und überbringe Euerer Majestät zunächst die Grüße Eueres Bruders und die Euerer Schwester.

Der Fürst von *Wirata:* Gut, ich danke für die Grüße der Fürstin.

Dewa Brata: Auch wird Euere Majestät aufgefordert, nach *Astina* zu kommen, um Eueren Neffen, meinen Bruder *Asta Brata,* zum Fürsten von *Wirata* einzusetzen.

Djanturan. Wie der Fürst von *Wirata* diese Rede des Prinzen von *Talkonda* hört, drückt sich Zorn auf seinem Gesichte aus.

Der Fürst von *Wirata:* O nein, ich billige nicht die Einsetzung deines Bruders *Asta Brata* zum Fürsten, weil sie ungesetzlich ist. Wenn man von mir verlangt, daß ich ihm meine Gunst zuwenden soll, so weise ich das zurück. Hat denn mein Bruder,

[1]) Lob des *Seta.*

[2]) = *Gajâhvaya.*

der Fürst, den Befehl des *Jang Giri Nata* vergessen, bei dem die dreißig Götter Zeugen waren? Ich habe den Auftrag, über die Erfüllung desselben durch deinen Vater zu wachen, daß er das Versprechen gegen *Abijasa* richtig einhalte. In dieser Sache widersetze ich mich. Wenn es aber gilt, den *Abijasa* zum Fürsten einzusetzen, bin ich vom Herzen gern dazu bereit und wünsche ihm vielmals Glück dazu.

Dewa Brata: Mit Erlaubnis: wenn Euere Majestät nicht nach *Astina* kommen will, werde ich mir ohne Zweifel die Ungnade meines Fürsten zuziehen.

Seta: Ich bitte um die Erlaubnis, Prinz *Dewa Brata* zu begrüßen.

Djanturan. Jetzt tritt *Seta,* der Prinz von *Wirata,* herzu, in sichtbarer Erregung.

Seta: Ich rate dir, Bruder, kehre heim und sage dem Fürsten, daß mein Vater deinem Bruder *Asta Brata* seine Gunst nicht zuwenden und ihn nicht zum Fürsten einsetzen will.

Dewa Brata: Schlage dich doch nicht auf die Seite deines Vaters! Weil man Vertrauen in mich setzte, bin ich abgesendet worden, um den Fürsten zu meinen Eltern mitzubringen. Infolgedessen wird Seine Majestät mir stets zürnen, wenn der Fürst von *Wirata* nicht einwilligt.

Ada-ada. Seta dringt vor, in Groll über den Tod der beiden Brüder.

Seta: Ach, dieser *Dewa Brata* ist ein Schwätzer! Wagst du es, meinen Vater zu drängen? Wenn *Setas* Arm noch nicht kraftlos ist, wirst du bald auf dem Vorplatze in deinem Blute schwimmen. Das soll auch geschehen!

Dewa Brata: Ha, *Seta,* deine Rede jagt mir das Blut ins Gesicht! Was hast du für einen Grund, so heftig zu sein? Ich fürchte mich doch nicht vor dir. Versuch' es nur, mich auf dem Vorplatze in meinem Blute schwimmen zu lassen, dann werde ich mit deinem Kopfe *bengkat*[1]) spielen.

Djanturan. Da erhält *Dewa Brata* einen Faustschlag, daß er zu Boden stürzt; er verliert die Besinnung und liegt ohnmächtig da, kommt aber einige Zeit darauf wieder zu sich.

Dewa Brata: Seta, du willst mich festhalten? Wohlan, so komm mit mir hinaus, wenn du wirklich ein Mann bist!

Seta: Gut, ich komme, um mit dir zu kämpfen.

Djanturan. Jetzt gehen der Prinz von *Talkonda* und der Prinz von *Wirata* zugleich hinaus, indem sie sich gegenseitig herausfordern. Der Prinz von *Talkonda* zieht sein Schwert und droht mit der Hand.

(Dewa Brata und *Seta.)*

Dewa Brata: Wohlan, *Seta,* komm und ziehe dein Schwert! Hast du nicht gehört, daß ich der Sohn eines *Pandita* von außergewöhnlicher Kraft bin?

Seta: Ha! *Dewa Brata!* Magst du auch ein noch so siegreicher Held und unsterblich sein, ich zittere nicht vor dem Sohne eines *Pandita* oder des leibhaftigen Satans! Ich wage mich an dich.

Djanturan. Jetzt fallen sie einander heftig an, hauen mit den Schwertern ein und rufen: „Mein Leben wage ich daran!" Dann schlägt der Prinz von *Talkonda* zu, *Seta* fängt den Schlag mit der Brust auf, doch die Waffe dringt nicht in den Körper; einen Moment ist er betäubt, erholt sich jedoch sofort wieder.

---

[1]) Ein Kinderspiel mit Fruchtkernen des Bendabaumes *(Artocarpus Blumei Tréc.),* die man auf der Erde rollen läßt, um die Kerne der Gegenpartei, die in kleinen Abständen nacheinander aufgestellt sind, damit zu treffen.

Seta: Ein tüchtiger Hieb, *Dewa Brata!* Dein Schwert hat mir einen Augenblick Schmerz bereitet! Aber komme nur heran!

Dewa Brata: Gut hältst du Stand, *Seta,* und trotzest du meiner Waffe! Biete mir nur deine Brust noch einmal zum Angriffe dar! Hörst du?

Djanturan. Jetzt stoßen sie wieder aufeinander. Prinz *Seta* bietet dann wieder seine Brust dar und *Dewa Brata* schlägt wiederholt danach, kann sie aber nicht verwunden. Nun ergreift *Seta* den Prinzen von *Talkonda* beim Gürtel und schlägt ihn mit der Faust auf das Ohr, daß er vornüber zu Boden stürzt. Dann ruft er trotzig:

Seta: Sieh, *Dewa Brata,* du bist des Todes, bist verloren, wenn meine Hand dich trifft! Du streitest mit mir? Komm nur und greife mich an! Wenn auch ein Unterschied zwischen uns beiden ist, so bin ich dir doch ziemlich gewachsen: ich bin ein Krieger, der nur siegt oder stirbt.

Djanturan. Hier liegt der Prinz von *Talkonda* in Ohnmacht; er knirscht mit den Zähnen und bricht Blut. Dann kommt er wieder zu sich.

Dewa Brata: O *Seta,* deine Hand ist gefährlich, da sie so treffen kann!

Djanturan. Da kommt plötzlich *Wendandini,* der mit demütig gesenktem Kopfe zu ihnen tritt.

(Die Vorigen; *Wendandini.*)

Wendandini: Einen Augenblick, o Herr! Gestattet mir ein Wort. Ihr seid von Sr. Majestät, Euerem Vater, abgesandt worden, um den Fürsten von *Wirata* einzuladen und hattet die Absicht, freundschaftlich zu beraten. Und nun kämpfet Ihr mit dem Prinzen von *Wirata!* Wenn dies später Euere Mutter, die Fürstin, erfahren wird, wird sie gewiß zürnen. Denn die Sache steht sehr günstig für den Fürsten von *Wirata,* ungünstig aber für Euch. Wenn den Fürsten die Schuld trifft, so wird er doch nicht bestraft, wenn aber auf Euch auch nur ein Stäubchen von Schuld fällt, so wird man Euch sicherlich bestrafen. Denkt daran, daß Ihr ein Untertan seid!

Djanturan. Nachdem *Wendandini* so gesprochen, denkt *Dewa Brata* sorgenvoll nach. Je länger er dies tut, desto ärger erscheint es ihm und desto schrecklicher stellt sich ihm alles dar. Infolgedessen kehrt er nach Hause zurück; die Soldaten von *Talkonda* folgen ihm alle und sprechen über den Vorfall den ganzen Weg entlang.

Schweigen wir vom Marsch des Prinzen von *Talkonda* und sprechen wir über die in *Astina* Zurückgebliebenen, den *Bĕgawan Sĕntanu Dewa,* der mit seiner Gemahlin *Dewi Durgandini* im Audienzsaale von *Astina* sich befindet.

Die Melodie *lĕlana.*[1])

Die Szene ist eine andere. Hier ist *Bĕgawan Sĕntanu Dewa,* der eben seinen Sohn, den Prinzen *Dewa Brata,* erwartet, den er nach *Wirata* gesandt hatte. Er hat sein Gespräch mit seiner Gemahlin noch nicht beendet, als plötzlich Prinz *Dewa Brata* erscheint.

Die Musik verstummt und es wird gesprochen.

(Sĕntanu Dewa, Durgandini, Dewa Brata.)

Sĕntanu Dewa: Willkommen bei deiner Ankunft, *Dewa Brata!*

Dewa Brata: Ich danke Euch.

Sĕntanu Dewa: Wie ist es dir mit der Botschaft ergangen, die ich dir an meinen Bruder, den Fürsten von *Wirata,* mitgab, daß er den *Asta Brata* zum Fürsten einsetzen möge?

[1]) = von einem Platze zum anderen gehen; also Ortsveränderung.

Dewa Brata: Mit Erlaubnis! Ich bin abgesandt worden, dem Fürsten von *Wirata,* Euerem Bruder, aufzutragen, daß er der Einsetzung Eueres Sohnes *Asta Brata* zum Fürsten von *Astina* beiwohne. Aber Euer Bruder stimmte nicht zu, sondern läßt Euch sagen, daß er den *Asta Brata* nicht zum Fürsten einsetzen werde, und wollte nicht auf mich hören. „In dieser Sache widersetze ich mich," sagte er, „wenn es aber gilt, den *Abijasa* zum Fürsten einzusetzen, bin ich von Herzen gern dazu bereit." Dies läßt Euch Euer Bruder, der Fürst von *Wirata,* sagen.

Die Fürstin *Durgandini:* Ach, du erinnerst dich wohl nicht mehr an die Worte meines Bruders, des Fürsten von *Wirata!* Wie sollte er in seiner Zuneigung einen solchen Unterschied zwischen den beiden Prinzen machen? *Asta Brata* ist ja ebensogut sein Neffe, wie *Abijasa.*

Sĕntanu Dewa: Sage mir nun, Fürstin, wie du darüber denkst, ob dein Herz dem *Asta Brata* zugeneigt bleibt! Willst du meinem Wunsche oder dem deines Bruders, des Fürsten von *Wirata,* folgen?

Die Fürstin *Durgandini:* Ich folge dem Wunsche Euerer Majestät! Ich bin aber sehr besorgt, daß ich das Gebot *Gurus* verletze.

Sĕntanu Dewa: Nun gut, Fürstin! Wenn du meinem Wunsche folgst, so will ich zunächst deinem Sohne befehlen, an einem *Sajambara*[1]) teilzunehmen. Ich werde weniger Hindernisse finden, meinen Willen durchzusetzen, wenn er verheiratet ist. (Zu *Dewa Brata*): *Dewa Brata,* gehe sogleich nach *Gadjahoja* zu deinem Bruder *Abijasa.* Er möge aufbrechen, um an einem *Sajambara* in dem berühmten Reiche von *Tasik Madu* teilzunehmen, dessen Fürst ein weiser Mann ist. Er hat zwei erwachsene Töchter und veranstaltet eben jetzt ein *Sajambara.* Aber gib wohl acht, daß du nichts erwähnst, was *Abijasa* unangenehm sein könnte. Geh' gleich an demselben Tage (am Tage deiner Ankunft in *Gadjahoja*) mit *Abijasa* dorthin!

Dewa Brata: Wie Ihr befehlt! Wenn Ihr hiemit ausgesprochen habt, bitte ich um Erlaubnis zum Abschiede.

Djanturan. Jetzt zieht er sich in ehrfurchtsvoll gebückter Haltung aus dem Empfangssaale zurück und begibt sich fort; er geht hinaus, ohne sich umzusehen.

Wir schweigen von der Reise des Prinzen *Dewa Brata* und sprechen von dem Helden, der in *Gadjahoja* als Einsiedler lebt und einen hellen Glanz um sich verbreitet.

Die Melodie *kuwung-kuwung*[2]) ertönt.

Es wechselt die Szene. Hier ist der Held, der in *Gadjahoja* als Einsiedler lebt. Wie heißt er? Er heißt *Abijasa.* Er ist ein Held, hübsch von Aussehen und von mittlerer Größe, jung an Jahren, überhaupt wohl geformt und von schöner Gestalt. Seine Hautfarbe schimmert grünlichgelb wie Blattgold und ist glänzend. Nicht laut und nur selten lacht er, am öftesten noch, wenn seine drei Diener ihn begleiten, von denen der älteste *Sĕmar,* die jüngeren *Nala Gareng* und *Petruk* heißen. Schon lange hält er sich in *Gadjahoja* auf.

Die Musik verstummt.[3])

(Einer Aufforderung *Sĕmars, Abijasa* möge nach *Astina* gehen und seine Eltern begrüßen, weigert sich dieser, zu folgen, da er in Erfahrung gebracht habe, daß *Sĕntanu Dewa* die Reichsnachfolge ihm entziehen und dem *Asta Brata* zuwenden wolle. *Sĕmar* will diese Nachricht nicht glauben. Eine darauffolgende Unterhaltung

[1]) = *svayamvara.*

[2]) Die sehr glänzende; deutet auf das Erscheinen des Hauptheldens.

[3]) Einige minderwichtige Szenen werden hier und auch später an anderen Stellen der Kürze wegen übersprungen und nur auszugsweise wiedergegeben.

des *Nala Gareng* und *Petruk* unterbricht die Ankunft *Dewa Bratas,* der den *Abijasa* nach *Tasik Madu* mitzugehen auffordert. *Abijasa* ist bereit und auch die Diener rüsten sich unter Scherzreden zur Abreise. In *Tasik Madu* angekommen, sehen sie die Fürsten von fünfundzwanzig Reichen versammelt, von denen die eine Hälfte bereits im *Sajambara* unterlegen ist, während von den übrigen keiner mehr Lust hat, den Kampf zu wagen. Der Vezier *Naga Wasesa* begrüßt sie.)

Naga Wasesa: Seid willkommen! Ihr seid gewiß fremd? Woher kommt ihr? Was ist euere Absicht? Und wie nennt ihr euch?

Dewa Brata: Da du meine Abstammung nicht kennst, Bruder, so wisse: Wir kommen weither von der Insel Java, aus dem Reiche von *Astina.* Meine Name ist *Dewa Brata.*

Naga Wasesa: Und der hinter dir, in welchem Verhältnisse steht er zu dir?

Dewa Brata: Er ist mein jüngerer Bruder.

Naga Wasesa: Welches ist der Name dieses deines jüngeren Bruders?

Dewa Brata: Wenn du nach diesem, meinem Bruder, fragst: er heißt *Abijasa.*

Naga Wasesa: Habt ihr dieselbe Absicht wie diese Edlen, welche hier vor dem abgegrenzten Platze stehen?

Dewa Brata: Ja, soferne es noch Zeit ist, an dem *Sajambara* teilzunehmen.

Naga Wasesa: Ja, gewiß ist es noch Zeit. Keiner von den Edlen hat den Kampf wieder aufnehmen wollen.

Abijasa: Erlaubt mir eine Frage! Welches ist der Preis des Fürsten von *Tasik Madu* für das *Sajambara?* Ich hoffe, daß Ihr mir die Frage nicht übelnehmt.

Naga Wasesa: Keineswegs, Prinz. Der Kampf wird im Ernst geführt und der Fürst hat bestimmt: Wer immer die beiden Riesen töten kann, soll die zwei schönen Töchter als Gemahlinnen umarmen und mit der Hälfte des Reiches beschenkt werden.

Dewa Brata: Sieh, Bruder, da hast du die zwei Riesen! (Zum Vezier): Melde der Versammlung, wenn's beliebt, daß ich und mein Bruder das *Sajambara* aufnehmen wollen!

Naga Wasesa: Gut, es ist euch erlaubt. Ich will die Versammelten zusammenrufen, daß sie zuerst vor euch Revue passieren.

Djanturan. Jetzt ruft der Vezier *Naga Wasesa* schnell die Versammelten zusammen und läßt sie vor ihnen Revue passieren. Er wendet den Kopf unausgesetzt zurück und blickt nach Prinz *Abijasa,* denn dieser glänzt wie der Vollmond. Der Vezier spricht zu seinem Gefolge: He, Kinder, betrachtet die beiden Edelleute genau! Welcher von ihnen wird wohl, wenn sie jetzt den Kampf beginnen, im Streite siegen? Nach meiner Meinung wird *Abijasa* der Sieger sein. Denn an Schönheit übertrifft er jedes lebende Wesen und sein Glanz gleicht dem des Mondes!

Naga Wasesa: He, ihr Krieger, macht Platz! Sehet die zwei Edlen, welche in die Drahtumzäunung eintreten! Rufet ihnen laut zu und betrachtet aufmerksam ihre Kampfesweise!

Dewa Brata: Wie ist es nun, Bruder? Gehst du zuerst in den Kampf oder soll ich es zuerst tun?

Abijasa: Wie du willst; ich füge mich deinem Willen.

Dewa Brata: Gut, Bruder, so gehe ich zuerst hin, um meine Waffen zu versuchen.

Sĕmar: Prinz, unterschätzet die Feinde nicht, die ja Dämonen sind. Sie nähern sich Euch und springen auf Euch los, dann kehren sie sich wieder um und beißen.

Nala Gareng: Ich bin ein wenig in Angst um Prinz *Dewa Brata, Petruk!* Ich habe ihn schon lange nicht sich in eine Gefahr begeben sehen. Komm, *Petruk,* schauen wir in der Nähe dem Kampfe zu!

Petruk: Ach, *Gareng,* willst du von den Dämonen zerrissen werden? Ich habe kein Mitleid mit *Dewa Brata.*

Djanturan. Jetzt ist Prinz *Dewa Brata* zugleich mit den zwei Riesen auf den Kampfplatz getreten. Er tritt vor und ruft dem *Awahmuka* und dem *Arimuka* zu: Ihr seht aus wie zwei Gaukler!

Wir sprechen von *Dewa Brata.* Wie er die Bewegungen der beiden Riesen sieht, zieht er schnell das Schwert. Sobald sie nahegekommen sind, springen sie auf ihn los, verfehlen ihn aber im Sprunge. Er schlägt mit dem Schwerte nach ihrer Brust, doch kann er sie nicht verwunden. Wie er sich eben vorneigt, um nach *Awahmuka* zu schlagen, greift ihn *Arimuka* unvermutet von rückwärts an, faßt ihn am Gürtel und wirft ihn zu Boden; dann schleudert er ihn aus dem Kampfplatze hinaus, wo der Prinz niederfällt. Schnell erhebt er sich und schreitet gekrümmt einher; er geht zurück zu seinem Bruder *Abijasa.* Die Menge ruft ihm spottend zu: *Dewa Brata* flieht!

Prinz *Abijasa* lacht innerlich, wie er das Benehmen seines Bruders sieht. Prinz *Dewa Brata* tritt zu ihm und spricht:

Dewa Brata: Bruder, o Bruder, wie wenig Aussicht hast du! Schwer ist es, die Dämonen zu bekämpfen, mit den Waffen ist nichts auszurichten. Wenn du nur ein wenig schwankst, ist es besser, daß wir unverrichteter Dinge heimkehren; es könnte dir leicht ein Unglück zustoßen. Wie habe ich mich benommen?

Abijasa: Du warst tapfer, Bruder. Aber wenn du verlangst, daß ich heimkehre, bevor ich noch verwundet bin, was würden da die Leute von mir sagen?

Dewa Brata: So versuche es nur, Bruder! Wenn es dein fester Entschluß ist, zu kämpfen, so sei es! Aber sei vorsichtig! Ich für meinen Teil halte es nicht für recht.

Abijasa: Wenn du erlaubst, will ich es dennoch wagen und mein Los in die Hand der Götter legen.

Dewa Brata: Komm, *Sĕmar,* ich überlasse dir die Sorge für deinen Herrn. Bleibe ihm nahe!

Sĕmar: Wer will da heimkehren? Mag ich nahe oder fern sein; wenn man im Kampfe so zittert wie du, unterliegt man gewiß. *Nala Gareng, Petruk,* kommt! Bleiben wir unserem Herrn nahe! Vielleicht stehen uns die Götter bei.

Nala Gareng: Recht, Vater! Wenn ein Mann kämpft, kann man nicht bestimmt sagen, ob er auch siegen wird.

Petruk: Ach, *Gareng!* Für mich wäre es gleichgültig, ob ich verliere oder gewinne, wenn ich nur die Frau hätte! Wenn du mit Blut beschmutzt bist, kannst du eine Frau nicht umarmen. *Karsiyah,*[1]) die Sehnsucht nach dir liegt mir in den Gliedern!

Djanturan. Jetzt nähert sich Prinz *Abijasa* und tritt auf den Kampfplatz; er schürzt sein Kleid, das *dodot parwata,*[2]) auf, zieht seinen Gürtel fester an und schiebt das Schwert nach vorn. Er ist ein schöner Edelmann, groß von Gestalt und fein gebaut. Seine Hautfarbe ist grünlichgelb und schimmert wie Blattgold. Er strahlt von Licht und Glanz. Die Menge ruft ihm zu und die Edlen sagen bei seinem Anblicke: Dieser Held ist würdig, zu siegen! Selbst die *Djĕblaks* und *Langakkans*[3]) beten ebenso: Nur dieser möge im Kampfe siegen und das Reich als Belohnung erhalten; ihm

[1]) Bezeichnung einer Tänzerin.

[2]) Ein Festgewand.

[3]) Dienerinnen niederen Ranges.

wollen wir gern dienen; ungewöhnlich und außerordentlich schön ist dieser Mann; er ist der Schönste von allen. Während sie so sprechen, kommen die zwei Riesen, treten auf den Kampfplatz und nähern sich mit allerlei schrecklichen Geberden. Sie fallen ihn von links an, Prinz *Abijasa* weicht ihnen nach rechts aus und wie sie ihn von rechts angreifen, entschlüpft er ihnen nach links. Da kommt *Awahmuka* von rückwärts gegen ihn heran, *Abijasa* springt seitwärts und schlägt mit der Faust nach dem Kopfe des Riesen, daß dieser vornüber zu Boden stürzt; er kommt aber bald wieder zu sich und erhebt sich, indem er nach Atem ringt. *Arimuka* hatte ihn nicht angegriffen. Wie jetzt beide auf Prinz *Abijasa* losspringen, weicht er vor ihrem Angriffe nicht zurück, sondern bleibt unerschrocken stehen und ist sehr behende in seinen Bewegungen. Zum Schlusse jedoch wird es ihm schwer, ihrem Ansturme auszuweichen. Plötzlich greifen sie ihn an, *Arimuka* ergreift ihn und wirft ihn gegen Osten, dann wieder zurück. *Awahmuka* greift ihn auf und schleudert ihn schnell gegen Osten so, daß er aufrecht auf seine Füße zu stehen kommt.

Sprechen wir von Meister *Sĕmar, Nala Gareng* und *Petruk.* Wie diese sehen, daß ihr Herr den beiden Riesen zum Spielballe dient, durchbrechen sie die Reihen der Zuschauer und stürzen gegen den Kampfplatz los.

Sĕmar: O Sohn meines Herrn! *Nala Gareng,* komm hieher!

Nala Gareng: Heda, *Petruk!* Unser Herr wird von den zwei Riesen gebissen!

(*Sĕmar* tritt zu *Abijasa* und bereitet und übergibt ihm ein Zaubermittel, da gegen solche Feinde keine Tapferkeit helfe; wenn er es den Riesen an den Kopf werfe, werde er sie leicht besiegen. *Abijasa* folgt dem Rate seines Dieners, die Dämonenleiber spalten sich und fallen auf die Erde, sie kehren zu ihrem Ursprunge zurück und werden zu Blut, da sie aus Blut entsprungen waren. Nunmehr wird die Bescheidenheit *Abijasas* geschildert.)

Djanturan. Die Edlen rufen laut, daß Prinz *Abijasa* im Kampfe gesiegt und die beiden Dämonen überwältigt habe. Darauf nähert sich ihm der Vezier *Naga Wasesa* und spricht zu ihm in ehrerbietiger Haltung.

Abijasa: Herr, erniedrigt Euch nicht so sehr! Ich bin nicht höher als Ihr!

Naga Wasesa: Um keinen Preis würde ich wagen, mich Euch gleichzustellen. Euere Hoheit ist fürwahr ein Gegenstand der Verehrung für mich!

Djanturan. Jetzt eilt Prinz *Dewa Brata,* als er gesehen, daß sein Bruder im Kampfe gesiegt und die beiden Dämonen getötet hat, schnell vor, indem er sich mit den Armen den Weg bahnt, eifrig bemüht, dem *Sĕmar, Nala Gareng* und *Petruk* zuvorzukommen, die mit den beiden Prinzen in den Empfangssaal geführt werden.

Schweigen wir von dem Vezier *Naga Wasesa* und sprechen wir von dem Auftreten des Fürsten von *Tasik Madu.*

Die Melodie *rĕnnjĕp* [1]) ertönt.

Die Szene wechselt. Wir sprechen von dem Auftreten des berühmten Fürsten von *Tasik Madu.* Wie ist doch sein Name? Er heißt Fürst *Endra Nata.* Unter Tausenden ist kaum einer, unter Hunderten keiner ihm gleich. Er ist ein weltbeherrschender Fürst, ein *Pandita* von Natur. Er ist begierig, die zwei Edlen zu empfangen, welche die beiden Riesen getötet haben. Da tritt plötzlich der Vezier *Naga Wasesa* ein und bittet durch Geberden mit der Hand um Gehör.

Nach einem *Accelerando* verstummt die Musik plötzlich.

[1]) Die glänzende.

(Fürst *Endra Nata* und sein Hofstaat, *Naga Wasesa* mit den beiden Prinzen und deren Dienern.)

Fürst *Endra Nata* (zu *Dewa Brata*): Komm näher, komm! Wie ist dein Name? Woher kommst du, mein Sohn, wenn ich dich so nennen darf?

Dewa Brata: Mit Erlaubnis! Man nennt mich Prinz *Dewa Brata,* der Euer untertäniger Diener ist.

Fürst *Endra Nata:* Und der hinter dir, in welchem Verhältnisse steht er zu dir?

Dewa Brata: Das ist mein jüngerer Bruder.

Fürst *Endra Nata:* Und sein Name?

Dewa Brata: Mit Erlaubnis! Wenn Ihr nach meinem Bruder fragt: er heißt *Abijasa.*

Fürst *Endra Nata:* Ich weiß es noch nicht genau, wer von euch hat mich von meiner Plage, den zwei Dämonen, befreit?

Sĕmar: In Wahrheit, mit Erlaubnis, war es der, welcher rückwärts steht.

Abijasa: Ach, sei doch stille, *Sĕmar!* Sprich nicht drein!

Sĕmar: Warum soll ich schweigen? Ich will gewiß immer mitreden! Wer kann so etwas ruhig anhören?

Nala Gareng: Überall machst du dich unbeliebt, weil du jedesmal ungefragt dich einmengst!

Petruk: Ja, mit Recht ist er gescholten worden. Doch wollte auch ich dem Prinzen *Dewa Brata* nicht dienen.

Fürst *Endra Nata:* Genug, meine Lieben! An euch erfülle ich das Gelübde, das ich getan: Wer immer die zwei Dämonen töten kann, den werde ich mit dem Reiche und den beiden Prinzessinnen beschenken. Seid deshalb außer Sorge, ihr Beiden! Ich habe ja zwei unverheiratete Töchter. Wer von euch die Herrschaft übernehmen soll, steht in euerem Belieben. Ich habe das Gelübde getan, mein Leben als Einsiedler zu beschließen.

Dewa Brata: Ich danke Euch für Euere Gunst! Aber ich will mich erst mit meinem Bruder *Abijasa* beraten. Wie ist's, Bruder? Wie denkst du über die Gunstbezeugung des Fürsten, der uns das Reich als Geschenk anbietet? Denn, obwohl ich dein älterer Bruder bin, will ich nicht deinem Wunsche vorgreifen, weil ich weiß, daß nicht meine Hand den Feind getötet hat.

Abijasa: Das ist schwer zu entscheiden, Bruder, da wir beide zusammen ausgesandt wurden. Wenn ich nun allein zu Ehren gelange, werde ich mir sicher den Zorn der Götter und den Haß meines Fürsten zuziehen.

Dewa Brata: Ja, ich bin derselben Ansicht. Wenn du also davon abrätst, so will ich es dem Fürsten sagen. (Zu Fürst *Endra Nata*): Mein Bruder will Euer Anerbieten nicht annehmen. Wir sind ja von unserem Vater, dem Fürsten von *Astina,* ausgesandt und dürfen nicht zu lange ausbleiben, sonst würde er uns zürnen. Wenn Euere Güte es erlaubt, so bitten wir, Euere Töchter nach *Astina* mitnehmen zu dürfen.

Fürst *Endra Nata:* Gut! Ich will euere Absicht nicht durchkreuzen, sondern vertraue euch meine Töchter an. Und was euere Wahl betrifft, so schlage ich euch vor: der ältere von euch nimmt die ältere, der jüngere die jüngere Tochter.

Dewa Brata: Mit Erlaubnis! Wenn es Euch also recht ist, so vergönnt mir Euere ältere Tochter; das stimmt auch mit unserem Alter überein. Bist auch du damit einverstanden, Bruder?

Abijasa: Ja, ich gebe stets dem Willen anderer nach und folge deinem Wunsche.

Fürst *Endra Nata:* Dir, mein Lieber, und insbesondere dir, *Abijasa,* trage ich noch auf: seid nachsichtig mit ihnen, wenn ihr sie heiratet. Sei nachgiebigen Sinnes,

Abijasa, wenn deine Gemahlin *Ambaliki* in etwas fehlt, und sei großmütig im Herzen. Weil ich diesen beiden Mädchen von Kindheit an bisher nachgegeben habe, ist es jetzt, wo sie ohne Vater und Mutter fortziehen, leicht möglich, daß sie ihrem Gatten nicht gehorchen. Wenn du sie wirklich nicht nach deinem Willen erziehen kannst, so strafe sie nicht durch körperliche Züchtigung, sondern schicke sie zu mir zurück nach *Tasik Madu!* Wenn du auch dann in Wirklichkeit nicht mehr mein Schwiegersohn bist, so werde ich dich doch gewiß immer als solchen betrachten.

Abijasa: Mit Erlaubnis! Ich denke ganz und gar nicht daran, sie zu heiraten. Ich will nur durch ihre Erwerbung einen Talisman erlangen und werde sie zum Gegenstande meiner Verehrung machen.

Fürst *Endra Neta:* Tausend und hunderttausendmal Dank, ihr Lieben. Wenn ihr diese Absicht habt, gebe ich euch gern meinen Segen. Doch genug! — Ihr, Mädchen, gehet in den Palast, rufet euere Gebieterinnen und beauftragt sie, sich vorzubereiten, damit sie nichts zurücklassen, was ihnen lieb ist.

(Die beiden Prinzessinnen werden nun verständigt und erscheinen vor ihrem Vater, der die *Ambalika* dem *Dewa Brata,* die *Ambaliki* dem *Abijasa* übergibt und beide Paare mit Ermahnungen entläßt. *Dewa Brata* will aber eine Zeitlang in *Talkonda* sich aufhalten und schickt seinen Stiefbruder voraus nach *Astina.* In *Talkonda* lebt *Dewa Brata* erst ganz glücklich mit seiner Gemahlin, dann aber will er verreisen und sie allein zurücklassen. Da sie diesem Plane nicht zustimmen, sondern durchaus mitreisen will, wird *Dewa Brata* zornig, droht ihr mit dem Bogen und tötet sie, ohne es eigentlich zu wollen. Er ist entsetzt über seine Tat und will sie ewig büßen.)

Djanturan. Schweigen wir hievon und sprechen wir von dem Fürsten *Sĕntanu Dewa,* der eben mit seiner Gemahlin im Audienzsaale von *Astina* sitzt und die Ankunft seiner Söhne erwartet.

Die Melodie *gelang*[1]) ertönt.

Jetzt wollen wir etwas anderes erzählen. Hier sitzen Fürst *Sĕntanu Dewa* und seine Gemahlin beisammen mit ihrem Sohne *Asta Brata.* Der Fürst *Sĕntanu Dewa* und seine Gattin sind eben im Gespräche begriffen, als plötzlich Prinz *Abijasa* kommt und mit Geberden der Hand um Gehör bittet. Er tritt mit *Dewi Ambaliki* näher und küßt die Füße der Eltern. Die Mutter betrachtet die *Dewi Ambaliki* scharf und sagt dann bei sich: Ach, vortrefflich, in der Tat, dieser Junge hat sich eine Königstochter erworben!

Die Musik verstummt. Dann wird gesprochen.

(*Sĕntanu Dewa, Durgandini, Asta Brata* und *Abijasa* mit der Prinzessin und Gefolge.)

Sĕntanu Dewa: Sei gegrüßt bei deiner Ankunft, *Abijasa.*

Durgandini: Ich wünsche dir Glück zu dem guten Verlaufe des *Sajambara,* mein Sohn!

Abijasa: Ich danke euch für euere Gnade.

Asta Brata: Gerade als du kamst, haben wir von dir gesprochen, *Abijasa.*

Abijasa: Deine Worte freuen mich, Bruder.

Sĕntanu Dewa: Doch wo ist dein Bruder? Ich sehe *Dewa Brata* nicht.

Abijasa: Mit Erlaubnis! Euer Sohn *Dewa Brata* ist mit seiner Gemahlin in *Talkonda* zurückgeblieben.

Durgandini: Wie kann dein Bruder so lange zurückbleiben? Was will er damit?

[1]) Die prächtige.

Sĕntanu Dewa: Ob seine Absicht schlecht oder gut ist, werden wir bald erfahren. Genug davon! Du aber, mein Sohn, gehorche den Beschlüssen deiner Eltern!

Abijasa: Mit Erlaubnis, Majestät! Ihr habt mich nach dem Reiche von *Tasik Madu* gesandt, um einem Zweikampfe beizuwohnen, bei welcher Gelegenheit ich mir zwei Prinzessinnen erworben habe. Die ältere, *Ambalika* mit Namen, hat *Dewa Brata* nach *Talkonda* mitgeführt, die jüngere, *Ambaliki,* ist diese hier. Ich stelle sie Euerer Verfügung anheim.

Sĕntanu Dewa: Gut, gut, mein Sohn! Ich bin damit zufrieden, daß du dir eine Prinzessin erworben hast. Schicke sie schnell in den Palast, damit sie sich rasch umkleide! Eigentlich, mein Sohn, möchte ich dir die Prinzessin, die du erworben hast, abfordern, um sie mit deinem Bruder *Asta Brata* zu verheiraten.

Durgandini: Ja, gib sie ihm, mein Sohn! Denn es wird dir ja nicht schwer sein, in der Zukunft eine andere zu erwerben.

Sĕmar (zu *Abijasa*): Seht Ihr, daß ich Recht hatte? Ich habe es ja gesagt und Euch geraten, daß Ihr Euch zuerst Eueres Lohnes versichern solltet, doch Ihr habt mir nicht geglaubt.

Abijasa (zu *Sĕntanu Dewa*): Ich füge mich Euerem Wunsche.

Sĕntanu Dewa: Brav, mein Junge! In der Tat, schön sorgst du für deinen jüngeren Bruder! Dann will ich dir sagen, daß du mir dein Reich von *Astina,* das du ererbt hast, ebenfalls abtreten sollst, um es deinem Bruder *Asta Brata* zu geben.

Abijasa: Mit Erlaubnis! Wenn Ihr mir das Reich von *Astina* abfordern wollt, so bitte ich sehr, dies nicht zu tun, weil das Reich ein Erbgut ist und ich den Zorn meines verstorbenen Vaters fürchte.

Sĕntanu Dewa: Du hast Furcht vor deinem Vater, der nicht mehr ist? Das ist Unsinn! *Durgandini,* dein Sohn *Abijasa* behauptet, daß er sich aus Furcht vor seinem Vater weigere.

Durgandini: Ach, gib doch nach, mein Kind! Es ist das beste, wenn du dem Willen des Fürsten folgst.

Abijasa: Mit Erlaubnis, Mutter! Wenn mir das Reich von *Astina* abverlangt wird, will ich lieber sterben, als nachgeben.

Sĕntanu Dewa: Ha, *Abijasa!* Du handelst wahrhaftig gegen meinen Befehl! Ein Toter setzt dich in Furcht und die Befehle des Lebenden befolgst du nicht? Ich befehle dir, dich zu entfernen. Wenn du nicht sofort das Reich verlässest, werde ich dich mit Gewalt dazu zwingen.

Sĕmar (zu *Abijasa*): Nur ausgehalten! Gebt nicht nach! Wenn man uns verjagt, gut, so gehen wir!

Petruk: Wenn *Kantong*[1]) ein Reich hätte und dieses ihm abgefordert würde, so würde er den, der solches verlangt, als Feind behandeln und zu Staub zerreiben.

Nala Gareng: Was mich betrifft, so wollte ich gar kein Reich; ich würde nur nach *Ambaliki* verlangen. Das wäre schön! Und dann möchte ich sie umarmen. Das müßte herrlich sein!

Petruk: Ja, schön für Leute deines Schlages, welche sind wie ein großer Kieselstein! Und sehr schlau bist du auch nicht. Aber freilich, ein Krummer und Verkrüppelter (wie du) hat auch kein rechtes Herz!

Nala Gareng: Ich folge dir nach, der so schön ist an Gestalt, wie ein pockennarbiger Teufel von den sieben Waringibäumen.

---

[1]) Ein Beiname des *Petruk.*

Petruk: Ich kann den Anblick dieses *Bĕgawan Sĕntanu Bingu*[1]) nicht ertragen, *Gareng*. Wessen Sohn ist er? Und die Königin, die sich so fest an ihn hält! Es ist schön, welch eine hohe Meinung der alte *Sĕntanu Bunglon* von sich hat!

Sĕmar: Laß die Fürstin aus dem Spiele! Es geziemt sich nicht, über sie zu spotten, da sie die Mutter Javas ist. Es ist ungebührlich, so zu sprechen und könnte die Rache der Götter herausfordern.

Djanturan. Nachdem Prinz *Abijasa* getadelt worden, neigt er sein Haupt und wischt die Tränen ab. Er geht fort, ohne Abschied zu nehmen und zieht sich zurück, während er die drei Diener *Sĕmar, Nala Gareng* und *Petruk* mit dem Finger berührt und ihnen winkt, ihm zu folgen.

Abijasa: Komm, *Sĕmar,* gehen wir!

Sĕmar: Ach, wie man gegen meinen Herrn verfährt! Die Prinzessin und auch das Reich werden ihm abgefordert! *Nala Gareng* und *Petruk,* kommt, gehen wir!

(*Abijasa,* der in Verlegenheit ist, wohin er nun seine Schritte lenken soll, folgt dem Rate *Sĕmars,* der ihn bestimmt, zu *Mangsja Pati* zu gehen, der immer treu zu ihm gehalten habe.)

Djanturan. Die Szene ist eine andere. Hier sitzt der Fürst von *Wirata.* Wie ist sein Name? Er heißt Fürst *Mangsja Pati.* Er unterhält sich eben in angenehmem Zwiegespräche mit seinem Sohne, dem Prinzen *Arja Seta,* der sich allein bei ihm befindet. Eben will er auf dessen Rede erwidern, als plötzlich sein Neffe, Prinz *Abijasa,* eintritt, dem er wiederholt mit der Hand zuwinkt. Der Prinz tritt näher und küßt die Füße des Fürsten, der ihm den Hals streichelt.

Die Musik verstummt, dann wird gesprochen.

(*Mangsja Pati, Seta* und *Abijasa* samt Gefolge.)

Mangsja Pati: Setze dich, mein Junge, wie es sich dir gebührt, und erzähle, was vorgefallen ist! Ich sehe, du weinst! (Zu *Sĕmar*): Was ist deinem Herrn zugestoßen, *Sĕmar?*

Sĕmar: Erlaubt mir, frei zu sprechen. Ihr seht Eueren Neffen weinen und Euch seine Aufwartung machen, weil ihn großes Unglück getroffen hat.

Mangsja Pati: Ach, wieso denn, *Sĕmar?* Wie steht's mit deinem Herrn? Sag mir die Wahrheit, *Sĕmar!*

Sĕmar: Ja, mit Erlaubnis! Zuerst ging Euer Neffe nach *Tasik Madu,* das sehr weit von hier liegt, um einem *Sajambara* beizuwohnen; dort erwarb er zwei Prinzessinnen, die ihm beide von *Sĕntanu Dewa* abgefordert und seinen Söhnen gegeben wurden. Schließlich wurde er auch noch aufgefordert, auf das Reich von *Astina* zu verzichten. Darein willigte jedoch Euer Neffe nicht. Infolgedessen wurde er gescholten und ausgewiesen, der Unglückliche, so daß er fortging und sich sogar das Leben nehmen wollte; ich riet ihm aber, Euch seine Aufwartung zu machen.

Mangsja Pati: Ha, *Sĕntanu Dewa,* schön, fürwahr, hast du dich gegen deinen Sohn benommen! Ich hätte es nicht für möglich gehalten und dachte nicht, daß es ihm mit der Abforderung des Reiches Ernst sein könnte! Und auch die Fürstin hat seine Partei ergriffen? Gewiß hätte sie es nicht getan, wenn sie sich an ihren früheren Gemahl erinnert hätte. Komm, mein Sohn, komm mit mir nach *Astina* zurück! Ich stehe dir bei und will deine Ansprüche auf das Reich unterstützen. *Sĕmar,* mach alles bereit!

[1]) *Bingu,* der Verwirrte, und das gleich folgende *Bunglon,* Chamäleon, sind Scherz- und Spottnamen für *Sĕntanu Dewa.*

Abijasa: Mit Erlaubnis! Wenn Ihr mir helft, dann willige ich gern ein. Komm, *Sĕmar!* Folgen wir dem Oheim!

(Sie reisen ab und kommen nach *Astina,* wo *Mangsja Pati* dem *Sĕntanu Dewa* sein Benehmen gegen *Abijasa* vorwirft und sich zugleich weigert, den *Asta Brata,* zum künftigen Herrscher einzusetzen, da das Reich gesetzmäßig jenem gehöre. Es kommt zum Streite und zum Zweikampfe zunächst zwischen *Abijasa* und *Asta Brata* und als letzterer unterliegt und *Sĕntanu* sich diesem Gottesurteile nicht unterwerfen will, zwischen ihm und *Mangsja Pati.* Doch dieser kann gegen den mit einem Zaubermittel begabten *Sĕntanu Dewa* nicht aufkommen und wäre getötet worden, wenn nicht *Sĕmar* das letzte Auskunftsmittel versucht, rasch nach *Suralaja* gegangen und dort die Hilfe der Götter angerufen hätte. Diese nehmen Partei für *Mangsja Pati* und kämpfen selbst gegen *Sĕntanu Dewa,* können ihm aber nichts anhaben, bis *Sĕmar* den Gott *Ulun* herbeiholt.)

Djanturan. Sprechen wir von dem Götterpalaste in *Pĕtung Wiju.*

Die Musik spielt die Melodie *kutang.*[1])

Schweigen wir von *Sĕmar.* Wie heißt er, der im Palaste von *Pĕtung Wiju* sitzt? Es ist der höchste Gott *Ulun.* Er denkt eben über den wahren Grund des Lärmes auf der Erde nach, als plötzlich Meister *Sĕmar* kommt und geradenweges hereinstürmt, ohne sich anmelden zu lassen.

Die Musik verstummt und es wird gesprochen:

Gott *Ulun:* Sei gegrüßt bei deiner Ankunft, *Sĕmar!* Was führt dich so eilends hieher?

Sĕmar: Ich danke dir für deine Begrüßung bei meiner Ankunft, *Ulun!* Der Grund meiner eiligen Reise ist zunächst, daß ich dich schon lange nicht besucht habe und sehr danach verlangte. Dann aber dachte ich, daß du der Stammvater der Menschen bist und dir die Sorge über alles anvertraut ist, was unter der Region der Winde sich befindet. Nun existiert aber ein Mensch, der übernatürliche Kraft besitzt und nicht glauben will, daß er ein Geschöpf der Götter ist.

Gott *Ulun:* Ha, *Sĕmar!* Wer ist der Mensch, der sich solches anmaßt?

Sĕmar: Sĕntanu Dewa. Wer hat ihn geschaffen, *Ulun?* Dein Sohn *Guru* sagt, daß er ihn nicht geschaffen habe. Und ferner: Wer hat ihm das Zaubermittel gegeben? Auch davon behauptet dein Sohn *Guru,* es ihm nicht gegeben zu haben.

Gott *Ulun:* Warte, warte, *Sĕmar!* Du fragst nach *Sĕntanu Dewa?* Den habe ich geschaffen; *Guru* konnte es nicht wissen. *Tanu Dewa* sollte ein Sproß vom Dewandarubaume[2]) sein und deshalb schuf ich ihn. Ich gab ihm auch das Zaubermittel, weil ich ihn zum Stammvater der Insel Java machen wollte.

Sĕmar: Er tut unschuldigen Menschen Unrecht und mißhandelt sie, daß sie dabei ihr Leben einbüßen. Ich brauche dir nicht von deinem Enkel *Palasara* und seinem einzigen Sohne *Abijasa* zu erzählen; du weißt ja das alles schon seit langer Zeit, *Ulun!*

Gott *Ulun:* Schon gut, *Sĕmar!* Erzähle nicht weiter! Längst kenne ich ja die Geschichte von *Palasara* und *Sĕntanu Dewa.*

Sĕmar: Wie ist nun dein Entschluß, *Ulun?* Wie konntest du dem tollen *Pandita,* der sich gegen alle Menschen und selbst gegen die Götter vergeht, ein Zaubermittel geben?

---

[1]) Kamisol; deutet auf die Waffe, mit der *Sĕntanu Dewa* schließlich gebändigt wird.

[2]) *Devataru,* Baum der Götter.

Gott *Ulun:* Ist es so, *Sĕmar?* Dann nimm dieses Netzgewehr und schieße es auf *Sĕntanu Dewa* ab! Du hast meine Vollmacht dazu, *Sĕmar.*

Sĕmar: Was geschieht dann, wenn ich die Waffe abschieße?

Gott *Ulun:* Höre, *Sĕmar!* Der Netzpfeil ist vom Dewandarubaume und hunderttausend *Widadaris*[1]) haben ihn gefertigt. Weil er vom gleichen Ursprunge ist wie *Sĕntanu Dewa,* kann er seinen Zweck nicht verfehlen.

Sĕmar: Gut, *Ulun,* ich nehme die Waffe mit mir. Gehst du nicht mit, um die Sache zu leiten?

Gott *Ulun:* Ja, *Sĕmar,* ich komme, denn ich will den *Sĕntanu Dewa* bestrafen.

Djanturan. Zuerst geht Meister *Sĕmar* ab, dann entfernt sich auch Gott *Ulun* aus seinem Palaste von *Pĕtung Wiju* und fliegt durch die Luft.

Djanturan. Sĕmar vollendet seine Reise, ist rasch auf der Erde und nähert sich dem *Sĕntanu Dewa.*

(*Sĕntanu Dewa, Sĕmar,* dann die Götter und die Familie des Erstgenannten.)

Sĕntanu Dewa: He, *Sĕmar,* was willst du? Bisher hast du es noch nicht gewagt, dich mit mir auf eine Linie zu stellen.

Sĕmar: Ja, jetzt wage ich es doch, da ich die Erlaubnis dazu habe. Wisse, *Sĕntanu Dewa,* ich bin ein Abgesandter des höchsten Gottes *Ulun,* ausgeschickt, dich zu ergreifen!

Sĕntanu Dewa: Sogar die Alten mischen sich schon ein!

Sĕmar: Ja, die Alten! Lange, ehe noch deine Mutter existierte, lebte ich schon.

Sĕntanu Dewa: Gut! Komm und ergreife mich, *Sĕmar!*

Djanturan. Jetzt greift Meister *Sĕmar* an, erhält aber einen Schlag auf den Kopf, daß er niederfällt. Er erwacht und erhebt sich wieder; dann reibt und drückt er seinen Kopf mit den Händen.

Sĕmar: Ach, gar gewaltig schlägt *Sĕntanu Dewa* die Leute auf den Kopf, daß es schmerzt! Ja, er ist in Wahrheit giftig und falsch, der Bastard! Jetzt begreife ich, daß die Götter ihm nicht standhalten konnten.

Sĕntanu Dewa: Wohlan, komm nur, *Sĕmar!* Du willst meiner Hand widerstehen, während doch Gott *Guru* selbst mir nicht standhalten konnte? Komm nur, *Sĕmar!* Ich zermalme dich zu Staub.

Sĕmar: Freilich, *Tanu Bunglon.*[2]) Wenn du auch (vor Zorn) ganz in Flammen stündest, so würdest du dich doch täuschen. Siehst du, was ich da in der Hand habe?

Djanturan. Meister *Sĕmar* greift jetzt wieder an und schießt, während *Sĕntanu Dewa* ihn mit der Brust abwehrt, den Netzpfeil auf ihn ab, der den Fürsten fest umschließt und in seinen Bewegungen lähmt. Dann fordert ihn Meister *Sĕmar* laut schreiend heraus: Wohlan, *Sĕntanu Edan,*[3]) jetzt suche einen Ausweg! Ihr Götter, *Guru, Perod!* Kommt alle her! *Nala Gareng, Petruk!* Ich habe den *Sĕntanu Dewa* gefangen!

Da kommen alle Götter laut lärmend zu dem Platze, wo *Sĕntanu Dewa* in sich gekrümmt und regungslos sitzt.

Nala Gareng und *Petruk* stürzen herbei, um als erste zur Stelle zu sein. *Nala Gareng* stößt ihn mit dem Fuße nach Art der Chinesen. *Petruk* besudelt ihn am Genick.

---

[1]) Die himmlischen Nymphen.

[2]) Beide Worte bedeuten Chamäleon.

[3]) Dummkopf, Narr.

Sĕmar: Kommt, Kinder, tretet zurück! Wie werden jetzt die vielen Götter den tollen *Pandita* strafen!

Djanturan. Die Götter versammeln sich. Der höchste Gott *Ulun* kommt blitzschnell vom Himmel und steht auf der Erde; ruhig befiehlt er *Sĕmar,* zur Seite zu treten.

Sĕmar: Gut, *Ulun!* Ich überlasse dir die Bestrafung des *Sĕntanu Dewa.*

Gott *Ulun: Guru, Narada* möge den *Mangsja Pati* und deinen Enkel *Abijasa* herbeirufen!

Gott *Guru:* Mit Erlaubnis! *Mangsja Pati* und *Abijasa* sind schon hier.

Gott *Ulun:* Rufe auch die Frau des *Sĕntanu Dewa,* seinen Sohn und seine Schwiegertochter!

Mangsja Pati: Mit Erlaubnis! Auch diese sind bereits alle hier.

Gott *Ulun: Guru,* sage dem *Sĕntanu Dewa,* seiner Frau und seinem Sohne, daß ich sie alle drei in die Hölle verstoße!

Gott *Guru: Sĕntanu Dewa,* weil du nicht schön gehandelt und dein Versprechen treulos gebrochen hast, werdet ihr drei, du, deine Frau und dein Sohn *Asta Brata,* bestraft.

Sĕntanu Dewa: Wie du befiehlst! Nur bitte ich um einen kleinen Aufschub der Strafe.

Gott *Guru:* Gut, einen Augenblick will ich dir zugestehen.

Djanturan. Jetzt macht sich *Sĕntanu Dewa* sofort unsichtbar und seine Seele inkarniert sich in seine Schwiegertochter, ohne daß die Götter es merken.

Gott *Ulun: Guru,* weißt du, wo die Seele des *Sĕntanu Dewa* ist?

Gott *Guru:* Mit Erlaubnis, nein!

Gott *Ulun: Narada,* siehst du sie?

Gott *Narada:* Mit Erlaubnis, nein, ich sehe sie auch nicht.

Gott *Ulun: Wisnu,* siehst du sie?

Gott *Wisnu:* Mit Erlaubnis, ich weiß, wo sie ist.

Gott *Ulun:* Gut, so folge ihr schnell und nimm *Sĕntanu Dewa* das Zaubermittel ab, weil ich es seinem Enkelkinde geben will, das seine Schwiegertochter zur Welt bringen wird.

Gott *Wisnu:* Wie du befiehlst! Ganz nach deinem Wunsche!

Djanturan. Jetzt folgt Gott *Wisnu* dem *Sĕntanu Dewa* schnell in den Leib der *Ambaliki;* doch der Fürst gibt bereits das Zaubermittel ab, ohne zu wissen, daß Gott *Wisnu* ihm folge. Zur Hälfte ist es bereits geschehen, die andere Hälfte aber nimmt ihm Gott *Wisnu* ab. Nachdem *Sĕntann Dewa* das Zaubermittel ganz übergeben hat, entfernt er sich schnell, Gott *Guru* jedoch bleibt zurück und bemerkt, daß das Kind im Leibe der Mutter bereits menschliche Gestalt angenommen habe. Da denkt er bei sich: Wenn ich das Kind jetzt, wo es bereits zum Menschen geworden ist, vernichte, so vergehe ich mich gegen den Willen des höchsten Gottes. Ich will daher lieber erst Gott *Ulun* davon berichten. — Gott *Guru* entfernt sich schnell und berichtet dem Gott *Ulun.*

Gott *Ulun:* Wie ist es, *Wisnu,* hast du das Zaubermittel aufgefangen, bevor er es an sein Enkelkind übertrug?

Gott *Wisnu:* Ich bitte um Entschuldigung! Ich konnte nur die Hälfte auffangen, die andere Hälfte hatte er bereits übergeben.

Gott *Ulun:* Und hast du das Kind nicht sofort getötet?

Gott *Wisnu:* Mit Erlaubnis, nein! Denn das Kind [1]) ist bestimmt, im *Brata juda* eine Rolle zu spielen. Da seine Nachkommen am Kampfe teilnehmen werden, könnten sie ihre Bestimmung nicht erfüllen, wenn das Kind jetzt getötet wird.

Gott *Ulun:* Wenn es so ist, *Wisnu,* so wird das Kind seinen Großvater übertreffen.

Gott *Wisnu:* Wenn du zustimmst, so will ich ihm das Augenlicht rauben; dann kann es doch nicht gefährlich werden, wenn es auch seinen Großvater übertrifft.

Gott *Ulun:* Ich gebe dir die Erlaubnis, dem Kinde die Augen auszustechen.

Gott *Wisnu:* Ich war ausgesandt, dem Kinde die Augen auszustechen (und habe es bereits getan).

Gott *Ulun:* Höre, *Guru!* Tritt mir jetzt deinen Sohn *Wisnu* ab! Ich will ihn auf der Erde zurücklassen und ihm hier alles anvertrauen, daß er die Saaten gedeihen lasse, die Bosheit aus der Welt schaffe und über alle Edlen herrsche.

Gott *Guru:* Es geschehe nach deinem Willen, *Ulun!* Hier ist *Wisnu.* Und wenn du auch mich selbst fordertest, es geschehe nach deinem Willen, denn ich füge mich deinem Entschlusse.

Gott *Ulun:* Gut, *Guru!* Hier sind die ererbten Zauberwaffen aus dem Palaste von *Pĕtung Wiju.* Zunächst das *lajang kalima sada,*[2]) dann das *pusaka djamus* [3]) und drittens das *sĕndjata murdaging,*[4]) die dem *Mangsja Pati* gegeben werden sollen, daß er sie bewahre, denn in der Zukunft sollen die Nachkommen des *Abijasa,* die Könige der *Pandawas,* sie besitzen.

Gott *Guru:* Gut, es geschehe nach deinem Willen!

Gott *Ulun: Guru,* bleibe hier! Ich kehre in meinen Palast zurück. Die Belehrung deines Enkels *Abijasa* überlasse ich dir. Vermehre seine Kenntnisse, wo sie gering sind, und verbessere seine Ansichten, wo sie irrig sind!

Nun genug! *Brama, Wisnu* und *Njamadipati,* nehmt die drei Personen samt ihren Leibern mit!

Njamadipati: Ja, Herr, wie du befiehlst.

Djanturan. Seht, jetzt verschwindet der höchste Gott *Ulun* und geht in seinen Palast von *Pĕtung Wiju* zurück; die Götter *Brama, Wisnu* und *Njamadipati* nehmen den *Sĕntanu Dewa* samt seinem Sohne und seiner Gemahlin mit. Sie erheben sich mit ihnen schnell durch die Luft und werfen *Sĕntanu Dewa* in die Hölle *Tjondradimuka,* wo er verschwindet. *Durgandini* wird mitten in den Abgrund *Gambiralaja* [5]) geworfen der unterhalb *Djonggring Sĕlaka* ist; hier muß sie acht Jahre leiden. *Asta Brata* kommt auf sieben Jahre in ein Gefängnis, dessen Tor in eine ungeheure Wildnis führt und von einem Dämon, dem Gott *Tjikara Balé*[6]) *Upatra* bewacht wird, der eine Keule von glühendem Eisen trägt. Zum Schlusse ertönt lauter Donner in *Suralaja.*

Sprechen wir von Gott *Guru* und *Narada* und den anderen Göttern, die zurückgeblieben sind, um *Mangsja Pati* und *Abijasa* über die Geheimnisse zu belehren. Jetzt erscheinen Fürst *Mangsja Pati* und Prinz *Abijasa* vor ihnen.

Gott *Guru: Durgandana,*[7]) du bist zur Belohnung zum Großkönige der Insel Java ernannt, damit du ruhig und glücklich für *Abijasa,* seine Kinder, Enkel und

[1]) *Dĕsta Rata (Dhritarâštra).*
[2]) Geschriebene Zauberformel gegen Krankheiten.
[3]) Das „schwarze" Zaubermittel.
[4]) Die Waffenrüstung des *Abijasa* und *Judistira.*
[5]) Aus dem Sanskrit *gabhîra* + *âlaya.*
[6]) Die Bergkette *cakrabâla* der Inder.
[7]) = *Mangsja Pati.*

Urenkel sorgest; denn du wirst den *Brata Juda* selbst erleben. Nimm diese Geschenke des höchsten Gottes von *Pĕtung Wiju:* das *pusaka djamus,* das *lajang kalima sada* und die Rüstung *murdaging!* Bewahre sie sorgsam, übergib sie später deinen Enkeln sofort, wenn sie zu Herrschern über die *Pandawas* herangewachsen sind, und handle nicht gleich deinem Vorgänger! Befolge genau meinen Auftrag, *Mangsja Pati!*

Durgandana: Mit Erlaubnis! Ja, wie du befiehlst! Möge ich unglücklich werden, wenn ich mich gegen den Willen des Gottes *Ulun* vergehe!

Gott *Guru:* Gut! Und du, *Abijasa,* beschütze die Witwe des *Asta Brata,* aber mache sie nicht zu deinem Weibe! Halte es später, wenn sie ihr Kind zur Welt gebracht hat, vor den Menschen geheim und erkenne es als dein eigenes an!

Abijasa: Mit Erlaubnis! Ja, wie du befiehlst! Die Gunst des Gottes *Ulun* halte und schätze ich für das Höchste.

Gott *Guru:* Gut! Bruder *Sĕmar,* sorge treu für *Abijasa* und verlasse ihn und seine Kinder und Kindeskinder nicht!

Sĕmar: Ja, *Guru,* mit deinem Segen will ich es tun.

Gott *Narada:* Ach, Bruder *Guru!* Da *Abijasa* keine Muttermilch getrunken hat, wird er keine Nachkommenschaft haben und sein Geschlecht mit ihm aussterben.

Gott *Guru:* Richtig, Bruder *Narada!* Daran habe ich vergessen. Was soll man da machen?

Gott *Narada:* Bruder *Guru,* teile ihm von deiner Zeugungskraft mit! Aber von deiner eigenen muß es sein.

Djanturan. Jetzt teilt ihm Gott *Guru* von seiner Zeugungskraft mit. Der Samen wird in einer Edelsteinschale aufgefangen und an *Abijasa* übergeben, der es schnell nimmt und austrinkt. Himmel und Erde geben ihren Beifall zu erkennen und sagen: Jetzt ist es sicher, daß *Abijasa* der Stammvater der Könige auf der Insel Java werden wird. Rollender Donner bezeugt die Worte.

Gott *Guru:* Bruder *Sĕmar,* du bleibe hier! *Abijasa,* befolge die Weisungen deines Oheims *Durgandana!* Lebt alle wohl! Ich kehre in den Himmel zurück.

Gott *Narada:* Lebt wohl! Ich kehre gleichfalls in den Himmel zurück.

Sĕmar: Kommt, *Nala Gareng* und *Petruk,* und heitert eueren Herrn auf!

Nala Gareng (zu *Petruk*): Komm, *Kantong!* Was gelobst du? Ich tue das Gelübde, daß ich auf dem Vorplatze ein Schaf fangen und schlachten will, daß ich mir eine gute Zukost bereiten und essen und *badeg*[1]) dazu trinken will.

Petruk: O nein, *Gareng.* Ich will eine Puppe im Arme tragen, den Schirm auf die Schulter und einen mittelgroßen Krug mit gekochtem Reis und getrocknetem Fleisch auf den Rücken nehmen und beim Klange des *Pelog* am Dienstag abend *bondan* tanzen. Ich entlehne mir ein Seidentuch und eine Halskette und lasse die *Karsiyah*[2]) kommen, daß sie zu meinem Tanze singe. Und wenn ich der Musik nicht mehr folgen kann, entlehne ich mir ein *Angklung.*[3])

Die Melodie *bondan*[4]) ertönt und *Petruk* tanzt dazu.

Die Morgenröte ist angebrochen und das Publikum entfernt sich.

[1]) Ein starkes Getränk.
[2]) Eine Sängerin und Tänzerin.
[3]) Ein Musikinstrument.
[4]) Der Gebundene, Gefangene.

Pakĕm Irawan Rabi

Zum Schlusse der *Pakĕm Irawan Rabi* in wörtlicher Übersetzung. Der Text ist von L. Th. Mayer[1]) veröffentlicht worden und wird hier zum ersten Male in einer europäischen Sprache wiedergegeben.

Irawans Hochzeit.

Das Stück beginnt in *Dwarawati.* Fürst *Krĕsna* und Fürst *Baladewa* sind von dem Fürsten von *Astina* abgesandt worden, *Dewi Titi Sari* zur Vereinigung mit dem Prinzen von *Astina,* Prinz *Lĕgsmana,* zu erbitten. Prinz *Somba* wird zu *Ardjuna* gesendet (mit der Meldung), daß das Hochzeitsfest nicht stattfinden könne. Prinz *Somba* reist sofort weg. Die Fürsten gehen dann ab. Es wird abgebrochen.

Es soll erzählt werden, daß im Palaste die Fürstinnen *Dewi Djĕmbawati, Rugmini* und *Sĕtjaboma* beisammen sind. Bald darauf kommt der Fürst. Er spricht während der Dauer der Audienz und geht dann zur Kapelle.

Es soll erzählt werden, daß auf dem Versammlungsplatze Fürst *Baladewa,* Prinz *Wisata* und Prinz *Sĕntjaki* beisammen sind. Der Fürst befiehlt dem Prinzen *Wisata,* in Begleitung des *Patih Pragota* nach *Astina* zu gehen und den Prinzen *Lĕgsmana* zu bitten (daß er komme). Darauf reisen sie zu Pferde ab.

Es soll erzählt werden. Die Szene ist das Reich von *Djongbiradji.* Es tritt auf der Butafürst *Barandjana.* Vor ihm sitzt sein Erzieher *Kalawarti.* Dem Fürsten hat geträumt, daß er mit der Prinzessin von *Dwarawati, Titi Sari,* zusammengetroffen sei. Darauf läßt er seinen *Punggawa,* mit Namen *Kala Gagana,* entbieten und befiehlt ihm, mit der Bitte um Eheverbindung nach *Dwarawati* zu gehen. Der Fürst tritt darauf ab.

Bei dem Palasttore tritt *Kala Gagana* auf. Er beruft den *Kalawindu* und *Kalassmara* und übergibt ihnen den Auftrag (des Fürsten); sie machen sich auf den Weg. *Togog* und *Sarahita* bleiben nicht zurück.

Es soll erzählt werden von der Einsiedelei des Butafürsten, mit Namen *Rĕsi Djaja Wilapa.* Vor ihm sitzt sein Enkel Prinz *Irawan,* der von seinem Vater beauftragt ist, ihm zu berichten von der bevorstehenden ehelichen Verbindung mit der Prinzessin von *Dwarawati, Dewi Titi Sari.* Der Großvater gibt seine Zustimmung. Darauf wird ihm (dem *Irawan*) befohlen, zurückzukehren, gefolgt von *Sĕmar, Petruk* und *Nala Gareng.*

Im Walde sprechen die Buta-Gesandten von dem bevorstehenden Eintritt in das Gebiet, werden aber durch die Ankunft des *Togog* unterbrochen, der erzählt, daß Krieger herbeikommen. *Kalassmara* mit *Togog* und *Sarahita* laufen gegen sie los.

Prinz *Irawan* ist bereits mit dem Buta-Gesandten zusammengetroffen. Nachdem sie hin und her gefragt, entsteht ein Kampf. Die Feinde fallen alle; *Togog* und *Sarahita* laufen schnell davon. *Irawan* setzt seinen Weg fort.

Es soll erzählt werden, daß in *Madukara* Prinz *Ardjuna* und seine Gemahlinnen *Dewi Wara Sumbadra* und *Wara Sri Kandi* vom Prinzen *Somba* besucht werden. Bei der Botschaft des Fürsten, daß er die Braut (dem *Irawan*) verweigere, sagt *Ardjuna* nichts. *Somba* erhält dann den Befehl, heimzukehren.

Ardjuna läßt seinen Sohn *Abimannju* samt dessen Gemahlin rufen. Als sie gekommen, trennt er sie sofort. *Abimannju* fällt in Ohnmacht und wird in den Palast getragen. Darauf spricht der Fürst zu *Titi Sundari* und befiehlt ihr, heimzukehren. Sie reist ab, begleitet von der *Paranjahi.*[2]) Auf dem Wege weint sie unaufhörlich.

Es kommt *Irawan;* hinter seinem Vater stehend spricht er, ohne von diesem gehört zu werden. Dann wendet er sich an *Sĕmar.* Darauf spricht *Sĕmar* den Fürsten

[1]) Vier-en-twintig Schetsen van Wajangverhalen. Samarang, 1883. Nr. 24, S. 277 ff.

[2]) Kammerzofe.

an. Der Fürst redet jetzt zu seinem Sohne und dieser berichtet, daß sein Großvater bereits seine Einwilligung gegeben habe. *Irawan* wird von seinem Vater aufgefordert, *Titi Sundari* zu begleiten, und beauftragt, die Scheide von Tjandanaholz, die im Parke von *Dwarawati* wohnt, als Tausch zu erbitten, weil eben ein neuer *Kris* dafür entdeckt worden sei.[1])

Irawan geht sofort ab, die drei Diener folgen ihm.

Die Reise der *Titi Sundari,* die unaufhörlich weint. *Irawan* folgt ihr und trifft mit ihr zusammen. *Irawan* fragt sie um die Ursache (ihrer Tränen); sie erzählt es ihm vom Anfang bis zu Ende. *Irawan* berichtet von dem Befehle seines Vaters. Die ältere Schwester wird im Herzen beruhigt; sie bittet den jüngeren Bruder, in den Park zu gehen. *Titi Sundari* begibt sich vor ihm in den Park. Es wird abgebrochen.

Es soll gesprochen werden. Im Audienzsaale von *Ngamarta* treten Prinz *Wĕrkodara* und Prinz *Gatutkatja* auf. Dieser erzählt, daß der Oheim seine Zustimmung nicht gebe und überdies, daß schon die Trennung (von *Abimannju* und *Titi Sandari*) erfolgt sei. Der jüngere Bruder *(Irawan),* der künftige Bräutigam, begleite jetzt *Titi Sandari. Wĕrkodara* ist erzürnt. Prinz *Gatutkatja* erhält den Befehl, dem Prinzen *Irawan* zu folgen. Sofort geht er ab durch die Luft fliegend.

Es soll gesprochen werden von dem Auftreten des Fürsten *Sujudana,* des *Pandita Durna,* des *Patih Sangkuni* und Prinzen *Lĕgsmana* in *Ngastina.* Sie unterreden sich über das Betragen des Fürsten von *Mandura.* Bald darauf kommt Prinz *Wisata,* der abgesandt ist, den Prinzen *Lĕgsmana* (nach *Dwarawati*) zu bitten. Der Fürst willigt ein und *Lĕgsmana* geht sofort ab in Begleitung von *Sri Karna, Durna, Sangkuni* und der Menge der *Korawas.* Es wird abgebrochen.

Es soll gesprochen werden von dem Auftreten des Fürsten *Barandjana.* Er empfängt die Kunde, daß seine Boten von dem Pandawasohne getötet wurden. Der Fürst ist überaus erzürnt. Da läßt er drei Edle zu sich rufen und schickt sie nach *Dwarawati* mit dem Befehle, die Prinzessin *Rĕtna Titi Sari* heimlich zu entführen. Die drei Edlen gehen ab. Es wird abgebrochen.

Es soll gesprochen werden von dem Auftreten des Fürsten *Krĕsna* und seines älteren Bruders, des Fürsten *Djaladewa.* Prinz *Somba* kommt und berichtet, daß der Oheim schon zugestimmt habe und daß er hier seine Aufwartung machen wolle. Da erscheint plötzlich *Rĕtna Titi Sundari* und fällt ohnmächtig zu Boden. Die *Paranjahi* erzählt, daß der (Schwieger)-Vater sie von dem Prinzen *Djannaka* getrennt habe und auf Prinz *Somba* erzürnt sei. *Titi Sundari* wird darauf in den Palast gebracht. *Sri Harimurti (Krĕsna)* entfernt sich. Fürst *Baladewa* geht dann hinaus.

Es soll gesprochen werden. In der Residenz sind *Dewi Djĕmbawati* und ihre Tochter *Dewi Titi Sundari,* die bereits genesen ist. *Titi Sundari* sagt, daß sie über Auftrag ihres Schwiegervaters (gekommen sei). Nachdem sie gesprochen, ist *Djĕmbawati* im Herzen zufrieden. Darauf will sie in den Park hinabsteigen; *Titi Sari* wird von ihr mitgenommen.

Nach der Ankunft im Parke erhält *Titi Sari* von ihrer Schwester den Auftrag, eine *Srigading*-(Jasmin-)Blüte zu nehmen. Am Ende des Tages wird dem *Irawan* befohlen, zu kommen, aber im Hintergrunde zu bleiben. *Petruk* wird aufgefordert, fröhlich herumzuspringen. *Titi Sari* läuft zu ihrer Schwester und als sie dieselbe umarmen will, entflieht die Schwester. Da vergißt sich *Titi Sari* und umarmt den *Irawan.* Darauf wird er mit Zustimmung der Mutter ehelich mit ihr vereint. Darauf trägt er sie auf den Händen zum Pavillion im Weiher. Dem *Irawan* begegnen die

[1]) Anspielung auf *Titi Sari* als Gemahlin des *Irawan.*

Dannawa-Diebe. Sofort kämpfen sie. Das Herabsteigen des Prinzen *Gatutkatja* (aus der Luft) trennt ihn von diesen. Ein Riese ist tot, der zweite bleibt im Parke zurück. Die eine Leiche wird darauf in den Wald geworfen. *Titi Sundari* geht eilig in den Palast. *Irawan* und seine Gemahlin werden nach *Djudipati* mitgenommen. Es wird abgebrochen.

Es soll gesprochen werden von dem Auftreten des Fürsten *Krĕsna* und seines Bruders, des Fürsten *Baladewa,* der den Prinzen *Lĕgsmana* vorstellt; der *Pandita Durna* und *Sri Karna* beglückwünschen ihn zu seiner Heirat. Plötzlich kommt *Titi Sundari* und beichtet, daß ihre jüngere Schwester von einem *Buta* gestohlen wurde; der zweite sei von einem Parkwächter getötet worden, während der andere in die Luft entflohen sei. Von Gestalt waren beide Riesen. Nach diesen Worten geht sie in den Palast zurück und gibt dem Vater ein Zeichen. *Krĕsna* erfaßt die Meinung seiner Tochter (merkt, was sie meint) und auch dem *Pandita Durna* ist es schon klar, daß es ein *Buta* aus *Pringgadani*[1]) gewesen ist. Fürst *Baladewa* zieht nach *Ngamarta,* mit ihm *Durna* und *Sri Karna;* sie wollen ihnen (den Räubern) entgegenziehen.

Nach ihrem Weggange befiehlt Fürst *Krĕsna* dem Prinzen *Somba,* die Prinzessin *Titi Sundari* zu rufen. Nach ihrer Ankunft wird sie vom Vater durch die Luft mitgenommen. Es wird abgebrochen.

Es soll gesprochen werden von dem Auftreten der *Pandawas,* des Fürsten *Judistira* und des Prinzen *Wĕrkodara* mit *Nangkula* und *Sadewa.* Prinz *Wĕrkodara* bringt *Irawan* in Sicherheit und befiehlt seiner älteren Schwester, zu leugnen, und dem *Irawan* desgleichen. Darauf kommt *Baladewa* und *Sri Karna* und der *Pandita Durna;* sie beharren bei ihrer Behauptung, daß *Irawan* die Prinzessin geraubt habe. *Sang Punta Dewa* antwortet ihm, daß er nichts wisse. Darauf geht er weg. *Wĕrkodara* bringt *Irawan* dazu, daß er nichts gestehe, wenn er gefragt werde. *Irawan* sagt, daß er sie (die Prinzessin) nicht entführt habe. *Baladewa* will, daß er schwöre. *Sang Bima* geht gegen *Baladewa* los, da dieser sein Wort gebrochen. *Arja Sangkuni,* der *Pandita Durna* und *Sri Karna* machen sich zugleich heimlich fort und gehen hinaus. Fürst *Baladewa* bemerkt es, dann folgt er ihnen und geht hinaus. Prinz *Gatutkatja* wird beauftragt, ihnen zu folgen und hinauszugehen zur Verfolgung der *Kurawas.* Dann entsteht ein Kampf. Die *Kurawas* werden zerstreut. Fürst *Baladewa* geht auf sie los, ihm tritt Prinz *Gatutkatja* entgegen mit seinem Vater. *Baladewa* stirbt. Als *Wĕrkodara* und sein Sohn den Fürsten *Krĕsna* bemerken, ergreifen sie die Flucht.

Fürst *Krĕsna* sucht den Prinzen *Djannaka* und will den Radpfeil schwirren lassen. *Ardjuna* bemerkt es; dann flüstert er dem Sohne, Prinz *Abimannju,* zu und befiehlt ihm, den Onkel *(Krĕsna)* um den Radpfeil zu bitten, um sich damit zu töten. *Abimannju* geht sogleich. Schon ist er zu dem Oheim gekommen und sagt ihm die Botschaft seines Vaters. *Krèsna* sieht den Prinzen, kann es aber nicht übers Herz bringen. Plötzlich umfaßt ihn *Ardjuna* mit den Armen von rückwärts, der Sohn umfaßt ihn auch. *Sri Krĕsna* erklärt sich besiegt. Es wird von ihm ein Pfand gefordert. Dann übergibt er die Prinzessin *Titi Sundari. Sri Krĕsna* zieht darauf heim. Die *Pandawas* versammeln sich. Der *Gunongan* wird aufgesteckt.

---

[1]) Wohnsitz des *Gatutkatja;* daß also *Irawan* die Prinzessin entführt habe.

Zur Geschichte des volkstümlichen Hauses bei den Südslawen.

Von Dr. **M. Murko**, Graz.

(Mit 8 Abbildungen im Texte.)

I.

Die einschlägige slawische Literatur.

Wie überall, blieb merkwürdigerweise auch bei den Slawen das volkstümliche Haus lange unbeachtet, obwohl man in romantischer Begeisterung auch darin einen Ausdruck der „Volksseele" hätte suchen können, zum mindesten ebensogut, wie z. B. in den Trachten, die auch nicht immer mit den Sprachgrenzen zusammenfallen und den Veränderungen der Mode so offenkundig unterworfen sind.[1]) Erst die moderne Folkloristik schuf auch hier Wandel. Bei den Slawen veröffentlichte schon 1884 Jan Karłowicz in Warschau eine „linguistisch-archäologische Studie" über das polnische[2]) Haus (Chata polska) und selbst der „Wohnstätte der Lausitzer Serben" (Wobydlenje łužiskich Serbow) widmete A. Černý eine hübsche Monographie im „Časopis Maćicy Serbskeje" (1889 und separat, Bauzen; zuerst erschien der Artikel polnisch in der Warschauer „Wisła"). Ein großartiges Material veranschaulichte auch in dieser Richtung die Prager ethnographische Ausstellung (1895).[3]) Man suchte im Laufe der Zeit in liebevoller Weise auch in den Bauten die nationalen Züge, und speziell bei den Polen hat die Hausforschung ihren großen Aufschwung dem Kampfe um einen „nationalen Stil" zu verdanken, denn wie anderswo haben sich auch hier speziell die Architekten[4]) dieser Frage bemächtigt. Auch die auf dem Gebiete der Ethnologie rührigen Ruthenen (Kleinrussen) haben schöne Leistungen aufzuweisen.[5])

Von demselben Standpunkte schrieb unter den Südslawen zuerst der Agramer Kunsthistoriker J. Kršnjavi eine Abhandlung über den „nationalen Stil" im „Glasnik društva za umjetnost i umjetni obrt" (Jahrgang III, Heft 1), wo gleich darauf F. Hefele

---

[1]) Übrigens beklagte diesen Mangel vom linguistisch-paläontologischen Standpunkte schon G. Krek, Einleitung in die slawische Literaturgeschichte, 2. Aufl., 145.

[2]) Über das russische Haus erschien schon 1870 in Moskau eine Abhandlung des Grafen A. Uwarow in den Drevnosti der Moskauer archäologischen Gesellschaft, die mir leider unbekannt geblieben ist.

[3]) Ein teilweises Bild derselben ist erhalten in dem Prachtwerke „Národopisná výstava československá v Praze 1895". Seitdem ist eine Reihe von Studien über das tschechische Haus im „Český Lid" erschienen.

[4]) Vgl. die stehende Rubrik „Chata" in der „Wisła" und die zusammenfassende Arbeit von Kazimierz Mokłowski, „Sztuka ludowa w Polsce" (Die Kunst des Volkes in Polen). Die geschichtsphilosophischen Erklärungen und Etymologien (speziell die des Namens der Polen als „Pfahlbauer") des Verfassers können auf Zustimmung nicht rechnen. Hervorzuheben sind die den westlichen Karpathengebieten gewidmeten Monographien von W. Matlakowski: „Budownictwo ludowe na Podhalu" (Die volkstümliche Baukunst in Podhale) und „Zdobienie i sprzęt" (Figuraler Schmuck und Gerät).

[5]) Vgl. besonders die Schilderung des Hauses der Huzulen von V. Šuchevyč in den „Matériaux pour l'ethnologie ukraïno-ruthène, II. Bd., S. 86—114, und „Die Bauten im Gouvernement Černigov", ib. I., S. 79 ff.

auch das „bosnische Haus“ besprach (Heft 2).[1]) Diese Arbeiten sind R. Meringer, dessen Studien über das Haus in Bosnien und Herzegowina den Anlaß zu dem vorliegenden Artikel gaben, unbekannt geblieben, ebenso wie der erste einheimische, den Gegenstand allerdings nicht erschöpfende folkloristische Aufsatz von Vid Vuletić Vukasović, „Das volkstümliche Haus samt dem Hausrat in Dalmatien, Herzegowina und Bosnien“ im „Zbornik za narodni život i običaje južnih Slavena“ (Bd. I, 27—43)[2]), den die südslawische Akademie der Wissenschaften seit 1896 in Agram herausgibt.[3]) In diesem Sammelwerke, von dem der X. Band im Erscheinen ist, sowie in dem Srpski Etnografski Zbornik der königl. serbischen Akademie in Belgrad (seit 1894 sind sechs Bände erschienen) erhielten wir in den letzten Jahren eine Fülle wertvollen Materiales auch über das volkstümliche Haus der südslawischen Länder, das allerdings noch der Bearbeiter harrt, wie überhaupt diese Publikationen noch nicht genügend bekannt und gewürdigt sind.[4])

Besonders rühmend muß ich den IV. Band des Srpski Etnografski Zbornik (8⁰, CCXXXVI + 497 S.) hervorheben, in dem der Belgrader Geograph J. Cvijić eine größere Publikation: Naselja srpskih zemalja — Rasprave i gragja (Ansiedlungen

---

[1]) In jüngster Zeit ist der kroatische Ingenieur- und Architektenverein in Agram mit einer beachtenswerten Publikation hervorgetreten: Hrvatski gragjevni oblici (die kroatischen Bauformen), H. I, II (1904), III (1905), Gr.-Fol. Vertreten sind darin volkstümliche Bauten aus Kroatien, Slawonien und Dalmatien.

[2]) Ich finde darin folgende Arbeit erwähnt: La Dalmazia descritta dal professore Dr. Francesco Carrara con 48 tavole miniate — cap. IV abitazioni pag. 147.

[3]) Wir finden darin bisher folgende Schilderungen des Hauses

aus Kroatien: Trebarjevo an der Save bei Sissek von Kata Jajnčerova, III, 98—124; Šušńevo Selo i Čakovac im Komitate Modruše-Fiume auf der Straße von Karlstadt nach Zengg von J. Božičević, V, 178—188;

aus Slawonien: Otok bei Vinkovci von J. Lovretić, II, 114—137 (vorzügliche Arbeit mit Abbildungen, nur ohne Pläne); Gradište im Syrmier Komitate, Kreis Brod, von Š. Varnica, V, 301—305;

aus Dalmatien: Poljica zwischen Spalato, Sinj und Omiš von Fr. Ivanišević, VIII, 259—278 (vortreffliche Darstellung eines Kaminhauses mit Abbildungen und Grundrissen); Pridvorska kaznačina in Konavle (bei Ragusa) von N. Ljubidrag, VIII, 106—112; bemerkenswert ist auch die Schilderung des Lebens in einer Zadruga (Hauskommunion) in Bukovica im nördlichen Dalmatien von Vl. Ardalić, IV, 196—220, V, 1—50;

aus Istrien: Vrbnik auf der Insel Veglia von J. Žic, V, 226—252;

aus Bosnien: Kralje in Türkisch-Kroatien von J. Klarić, VI, 65—76; Visoko, Stadt im Kreise Sarajevo, von F. Murgić, VIII, 89—91;

aus Serbien: Das Gebiet von Zaplanje oder Leskovac von K. Petrović, V, 84—119, 253—297, bietet zwar keine direkte Schilderung des Hauses, doch kann man sich über wichtige Einzelheiten aus den Kapiteln über Nahrung und Hausgerät, Beheizung und Beleuchtung usw. orientieren.

[4]) Bezüglich des „Zbornik“ der südslawischen Akademie der Wissenschaften, der systematisch das ganze Gebiet der Volkskunde berücksichtigt, kann ich einen wohlgemeinten Ratschlag nicht unterdrücken. Einige beschreibende Artikel sind viel zu breitspurig und ihre Verständlichkeit leidet noch darunter, daß sie im Dialekte ihres Ortes geschrieben sind. Man gewinnt dadurch allerdings manche wertvolle Züge, doch könnten diese auch durch die Schriftsprache unter Anführungszeichen und in Klammern vermittelt werden. Konsequent und gut im Dialekt zu schreiben ist nicht so leicht, und die Linguisten können dafür nicht so dankbar sein, wie man erwartet. Als Dialektproben sind nur wirklich volkstümliche Erzeugnisse geeignet. Außerdem können die wichtigsten dialektischen Merkmale auch Dilettanten ganz gut anführen, namentlich wenn man sie auch dazu entsprechend anleitet. Durch Kürzung und konzise Fassung würden einzelne Artikel viel gewinnen, vor allem könnten aber dadurch Mittel für mehr Abbildungen aufgebracht werden; diese sind auch für Sprachkenner viel wichtiger als die ausführlichsten und genauesten Schilderungen und machen die wertvollen Materialien auch fremden Forschern zugänglich. Als Muster kann ich in dieser Hinsicht die unten zu besprechenden Materialien im XVIII. Bande des Sbornik des bulgarischen Ministeriums für Volksaufklärung empfehlen.

der serbischen Länder — Abhandlungen und Materialien, Belgrad 1902) begonnen hat. In der Einleitung (CCXXXVI S.) bespricht Cvijić alle „anthropogeographischen Probleme der Balkanhalbinsel", die durchwegs auch die Beachtung der Philologen und Ethnographen beanspruchen, wie z. B. die Kapitel über die Kulturzonen der Balkanhalbinsel, über die Typen der Dörfer, Städte und Märkte, über die Namen der Ansiedlungen, über die Wanderungen und Herkunft der Bevölkerung, welche die lehrreichsten Daten (man bedenke deren Wichtigkeit für dialektologische Forschungen!) bieten, wie man sie anderswo aus so junger Zeit und meist noch aus der mündlichen Tradition geschöpft nicht erhalten kann. Natürlich widmete Cvijić darin ein sehr instruktives Kapitel auch dem Hause und im Zusammenhange damit der Almenwirtschaft (XCIX—CXLI). Auf Grund von früher gedruckten Anweisungen wurden die entsprechenden anthropogeographischen Materialien von Cvijićs Schülern und von Einheimischen gesammelt und im Belgrader geographischen Seminar besprochen und bearbeitet. Auf diese Weise ist eine Reihe von Monographien entstanden, die in dem genannten IV. und in dem besonders umfangreichen V. Bande (III + 1297 S.)[1]) erschienen sind.[2]) Besonders wertvoll ist der beiden Bänden beigegebene Atlas (I, II), in dem wir nebst Siedelungskarten sehr instruktive bildliche Darstellungen und Pläne auch der primitivsten Bauten der genannten Gebiete finden. Nur manche Photographien (so im Bd. II, Tafel XXIII unten, XXIV oben, XXV, XXVI oben) erfüllen ihren Zweck nicht. Wünschenswert wären auch genauere Ortsbestimmungen, mindestens mit Angabe des Kreises. Bezüglich der im Texte eingestreuten Grundrisse muß ich hervorheben, daß sie häufig nicht allen Anforderungen entsprechen (manchmal fehlen Türen und Fenster oder sind nicht genügend unterschieden, manchmal wird der Herd und der Ofen nicht angedeutet usw.)

Für Serbien kommen aber noch immer in Betracht die Werke von M. Milićević, Kneževina Srbija (Fürstentum Serbien, Belgrad 1876); Kraljevina Srbija (Königreich Serbien, 1884); Život Srba seljaka (Das Leben der serbischen Bauern), wieder abgedruckt als Bd. I des Etnografski Zbornik, und das auch mit Illustrationen versehene Werk von V. Karić, Srbija (Serbien, Belgrad 1888, S. 134—142).

Speziell über Montenegro waren wir schon früher auch bezüglich des Hauses vortrefflich unterrichtet durch das klassische Werk des Russen P. Rovinskij, „Černogorija", von dem für unsere Zwecke Bd. II, Abt. 1. (St. Petersburg 1897, aus dem „Sbornik" der kaiserl. Akademie der Wissenschaften; Abteilung für russische

[1]) Während des Druckes dieser Abhandlung ist der VI. Bd. (VII × 864 S.) mit ähnlichem Inhalte erschienen.

[2]) Bisher sind es folgende Monographien, von denen jeder eigene Indices beigegeben sind:

Aus Serbien: Donje Dragačevo im Rudniker Kreise, von Jovan Erdeljanović (speziell über Haus und Hof, Wirtschaftsgebäude und Hütten im Felde und auf der Alm) IV, S. 56—69; Die Dörfer der östlichen Hälfte des Bezirkes Ljubić im Kreise Rudnik, von Radomir Ilić, V, 18—23; Das Pčinja-Gebiet von Vranja (der größere Teil des Pčinja-Gebietes blieb türkisch) im Moravatale, von T. Nikolić, V, 128—143; Mlava, Kreis Požarevac, von Ljubomir Jovanović, V, 263—274; Levač, zwischen den Gledićske Planine, Juhor und Golijska Morava (westlich von Paraćin), von Todor Bušetić, V, 465—475; Umgebung von Belgrad, von Rista T. Nikolić, V, 930—937.

Aus Montenegro: Drobnjak, von Svetozar Tomić, IV, 411—427; Vasojevići, von Pop Bogdan Lalević und Ivan Protić, V, 528—535.

Aus Altserbien und Novi-Pazar: Das mittlere Lim- und Taragebiet im Sandžak Novi-Pazar, von Peter Merkonjić, IV, 285—297.

Aus der Herzegowina: Rudine bei Bilek, von Jevto Dedijer, V, 723—752; Šuma, Površ und Zupci im Bezirke Trebinje an der dalmatinischen Grenze, von Obren Gjurić-Kozić, V, 1128—1147.

Aus Bosnien: Stari Vlah um Višegrad, von Pop Stjepo Trifković, V, 617—622.

Sprache und Literatur, Bd. 63, S. 434—491) in Betracht kommt. Die Schilderungen der Vasojevići und Drobnjaci in dem Belgrader „Zbornik" stehen nicht auf der Höhe der des russischen Diplomaten.

Während wir also bezüglich der Kroaten und Serben in unserer Frage eine reichhaltige slawische Literatur zur Verfügung haben, müssen wir bezüglich der Slowenen, die überhaupt dem Studium ihres Volkstumes viel zu wenig Aufmerksamkeit schenken, einen großen Mangel beklagen.[1]) Diesem Übel half zum Teile erst in jüngster Zeit der russische Ethnograph Al. Charuzin ab, der seinen wiederholten Aufenthalt in Veldes zu folgenden Studien benützte: 1. Krestьjaninъ Avstrijskoj Krajny i ego postrojki (Der Bauer in Krain und seine Bauten), erschienen in den Petersburger „Živaja Starina", 1902, Heft I (und separat); 2. Žiliščе Slovinca Verchnej Krajny (Die Wohnstätte des Slowenen von Oberkrain), ebendaselbst im Hefte III, IV und separat (St. Petersburg 1903) mit dem Nebentitel: „Aus den Materialien zur Entwicklungsgeschichte der slawischen Wohnstätten". Auch die erste Studie, die mehr als eine Vorarbeit zu betrachten ist, behandelt hauptsächlich Oberkrain. Charuzin schildert mit großer Sachkenntnis das äußere Aussehen und die Gliederung des oberkrainischen Hauses und seiner Nebengebäude, von den primitivsten Hirtenhütten im Hochgebirge angefangen, und illustriert seine Darstellungen mit zahlreichen Plänen und Photographien (manche sind zu wenig deutlich). Da ich im Jahre 1902 fast alle von ihm besuchten Orte und noch einige andere sah, so kann ich auch bestätigen, daß er sein Material ziemlich vollständig gesammelt und vor allem nichts Typisches übersehen hat; zu beklagen ist nur, daß er die geschilderten Häuser weder nach der Nummer noch nach dem Namen des Besitzers bezeichnet, weshalb schon mir eine Kontrolle häufig unmöglich wird. Die innere Kultur des Hauses ist zu wenig beachtet, weshalb man auch aus diesen Studien z. B ein so wichtiges Detail, wie das Vorhandensein des über dem Herde hängenden Kessels oder der konkaven Ofenkacheln in Oberkrain nichts erfährt. Die slowenische Terminologie ist nicht immer gelungen (z. B. omari, omarci, omarce für omarca, kuča für koča); geradezu entstellt ist aber auch die sachlich so bedeutende zweite Arbeit durch ihren Horror vor deutschen Fremdwörtern, wie: gank, tram, velb, kahlja, štala, špajza u. a. Wohin käme man, wenn man z. B. im Kroatoserbischen in ähnlicher Weise die türkischen Fremdwörter verschwiege? Obwohl Charuzin allzustark nationale Elemente im Hausbau sucht und dadurch auf sonderbare Theorien geführt wird, möchte ich immerhin diesen Verstoß gegen die wissenschaftliche Genauigkeit auf seine Informatoren zurückführen.

In der sonst reichen Literatur der Bulgaren über ihr Volkstum ist das Haus ebenfalls schlecht weggekommen, obwohl in dem vom Ministerium für Volksaufklärung herausgegebenen „Sbornik za narodni umotvorenija, nauka i knižnina"[2]) als dem speziellen Organ für die allseitige ethnographische Erforschung Bulgariens auch dieses Kapitel nicht unberücksichtigt bleiben durfte.[3]) Dafür ist vortrefflich im Bd. XVIII, Abt. 2 (Materialien), der einzige einschlägige Artikel: Gradivo za veštestvenata

[1]) Manche Beiträge findet man in den betreffenden Bänden des Werkes: „Die österr.-ungar. Monarchie in Wort und Bild". Auch auf die Bände Dalmatien, Kroatien und Slawonien, Bosnien und Herzegowina sei bezüglich der Kroaten und Serben hingewiesen.

[2]) Bd. I—XVII, Sophia, 1889—1899; seit 1901 erscheint das verdienstvolle Werk weiter als Organ der bulgarischen literarischen Gesellschaft; bisher sind die Bde. XVIII—XX (1904) veröffentlich worden.

[3]) In der Tat bringt Bd. XII die Bilder zweier Häuser von dem Maler Prof. Mrkvička, der sie offenbar von seinem künstlerischen Standpunkte auswählte.

kul6tura na zapadna Bъlgarija (Stoffsammlung zur materiellen Kultur von Westbulgarien). Hier ist aus dem Gebiete zwischen Timok und Ister das ganze auf das Haus und alle Arbeiten in- und außerhalb des Hauses (den patriarchalischen Zuständen entsprechend sind eigentlich alle Gewerbe vertreten) nach Beiträgen verschiedener Mitarbeiter in mustergültiger Weise verarbeitet und mit gelungenen Abbildungen nach Zeichnungen des Verfassers versehen. Auch die Schilderung des Schafhirtenlebens im mittleren Rhodopegebirge von V. Dečev im Bd. XIX mit Grundrissen und Abbildungen der Hirtenhütten (darunter zwei „mandra“ und eine „koliba“) sind für unsere Zwecke wertvoll.[1])

Über das bulgarische Haus im allgemeinen ist man auf die Nachrichten von K. Jireček[2]) angewiesen.

Im Artikel „Die bulgarische Architektur in Groß-Trnovo“[3]) sucht D. Usta-Genčov den bulgarischen Nationalstil mit wenig Erfolg. Beachtenswert ist darin die Nachricht, daß für die erste bulgarische Ausstellung in Philippopel im Jahre 1894 ein bulgarisches Bauernhaus „in rein nationaler Architektur“ geplant war, aber aus unbekannten Gründen nicht ausgeführt worden ist. Die Aufgabe war wohl noch zu schwer und konnte nicht durch ein Haus allein gelöst werden.

Über „das Wohnhaus der bulgarischen Bevölkerung in den Vilajets“, d. i. in Mazedonien, handelt der bekannte Ethnograph V. Kančov in der Zeitschrift „Biblioteka“, Jahrgang IX. Der Aufsatz blieb mir unbekannt, doch kann man sich über Mazedonien für unsere Zwecke genügend aus Cvijićs „Anthropologisch-geographischen Problemen“ unterrichten.

Der Vollständigkeit halber erwähne ich noch, daß ich einige wichtige Details Duvernois' Bulgarisch-russischem Wörterbuche verdanke, ebenso manchen lexikographischen Beiträgen im Sbornik za narodni umotvorenija.

II.

Meringers Arbeiten über das bosnisch-herzegowinische Haus. Das „oberdeutsche“ Haus in den Nachbarländern.

Dank der Unterstützung des Reichsfinanzministeriums und der Wiener Akademie der Wissenschaften besitzen wir nun von Rudolf Meringer, der in seinen „Studien zur germanischen Volkskunde“[4]) hauptsächlich das Bauernhaus in Nordsteiermark und Tirol behandelt hat, auch in deutscher Sprache eine zusammenfassende, auf genauer Beobachtung beruhende Schilderung des bosnisch-herzegowinischen Hauses in Wort und Bild,[5]) an die sich auch eine kritische Würdigung des gewonnenen Materiales sowie dessen Verwertung für allgemeine kulturhistorische und sprach-

[1]) Schilderungen des eigenartigen Schäferlebens aus dem Gebiete von Trnovo findet man in Periodičesko Spisanie, Bd. XXXII—XXXIII, S. 310 ff., aus Galičnik im Debragebiete in Mazedonien ebend. Bd. LXI, S. 329 ff.

[2]) Das Fürstentum Bulgarien (Wien 1891), S. 156—159 (Dorfhaus), S. 161—165 (städtisches Haus). Ausführlicher und mehr ins Detail gehend ist der ursprünglich böhmisch geschriebene II. Teil (Wanderungen) unter dem Titel: Cesty po Bulharsku, v Praze 1888 (vgl. Index s. v. Domy).

[3]) Periodičesko Spisanie, Bd. LIV, S. 814—823.

[4]) „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“, Bd. XXI, XXIII, XXV.

[5]) Das volkstümliche Haus in Bosnien und Herzegowina, Wien 1900, Lex. 44 S. mit 2 Tafeln und 90 Abbildungen im Texte. Separat-Abdruck aus „Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina“, VII. Bd. Derselbe Aufsatz ist auch im „Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini“, Bd. XI, erschienen.

wissenschaftliche Fragen anschließt.[1]) Aus diesem Grunde verdienen die beiden in Rede stehenden Arbeiten die Beachtung weiterer wissenschaftlicher Kreise, denn Meringer hat nach meiner Überzeugung bewiesen: 1. „das bosnische Haus gehört in seinen wichtigsten Teilen jener alten mitteleuropäischen Kultur an, welche Germanen und einem Teile der Slawen gemeinsam ist“ (V. H. S. 2),[2]) wobei vom herzegowinischen Hause abgesehen werden muß, denn dieses gehört dem romanischen Kulturkreise an (Ausnahmen s. u.). 2. Das Fehlen des „Kulturhorizonts“ (d. h. das ganze Leben spielt sich auf dem Boden ab), um an diesem glücklich geprägten Worte des verstorbenen Erfinders der Korrespondenzkarte, Hofrat Herrmann, festzuhalten, in Bosnien und Herzegowina (und fügen wir gleich hinzu: auch in Montenegro, in den höher gelegenen Orten von Dalmatien, sowie in Serbien) ist nicht etwa durch die türkische Invasion als eine Art Rückfall, sondern als eine ursprüngliche Kulturstufe zu erklären, auf welcher einst auch die verwandten europäischen Völker standen.

Meringers Arbeiten müssen studiert werden, was er dem Leser allerdings nicht immer leicht macht.[3]) Nach genauer Prüfung der einschlägigen reichhaltigen slawischen Literatur muß ich seinen etwas überraschenden und daher um so wertvolleren Resultaten rückhaltslos zustimmen und kann seine Ausführungen nur ergänzen und vervollständigen.

Auf seiner ersten Reise betrachtete Meringer das bosnisch-herzegowinische Haus noch als ein Ganzes, trotzdem er in der Herzegowina mehrere „einzellige“ Häuser sah, in denen der Herdraum zugleich der Kulturraum ist; er ließ sich jedoch allzusehr vom allgemeinen Eindruck täuschen und suchte einen Unterschied nur in der Verwendung des Baumateriales (Stein in der Herzegowina, Holz in Bosnien) und in der Gestalt des Daches (flach in der Herzegowina, hoch und steil in Bosnien). Erst auf der zweiten Reise kam der große Unterschied zwischen den beiden Ländern auch auf diesem Gebiete zur Geltung und das endgültige Resultat lautet: „Das gesamte bosnische Haus ist ein Zweifeuer-Haus, ein Küchen-Stubenhaus, wie ich es bis jetzt genannt habe, indem ich dabei vom Backofen ganz absah; es gehört dem sogenannten oberdeutschen Hause an, d. h. es enthält wie dieses einen Herdraum (kuhinja, kuća) und einen Ofenraum (soba). Das herzegowinische Haus dagegen ist ein einfeueriges, es hat bloß eine Feuerstätte, gewöhnlich einen Kamin.“[4])

Das herzegowinische Haus gehört also zum Kaminhaus der vorwiegend romanischen und südlichen Länder (die europäische Türkei und Kleinasien miteingeschlossen?), das bosnische aber zum „mitteleuropäischen“, „alpinen“, wie sich Meringer in seiner ersten Arbeit (S. 2) ausdrückt, oder zum sogenannten „oberdeutschen“, an welcher Bezeichnung, die zu Mißverständnissen gleichfalls Anlaß geben kann, er in der zweiten Arbeit konsequent festhält. Meringer selbst hat sich zu wiederholtenmalen gegen die Verknüpfung gewisser Hausformen mit bestimmten ethnographischen Einheiten

[1]) Die Stellung des bosnischen Hauses und Etymologien zum Hausrat. Wien 1901. 8°, 118 S. mit 62 Textfiguren. Separat-Abdruck aus den Sitzungsberichten der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien, philosophisch-historische Klasse, Bd. CXLIV.

Meringers Nachträge zu beiden Arbeiten mit zahlreichen Bildern von R. Lischka bringt der Aufsatz: „Beiträge zur Hausforschung“ in diesen „Mitteilungen“, Bd. XXXIV, S. 155—180.

[2]) Ich werde mich der Abkürzung V. H. für die erste Arbeit bedienen und die zweite mit „Stell. d. bosn. H.“ bezeichnen.

[3]) Die zweite Arbeit hat auch dadurch gelitten, daß das Format der Sitzungsberichte einer entsprechenden Unterbringung der Illustrationen nicht günstig war.

[4]) Stell. d. bosn. H., S. 2. Vgl. V. H., S. 39, 43, Nr. 2, 10.

ausgesprochen und gibt immer zu verstehen, daß auch der Begriff „oberdeutsches Haus“ nicht einwandfrei sei, obgleich er unterdessen unter die mit Bünker vereinbarten Punkte über ihre bisherigen Hausforschungen auch die Erklärung aufgenommen hat,[1]) daß der Name „oberdeutsches Haus“ keinen Anfechtungen unterliegen könne, „denn es weisen bestimmte Tatsachen darauf hin, daß der Ausstrahlungspunkt dieser Kulturform Oberdeutschland war“. Auf jeden Fall hat sich dieser Name wie so mancher andere sein historisches Recht erworben (z. B. spricht man überall von einer Hallstätter Periode oder vom Lausitzer Urnentypus, der unter anderem auch in Serbien[2]) nachgewiesen ist) und ist auch bequemer als „Küchen-Stubenhaus“, „zweifeueriges Haus“, „Zweifeuer-Haus“ oder gar „Herdraum-Ofenraum-Haus“ für ein ursprünglich „zweizelliges“ Haus, in dem sich neben dem Herdraum, wo gekocht wird, eine „Stube“ mit einem von der Küche aus zu heizenden und ursprünglich nur der Erwärmung (und vielleicht auch schon dem Brotbacken) dienenden Ofen[3]) gebildet hat (das ist der spezielle Unterschied vom osteuropäischen Hause). Dieser Kachelofen, einer der größten Wohltäter der Menschheit, ist nach Meringer ursprünglich ein aus Tongefäßen hergestelltes Gewölbe, das in der Berührungssphäre von Römern und Germanen in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten zum Zimmerofen geworden sei.[4]) Schwierigkeiten bereitet dabei die Etymologie des Wortes „Stube“, das wahrscheinlich romanischer Herkunft ist (Stell. d. bosn. H., S. 4—5).

Solche zweizellige Häuser fand nun Meringer in Bosnien „in so ursprünglicher Form, daß man in vielen geradezu Urhäuser vor sich sieht“ (V. H., S. 6). Auch für die Entstehung dieses ursprünglichen Typus können wir vom bosnischen Hause lernen. Meringer dachte sich dieselbe ursprünglich so, daß zum Herdraum der Ofenraum hinzutrat, sah aber jetzt deutlich, daß die Stube auch durch Abtrennung eines Raumes vom Hauptraume entstanden sein kann, was jedes zweifeuerige bosnische Haus lehre,[5]) wo die Stube mit ihrer Decke wie eine Kiste in den Herdraum hineingestellt ist.[6]) Auf diese Weise entstehen auch weitere Räume des Hauses, so daß nach Meringer auch der bosnische Konak westeuropäischer Herkunft ist. Die Abtrennung geschieht ursprünglich einfach durch geflochtene oder Bretterwände.[7]) Die Geschichte der Teilung einer Zadruga (Hauskommunion) in Dalmatien lehrt mich, daß für den Anfang solche Wände auch in einem Kaminhause sogar Fässer und ähnlicher Hausrat bilden können.[8]) Die Unterschiede zwischen dem christlichen und mohammedanischen Hause sind nur äußerlicher Natur, z. B. eng vergitterte Fenster, hohe, undurchsichtige Zäune usw. Nur die Ausgestaltung des Flurs zur Divanhana ist nach Meringer etwas spezifisch Mohammedanisches.[9]) Die Identität christlicher

[1]) „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“, XXXII. Bd., S. 273. Vgl. jetzt Meringers Ausführungen in den Indogermanischen Forschungen, XVI, S. 192.

[2]) S. Trojanović, Starinska srpska jela i pića, S. 8.

[3]) Im nordwestlichen Bosnien heißt ein solcher „iz kuće“ geheizter Ofen slipa peć (blinder Ofen) zum Unterschiede von „odžaklija“ (odžak = Kamin), „welcher von innen, d. h. vom Zimmer aus“ geheizt wird. (Zbornik za narodni život, VI, 82). V. Karadžić (Rječnik) belegt odžaklija in der Bedeutung „Zimmer mit Kamin“.

[4]) „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“, XXVII. Bd., S. 225—234; XXXIV. Bd., S. 171—177; V. H., S. 3.

[5]) V. H., S. 7, weiter S. 35, Fig. 78.

[6]) Stell. d. bosn. H., S. 43.

[7]) Ähnliches berichtet P. Rovinskij über Montenegro: Černogorija, tom II, č. 1, S. 437, 444; vgl. S. 445. Ebenso Cvijić über das herzegowinisch-montenegrinische Haus, o. c. CXVI—CXVII.

[8]) Zbornik za narodni život, V, 44.

[9]) Stell. d. bosn. H., S. 39.

und mohammedanischer Bauernhäuser in Bosnien und Herzegowina bestätigt auch J. Cvijić[1]) und P. Rovinskij[2]) berichtet über die Unterschiede in den neuerworbenen Gebieten Montenegros in ähnlicher Weise wie Meringer, nur hebt er noch die innere Einrichtung des mohammedanischen Hauses besonders hervor. Auch im Sandžak Novi-Pazar[3]) bauen die Mohammedaner im Gebirge ganz gleiche Häuser wie die Christen; doch die türkischen Herren in der Ebene geben ihren Häusern ein vornehmeres Aussehen durch das Baumaterial (Ziegel, Flechtwerk), weißen sie mit Kalk, versehen sie mit großen Fenstern, decken sie mit Ziegeln, bringen immer eine Divanhana an und umgeben sie mit hohen Zäunen. Die Stelle der kuća, welche gewöhnlich durch einen besonderen mutvak (Küche) ersetzt wird, nimmt der Harem ein.

Aus verschiedenen Gründen glaubt Meringer schließen zu dürfen, „daß das bosnische Haus sich schon vor langer Zeit von dem mitteleuropäischen, speziell dem alpinen Hause, als selbständiger Zweig abgespaltet hat“ (V. H., S. 8). Besonderes Gewicht legt er darauf, daß das bosnische Haus keine an die Stube anstoßende Schlafkammer entwickelt hat. Äußerlich fallen namentlich die besonders hohen und steilen Ganzwalm- und Halbwalmdächer auf. Solche charakteristische Häuser fand Meringer, als er die nächsten Verwandten des bosnischen Hauses suchte, nur noch in Kroatien auf der Strecke von Fiume nach Agram, so daß der Haupttypus des bosnischen Hauses aus Kroatien stammen dürfte (Stell. d. bosn. H., S. 37—38). Für die Lika und Krbava, die wir uns als Übergangsgebiet zu denken haben, sind „hölzerne, jedoch sehr steile Dächer“ bezeugt.[4]) Es ist beachtenswert, daß sogar im kroatischen Küstenlande das „oberdeutsche“ Haus herrscht und als „einheimisches“ von dem modernen romanischen genau unterschieden wird; sogar die eng aneinander geschlossenen Häuser in Novi gehören diesem Typus an.[5])

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Meringer den Typus des bosnischen Bauernhauses richtig bestimmt hat und daß dieses über das ganze Land verbreitet ist (von nebensächlichen Verschiedenheiten wird dabei abgesehen).[6]) Meringer hat den größten Teil des Landes in verschiedenen Richtungen durchwandert und ist als guter, realistisch geschulter Beobachter bekannt. Die vorhandene Literatur bestätigt seine Angaben, speziell bezüglich der von ihm nicht gesehenen östlichen und südöstlichen Gebiete, die wir als Übergangsgebiete für das bosnische Haus in Serbien und Montenegro kennen lernen werden. Bezüglich der Herzegowina, welche Meringer nur durch das Narentatal durchquerte, sind Zweifel möglich, ob er ihr charakteristisches Bauernhaus auch auf der zweiten Reise endgültig richtig bestimmt hat. J. Dedijer[7]) meint, Meringers Klassifikation auf Grund der Feuerstätte habe sich gerade am herzegowinischen Hause nicht bewährt, „denn nur ebenerdige Häuser haben in

[1]) Antropogeografski problemi Balkanskoga poluostrova (Etnografski Zbornik srpske kr. akademije, Bd. IV), CXII.

[2]) Černogorija, tom II, č. 1, S. 451—453.

[3]) Srpski Etnogr. Zbornik, IV, S. 293—294.

[4]) „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“, Kroatien und Slawonien, S. 100.

[5]) Mitteilung meines Hörers R. Bujas.

[6]) Das von der Landesregierung herausgegebene Werk „Die Landwirtschaft in Bosnien und Herzegowina“ (Sarajevo, 1899) bringt einen speziell bezüglich Bosniens ganz falschen Satz (S. 75): „Das Wohnhaus besteht gewöhnlich aus einem Flur und einem bis zwei größeren Räumen, von denen einer die Feuerstätte enthält und zugleich als Wohnraum dient, während der andere als Vorratskammer benützt wird.“ Dieses Wohnhaus soll „den bekannten, in allen slawischen Balkanländern verbreiteten Typen“ entsprechen.

[7]) Srpski Etnogr. Zbornik, V, S. 727.

Humnina und Rudine eine Feuerstätte. Alle Häuser in Gacko (in neuerer Zeit auch in Nevesinje), in den kälteren Gegenden der Herzegowina und alle zweistöckigen Häuser in der südlichen Herzegowina besitzen zwei Feuerstätten. Das Haus in Gacko hat regelmäßig eine soba mit irdenem Ofen und einen Herd, wo gekocht wird.[1]) Die herzegowinischen Čardaks haben mehrere Zimmer und in jedem brennt im „odžak" ein Feuer. Außerdem konnte Meringer in Mostar sehen, daß jedes Haus in Mostar eine soba und kuća (kuhinja) hat wie das bosnische Haus." Der letzte Ausspruch zeigt allerdings, daß Dedijer Meringers Aufsätze nur aus zweiter Hand kennt, obwohl der erste Aufsatz auch im „Glasnik" erschienen ist, denn sonst hätte er hier wohl die charakteristische Antwort einer herzegowinischen Bäuerin auf die Frage, wo ihre Stube sei: „Das ist meine Küche und Stube" (V. H., S. 43) gewürdigt. Denselben Ausspruch wiederholt Meringer in seinem zweiten Aufsatze (Stell. d. bosn. H., S. 30), wo er wörtlich schreibt: „In Mostar widmete ich mein Augenmerk besonders dem einzelligen Hause, das wohl die Regel bildet gegen das Küchen-Stubenhaus, das aber schon vom Norden hieher vorgedrungen ist." Es sei noch bemerkt, daß die städtischen Häuser, Burgen und Schlösser (mit diesen ist ja der Čardak oder gar eine Kula[2]) reicher Mohammedaner zu vergleichen!) auch in den mitteleuropäischen Gebieten sich von den Bauernhäusern unterscheiden, allerdings noch mehr. Für seinen Exkurs entschädigt uns der Verfasser durch seine Schilderung und seine Grundrisse, welche klar zeigen, daß wir es um Bilek mit einem ausgesprochenen Kaminhause der romanischen Länder zu tun haben. Das Gleiche lehrt O. Gjurić über die südwestliche Ecke der Herzegowina.[3]) Übrigens betont auch Dedijer, daß das Haus des Gebietes von Bilek mit dem im westlichen Montenegro identisch sei,[4]) und sagt in einer Anmerkung:[5]) „Die Häuser der südlichen Herzegowina haben keinen Ofen (bis in die neueste Zeit); sie werden mit odžak oder kamini geheizt wie in Dalmatien. In den nördlichen Gebieten der Herzegowina (also an Bosnien angrenzend) vertauscht man den odžak mit dem Ofen. Alles das weist auf gemeinsame Merkmale des herzegowinischen und dalmatinischen Hauses hin. Ob man aber darin einen Einfluß des romanischen Hauses sehen kann, läßt sich jetzt nicht sagen." Wie man daran zweifeln kann, namentlich wenn man die tatsächlichen Verhältnisse und die Vergangenheit von Montenegro und der Herzegowina kennt, von Dalmatien gar nicht zu reden, ist mir unbegreiflich. Daß der romanische Einfluß durch die Flußtäler, speziell durch das Narentatal, auch tiefer in die Balkanhalbinsel hinein vorgedrungen ist, hebt ausdrücklich auch Cvijić[6]) hervor. Aber auch im ganzen Berglande gegen Montenegro ist der dalmatinische Einfluß offenkundig und im Hausbau begreiflich, denn die Meister und Maurer kommen bis Gacko aus

[1]) Nach der Niederschrift meiner Ausführungen über die Herzegowina habe ich selbst eine Reise von Trebinje über Bilek nach Gacko und von Gacko über Nevesinje nach Mostar unternommen und mich von deren Richtigkeit überzeugt. Speziell in und um Gacko war früher in der Tat das bosnische Haus üblich, weicht aber jetzt dem Kaminhause. Ebenso wird sogar in ärmlichen Bauernhäusern der schöne bosnische Ofen durch den billigsten eisernen ersetzt. Auffällig ist es, daß das charakteristische hohe bosnische Dach aus Stroh hier wie im Narentatale, namentlich auf Wirtschaftsgebäuden, die meist aus Stein aufgeführt werden, früher beginnt als das oberdeutsche Haus. Genauere Grenzen müßten durch Detailforschung bestimmt werden; auf die Grenzbestimmungen der Einheimischen kann man sich nicht immer verlassen.

[2]) Siehe Atlas II, Tafel XLVII.

[3]) Srpski Etnogr. Zbornik, V, S. 1128 ff.

[4]) Ib. S. 727.

[5]) Ib. S. 741.

[6]) O. c. XXXIV.

Dalmatien oder den benachbarten herzegowinischen Gebieten (wie Ljubinje). Für Montenegro bezeugt Rovinskij,[1]) daß „die städtischen und Herrenhäuser, namentlich die türkischen, wenn nicht von einem Architekten, so von einem Meister meist aus dem Küstenlande (Montenegro und südliches Dalmatien), Dalmatien oder Italien gebaut sind und den allgemeinen Typus der Häuser Südeuropas aufweisen". Im Küstengebiete gibt es auch in Dörfern wahre Palazzi, darunter sehr alte und von italienischen Meistern gebaute.[2]) Diese Beispiele machen es begreiflich, daß auch die einfachen Häuser nach naheliegenden Mustern gebaut wurden.

Ein einheitliches Haus besitzt auch die Herzegowina nicht. Abgesehen von den bereits erwähnten Übergängen im Norden und in Gacko an der montenegrinischen Grenze erfahren wir von J. Dedijer:[3]) „Nördlich von Čemerno beginnen Bretterhäuser (kuće daščare) ganz anderer Art als das eigentliche herzegowinische Haus und können eher als ein Typus des bosnischen Hauses betrachtet werden." Čemerno ist ein 1695 *m* hoher Berg nordöstlich von Gacko. So wird uns der Mischtypus des Hauses von Gacko ganz begreiflich, denn nicht weit davon beginnt das bosnische Haus und beherrscht offenbar den ganzen östlichen Teil der Herzegowina, der jetzt zum Kreise Sarajevo gehört, da sonst seine Ausbreitung im östlichen Montenegro und im Lim- und Taragebiete des Sandžaks Novi-Pazar nicht erklärlich wäre.

Merkwürdig ist es, daß sogar das kleine und eigenartige patriarchalische Montenegro bezüglich des Häuserbaues in der Tat zwei verschiedenen Kulturkreisen angehört. Man möchte erwarten, daß Montenegro auch in dieser Hinsicht die natürliche Fortsetzung der Herzegowina und der dalmatinischen Küstengebiete bilde. In der Tat kann man auch von einem ausgesprochenen herzegowinisch-montenegrinischen Haustypus sprechen, wie es Cvijić[4]) tut. Noch besser sind wir darüber von P. Rovinskij[5]) unterrichtet. Mag nun das aus Stein gebaute Haus ebenerdig (pozemuša) sein oder ein Erdgeschoß (izba, konoba, magaza) mit Stallungen und Kellerräumen besitzen (dom na pod, dom na izbu), immer weist es einen Herdraum (kuća) auf, in dem sich gewöhnlich auch das ganze Leben konzentriert, selbst wenn „Kammern" angegliedert bzw. abgetrennt werden. Der Herd soll sich nach Cvijić[6]) immer an einer Wand befinden, während nach Rovinskij[7]) derselbe „in der Regel in der Mitte sein müßte"; häufig ist er jedoch, „um Raum zu gewinnen", an eine Wand gerückt und wenn er sich ganz an dieselbe anschließt, so wird darüber aus Flechtwerk „eine Art Kamin" errichtet. Wie in Bosnien, gibt es auch in Montenegro keinen Rauchfang, meist auch keinen Plafond, nur der Raum über der Wohnstätte wird mit Flechtwerk eingedeckt. Auch in den montenegrinischen städtischen Häusern des südeuropäischen Typus behält die „Küche" ganz den Charakter der „kuća" bei und bleibt auch ohne Decke.

Bei den Vasojevići, in der südöstlichen Spitze von Montenegro, finden wir jedoch Holzhäuser (brvnica), meist mit einem gemauerten Erdgeschosse (izba, podrum), die nach der Schilderung von Rovinskij[8]) ganz und gar an die bosnischen erinnern: neben der „kuća", in welcher der Herd „unbedingt in der Mitte" steht, befindet sich „eine warme Stube" mit einem von der kuća aus geheizten „tönernen

[1]) O. c., S. 449.
[2]) Ib. S. 446.
[3]) Srpski Etnogr. Zbornik, V, 727, Anm.
[4]) Antropogeografski problemi, CXIV—CXVII.
[5]) Černogorija, tom II, č. 1, S. 435—455.
[6]) O. c. CXV.
[7]) O. c., S. 438—439.
[8]) O. c., S. 455—461.

Ofen", der „soba" heißt, mit welchem Worte „manchmal" auch die Stube bezeichnet wird. In manchen Häusern gibt es „zwei Zimmer", aber geheizt wird nur eines, und das zweite dient als Speise- und Aufbewahrungszimmer. In der „kuća" gibt es eine Decke (čeren) nur über dem Herde, dagegen weisen die Zimmer Boden und Decke aus Brettern auf. Auch ein Ofengeländer nach Art desjenigen in oberdeutschen Häusern fehlt nicht. Das „außerordentlich hohe und steile, nach vier Seiten herabfallende Strohdach" ist ganz bosnisch. Auch besitzt jedes Haus eine „Divanhana" der ganzen Länge nach. Merkwürdigerweise liebt jedoch der Montenegriner nicht diese jedenfalls vollkommeneren Häuser, die sich die Bewohner auch selbst bauen, ja die Nachbarn der Vasojevići verachten sie sogar. Der Montenegriner kann sich von seinem Herde, den er geradezu mit einem religiösen Kultus umgibt (das Feuer darf auf demselben nie verlöschen),[1]) nicht trennen, mögen seine Augen und seine Atmungsorgane noch so sehr darunter leiden;[2]) auch hat er eine Abneigung gegen die gepreßte Zimmerluft und wirft diesen Häusern nicht mit Unrecht vor, daß sich darin viel mehr Ungeziefer aufhalte und vermehre, als in den übrigen montenegrinischen.

Aus der Schilderung desselben Stammes von B. Lalević und Ivan Protić[3]) wäre nachzutragen: Die Dächer können auch mit Schindeln gedeckt sein; der von der kuća aus geheizte Ofen hat über dem Ofenmunde noch ein zweites Loch (lula = Pfeife), durch welches der Rauch abgeht. Der Ofen selbst (die Verfasser geben dafür nur die Bezeichnung furuna an) ist nicht der stilisierte bosnische Kachelofen; er wird aus vollständig gereinigter Tonerde aufgebaut, „viereckig in der Höhe einer Elle, dann in eine Pyramide verengt[4]) und an der Spitze wie ein Teller abgeplattet."[5]) Die Divanhana nennen die Verfasser ajat, der in manchen Häusern über dem Erdgeschosse (izba), in anderen auf Pfosten angebracht ist. Nur die izba pflegt aus Stein zu sein. Immerhin kann man nach montenegrinischem Muster manches Haus ganz aus Stein gebaut finden. Dieses Verhältnis erklären die Verfasser in folgender Weise: Steinmaterial gibt es nicht genug, Tannenwälder aber in Fülle und das Bauholz wird von den steilen Höhen leicht heruntergebracht. Auch wo man genug Stein hat, gebraucht man Tannenholz, weil es keine Steinmetze gibt; die izba kann jedermann irgendwie aus Stein zusammenflicken. Dieselbe Ursache, das Streben, sobald als möglich zu einem Hause zu gelangen, erklärt auch die Wahl eines steilen Baugrundes, weil man so drei Felswände der izba und den Boden der kuća erspart. Die Dächer sind sehr hoch und steil, damit der Schnee, der oft in großer Menge fällt, so schnell als möglich schmelze, und weil ein steileres Dach früher trockne und weniger faule. Ich brauche nicht besonders zu betonen, daß diese Erklärungen, vorausgesetzt, daß sie in allem richtig[6]) sind, sich auf die gebirgigen Waldgegenden von Bosnien und

[1]) Das Gleiche wird auch über Bosnien und Herzegowina berichtet; in einigen Gegenden wird es durch „lebendes Feuer" von neuem angefacht. „Die österr.-ungar. Monarchie", Bosnien und Herzegowina, S. 330. Aus Šabac in Serbien überliefert Miličević, (Život Srba seljaka 17): „Das Feuer gibt man nie aus dem Hause: jedermann soll es selbst in seinem Hause hüten. Wem es erlischt, der soll es schlagen."

[2]) Der Anblick des lodernden Feuers ist überhaupt jedem Serben ein Bedürfnis. Miličević schildert in seinen Skizzen aus Serbien (Zimnje večeri, u Dubrovniku, S. 206) die Abneigung der Fuhrleute gegen die neuen vom Gesetze vorgeschriebenen Einkehrgasthäuser, in deren „Kavana" nicht mehr nach alter Sitte das Feuer brennt, und schließt mit der Bemerkung: „Der Serbe ruht am sanftesten aus, er denkt am ruhigsten, wenn er in das lodernde Feuer blickt".

[3]) Srpski Etnogr. Zbornik, V, 528 ff. Vgl. auch die Abbildungen und Atlas II, Tafel XLII und XLIII.

[4]) Atlas II, Tafel XLII, zeigt zuerst einen abgestumpften Kegel, dann erst eine vielkantige Pyramide,

[5]) L. c. S. 530.

[6]) Vgl. R. Meringer „G. Bancalari und die Methode der Hausforschung" in diesen „Mitteilungen", XXXIII Bd., S. 252 ff, speziell S. 264—265.

Südwest-Kroatien beziehen, denn das bosnische Haus ist von Montenegro fertig übernommen worden. Beachtenswert ist die nationale Tradition, daß der Stamm der Vasojevići aus der Herzegowina eingewandert sei.[1])

In einem langen und ziemlich breiten Streifen von der südöstlichen bis zur nordöstlichen Ecke des gegenwärtigen Montenegro (in den Brda) zieht sich das bosnische Haus hin, denn Rovinskij[2]) nennt uns ausdrücklich die Gebiete der oberen Morača, Drobnjak und Crkvice, deren „Holzhäuser nur eine Abart der der Vasojevići" sind. Genauer sind wir unterrichtet über das Haus des Stammes Drobnjak, der bis zum letzten Kriege zur Herzegowina gehörte und wegen seiner patriarchalischen Zustände besonders gerühmt wird. Hier finden wir das bosnische Haus in der Form der kula (aus Stein, Kalk und Mörtel), kuća brvnara (aus Bretterbalken)[3]) und pozemljuša (ebenerdiges Haus), die zum Unterschiede von den beiden ersten kein Erdgeschoß kennt.

Es ist beachtenswert, daß in einer kula und in einer brvnara neben der Stube ein ćiler (nach dem Grundrisse eine ausgesprochene Kammer) und auch ein weiteres Zimmer vorkommen kann, aber „nie gibt es drei Zimmer (soba)". Der ursprüngliche Charakter des Küchen-Stubenhauses ist noch dadurch gekennzeichnet, daß vor jeder soba ein Herd auf einem santrač (Art Faschine) angebracht ist, was auch in entwickelten Häusern (ich denke dabei an die der Slowenen) selten vorkommt. Sinngemäß müssen dann auch zwei Öfen vorhanden sein, die aus dem Herdraume geheizt werden (der letztere Umstand wird ausdrücklich bezeugt). Die Öfen werden aus weißem, mit Ziegenwolle und Spreu gemischtem Ton aufgebaut, aber auch solche „mit Töpfen" kommen vor und „nehmen sich wie ein Schmuck in der Stube aus". Das Dach kann verschiedenartig sein, weist aber überwiegend den Charakter des spezifisch bosnischen auf. Der Herdraum ist nicht gedeckt, Rauchfänge gibt es nie, sondern nur zwei Öffnungen im Dach (komin genannt!). Eine Divanhana ist selten, nur um Klöster herum gelegene Häuser besitzen sie regelmäßig (also Orte mit höherer Kultur!).

Das bosnische Haus macht natürlich aus Montenegro keinen Sprung nach Serbien. Daß sich der bosnische Haustypus nach Südosten gegen Novi-Pazar erstreckt, bezeugt ausdrücklich Cvijić.[4]) Die dazugehörigen, durchweg aus Holz gebauten Häuser des mittleren Lim- und Taragebietes im nördlichen Teile des Sandžaks Novi-Pazar werden von P. Mrkonjić[5]) als sehr primitiv und elend geschildert, woran die vollständige Abhängigkeit von den Agas die Schuld trägt, weshalb es den Bauern auch keine Freude macht, sich ein besseres Haus zu bauen. Die Türken sehen auch solche Bauern ungern, die sich besser einrichten wollen, und bereiten ihnen Unannehmlichkeiten auf jeden Schritt. Die armen Türken aus der Stadt hindern aber den Fortschritt dadurch, daß sie von der Gastfreundschaft der Dorfchristen allzu ausgiebigen Gebrauch machen, weshalb es diese vorziehen, für den Empfang von Gästen nicht eingerichtet zu sein.

[1]) L. c., S. 536. Auf den starken Schneefall führt auch L. Tomić die bis 60° geneigten Dächer in Drobnjak zurück (Srp. Etn. Zbornik, IV, 422). Entschieden verkehrt ist daselbst die Erklärung (ib. 414), warum die kuća keine Decke habe. Auch in Oberkrain gibt es in Kropa, Železniki und auch in der Wochein hohe Dächer, „damit der Schnee selbst herabfalle".

[2]) O. c. S. 458—460.

[3]) V. Karadžić, Rječnik, erklärt brvno: der Balken (ein Brett an drei Finger dick).

[4]) O. c. CXIV.

[5]) Srp. Etn. Zbornik, IV, S. 285—292. Vgl. im Atlas I, Tafel XIII—XVIII.

Bemerkenswert ist es, daß an dieser Grenze der Kulturwelle des oberdeutschen Hauses die Stube kleiner ist als die „kuća“ und so niedrig, daß darin ein Mensch kaum gerade stehen kann. Da in dem oft strengen Winter 15—20 Personen in einer solchen Stube, die nie gelüftet wird, ihr Leben verbringen, so sind die hygienischen Verhältnisse daselbst die denkbar schlechtesten (95% Todesfälle fallen auf den Winter). Der Herd steht in der Mitte der kuća, der gewöhnlich schlechte Ofen zählt nur vier bis fünf topfartige Kacheln (lončići). Rauchfänge kennen nur die Mohammedaner, auch die Divanhana ist nur bei einigen christlichen Häusern in den Dörfern am Lim vorhanden.

Dank Milićević, Karić, namentlich aber Cvijić und seiner Schule sind wir heute über das Haus von Serbien besonders gut unterrichtet, wobei allerdings hervorgehoben werden muß, daß die östlichen Grenzgebiete bisher stiefmütterlich behandelt worden sind. Immerhin kann man mit Berufung auf Karićs[1]) Schilderung von „Ost-Serbien, der Kreise an der Grenze“, und auf Cvijić mit Sicherheit behaupten, daß in ganz Serbien das oberdeutsche Haus herrscht und speziell das des bosnischen Typus in der westlichen Hälfte. Daß „das Haus der Šumadija“, welches Karić[2]) für das typische und am meisten verbreitete Haus in Serbien erklärt, mit dem bosnischen zusammenfällt und auch von diesem abstammt, kann nach allen vorliegenden Schilderungen und Abbildungen[3]) keinem Zweifel unterliegen.

Cvijić[4]) schreibt das in Rede stehende Haus der Šumadija und dem Stari Vlah zu, d. h. dem Zentrum des Landes zwischen der Save und Donau im Norden, der Velika (große) Morava im Osten, der Golijska oder westlichen Morava im Süden und der Kolubara im Westen,[5]) jenen gebirgigen und waldreichen Gegenden, in denen sich die Trümmer des alten serbischen Staates am längsten erhielten und wo er am Anfange des XIX. Jahrhunderts wieder auflebte. Unter Stari Vlah (der Name erinnert an die einst auch unter den Serben sehr verbreiteten rumänischen Wanderhirten) versteht man die südwestliche Fortsetzung (ungefähr mit der Kreisstadt Užice als Mittelpunkt), aber die Grenzen dieses Gebietes sind strittig;[6]) jedenfalls rechnet man dazu auch die angrenzenden Gebirgszüge im Sandžak Novi-Pazar bis Sjenica und das Gebiet um Višegrad in Bosnien, dessen Bevölkerung sich noch heute als nicht zu Bosnien gehörig betrachtet.[7])

Für die genannten Gebiete sind nach Cvijić[8]) typisch „zweizellige“ Häuser mit einer kuća aus Balken und einer gedeckten soba aus Flechtwerk (pleter oder čatma). Der Herd steht in der Nähe einer Mauer, seltener in der Mitte der kuća, nur über demselben befindet sich eine geflochtene Decke; der aus der kuća geheizte „Ofen mit Tongefäßen“ (peć sa lončićima) ist wohl der übliche mit konkaven (auch konvexen?) Kacheln. Das charakteristische hohe bosnische Schindeldach ist auch bei den Dorfkirchen (na klis) üblich.

[1]) Srbija, S. 141.

[2]) Ib. S. 136.

[3]) Cvijić, Atlas I, Tafel XIII oben; II, Tafel XX, XXI, XXVII oben, XXX—XXXII oben, XXXIV, XXXVIII, XL.

[4]) Srpski Etnogr. Zbornik, IV, S. CVIII.

[5]) Karić, Srbija, S. 492.

[6]) Erdeljanović, Srpski Etnogr. Zbornik, IV, S. 89—90. St. Novaković, Prvi osnovi slov. književnosti, S. 28.

[7]) Srpski Etnogr. Zbornik, V, S. 613.

[8]) O. c. IV, S. CV—CX.

Von den Šumadija-Häusern, die vereinzelt stehen (allerdings mit einer großen Anzahl von Nebengebäuden innerhalb einer Umfriedung) wird ausdrücklich berichtet [1]), daß sie von bosnischen Zimmerleuten aus Osat (daher Osaćani) unweit der Drina gebaut wurden und noch gebaut werden. Den etwas vorsichtigen Äußerungen Cvijić' steht die ausdrückliche Behauptung Erdeljanović' in bezug auf Dragačevo, [2]) welches nach seiner Definition bereits östlich vom Stari Vlah liegt, entgegen, daß die Osaćani „auch alle ihre Bauten und ihre Bauart nach Serbien verpflanzt haben". Ähnliches berichtet R. Ilić ausdrücklich über Ljubić. [3]) Wenn Cvijić anderswo meint, [4]) das bosnische Haus sei hinter dem westserbischen in der Entwicklung zurückgeblieben, so mag das richtig sein, weil jeder Nachfolger moderner bauen kann und man sich in Serbien, namentlich seit der letzten Befreiung, aus welcher Zeit der größte Teil der Häuser stammt (s. u.), auch viel freier bewegen konnte. In diesem Sinne hat sich daher das westserbische Haus „ein wenig differenziert", nicht aber das bosnische, wie Cvijić meint. Wenn er dabei den Hauptunterschied in der geringeren horizontalen Entwicklung des bosnischen Hauses sucht, weil dieses verschiedene Zubauten unter einem Dache vereinigt, [5]) so ist das gerade ein mehr fortschrittlicher Standpunkt, wie das Beispiel von Slawonien und das des Morava-Hauses in Serbien selbst lehrt. Was speziell den von Cvijić erwähnten čardak (ein oder mehrere Zimmer) für Gäste anbelangt, für den wir in Westserbien besondere Häuser für Gäste finden, so hebt er selbst hervor, [6]) daß dafür das Beispiel der bosnischen Mohammedaner maßgebend gewesen zu sein scheint. Auch die angeblichen Rauchfänge (dimnjak) mit ihrem fesartigen Kopfe (kapić), [7]) welche die von Obstbäumen umgebenen Einzelhöfe der Šumadija überragen und aus der Ferne kenntlich machen, sind nichts anderes, als die von Meringer aus Jajce und Žepče abgebildeten Dachreiter. [8]) Ich möchte diesen in die Höhe strebenden Schmuck der ohnehin hohen bosnischen Häuser auf eine Nachahmung der Minarete [9]) zurückführen, wobei natürlich die Mohammedaner vorangegangen sein dürften. Es ist möglich, daß sich der Dachreiter in Serbien manchmal zum Rauchfange entwickelt hat, namentlich unter dem Einflusse des Morava-Hauses, aber immer ist das nicht der Fall, wie die offenkundigen Rauchlöcher (badže) im Dache zeigen. [10])

Von den Šumadija-Häusern unterscheiden sich stark die Häuser der Straßendörfer im Moravatale, von ganz Südserbien, von Ostserbien und des Gebietes von Skoplje (Üskűb) in Altserbien. [11]) Das Morava-Haus ist nach Cvijić' Schilderung im Durchschnitte häufig quadratförmig, plump, aus Flechtwerk oder Rohziegeln gebaut, mit Hohlziegeln oder schlechtem Heu (krovina), in früheren Zeiten auch mit Brettern eingedeckt. Es zeigt einen charakteristischen, geflochtenen Rauchfang, der ohne Dach (gologlavi = barhaupt) oder mit Hohlziegeln gedeckt sein kann, in welchem Falle er

[1]) S. Novaković, Selo (Glas srpske kr. akad. XXIV) 66; Cvijić, o. c. LIII, CV. — S. Trojanović, Starinska srpska jela i pića, S. 10.

[2]) Srp. Etn. Zbornik, IV, 65.

[3]) Ib. V, 21.

[4]) Ib. IV, CXI.

[5]) O. c. CXII.

[6]) O. c. CIX.

[7]) Vgl. Vuk Karadžić, Rječnik, s. v.

[8]) Diese „Mitteilungen", Bd. XXXIV, S. 165.

[9]) Man vgl. namentlich Meringers Bild 34, 35, mit Cvijić' Atlas II, Tafel XXX.

[10]) Vgl. namentlich das eben erwähnte Haus aus dem Dorfe Bresnica (Bez. Ljubić, Kreis Čačak).

[11]) Cvijić, o. c. CX—CXI. Vgl. Atlas II, Tafel XXXII unten, XXXIV, XXXVI oben.

komin heißt; er ist der größte Gegensatz zum kapić der Šumadija. Diese Häuser sind in der Regel dreiteilig: außer der kuća und soba besitzen sie gewöhnlich noch einen ajat, in dem wir aber wohl keine „Kammer“,[1]) sondern eine vorgebaute Laube (trem) zu erblicken haben; Nikolić[2]) berichtet ausdrücklich für Vranja: „ajat ist vor dem Hause (nach dem beigegebenen Plane kann man nicht speziell an die kuća denken) und entspricht dem trem“; ebenso hat in der Umgebung von Belgrad jedes Morava-Haus einen trem oder ajat;[3]) dem ganzen Hause (kuća und soba) vorgelagert ist der ar[4]) in einer Hirtenhütte in der Umgebung Belgrads,[5]) sehr klein und zur kuća gehörig ist dagegen der trem in dortigen Häusern,[6]) die sich unter dem Einflusse der Stadt und „von jenseits“ (d. h. des Banats) entwickelt haben. Aus dem Gebiete der Mlava ist für die Mehrzahl der Häuser vor der kuća ein hodnik[7]) oder trem bezeugt, der im Sommer auch zum Schlafen dient, was vielleicht nicht zufällig an die prispa des rumänischen Hauses[8]) erinnert, da in dem in Rede stehenden Gebiete bereits Rumänen leben. Da einen trem auch jedes Haus in der Šumadija aufweist,[9]) so kann ich den Unterschied in diesem Punkte nicht recht herausfinden. Wenn ich nicht irre, denkt Cvijić nur an einen zwischen den vier Wänden des Hauses gelegenen ajat; aber dann entspricht seine Definition des dreiteiligen Morava-Hauses nicht allen Tatsachen. Viel trägt zur Verwirrung in solchen Fragen der Gebrauch derselben einheimischen und namentlich türkischen Wörter für verschiedene Sachen bei, so daß man sich vor allem an diese halten muß, wenn man die Bedeutung eines Wortes richtig wiedergeben will. Ich muß auch hervorheben, daß ich bei Cvijić keine Bemerkung über den Herd und Ofen finde. Im Gebiete von Vranja[10]) steht der Herd in der kuća „näher der Wand oder in der Mitte“; über dem Herde ist gewöhnlich ein komin (wie sieht er aus?). Im Gebiete der Mlava[11]) brennt das Feuer an der Stubenwand auf einem Ziegelpflaster; die Kesselkette ist im komin befestigt, der gewöhnlich bei der Zimmerdecke beginnt; zuerst ist er bogenförmig geflochten und mit einem Überwurfe versehen, dann gemauert bis über das Dach hinaus. Manche Häuser haben jedoch einen odžak. „Odžaci sind aus Ziegeln gemauert, beginnen von der Erde (od zemlje) und haben einen Herd. Auch sie befinden sich an der Stubenwand und werden über das Dach hinausgeführt.“ Ich führe diese nicht besonders klare Schilderung wörtlich an, denn auch sie zeigt, wie man den Worten nicht trauen darf. Unter dem Worte odžak ist nach unserer Terminologie ein Kamin zu verstehen, während das üblichere komin die deutsche Bezeichnung des Rauchfanges trägt. Beide Bezeichnungen sind hier im

[1]) V. Karadžić, Rječnik, s. v. hajat.

[2]) Srp. Etn. Zborn., V, 132. Auch das türkische Grundwort h'ajat, ajat bedeutet Vorhalle, Hausflur. — Miklosich, Die türkischen Elemente, Denkschriften der Wiener Akademie. 34, S. 302.

[3]) Srp. Etn. Zborn. V, 931.

[4]) Ursprünglicher sind die Formen ahar, har, aar aus türk. aχor, aχer Stall. Miklosich, Die türkischen Elemente, Denkschriften. Bd. XXXIV, S. 243.

[5]) Srp. Etn. Zborn., V, 936.

[6]) Ib. 933. In einem Falle haben wir die kuća und den trem zwischen der Stube und zwei Kammern (Mittelflurhaus), in anderen stehen trem und eine Kammer in gleicher Linie mit der Wand der zweiten soba.

[7]) Übersetzung für Gang: „konk“ unter dem Einflusse der städtischen Häuser breitet sich auch im Šumadijagebiete aus. Cvijić, o. c. CIX.

[8]) Meringer, Stell. d. bosn. H., S. 23.

[9]) Karić, Srbija, 136.

[10]) Srp. Etn. Zborn., V, 132.

[11]) Ib. 267—268.

Grunde genommen auf einen Gegenstand übertragen, denn der Unterschied besteht darin, daß der odžak eine erhöhte Herdstätte hat. Diese Sachlage kann aber jedenfalls nicht als typisch gelten; dabei kommt in Betracht, daß es sich bereits um ein teilweise von Rumänen bewohntes und an Rumänen angrenzendes Gebiet handelt.

Nach Cvijić gibt es ältere Formen des Morava-Hauses nicht mehr; es scheint jedoch, daß es früher in einigen Gegenden seines Verbreitungsgebietes auch aus Holz gebaute Häuser gegeben habe, die den Šumadija-Häusern ähnlich waren, aber früh jenem Typus Platz gemacht haben. In der Tat findet man sogar aus dem Gebiete von Vranja geflochtene reine Küchen-Stubenhäuser, in denen die Stube noch ganz klein ist und auch sobiče genannt wird, mit „hohen Dächern" bezeugt.[1]) Aus anderen Angaben ist deutlich zu ersehen, daß das Šumadija-Haus an den Abhängen des linken Moravatales und um Belgrad im Rückgange ist. Vergänglich ist aber auch das Morava-Haus in dem von Cvijić geschilderten Typus, denn „in so reichen Gebieten mit lebhaftem Verkehr wie an der unteren Morava"[2]) macht sich immer mehr der städtische Typus geltend und verdrängt den ursprünglichen auch ganz.

Besonders lehrreich ist eine Schilderung der Umgebung von Belgrad. Hier liegen die älteren Morava-Häuser, welche Häuser „mit türkischem Zuschnitt" (turskoga kroja) heißen und die ebenfalls älteren und den übrigen anthropogeographischen Verhältnissen entsprechenden Šumadija-Häuser in aussichtslosem Kampfe mit den Häusern „von deutschem Zuschnitt" (nemačkog kroja) „von jenseits" (iz preka), d. h. aus Syrmien und dem Banat, die immer mehr überhand nehmen.[3]) Nach den beiliegenden Grundrissen[4]) sind es verschiedenartige, höher entwickelte Häuser. In Nr. 2 ist die kuća schon zu einer ganz engen Küche mit offener Laube zwischen den Zimmerwänden verkümmert. Ganz und gar sind die Häuser im reichen Savegebiete nach den Mustern aus Syrmien gebaut und eingerichtet.[5])

Sehr bezeichnend sind die volkstümlichen Bezeichnungen der Häuser mit „deutschem" und „türkischem Zuschnitt", denn sie zeigen nach meiner Meinung deutlich den Weg, auf welchem das oberdeutsche Haus ins Moravatal, nach Ost- und Südserbien gekommen ist. Wie sich jetzt der Einfluß des benachbarten Ungarn[6]) und Slawonien mit Syrmien bemerkbar macht, so war das auf der großen Verkehrsstraße nach Konstantinopel und Saloniki auch früher der Fall. Die Türken haben auch nicht umsonst Heereszüge bis Wien unternommen und einen großen Teil von Ungarn und ganz Slawonien mit Teilen Kroatiens durch längere Zeit beherrscht; sie eigneten sich verschiedene Errungenschaften der europäischen Kultur an und verbreiteten sie weiter auf den Balkan. Die Häuser „türkischen Zuschnitts" sind eines der Beispiele dafür. Übrigens haben wir auch Beweise, daß die Heereszüge der österreichischen Armee im XVII. Jahrhundert und die österreichische Herrschaft in Serbien 1718—1739 nicht spurlos vorübergegangen sind; bereits 1717 wurden deutsche Kolonisten um Belgrad herum angesiedelt und 1721 wurde die Anlegung von Straßendörfern direkt anbefohlen,

[1]) Srp. Etn. Zborn., V, 130—131.
[2]) Cvijić, o. c. CX.
[3]) Srp. Etn. Zborn., V, 935.
[4]) Ib. 932—933.
[5]) Karić, Srbija, 635.
[6]) Daß fast ganz Ungarn das oberdeutsche Haus besitzt, hat das ethnographische Dorf der ungarischen Millenniumsausstellung gezeigt (vgl. Bünker, „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien", XXVII, S. 87). Der ungarische Ethnograph † Dr. Johann Jankó hatte auch diese Auffassung (vom Székler-Haus abgesehen) und verteidigte sie gegen O. Hermans Theorie von zwei Entwicklungsgängen eines eigenen magyarischen Hauses (Mitteilung J. R. Bünkers).

allerdings nach einer überlieferten Anekdote anfangs ohne besonderen Erfolg.[1]) Es ist aber nicht zufällig, daß die Wörter šor (Gasse), šoriti, ušoriti (regulieren) aus dem magyarischen sor stammen.[2]) Ebenso sind für das Jasenicatal (am linken Ufer der Morava) Dörfer bezeugt,[3]) von denen keines unter 1000 Einwohner zählt. Weiter muß hervorgehoben werden, daß die Einwanderungen der Serben nach Ungarn seit dem XV. Jahrhundert einen Wechselverkehr zwischen der serbischen Bevölkerung dies- und jenseits der Donau und Save zur Folge hatten, und daß viele Flüchtlinge auch zurückgekehrt sind. So war 1813 die ganze Bevölkerung der Umgebung von Belgrad „jenseits" (preko) geflohen, aber bald kehrten viele zurück, andere allerdings erst während des zweiten Aufstandes unter Miloš Obrenović, andere nie.[4]) Diese große Flucht bildete eine Epoche im Hausbau. Beachtenswert ist auch die Tatsache, daß der eigentümliche Akzent des Moravatales weit bis in den Banat reicht.[5])

Übrigens haben wir für Serbien außerordentlich lehrreiche Nachrichten, daß das oberdeutsche Haus beider Typen daselbst verhältnismäßig sehr jung ist.

Der vortreffliche und wissenschaftlich gebildete Kenner seines Landes, Karić,[6]) schildert die Bauernhäuser aus der Türkenzeit als äußerst primitiv in bezug auf das Material und die Ausführung. Selbst geflochtene Häuser waren selten, von gemauerten war keine Rede. Die Armut der Bevölkerung und Furcht vor Auflagen waren jedem Streben nach einer besseren Lebensweise hinderlich. Vor der Befreiung und noch lange nachher (also in den ersten Dezennien des XIX. Jahrhunderts) gab es nur primitive Holzbauten ohne irgend eine Abteilung: die ganze kuća war ein Raum. Zimmer (älter ist das türkische Lehnwort odaja,[7]) jünger das magyarische soba) gab es nur in Städten, auf dem Lande in den Konaks der türkischen Grundherren. Mit der Befreiung vollzieht sich ein großer Umschwung und in kurzen Zwischenräumen wurden alle möglichen Errungenschaften des modernen Hausbaues in Serbien eingeführt.

Dabei haben merkwürdigerweise sogar mazedonische Meister, die sich in Ostserbien desselben Ansehens erfreuen wie in Westserbien die bosnischen, die Rolle der Vermittler gespielt. Jireček[8]) berichtet, daß die Mazedonier die Ansiedlungen der „Schwaben" (nach der südslawischen Terminologie sind darunter nicht bloß diese zu verstehen!) im Banat und deren Nachahmungen in Belgrad sahen und nach diesem Muster ihre Kunstfertigkeit vervollkommneten, namentlich durch den häufigeren Gebrauch gebrannter Ziegel und durch bessere Fenster und Türen.

Die Einzeldarstellungen Cvijić' und seiner Schüler bestätigen diese Angaben. In einigen Monographien finden wir geradezu eine vollständige Geschichte des Hauses des betreffenden Gebietes während der letzten 150—200 Jahre. So lagen in Dragačevo[9]) (in den südwestlichen Gebirgszügen) in der Türkenzeit die Häuser in dichten Wäldern und an abgelegenen Orten. Erst am Ende des XVIII. Jahrhunderts, als die Grundherren an Macht gewannen, zwangen sie ihre Bauern, sich an offenen Stellen an-

[1]) Srp. Etn. Zborn., V, 944, 949—950.
[2]) Miklosich, Etymol. Wörterbuch, 341.
[3]) Karić, Srbija, 800.
[4]) Srp. Etn. Zborn., V, 951.
[5]) Karić, Srbija, 801.
[6]) Srbija, 134—135.
[7]) Türkisch oda, Zimmer, Wohnung, Haus, Kameradschaft beisammen liegender Soldaten. Miklosich, Die türkischen Elemente, Denkschriften, Bd. XXXV, S. 136.
[8]) Cesty po Bulharsku, 30.
[9]) Srp. Etn. Zborn., IV, 64—65.

zusiedeln, meist in der Nähe ihres čardak oder konak, deren es vor dem ersten Aufstande in jedem Dorfe gab. Bekannt war nur eine einzellige kuća aus doppeltem Flechtwerk mit einer Zwischenlage von Farrenkraut und Stroh, mit Vieh- und gewöhnlichem Kot beworfen. Das Dach bestand aus schlechtem Heu, Farrenkraut, sehr selten aus Schindeln. Das war eine sibara.[1]) Auch Holzhäuser gab es nur mit einer Zelle.[2]) Einen Umschwung brachten erst die Osaćaní (aus Bosnien) hervor. In Lagjevci bei Ljubić (Kreis Rudnik) hörte R. Ilić[3]) von einem 90jährigen Manne, daß er sich der Zeit erinnert, als noch im ganzen Dorfe kein Haus eine soba hatte. Einzellige Häuser wurden nach Ilić hauptsächlich deshalb gebaut, weil die Bauern häufig übersiedelten, freiwillig und gezwungen. Außerdem wurden in jenen stürmischen Zeiten ganze Dörfer und Gegenden häufig niedergebrannt und geplündert. Das bäuerliche Leben selbst war auch einfacher und weniger entwickelt. Alles änderte sich nach der Befreiung.

Aus dem Gebiete von Vranja[4]) bringt Nikolić eine Abbildung stumpfkegelförmiger Hütten (kuće na krivulje), in denen der Überlieferung zufolge auch Menschen mit Großvieh gelebt haben. Noch heute bauen arme Leute zweizellige (kuća sehr groß, sobiče klein), mit Stroh gedeckte Häuser aus Flechtwerk auf vier Balken, so daß man Häuser auf Schlitten vor sich zu haben meint; man soll sie früher auch transportiert haben[5]). Daneben stehen mit Schiefertafeln und Hohlziegeln gedeckte Häuser auf einem Steinfundamente mit Mauern aus Stein, Rohziegeln oder Flechtwerk. Diese Häuser haben sich durch deutliche Angliederung an die ursprünglichen zwei Zellen weiter entwickelt. Häuser mit Schiefertafel- und Hohlziegeldächern begann man in spättürkischer Zeit und hauptsächlich seit der Befreiung zu bauen. In Buštrenje erzählt man, daß es vor 60 Jahren nur zwei mit Schiefer gedeckte Häuser gab, wo immer die Türken einkehrten; mit Ziegeln keines, weil die Türken solche Bauten nicht gestatteten. Im Dorfe Preobraženje hatte nur ein Bauer ein mit Hohlziegeln gedecktes Haus, weil ihm Hussein-Pascha einen solchen Bau bewilligte. Heute baut man schon stolze Häuser mit einem čardak und einer — zweiten Tür in die Stube von außen, damit die Besucher an den Arbeiten in der kuća keinen Anstand nehmen. Ein interessantes Beispiel für eine selbständige Entwicklung des importierten Hauses in kurzer Zeit! Besondere Nebenhäuschen für Gäste sind vor 4—5 Jahren in die Gegend gekommen.

Aus dem Levačgebiete bringt Bušetić Abbildungen früherer kegelförmiger Wohnhütten in doppelter Gestalt.[6]) Fast gleichzeitig tauchten brvnare (= Balkenhäuser) und slamare (= Strohhäuser) auf; brvnare stellen einen Riegelbau mit glatten Balken (platine[7]), slamare einen Fachwerkbau mit einem Überwurfe aus Ton und Spreu. Gedeckt sind alle mit Heu oder Stroh, die brvnare, die sich in den Bergen länger halten, auch mit Schindeln. Alle bisher genannten Wohnstätten kennen keine Stube, keinen Ofen. Nur die neuere slamara hat auch eine Stube und einen „Ofen aus Erde, 1 *m* hoch, breit und lang 5 *dm*", also „kistenförmig" (sandučara aus sanduk, türkisch sandęk). Diese neuere slamara bekommt dann ein Hohlziegeldach.

[1]) Als Grundwort liegt nahe siba, der rote Hartriegel, cornus sanguinea (Iveković-Broz, Rječnik hrv. jez.), das von Daničić (Korijeni 313) und Miklosich (Ewb. 330) aus sviba abgeleitet wird. Man hätte also an Häuser zu denken, die ursprünglich oder meist aus Hartriegelholz geflochten waren.

[2]) Vgl. auch S. 60.

[3]) Ib. V, 21.

[4]) Ib. V, 129ff.

[5]) Das geschieht noch heute in Gacko in der Herzegowina.

[6]) Ib. 467. Dazu eine Hirtenhütte auf S. 474.

[7]) V. Karadžić, Rječnik, übersetzt: ein Scheit Holz, eine Daube.

Die brvnara blieb nur unter der Bezeichnung ižina im Hofe zurück und dient zum Aufbewahren, aber auch zum Wohnen, wenn ein Mitglied der Zadruga (Hauskommunion) heiratet. Derartige im Hofe zurückbleibende ältere Häuser werden in Serbien öfters erwähnt.[1]) Dann folgen pletare (geflochtene Häuser) mit einem gemauerten „Kamin" (Rauchfang); manche haben einen doksat (Altane), andere vajat (= trem, also Laube). Endlich kommen Häuser mit dolma (türkisch), die Füllung mit der čatma entfällt, Back- und Rohziegel ersetzen sie. Hier gibt es in den Stuben bereits Eisenöfen. Die beiden zuletzt erwähnten Haustypen sind jetzt gewöhnlich; in kleiner Zahl und in jüngster Zeit erscheinen auch aus Stein oder Back- oder Rohziegeln gemauerte Häuser.

Um Belgrad[2]) erzählt man noch überall von Hütten, die bùrdelj[3]) (s. u. Bulgarien, S. 328) genannt werden; die Namen busare (gedeckt mit bus, Rasenhaufen) und lubnjače (mit lub, Lindenbast) besagen wenig, denn wir haben es offenbar mit unterirdischen Wohnungen zu tun, wie solche der englische Reisende Brown im Jahre 1699 noch zwischen Esseg und Mitrovica sah.[4]) Mit Schindeln gedeckte Dörfer begann man vor 80—90, mit Hohlziegeln vor 50—60 Jahren zu bauen.

Im Gebiete der Mlava[5]) gab es vor 150—200 Jahren eine kuća aus Lindenbast und Eichenstrauchholz (dubovo drveće) oder aus Ruten, gedeckt mit Lindenbast. Diese Hütten (kolibe) genügten den Bedürfnissen. Dann wurden um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts die Ruten mit „Balken" (dorunge[6]), Lindenbast mit Heu ersetzt. Solche dorungare waren 5—6 *m* lang, 3—4 *m* breit. Die Tür war die einzige Öffnung. In dieser kuća schliefen die Leute um das Feuer, in den Ecken das Vieh. Dieser Zustand dauerte fast bis zum Aufstande. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts blieb die Lage dieselbe, nur gab es zwei Eingänge (angeblich, um vor den Türken fliehen zu können). Das Feuer wurde nie ausgelöscht, von Rauchfängen war keine Spur. Einen weiteren Fortschritt bedeutet das Bretterdach, es erscheinen auch schon Rauchfänge; das Haus hat bereits zwei Abteilungen, aber das Material bleibt dasselbe. Seit dem Auftreten der soba in den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts findet man auch eine Fensteröffnung mit einem Fensterladen, der später durch Häute, um die dreißiger Jahre durch Papier ersetzt wird. In den vierziger Jahren gab es schon mehr Bevölkerung, aber weniger Wald, als Baumaterial tauchten daher Holzprügel (klipci, sing. klipak) auf, welche die Serben „von jenseits" (der Donau) brachten. Diese und die Schindeln für das Dach waren das übliche Baumaterial, als neue Meister die klipci durch kolenike[7]) und dolme[8]) ersetzten; auch Kotbewurf taucht um die

[1]) Vgl. auch die Abbildungen in Cvijić' Atlas II, Tafel XXXII unten, XXXVI oben.

[2]) Ib. V, 930—931.

[3]) Aus dem rumänischen bordéiŭ, Erdhütte. Saineanu Dictionar româno-german, s. v. Das Wort fehlt in der romanischen Sippe (afrz. borde, Bretterbude, Hütte, ital. bordello, span. burdel, portg. bordél), die aus dem ags. bord (got. baúrd), Brett, abgleitet wird, bei G. Körting, Lateinisch-romanisches Wörterbuch, 159; burdéj ist auch zu den ruthenischen Huzulen vorgedrungen, bezeichnet aber eine oberirdische hölzerne Hütte. Matériaux pour l'ethnologie ukraïno-ruthène, IV. Bd., S. 111, 112.

[4]) K. Jireček, Das Fürstentum Bulgarien, 157.

[5]) Srp. Etn. Zborn., V, 271—272.

[6]) Aus dem magyarischen dorong, Knüttel, Prügel, Fäustling (M. Ballagi, Ungarisch-deutsches, Wörterbuch), das wieder auf das asl. drągъ, Stange, zurückgeht. Danach ist die von Lj. Jovanović gegebene Deutung dorunge—brvna (Balken) wohl nicht genau. V. Karadžić, der im Rječnik nur dùrûnga belegt, gibt in der Tat die Bedeutung bàtina, der Stock, fustis an.

[7]) Beiderseits zugespitzte Hölzchen wie Spindeln. V. Karadžić, Rječnik, s. v.

[8]) V. Karadžić gibt nur die Bedeutung „Füllsel" an.

Mitte des vorigen Jahrhunderts auf. Trotz aller Fortschritte trug die dorungara den Sieg davon, weil man durch sie mit der geringsten Mühe zu einem Hause kam. Während der ersten Befreiungskriege nimmt man Ruten als Material für pletare (geflochtene Häuser), welche immer mit zwei Abteilungen gebaut, mit Kot beworfen, mit Hohlziegeln gedeckt werden. Erst um die Mitte der achtziger Jahre erblickt man auch geweißte Häuser und die Hohlziegel werden immer mehr üblich. Häute in den Fenstern gehen ganz verloren und werden durch Glas und Papier ersetzt. Vor 10 bis 15 Jahren erscheinen auch Häuser mit drei Zimmern, Roh- und Backziegel kommen in Gebrauch, die Fenster werden größer, die Kamine von der Decke gemauert, dafür wird aber eine Tür der kuća fallen gelassen.

Ich muß natürlich die Verantwortung für alle Details den Berichterstattern überlassen, die sie aus der mündlichen Tradition schöpften. Für die unmittelbar voranstehenden Angaben hatte Lj. Jovanović Gewährsmänner im Alter von 115 (einen), 100 (zwei), 97, 96, 95, 90 usw. Jahren.[1])

Die Gründe des Rückstandes im Hausbau von Novi-Pazar wurden bereits erwähnt. Vom bosnischen Stari Vlah um Višegrad berichtet Trifković:[2]) Die heutigen Häuser in den Dörfern sind alle nach dem Jahre 1878 gebaut worden, da sie während des Aufstandes niedergebrannt wurden. Man erinnert sich wenig, wie sie früher aussahen, noch weniger, wie vor Karagjorgjes Aufstand, als sie ebenfalls niedergebrannt wurden. Stuben gab es bis dahin nicht. Man erzählt, daß die erste soba Jovica Bakić aus Budimlije gebaut habe. Als der Aga, Alajbeg Grivinac, davon hörte, rief er ihn zu sich und ließ ihm 50 Stockschläge verabreichen. Dieses Opfer des Kulturfortschrittes beleuchtet in greller Weise die Geschichte des Bauernhauses bei den Serben!

Auch von den Vasojevići in Montenegro wird berichtet,[3]) daß bis zum letzten Kriege, 1877, die Häuser sehr niedrig waren und sehr kleine Fenster hatten, welche mit dickem Papier bespannt waren. Seit jenem Kriege werden die Häuser ziemlich geräumig und hoch, mit großen Fenstern gebaut, meist wird in den Fenstern Glas eingesetzt.

Die Betrachtung des Hauses im Königreiche Serbien hat gezeigt, daß dasselbe im Norden, in der östlichen Hälfte und im Süden meist an die angrenzenden Gebiete von Südungarn und Slawonien erinnert; insofern behielt Meringer beim Suchen des bosnischen Hauses Recht mit der Behauptung, daß Serbien „wenig neues" versprach.[4]) Immerhin verließ er sich zu sehr auf den Bericht von Kanitz, der in so vielen Fällen versagt.

Doch wie weit reicht das „oberdeutsche" Küchen-Stubenhaus? Im Gebiete von Skoplje (Üsküb), wohin sich das Morava-Haus ausdehnt, kann es jedoch nicht alleinherrschend sein, wie mich die Abbildung eines förmlichen albanesischen Festungsbaues mit Schießscharten anstatt der Fenster in der „Skopska Crna Gora von Altserbien" lehrt.[5]) Weiter kommt von Altserbien noch das Kosovogebiet in Betracht, wo die Serben (jetzt $^1/_4$) vor den Albanesen ($^3/_4$) zurückweichen. Trotz einer Monographie[6]) kann ich mir jedoch vom Hause derselben keine genaue Vorstellung bilden:

[1]) Srp. Etn. Zbornik, V, 249.
[2]) Ib. 618.
[3]) Ib. 531.
[4]) Stell. d. bosn. H., S. 22.
[5]) Cvijić', Atlas II, Tafel XLI. Vgl. Srp. Etn. Zbornik, IV, S. CXX.
[6]) B. Nušić, Kosovo (Knjige Matice Srpske br. 6, Neusatz 1902), S. 104—107.

der Herdraum (als Herd dient noch eine Herdgrube!) ihrer primitiven Hütten erinnert durch seine Einrichtung stark an Montenegro, und in der soba, die nur zum Schlafen dient, befindet sich nichts außer einem Bette; danach hätten wir es allerdings mit „einfeuerigen" Häusern zu tun, wie bei den Albanesen, wenn der Verfasser den Ofen nicht übersehen hat, wie z. B. sogar Erdeljanović in Dragačevo.[1])

Ganz Albanien hat schon Meringer[2]) richtig das „romanische Kaminhaus" zugewiesen.[3]) In Mazedonien[4]) gibt es dem Bau und dem Material nach verschiedenartige, ein- und zweistöckige, entschieden einfeuerige Häuser, die den entsprechenden in Montenegro und Dalmatien gar nicht ähnlich sind. Selten sind einzellige Häuser, mit dem Herde in der Mitte, in denen mit den Menschen auch das Vieh überwintert. Viel häufiger sind zweizellige Häuser: durch eine pondila, manchmal auch obor (slawisch = Einzäunung) genannt, wo das Vieh gehalten wird, gelangt man in die kuća,[5]) wo das Feuer auf einem großen Herde in der Mitte brennt. In zweistöckigen Häusern, die namentlich im südlichen Mazedonien häufig sind, ist unten die pondila mit Abteilungen für das Vieh und für Aufbewahrungsräume, oben ist die polatna,[6]) umgeben von Zimmern, in denen Kamine oder Glutpfannen (mangal) vorkommen; anderswo gibt es aber an Stelle der polatna eine kuća mit einem Zimmer, in Hauskommunionen und in reichen Häusern auch mit zwei oder mehreren.[7])

An den Grenzen Bulgariens scheint das oberdeutsche Haus nach den vorliegenden Berichten plötzlich Halt zu machen, was bezüglich der westlichen Gebiete immerhin überrascht. Aus K. Jireček's[8]) dankenswerter und durch historische Nachrichten hervorragender Schilderung des bulgarischen Bauernhauses geht hervor, daß die unterirdischen Häuser (burdéj) gerade im Westen in den waldarmen Niederungen des Donaugeländes mit den uns beschäftigenden Häusern in keiner Weise zu vergleichen sind. Die Darstellung und die Pläne des primitivsten bordelo und burdelo[9]) und der höher entwickelten iža (hiža, vgl. u.) oder kъšta uzem (Haus in der Erde) bei Marinov[10]) zeigen, daß diese Troglodytenhäuser, deren hohes Alter Jireček mit

[1]) Srp. Etn. Zborn., IV, 59.

[2]) Stell. d. bosn. H., S. 22.

[3]) Vgl. Cvijić, o. c. CXIX—CXX. Die Häuser sind in diesen Gegenden der größten Anarchie auf dem Balkan mehr Festungen. Rovinskij, o. c. S. 454. Der Herd heißt in den albanesischen Dörfern Montenegros woter, sonst alb. vatre; bei Serben und Kroaten bedeutet vatra Feuer. Auch innerhalb der slawischen Sprachen wechseln die beiden Bedeutungen dieses wahrscheinlich iranischen Wortes, das nach Miklosich (Etymol. Wörterb., 376) durch die Türken den Slawen vermittelt worden sein mag. Mir scheint die Entlehnung älter zu sein; die ursprüngliche Bedeutung ist jedenfalls Feuer (vgl. ai. atharī, Flamme); selbst bei Agram ist noch heute der Herd meist „auf der Erde". Zbornik za nar. život I, 121. Ebenso um Ogulin, ib. V, 183.

[4]) Vgl. Cvijić, o. c. CXXI—CXXIII.

[5]) Das Wort gehört zu den weitverbreitetsten „Serbismen" in Mazedonien.

[6]) Asl. s. polata, bulg. polat, polati usw., aus griech. παλάτιον. Miklosich, Etymol Wörterb., 255.

[7]) In Mazedonien findet sich also das oberdeutsche Haus entschieden nicht; auch bezüglich Bulgariens geht Meringer (Indogerm. Forschungen, XVI, 192) jetzt zu weit.

[8]) Das Fürstentum Bulgarien, S. 156—159.

[9]) Diese Form bringt Marinov selbst im Zbornik za narodni umotvorenija, X, 2, S. 228. In solchen unterirdischen Löchern wohnen nur die ärmsten Leute, gewöhnlich Zigeuner. Der Etymologie (S. 326) wegen beachte man, daß burdák in demselben Gebiete ein viereckiges, hölzernes, von allen Seiten geschlossenes Milchgefäß der Schafhirten bezeichnet. Ib. X, 2, 228, XIV, 2, 191.

[10]) Ib. XVIII, Abt. II, S. 9—15. Eine Abbildung ib. Bd. XI, 2. Blatt der Beilagen.

Recht betont, sich auch von den primitivsten Herdhäusern gründlich unterscheiden, auch dadurch, daß sie im Innern durchaus nicht so entsetzlich und unrein sind, wie man meinen könnte.[1]) Aber auch die Häuser der Gebirgsdörfer sind keine Küchen-Stubenhäuser, wenn wir uns an die Worte eines so guten Beobachters und gewissenhaften Berichterstatters wie K. Jireček halten, denn er sagt:[2]) „Im Innern enthält das Haus gewöhnlich nur einen einzigen niedrigen Raum, mit Lehmboden und einer offenen Feuerstätte (ognište)." Schon mehr nähern wir uns Serbien, wenn wir in Marinovs[3]) Schilderung der kъšta názem (oberirdisches Haus) in den Gebirgsdörfern erfahren, daß es dort zwei getrennte Räume zum Schlafen und für die Herdstätte gibt; in den ärmsten Häusern findet man aber nur einen Raum, in welchem man um den Herd herum schläft und wo man auch kocht. Leider bringt Marinov gerade hier keine näheren Angaben. Immerhin haben wir hier ein deutliches Zeugnis für das uns auch aus Serbien bekannte Herdraumhaus, wahrscheinlich aber auch für das oberdeutsche Haus. In Duvernois' Wörterbuch (Slovarь bolgarskago jazyka, II, 2212) ist nämlich unter soba zu lesen: „Von den zwei Hauptzimmern des bulgarischen Bauernhauses dasjenige, in welchem sich der Ofen zum Heizen befindet, zum Unterschiede von kъšta, d. h. vom Raume (im Originale: komnata = Zimmer), in welchem sich der Herd befindet und das Essen bereitet wird; wenn es irgendwo auch mehr Zimmer gibt, so heißt soba nur dasjenige, in welchem sich der Ofen befindet." Diese Nachricht ist klar, doch aus welcher Gegend stammt sie? Wahrscheinlich ist das Verbreitungsgebiet des oberdeutschen Hauses in Bulgarien und bei den Bulgaren überhaupt sehr gering. Speziell südlich des Balkans kann man dasselbe kaum erwarten.[4])

Da die Kulturwellen des „oberdeutschen" Küchen-Stubenhauses von den Alpen über Kroatien und Ungarn sogar bis nach Montenegro und Bulgarien schlagen, so müssen wir aus dieser bemerkenswerten und keineswegs geringfügigen Tatsache — man bedenke nur die Wichtigkeit der menschlichen Wohnstätte für das ganze kulturelle Leben — den Schluß ziehen, daß auch mitteleuropäische Einflüsse auf die Südslawen südlich der Save und Donau nicht gar so jungen Datums und nicht bloß auf das Aussehen mancher Städte mit mittelalterlichem Typus beschränkt sind.[5])

Das Bauernhaus in Serbien ist allerdings verhältnismäßig jung, doch die Türken haben bald die Vorteile des Ofens und der Stube in Mitteleuropa kennen gelernt und sich dieselben in den nordwestlichen Balkangebieten zu nutze gemacht. Zuerst muß der Stubenofen allerdings nach Bosnien vorgedrungen sein, doch wann? Die weite Verbreitung und die in mancher Hinsicht eigenartige Entwicklung des speziell

[1]) Es würde sich empfehlen, Marinovs in mancher Hinsicht interessanten Artikel (vgl. die abergläubischen Gebräuche bei der Wahl des Baugrundes und während des Baues, das häusliche Leben usw.) und Abbildungen mindestens im Auszuge der gelehrten Welt zugänglich zu machen. Eine Beschreibung eines solchen Troglodytendorfes gab schon Toula, „Mitteilungen der Wiener geographischen Gesellschaft", 1882, 104.

[2]) Das Fürstentum Bulgarien, S. 158.

[3]) O. c. 19.

[4]) Man beachte die Nachricht, daß in Sophia vor Jahrzehnten die Häuser ausschließlich Italiener bauten. Die bulgarischen Meister holten sich ihre Muster aus Konstantinopel oder Rumänien. Den von K. Jireček behaupteten Einfluß der Albanesen im Hausbau lehnt D. Usta-Genčov ab. Periodičesko Spisanie, Bd. LIV, S. 820—821.

[5]) Vgl. Cvijić, o. c. XXXIV—XXXV, XCVIII.

bosnischen Hauses spricht für ein höheres Alter. Doch diese Frage muß weiterer Forschung vorbehalten bleiben, die auch andere Gebiete heranzuziehen haben wird. Wenn wir eine so gute Analyse verschiedener Kulturerscheinungen wie die des Gesetzbuches des Caren Dušan von K. Jireček[1]) besitzen werden, so dürften wohl noch andere Tatsachen zum Vorscheine kommen. Ich bemerke nur, daß in neuester Zeit infolge des Aufschwunges der byzantinistischen Studien der Einfluß Byzanz' speziell auf die Erzeugnisse des serbischen Volksgeistes überschätzt wird; die Serben gehörten nie ausschließlich dem byzantinischen Kulturkreise an, wie die Kroaten nicht dem ausschließlich römischen: darum sind beide Völker trotz der verschiedenen Wege, die ihre staatliche, religiöse und kulturelle Entwicklung nahm, eine ethnische Einheit (die sprachliche kommt hier nicht in Betracht) geblieben.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Archiv f. slaw. Philologie, XXII, 144ff.

LITERATURBERICHTE.

16.

Woltmann, Ludwig: *Die Germanen und die Renaissance in Italien.* Mit über 100 Bildnissen berühmter Italiener. Thüringische Verlagsanstalt, Leipzig 1905. 150 S. 4^0.

Nachdem die Untersuchungen der letzten Jahre durch unzweifelhafte soziale und geschichtliche Tatsachen ergeben haben, daß der arischen (blonden oder nordischen) Rasse der erste Rang unter den Rassen zukommt, daß sie diesen ihren ersten Rang ihrer höheren Begabung und größeren Tatkraft verdankt, Eigenschaften, die wieder in ihrer besseren morphologischen und physiologischen Ausstattung begründet sind, unternimmt es nun in dem vorliegenden Werke L. Woltmann, eine zeitlich und örtlich scharf begrenzte, durch ihre Bedeutung ganz besonders hervorragende, durch zahlreiche Arbeiten genau erforschte und in ihren Hauptwerken noch jetzt fortlebende Kulturentwicklung, nämlich die nachrömische Kultur Italiens, eines Landes, dessen der mittelländischen Rasse angehörende Urbevölkerung wiederholt durch arische Einwanderungen, so durch die der Illyrier, Italiker, Etrusker, Gallier und Germanen, überschichtet worden ist und in dessen Bevölkerung neben der arischen und der mittelländischen Rasse sich auch mongoloide Elemente nachweisen lassen, als eine eigenartige Leistung der eingewanderten Germanen (der Goten, Langobarden, Franken und Normannen) nachzuweisen. Diese Kultur sei keine Renaissance des Altertums, wofür man sie gewöhnlich gehalten habe und noch halte, wenn auch antike Überlieferung und Zurückgreifen auf antike Vorbilder eine Rolle gespielt hätten, sondern habe sich in einheitlichem Zusammenhange mit der germanischen Kultur ganz Europas entwickelt. Von Norden her, namentlich von Frankreich und Flandern, habe Italien wichtige Anregungen und Beeinflussungen erfahren, besonders in Architektur, Musik und Dichtkunst, weniger in Plastik, Malerei und Wissenschaft. Die Veränderung der anthropologischen Struktur des italienischen Volkes durch die Einwanderung der Germanen — zur Zeit des Unterganges des römischen Reiches seien die auf die älteren arischen Einwanderungen zurückgehenden Vertreter der blonden und hochgewachsenen Rasse bereits ausgestorben gewesen — hätte nicht nur soziale und politische Umwälzungen zur Folge gehabt, sondern auch zu bedeutsamen psychologischen Wandlungen im ästhetischen Ideal und sittlichen Charakter geführt. Was den geistigen Charakter dieser Kultur vor dem augusteischen und perikleischen Zeitalter auszeichne, das sei die Geburt des universellen Menschen, die erstaunliche Vielseitigkeit und Tiefe einer und derselben Begabung. Diese Leistung der Germanen sei nicht die Folge günstiger wirtschaftlicher Bedingungen oder einer zahlenmäßigen Überlegenheit gewesen, sondern der Ausfluß ihrer höheren natürlichen Begabung. Doch vollziehe sich die Kulturentwicklung Italiens auf Kosten der blonden Rasse, die von Jahrhundert zu Jahrhundert an Zahl abnehme; das Schicksal Roms wiederhole sich. „Individualismus und Intellektualismus sind die psychologischen Quellen aller höheren Kulturentwicklung, sie zerstören aber den organischen Bestand der Rasse und leiten schließlich jenen unabwendbaren Prozeß ein, den man die geistige Selbstverzehrung der Völker genannt hat."

Ist auch der Gedanke, daß die Germanen es gewesen sind, denen das Wiedererwachen der Künste und Wissenschaften zu verdanken ist, längst schon früher von hervorragenden Forschern, so vor allen von dem großen englischen Historiker Gibbon, dann später von Schnaase und H. St. Chamberlain ausgesprochen worden, so gebührt doch erst L. Woltmann das große Verdienst, den exakten Nachweis für die Richtigkeit desselben geführt zu haben. Als Grundlage für seine Beweisführung dienten ihm außer den Ergebnissen, zu denen die somatische Untersuchung der heutigen Italiener geführt hat, die Ergebnisse der genealogischen und biographischen Forschung, das reichlich vorhandene und vortreffliche ikonographische Material (Bildnisse, Büsten, Statuen, Medaillen) und endlich die philologische Untersuchung der Personennamen, durch die Woltmann ein vollständig unbebautes Feld der Sprachwissenschaft betreten hat. Durch die auf dieser Grundlage geführten Untersuchungen hat derselbe gefunden, daß mindestens 85–90% der italienischen Genies ganz oder vorwiegend den Germanen zugeschrieben werden müssen, daß ihnen die überwiegende Mehrzahl der monumentalen Genies Italiens angehört, wie Giotto, Dante, Petrarca, Leonardo, Botticelli, Tizian, Raffael, Tasso, Galilei, Morgagni, Bruno, Columbus, und daß die Zahl der Mischlinge (Ariosto, Michelangelo, Franciscus, Palestrina) nur

gering ist. „Wenn die Rassenmischung selbst der günstigste Boden für Genieproduktion wäre, müßte die Anzahl der Mischlinge bedeutend größer sein, während das Umgekehrte tatsächlich der Fall ist. Diese Auffassung wird dadurch bekräftigt, daß auch bei anderen Völkern zahlreiche rein germanische Genies gefunden werden, und ferner durch die allgemeine historische Erfahrung, daß mit der Abnahme der blonden Rasse, sei es in reinen oder Mischlingsexemplaren, der organische Quell der Genieproduktion versiegt. Daß nur die spezifische Beimischung der nordischen Rasse und nicht die Rassenmischung als solche die brünetten Stämme mit der Kraft des Genies befruchtet, beweist auch die immer wiederholte Klage der Forschungsreisenden, daß die mediterranen Stämme Nordafrikas durch Mischung mit den Negern moralisch und geistig verschlechtert worden." Ebenso fand derselbe in einer statistischen Untersuchung über die regionäre Herkunft der Genies Italiens, daß ein fast durchgängiger Parallelismus zwischen der Häufigkeit der germanischen Rassenmerkmale und der Produktion von Talenten besteht, und daß in dieser Hinsicht der ungemein große Abstand zwischen dem stark germanischen Norditalien und dem wenig germanischen Süditalien mit seiner sehr geringen Produktion von Talenten besonders lehrreich ist.

Durch Woltmanns schönes Werk ist die historische Anthropologie um einen wertvollen Beitrag bereichert worden. Es wäre sehr wünschenswert, daß nun auch Spanien und Portugal, deren Bevölkerung eine ähnliche Zusammensetzung aufweist wie Italien, in gleicher Weise behandelt würden. Hervorzuheben ist noch, daß die vortrefflich ausgeführten Bildnisse von mehr als 100 berühmten Italienern nicht nur einen schönen Schmuck des Werkes bilden, sondern auch den Leser in den Stand setzen, sich über die Richtigkeit der Woltmannischen Auffassungen ein eigenes Urteil zu bilden.

K. Penka.

17.

Owen, Mary Alicia: Folk-Lore of the Musquakie Indians of North America and Catalogue of Musquakie beadwork and other objects in the collection of the Folk-Lore Society. London 1904. (Publications of the Folk-Lore Society, vol. LI.)

Die Musquaki-Indianer haben einst unter dem Namen der Utagamis oder Fox' in der Geschichte des Innern von Nordamerika im Gebiete der großen Seen eine wichtige Rolle gespielt. Sie wurden gewöhnlich gleichzeitig mit den Saks oder Saukies genannt, einem Algonkinstamme, mit dem sie sich um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts auch faktisch vereinigten, um im Jahre 1833 sich jedoch wieder zu trennen.

Das vorliegende Buch bringt Sagen, Geschichtliches, Mitteilungen über Regierungsform und Stammesverfassung, Totemismus, Tänze, Gebräuche bei Geburt, Pubertät, Verlobung, Hochzeit, Tod und Begräbnis, endlich einige Volksmärchen. Den Anhang bildet der Katalog einer Sammlung von reichlich mit Glasperlen bestickten und besetzten Kleidungs- und Gebrauchsgegenständen, jetzt im Besitze der Folklore-Gesellschaft in London, unter Beigabe von schwarzen und farbigen Abbildungen.

Das Ganze bildet einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis dieses wohl auch bald durch Aufsaugung seitens der umgebenden Anglo-Amerikaner zum Verschwinden von der Völkerkarte verurteilten Indianerstammes.

Dr. Lasch.

SITZUNGSBERICHTE

DER

ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

IN WIEN.

REDIGIERT VON

DR. L. BOUCHAL.

JAHRGANG 1904—1905.

WIEN.
IM SELBSTVERLAGE DER ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT.
1905.

Ausschußsitzung am 8. November 1904.

Auszug aus dem Protokoll:

1. Gestorben sind das unterstützende Mitglied Se. Exzellenz Hugo Graf von Abensperg und Traun, die korrespondierenden Mitglieder Prof. Dr. Friedrich Ratzel in Leipzig und Dr. Geh. Sanitätsrat Max Bartels in Berlin und die wirklichen Mitglieder Prof. Dr. Wladimir Levec in Freiburg (Schweiz), Dr. Leopold Eger in Wien und Anna Grohmann in Prag.

Neu aufgenommen werden als wirkliche Mitglieder die mährische Landesbibliothek in Brünn, Abt-Pfarrer Moritz Wosinsky in Szegszárd und Dr. Alfred Murmann in Wien.

2. Beratungen wegen Ersparungen durch Restriktion der Mitteilungen und Eröffnung neuer Hilfsquellen für die Gesellschaft.

3. Der zweite Sekretär berichtet, daß das Komitee für praktische Arbeiten Herrn J. R. Bünker zu Flur- und Hausforschungen in Galizien eine Subvention im vom Ausschusse genehmigten Betrage von K 400 verliehen habe.

Monatsversammlung am 8. November 1904.

Vorsitzender: Herr Hofrat Toldt.

1. Der Vorsitzende hält folgende Ansprache:

Hochverehrte Anwesende!

Indem ich die heutige ordentliche Monatsversammlung, mit welcher wir die Arbeitsperiode 1904/5 beginnen, für eröffnet erkläre, erlaube ich mir zunächst, Sie alle auf das herzlichste zu begrüßen. Den guten Besuch der heutigen Versammlung lassen Sie mich als günstiges Omen ansehen für eine dauernde zahlreiche Beteiligung von Mitgliedern und Gästen an unseren Bestrebungen. Wir werden es uns angelegen sein lassen, Ihnen jedesmal Lehrreiches und Anregendes zu bieten und die neuesten Forschungen auf den verschiedenen Gebieten unserer Wissenschaft vor Ihnen und mit Ihnen zur Sprache zu bringen.

Bevor wir zu den Gegenständen unserer Tagesordnung übergehen, obliegt es mir, der seit unserem letzten Zusammensein verstorbenen Mitglieder zu gedenken, vor allem Sr. Exzellenz des Grafen Abensperg und Traun, welcher am 3. August d. J. verschieden ist. Se. Exzellenz zählte seit dem Jahre 1887 zu den unterstützenden Mitgliedern unserer Gesellschaft und hat in seiner Eigenschaft als Oberstkämmerer Seiner Majestät des Kaisers vielfach und stets bereitwilligst Veranlassung genommen, sein Interesse an unserer Gesellschaft zu betätigen und unsere Wirksamkeit zu fördern. Wir werden ihm immer ein dankbares und ehrenvolles Andenken bewahren.

Am 9. August ist ferner der berühmte Geograph Geheimrat Dr. Friedrich Ratzel, Professor der Universität Leipzig, im Alter von 60 Jahren plötzlich seinem Herzleiden erlegen. Seit dem Jahre 1886 war er unser korrespondierendes Mitglied. Von seinen zahlreichen Werken berühren namentlich seine in den achtziger Jahren erschienene „Anthropogeographie“ und die bald darauf von ihm herausgegebene „Völkerkunde“ am unmittelbarsten unser spezielles Arbeitsgebiet.

Endlich beklagen wir den Verlust eines der begabtesten unter unseren jüngeren Mitgliedern und Mitarbeitern, des Professors des deutschen Rechtes an der Universität Freiburg in der Schweiz, Dr. Wladimir Levec. Er starb am 8. Oktober in seiner Heimatstadt Laibach im Alter von 28 Jahren. Gründliche und umfassende archivalische Studien, zu welchen er in Graz und Wien den Grund gelegt hatte, führten ihn auf das Gebiet der Rechts- und Wirtschaftsgeschichte, auf welchem er bereits Hervorragendes geleistet hat. In unseren „Mitteilungen“ erschienen der I. und II. Teil seiner „Pettauer Studien“, in

welchen er die Kolonisierung und die ältere Flurverfassung des Pettauer Feldes behandelte. Den III. Teil dieser Studien, dessen Drucklegung sich wegen der Unzulänglichkeit unserer Geldmittel leider ungebührlich verzögert hat, hoffen wir in nächster Zeit veröffentlichen zu können. Wir vereinigen uns mit seinen zahlreichen Freunden in dem Gefühle herzlichster Teilnahme an dem allzu frühen Tode dieses schaffensfreudigen Gelehrten und liebenswürdigen Menschen.

Indem wir nun zur Tagesordnung schreiten, beehre ich mich zunächst, Ihnen eine neue, von unserem hochverehrten Mitgliede Prof. Dr. Felix v. Luschan in Berlin hergestellte Farbentafel zur Registrierung der Hautfarbe bei somatologischen Untersuchungen vorzuführen.

2. Herr Hofrat E. Zuckerkandl legt einen prähistorischen Schädel aus Lundenburg vor.

3. Herr Prof. R. Much bespricht hierauf neuere, in die deutsche Altertumskunde einschlägige Literatur und Dr. Bouchal legt mehrere neue Publikationen über Celebes und die Philippinen vor.

* * *

Herr Prof. Dr. L. K. Moser in Triest sendet einen

Bericht über die Fortsetzung der Ausgrabungen in der Höhle „Jama pod Kalem“ nächst Nabresina.[1])

Nachdem ich von einem mehrmonatlichen Rheumatismus geheilt war und die Hitze im September[2]) nachgelassen hat, konnte ich die Arbeit in genannter Höhle mit um so größerem Eifer fortsetzen, da mir überdies aus Freundeskreisen ein namhafter Betrag zur Fortführung der Ausgrabungen zugewendet wurde[3]). In folgendem seien in Kürze die wesentlichsten Momente, die sich bei der Ausgrabung ergaben, geschildert.

An der Stelle, wo wir im Frühling dieses Jahres die Arbeit unterbrachen, setzten wir fort. Gleich zu Beginn der Arbeit wurde die vordere Hälfte eines Bärenschädels gefunden, während die obere, hintere Hälfte in kleinere Stücke zerfiel; darunter lagen die vorderen Extremitäten, einige Wirbelkörper und Fingerglieder. Je tiefer wir kamen, desto mehr zeigte sich die Erde oder der Höhlenlehm von dünnen Sinterkrusten durchsetzt und desto kompakter war der Höhlenlehm, der an den Knochen fest anhaftete. Die Knochen zeigten sich dunkler gefärbt und hatten eine rissige Oberfläche. Da sich bei fortgesetzter Grabung das Knochenmaterial anhäufte und zum Reinigen desselben kein Wasser zur Verfügung stand, ließ ich Messer aus Holz anfertigen und die Knochen gleich in der Höhle reinigen, um sie dann nach dem Transporte auf dem Bahnhofe in die Kiste zu verpacken. Den zweiten Tag fanden wir einen besonders großen Schädel, dessen Länge ich mit 44 cm ermittelte. Die Beckenknochen fielen beim Ausheben leicht auseinander. An beiden Enden abgesplitterte Knochen fanden wir häufig. Am dritten Tage fanden wir einen besonders kleinen Bärenschädel. Er mißt nur 35 cm in der Länge vom Hinterhauptloche bis zum oberen Kieferrande und zeigt überdies eine merkwürdige Deformation der Gaumenbeine. Das linke Foramen incisivum ist auffällig kleiner. Die große Alveole des linken Schneidezahnes ist ein wenig herabgedrückt und vertritt zugleich die Alveole für den linken Eckzahn, der hier fehlt. Im Oberkiefer fehlen die Luckenzähne ganz, nicht einmal ihre Alveolen sind angedeutet, und nur zwei Backenzähne sind vorhanden. Der letzte Backenzahn der rechten Seite zeigt mehrere kariöse Stellen, eine Erscheinung, die sich nicht selten vorfindet; sonst sind alle übrigen Teile des Schädels normal; vom Unterkiefer fanden wir nur die eine Hälfte, welche nur drei Backenzähne aufweist; vermutlich von einem jungen Individuum.

---

[1]) „Pod kalem“ bedeutet im Slowenischen „unter dem Wassertümpel“. Die im ersten Berichte gebrauchte Bezeichnung „Pokala“ ist zu streichen.

[2]) Der Unterschied zwischen der Innen- (11° C.) und Außentemperatur (27°—30° C.) war immer noch ein bedeutender.

[3]) Meine Freunde, die Herren R. Lixl und Viktor Kalister, stellten mir den Betrag von K 200 zur Verfügung, wofür ihnen hier, als Förderer der Wissenschaft, bestens gedankt sei. In gleichem danke ich auch Herrn F. Manck, Techniker aus Wien, der sich die Erlaubnis erbat, bei meinen Grabungen teilzunehmen, da sich derselbe äußerst zuvorkommend und behilflich zeigte.

Am vierten Tage fanden wir in den oberen Lagen einige spatelförmig zugeschliffene Knochen und ein deutlich bearbeitetes Artefakt aus Hirschgeweih (siehe die Abbildung 1), das wahrscheinlich zur Aufnahme eines Steinartefaktes diente, letzteres wurde nicht vorgefunden, dagegen eine 2·5 cm lange und 2 cm breite Feuersteinzunge aus weißem, gegen die Basis hin schwarzgeflecktem Flint nicht heimischer Provenienz. Der Feuerstein ist einerseits bearbeitet. Beide Stücke rühren aus der kaum 30 cm mächtigen Kulturschichte, die vereinzelt Holzkohlestückchen und nur wenige Topfscherben führt. Diese Kulturschichte ist nach unten zu, gegen das Knochenlager des Höhlenbären, durch eine dünne Sinterkruste abgegrenzt. Zu unserem Erstaunen fand sich auch ein Unterkieferbruchstück von Homo sapiens Troglodytes mit drei Backenzähnen vor, wovon der letzte noch nicht ausgebildet ist. Es ist das bereits der vierte Fund von Kieferresten in Höhlen unserer Umgebung.

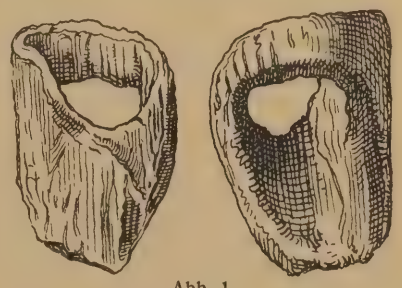


Abb. 1.

Inzwischen wurde das Arbeitsfeld an der linksseitigen Höhlenwand durch außerordentlich große Blöcke beengt. Da die darunter liegenden Schädel nicht gehoben werden konnten, so verließen wir diese Fundstelle und setzten die Arbeit auf der rechten Seite der Höhlenbasis fort. Bald stellten sich reichliche Knochenfunde ein, unter denen die Aushebung der Schädel, der Becken, der Schulterblätter, die fast immer beschädigt waren, die meiste Zeit in Anspruch nahm. Die Zahl der in vier Tagen gehobenen Schädel betrug allein an 17 Stück, hievon jedoch nur vier ganze Stücke. Im ganzen dürften während der Zeit vom 2. bis 10. September und vom 19. bis inklusive 23. September an 15 Bärenschädel, zahlreiche Unterkiefer[1]) und Eckzähne in besonders großer Zahl, nebst anderen Skeletteilen, aufgesammelt worden sein, so daß sich die Zahl der Individuen annähernd auf 40 Stück bestimmen läßt, die auf einem Flächenraume von höchstens 10 m^2 ausgebreitet lagen. Von Knochen anderer Tiere fanden sich nur spärliche Reste vor: so z. B. das Schädeldach einer Hyäne, ein Kieferstück vom Hirsch, ein Bruchstück eines Hirschgeweihes und einige wenige Backenzähne vom Urrind, sowie Reste von Canis lupus. Es macht fast den Eindruck, als rührten diese wenigen Reste von Beutestücken her, die die Bären in die Höhle geschleppt haben.

Diese Höhle ist jetzt die dritte Höhle am Karst, welche so große Lager an Bärenresten birgt. Ein paar Tage, nachdem ich die Arbeit geschlossen hatte, erfuhr ich, daß der Direktor des städtischen Museums, Herr Dr. Carlo de Marchesetti, in derselben Höhle Ausgrabungen vornehmen läßt,

Auch ihm verschaffte meine Fundstelle eine reiche Ausbeute. Immerhin ist noch so viel unberührter Höhlenlehm zurückgeblieben, daß noch für kommende Forscher große Knochenschätze zu heben sind.

Monatsversammlung am 13. Dezember 1904.

Vorsitzender: Herr Hofrat Toldt.

1. Herr Dr. Lasch legt das neue Werk von Spencer und Gillen über die Australier vor.

2. Herr Prof. Murko (Graz) hält einen Vortrag über das volkstümliche Haus der Südslawen. Der Vortrag ist ein Auszug einer im laufenden Bande der „Mitteilungen“ erscheinenden größeren Arbeit.

* * *

[1]) Einer derselben zeigt in der Nähe der Wurzel des großen Eckzahnes eine kugelartige Anschwellung.

Freiherr v. Andrian berichtet über die unter seinem Vorsitze in Greifswald vom 4. bis zum 6. August 1904 abgehaltene

35. allgemeine Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft.

Dieselbe wurde am 4. August von dem Vorsitzenden mit einem Hinweise auf eine bedeutsame Bewegung eröffnet, welche eine Annäherung der verschiedenen Philologen an unsere naturwissenschaftlichen Disziplinen anstrebt. Zu den hervorragendsten Vertretern eines Zusammengehens von Wort- und Sachforschung oder, mit Kretschmer zu reden, von Sprach- und Kulturforschung, gehören bekanntlich Schuchardt, Kretschmer, Meringer, Usener, Dieterich u. a. Unter der Initiative tieferblickender Sprachforscher vollzieht sich somit gegenwärtig das Programm, welches vor 50 Jahren unser großer Pfadfinder Theodor Waitz seiner „Anthropologie der Naturvölker" in die Wiege gelegt hatte. Wir haben allen Grund, uns darüber zu freuen, daß diese früher nur von einzelnen Vertretern der Geisteswissenschaften gehegten Anschauungen nunmehr in ihrer grundlegenden Bedeutung gewürdigt werden. Nur durch gegenseitige Ergänzung der naturwissenschaftlichen und der philologischen Methoden kann eine Lösung der großen Probleme der menschlichen Geistesentwicklung erhofft werden.

Die Versammlung wurde von den Herren Oberpräsident Freiherr v. Maltzahn-Gülty, Polizeidirektor Geheimer Regierungsrat Dr. Gesterding namens der städtischen Behörden, Rektor Prof. Dr. Schütt im Namen der Provinz, Geheimer Medizinalrat Prof. Dr. Schulz namens einer Anzahl wissenschaftlicher Vereine, Prof. Dr. Cohen namens des Lokalkomitees, Reichsantiquar Hans Hildebrandt-Stockholm begrüßt. Darauf erfolgte der Jahresbericht des Generalsekretärs über die Weiterbildung der Anthropologie im verflossenen Jahre. Herr Prof. Dr. Schwalbe erstattete Bericht über die Tätigkeit der Kommission für eine physisch-anthropologische Untersuchung des Deutschen Reiches, über die angeknüpften Beziehungen mit den anthropologischen Gesellschaften und Komitees von Österreich-Ungarn, Belgien, Norwegen, Dänemark, Holland, England, der Schweiz. Er legte eine von Prof. Dr. R. Martin ausgearbeitete Zählkarte vor. Herr Prof. Dr. Lissauer legte die Ergebnisse der Kommission für die prähistorischen Typenkarten dar. Herr Museumsdirektor Dr. Seeger unterbreitete die Vorschläge der Kommission für den Schutz der vorgeschichtlichen Denkmäler. Herr Geheimrat Prof. Dr. Waldeyer sprach über die Methode einer anthropologischen Untersuchung des Gehirnes.

Herr Dr. Birkner erstattete den Kassenbericht, woran sich die Demonstration des Croy-Teppichs durch Herrn Konsistorialrat Dr. Schultze anschloß.

Die Nachmittagssitzung wurde durch den Vortrag des Herrn Prof. Dr. Nieuwenhuis-Leiden über „Kunst und Kunstsinn bei den Bahan- und Kĕnja-Dajak" eröffnet. Er erörterte in anziehender Weise die psychologischen Grundlagen der Kunsttätigkeit der genannten auf niederländischem Gebiete lebenden Stammesgruppen; desgleichen deren Beeinflussung in alten Zeiten durch Chinesen und Hindu, in neuerer Zeit durch Berührungen mit der malayischen Küstenbevölkerung, welch letztere einen Rückgang der einheimischen Kunstindustrie herbeiführten.

Die nächsten drei Vorträge waren der Eolithenfrage gewidmet. Herr Geheimer Regierungsrat Friedl wies derartige Produkte aus der Mark vor. Herr Prof. Dr. Kossinna hatte ein Geschenk des Herrn Rutot, eine Musterkollektion von Eolithen und Paläolithen aus dem älteren Reutelien und dem jüngeren Mesvinien ausgestellt, ferner aus der ältesten Mammuthstufe, dem Strépyien und dem Chelléen. In dem erst vor zwei Jahren entdeckten Strépyien sind besonders merkwürdig die deutlichen Übergänge von der eolithischen zur paläolithischen Kultur, welche die Vorstufe zu den mandelförmigen Stücken des Chelléen bilden, sich jedoch von den letzteren durch Bewahrung der natürlichen Feuersteinrinde unterscheiden.

Unter Anerkennung dieser Tatsachen wies Dr. Hahne-Magdeburg dagegen natürliche aus Abstürzen von feuersteinhaltigen Kreidefelsen und deren Verarbeitung durch die Wellentätigkeit entstandene „Trugformen" vor, welche zur höchsten Skepsis bei der Beurteilung der Eolithen mahnen. Auch eine reiche Serie von derartigen natürlichen Formen aus dem Elbetal war ausgestellt.

Herr Prof. Dr. Deecke sprach über die Farbendifferenzen prähistorischer Steinwerkzeuge.

Im physikalischen Saale wurden gleichzeitig Lichtbildervorträge abgehalten. Es sprachen: Herr Prof. Dr. Walkhoff-München über „Das Femur des Menschen und der Anthropomorphen in seiner funktionellen Gestalt" auf Grundlage des Röntgenverfahrens. Herr Dr. Paul Bartels wies aus der Untersuchung des kraniologischen Materiales des Paulusmuseums in Worms die Anwesenheit von zwei dolichocephalen Rassen während der jüngeren Steinzeit in Worms nach, welche bei Beginn der Bronzezeit durch eine brachycephale Rasse abgelöst wurden.

Zweite Sitzung am 5. August.

In der Aula sprach Herr Prof. Dr. Bonnet über den Greifswalder Scaphocephalus. An der sich daranknüpfenden Diskussion über die Ätiologie dieses Falles nahmen die Herren Prof. Dr. Martin, Dr. Buschan, Prof. Dr. v. Hansemann, Geheimrat Prof. Dr. Waldeyer teil.

Herr Prof. Dr. Schwalbe spricht über das individuelle Alter des Neandertalers. Prof. Dr. Walkhoff legt ihm, gestützt auf die Aufnahme des Femur mittels der Röntgenstrahlen, welche Epiphysenmarken aufweisen sollen, ein Alter von höchstens 30 Jahren bei. Der Redner stellt in Abrede, daß Walkhoffs Aufnahme vom distalen Femurende des Neandertalers eine Epiphysennarbe aufweist. Außerdem beweist ein von ihm vorgelegtes distales Femurende einer 81jährigen Frau, daß Epiphysennarben in allen Altersstufen vorkommen können. Herr Prof. Dr. v. Hansemann schließt sich auf Grund einer neuerlichen Untersuchung der betreffenden Reste Schwalbes Ausführungen vollkommen an. Prof. Dr. Volger regt eine Durchsägung des Neanderthal-Femur an.

Herr Hofrat Prof. Dr. C. Toldt spricht über einige Struktur- und Formverhältnisse des menschlichen Unterkiefers. Er betont, daß sowohl die Aufnahme mit Röntgenstrahlen, wie die Herstellung und Untersuchung von Furnierschnitten für das Studium der zwischen den beiden Knochenplatten des Unterkiefers eingelagerten spongiösen Knochensubstanz verhältnismäßig wenig leisten. Über die Struktur derselben kann man nur sprechen, wenn man sie anatomisch präpariert und an dem Präparate selbst beobachtet hat. Redner schildert in großen Zügen den wechselvollen Bau der Spongiosa in ihren verschiedenen Gruppen. Er stellt es in Übereinstimmung mit Weidenreich bestimmt in Abrede, daß es Systeme von spongiöser Substanz gibt, welche, wie Walkhoff meint, als Trajektorien einzelner Muskeln aufgefaßt werden könnten. Walkhoff behauptet, daß beim Orangutan am rückwärts gebogenen Kiefernrande jederseits eine stärkere Insertionsgrube für den M. digastricus vorhanden ist. Dem Orangutan fehlt aber der vordere Bauch des M. digastricus vollständig, der hintere Bauch desselben setzt vom Kieferwinkel an, gelangt daher gar nicht in die Nähe der Kinngegend, was Walkhoff merkwürdigerweise selbst in seiner Abhandlung über den Unterkiefer der Anthropomorphen und des Menschen nach Fick zitiert hat. Toldt hat an der großen Sammlung von Orangschädeln im anthropologischen Institute zu München keine Insertionsgruben des genannten Muskels finden können.

Die anatomische und entwicklungsgeschichtliche Untersuchung der spongiösen Substanz des Unterkiefers gibt keinen Anhaltspunkt dafür, daß ihre Beschaffenheit und Anordnung auf die Wirkung einzelner Muskeln zurückzuführen ist. Damit fällt auch Walkhoffs Auffassung, daß für die Entstehung des Kinnes zugleich die Sprachbildung bestimmend sei. Toldt weist aber auch die von Walkhoff und Weidenreich vertretene Annahme ab, welche die Kinnbildung aus der Reduktion der Zähne und des Alveolarteiles des Unterkiefers ableitet. Das Kinn des Menschen ist ein Korrelat des Gesamtbaues des Kopfes, mithin ein leiblicher Vorzug des Menschen gegenüber allen Tieren, keineswegs aber eine Rückbildungs- oder Degenerationserscheinung, was es wäre, wenn es auf die Reduktion des Gebisses zurückgeführt werden müßte.

Herr Dr. K. E. Ranke sprach über das Gauß'sche Fehlergesetz und seine Verallgemeinerung durch Fechner und Pearson in ihrer Tragweite für die Anthropologie. Bezüglich des Inhaltes dieses für die anthropologisch-statistische Forschung höchst wichtigen Vortrages muß auf dessen ausführliche Darstellung im Archiv für Anthropologie, N. F. II, S. 295 ff., verwiesen werden.

Hofrat Dr. Schlitz sprach über künstlich deformierte Schädel in germanischen Reihengräbern. Er gelangt auf Grund einer statistischen Übersicht über diese Schädel, daß diese Deformation weder an ein bestimmtes Volkstum, nicht einmal, vielleicht mit Ausnahme der ungarischen, auf eine besondere Volksgewohnheit zurückzuführen ist. Er ist geneigt, einen Zusammenhang ihrer Entstehung mit der Langhaarigkeit anzunehmen.

Herr Dr. Johann Elbert sprach über die Altersbestimmung menschlicher Reste aus der Ebene des westfälischen Beckens. Er wies nach, daß diese Reste, deren Schädel nach Virchows Untersuchung dolichocephal sind, einer altmitteldiluvialen Schicht angehören. Ob sie aber auf primärer Lagerstätte liegen, ist zweifelhaft.

Herr Prof. Uhlenhut demonstriert die von ihm erfundene Methode der Blutbestimmung mittels Serum und führt den Nachweis, daß das Serum eines mit Menschenblut vorbehandelten Kaninchens nur in Menschen- und in Affenblut, im übrigen aber in keiner einzigen anderen Blutart einen Niederschlag erzeugt, wodurch ein biologischer Beweis für die Blutsverwandtschaft zwischen Menschen und Affen gegeben ist.

Herr Sanitätsrat Dr. M. Alsberg erörterte gewisse Beziehungen zwischen der Deszendenz des Menschen und pathologischen Erscheinungen.

In der gleichzeitig im physikalischen Hörsaale abgehaltenen Parallelsitzung sprach Prof. Dr. Montelius über die frühesten Zeiten Roms. In den römischen Funden sind solche aus der Kupferzeit (2000 v. Chr.), aus der Bronzezeit, besonders aus deren Ende, aus dem frühen Eisenalter (I. und II. Jahrhundert des 1. Jahrtausend v. Chr.) vertreten. Auch auf dem Forum wurden solche Gräber entdeckt. Sie gehören sämtlich der Zeit vor der Gründung Roms (750 v. Chr.) an. Dies gilt auch für jene, deren Tongefäße Nachbildungen von Typen der Regulini-Galassi-Periode aufweisen (IX. Jahrh.). Diese Periode kann nicht ins VI. Jahrhundert fallen, wie man angenommen hat.

Prof. Dr. Fischer sprach über die Kachin im äußersten Norden und Osten von Birma. Er schilderte ihren Natkultus, der unter der Leitung des in dem Geisterverkehr erfahrenen Dumsa mittels Opfern, Festen, Gebeten vorgenommen wird. Eine Eigentümlichkeit derselben ist, das absolute Heiratsverbot zwischen den Trägern desselben Familiennamens, selbst wenn sie den verschiedensten Stämmen angehören und gar nicht verwandt sind. Die Angehörigen der Häuptlingsfamilien führen keinen Familien-, nur einen Lokalnamen.

Prof. Dr. Karl von den Steinen sprach über die Bedeutung der Textilmuster für den geometrischen Stil der Naturvölker. Die beim Schnüren, Flechten und Weben entstehenden Formen liefern den Ausgangspunkt für den „Symbolismus“ oder für „suggerierte Motive“, welche überall auftreten, wo die Flecht- oder Schnürmuster in Schnitzerei, Malerei oder Tätowierung übertragen werden. Das Dreieck wurde dem Polynesier der Haifischzahn, dem nordamerikanischen Indianer ein Zelt, dem Schingu-Indianer das Bastdreieck der Frauen. Die anthropomorphen Derivate erschienen dann als sekundär. Dieselben werden, so wie andere bildliche Motive, in die geometrischen Figuren „hineingesehen“ — ein Vorgang, der seine genaue Parallele in Mythologie und Tradition der Eingeborenen findet.

Dritte Sitzung am 6. August.

In der Vormittagssitzung in der Aula sprach zuerst Herr Dr. G. Buschan über Kultur und Gehirn. Er suchte den Nachweis zu führen, daß zwischen Schädelkapazität, Hirngewicht und geistiger Begabung gewisse Wechselbeziehungen bestehen. Anderseits erörterte er die ungünstigen Einflüsse der Kultur auf das Gehirn, die Zunahme der Geisteskrankheiten usw.

Großes Interesse erweckte der Vortrag des Herrn Prof. Dr. Günther über die Anfänge des Zählens, Rechnens und Messens im Lichte der vergleichenden Ethnologie. Er belegte die unabhängige Entstehung analoger Zähl- und Messungsmethoden bei verschiedenen räumlich weit von einander getrennten Völkern. Dasselbe gilt auch von der Verwendung der Halbkugelform der Wohnbauten, welche in Inner-Afrika, bei den Eskimos, aber auch bei den ältesten Häusern der Minyer von Orchomenos typisch ist. Auf einer spontanen Anwendung des Koordinatenbegriffes beruhen die bekannten „Segelanweisungen“ der Mikronesier. Anderseits steht die Verbreitung von folgenschweren Neuerungen, z. B. die Erfindung der Null, von einem Zentrum über die ganze Erde fest. Zu diesem Thema nahm auch Prof. Dr. Oppert das Wort.

Darauf folgte der Vortrag des Herrn Prof. Dr. Much über das Zeitverhältnis sprachgeschichtlicher und urgeschichtlicher Erscheinungen. Das Germanische der vorrömischen Eisenzeit kann nach Much lautlich nur wenig verschieden gewesen sein von dem unserer ältesten Quellen; in ihrem Beginne war jedoch der freie indogermanische Akzent noch im Germanischen erhalten. Die Differenzierung des Germanischen von den verwandten Sprachen fällt bereits in die Bronzezeit. Zur Kupferzeit kann man noch von indogermanischer Sprache reden, das Zeitalter der noch ungetrennten Indogermanen ist die Steinzeit. Die Ausbildung der indogermanischen Rasse fällt in die Diluvialzeit, aber natürlich nicht in Nordeuropa, nicht auf einem Boden, der während des Diluviums unter Eis begraben lag.

Herr Prof. Dr. J. Ranke sprach über die Anthropologie des Schulterblattes unter Heranziehung der menschenähnlichen Affen. Aus seinen eingehenden Untersuchungen stellt sich heraus, daß der speziell menschliche Bau des Schulterblattes durch die vollständig des Charakters als Bewegungs- und Stützorgane entkleideten Vorderextremitäten, sowie durch den aufrechten Gang bedingt ist.

Herr Dr. F. Birkner gab eine Fortsetzung seiner Studien über Gesichtsmuskulatur. Er nahm Röntgenaufnahmen von sechs Chinesenköpfen; drei derselben wurden sorgfältig präpariert und auf die Gesichtsmuskulatur untersucht. Es ergaben sich namhafte Abweichungen von den gewöhnlichen Verhältnissen bei den Europäern. Ebenso die Gesichtsprofilierung. Herr Prof. Dr. H. Virchow sprach den Dank Herrn Dr. Birkner aus, den Anfang auf einem weiten und schwierigen Wege gemacht zu haben, welcher die Kenntnis der Rasseneigentümlichkeiten wohl wesentlich verfeinern wird.

Herr Sökeland machte einige Mitteilungen über das Berliner Trachtenmuseum und legte einen von Herrn Direktor Voß entworfenen Fragebogen über die in Deutschland befindlichen volkskundlichen Sammlungen auf den Tisch des Hauses nieder.

In der Geschäftssitzung wurde außer den gewöhnlichen Agenden und der Wahl des bisherigen Vorstandes für das nächste Jahr die Abhaltung einer gemeinschaftlichen Versammlung mit der Wiener Gesellschaft in Salzburg für 1905 beschlossen.

Nachmittags hielt Herr Dr. Buschan im physikalischen Hörsaale einen ausführlichen Vortrag über die Prähistorik, Geographie und Geologie, sowie über die Kulturverhältnisse von Bornholm. Herr Prof. Dr. Deecke sprach über die geologischen Verhältnisse von Rügen.

Darauf wurde die Versammlung vom Vorsitzenden mit einem Dank an die gastfreie Stadt Greifswald und das Lokalkomitee geschlossen.

Von den Exkursionen ist besonders zu erwähnen jene nach Stralsund, welche eine eingehende Betrachtung des reichen Provinzialmuseums ermöglichte. Sonnabend nachmittags (6. August) fuhren einige mit Herrn Direktor Schöne nach den Dolmen bei Treuen und Sassen, andere studierten die diluviale As- und Kameslandschaft bei Gatschon, wieder andere gingen nach Züssow.

Sonntag, den 7. August, begann die skandinavische Exkursion unter der Leitung der Herren Professoren Cohen und Deecke. Gegen 10 Uhr brachte der „Prinz Heinrich" die Gesellschaft (104 Mann) nach Saßnitz, von da nach Stubbenkammer. Um 7 Uhr waren alle Teilnehmer in Saßnitz.

Montag, den 8. August, wurde bei schlechtem Wetter nach Nexö auf Bornholm gefahren. Von da fuhr ein Teil der Gesellschaft mittels der Kleinbahn Nexö—Rönne nach Aakirkeby. Im Mündungslande der Laesaa wurde ein großes Steinkistengrab und ein eigentümlicher Bilderstein (Helleristning) besichtigt. Die zweite Partie fuhr von Nexö um den östlichen Teil von Bornholm herum nach Allinge; von da zu Fuß oder zu Wagen nach Hammerhus.

Am 9. brach man unter der Leitung von Prof. Cohen von Aakirkeby nach dem durch zahlreiche aufgerichtete große Granitblöcke überaus merkwürdigen Louiselund bei Svanike auf. Auf dem Rückwege wurde die Ruine der gothischen Östermariekirche und auf dem Bornholmer Granitplateau die größte der Rundkirchen (Österlarskirche) besichtigt. Von da ging es in die zerklüftete Klippenlandschaft von Helligdomen und nach Allinge.

Die zweite Partie besuchte dieselben Punkte von Hammerhus aus. Abends vereinigte sich die ganze Gesellschaft in Hammerhus.

Mittwoch, den 10. August, war die Überfahrt von Bornholm nach Visby. Ankunft in Visby um 11 Uhr nachts. Herr Reichsantiquar Hildebrandt hatte, unterstützt vom

deutschen Konsul, Herrn Großhändler Eckmann, in freundlichster Weise für Unterkunft gesorgt. Er begrüßte persönlich die Anthropologen am Kai unter strömendem Regen.

Ein Teil des Vormittages des 11. August war der Besichtigung der alten Kirchen von Visby gewidmet. Dann erfolgte die Abfahrt nach Stockholm.

Die Ankunft in Stockholm erfolgte bei Anbruch der Nacht. Doch war die Ankunft des Dampfers nicht gemeldet, er bekam somit weder Anlegeplatz noch Zollabfertigung. Erst gegen 1 Uhr ward durch einen Bugsierdampfer die Anlandung der Passagiere mit ihrem Handgepäck ermöglicht.

Freitag, den 12. August, um 10 Uhr, fand man sich im Nationalmuseum, dessen reiche Schätze durch die Herren Oskar Montelius und Hildebrandt erklärt wurden. Dann wurden die übrigen Sehenswürdigkeiten von Stockholm besichtigt, vor allem das berühmte „Freiluftmuseum", das von Herrn Dr. Salin geleitete, in vollem Bau begriffene nordische Museum mit seinen unendlichen Schätzen, deren Eroberung das unvergängliche Verdienst des verstorbenen Dr. A. Hazelius bildet; ferner die naturhistorischen Sammlungen des Reichsmuseums und die ethnographische Sammlung. Unter den Gelehrten, welche uns ihre kostbare Zeit widmeten, befand sich auch Prof. Dr. Stolpe, dessen seitdem erfolgter plötzlicher Tod uns auf das schmerzlichste trifft.

Den Abschluß des Kongresses bildete der Empfang der deutschen Anthropologen durch die schwedische Gesellschaft für Anthropologie und Geographie am 13. August abends in den Festsälen des Grand Hotel. An demselben nahmen teil der deutsche Gesandte Graf Leyden und der Legationsrat v. Buchwald, der österreichisch-ungarische Gesandte Graf Brandis, der Oberststatthalter Dickson, Herr Kanzleirat Güstrin als Vertreter des Kultusministers, der Generaldirektor der schwedischen Eisenbahnen Herr Nordström, Sven Hedin u. a.

Die gemeinsame Festsitzung der Schwedischen und der Deutschen Anthropologischen Gesellschaften wurde durch Herrn Prof. Dr. Montelius eröffnet. Dr. Algreen sprach über die vorgeschichtlichen Denkmäler Schwedens, Prof. Montelius über die Verkehrsbeziehungen zwischen Schweden und Deutschland in vorgeschichtlicher Zeit. Er wies nach, daß schon 2000 Jahre vor Einführung des Christentums ein direkter Verkehr zwischen Schweden und Norddeutschland — ohne Vermittlung Dänemarks — stattgefunden habe.

Am Ende der Sitzung gab der Vorsitzende der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft seiner Freude Ausdruck, daß der langjährige Wunsch nach Auffrischung der alten herzlichen Beziehungen mit dem Norden und mit den Trägern einer großen wissenschaftlichen Tradition in so befriedigender Weise erfüllt wurde.

Bei dem an die Sitzung angeschlossenen Festmahle kam diese dankbare Stimmung noch vielfach zutage. Sie galt vor allem den Herren Hans Hildebrandt und Dr. Montelius, welche seit Jahren die innigsten Verbindungen mit Deutschland gepflegt haben, ferner den Herren Professoren Tilman, Cohen und Deecke für die aufopfernde Leitung der nicht ganz leichten Nordlandsfahrt.

Monatsversammlung am 10. Jänner 1905.

Vorsitzender: Herr Hofrat Toldt.

Herr Prof. Oberhummer spricht über:

Ethnographische Beobachtungen aus Nordamerika.

* * *

Herr Prof. Franz Wilhelm in Pilsen sendet einen Beitrag:

Zum Kapitel Opfer-(Schalen-)Steine.

In der anregenden Wechselrede, die sich an einen Vortrag knüpfte, den Herr B. Reber in der II. Sitzung der gemeinsamen Versammlung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft am 25. August 1894 in Innsbruck über „Die vorhistorischen Skulpturendenkmäler der Schweiz" hielt, sagte Herr Reichsantiquar

Dr. H. Hildebrand-Stockholm[1]): „Es passierte einem Bekannten von mir, daß er einen solchen Schalenstein auf seinem Gute gefunden hat und ihn in den Park legen ließ; acht Tage nachher waren sämtliche Schalen mit Opfern gefüllt, mit Stecknadeln, Kupfermünzen usw. Man hat diese Opfer weggenommen und nach acht Tagen waren die Schalen wieder voll. Jetzt sagte er seinen Untergebenen, daß es ihnen nicht erlaubt sei, zu opfern. Sie fanden es sehr häßlich von ihm, daß er nur seinetwegen einen Opferstein in den Park gelegt hatte und es seinen armen Untergebenen nicht gestatten wollte, auch zu opfern. Der Stein liegt noch da."

An diese Episode wurde ich erinnert, als ich auf zwei Statuen (darunter eine mit der Kreuzigung Christi aus dem Jahre 1696) in dem bekannten, vielbesuchten Wallfahrtsorte Maria-Kulm bei Eger in Böhmen, und zwar an höher gelegenen Stellen, wohin Kinder nicht leicht gelangen können, nämlich am Fuße der auf einem größeren Unterbau ruhenden Hauptfigur wiederholt kleine Steinchen fand, die nicht zufällig dahin gekommen sein konnten und die darum meine Aufmerksamkeit erregten. Auf meine Frage über den Grund dieser Erscheinung konnte ich nur erfahren, „daß das eine Bedeutung habe", denn in puncto solcher Bräuche ist das Landvolk dem gebildeten, namentlich Augengläser tragenden Städter gegenüber bekanntlich sehr mißtrauisch und wenig mitteilsam.

Meinem Ziele näher kam ich jedoch in einem anderen Falle. Gelegentlich meiner Forschungen über und nach alten Steinkreuzen fand ich u. a. ein solches in der Nähe des alten (1193 gegründeten) Prämonstratenser-Stiftes Tepl. Über der Erde 1 Meter hoch, 48 cm breit, trägt es auf der Vorderseite eine kreisrunde Eingrabung mit vier Durchmessern (Rad mit acht Speichen?)[2]) Im Kreuzkopfe obenauf befindet sich ein 8 cm tiefes Loch, in das jeder Vorübergehende, namentlich aber jeder vorbeikommende Fuhrmann ein Steinchen werfen soll, „um vor Unglück bewahrt zu bleiben".

Eine ähnliche Bewandtnis wird es nun wohl auch mit den Steinchen in Maria-Kulm haben, so daß wir es in beiden Fällen gewissermaßen mit Opfern, dargebracht zur Abwendung eines Unfalles oder der Erlangung einer anderen Gnade, zu tun haben.

Ich möchte hier auch gleich bemerken, daß diese Steinchen in den beiden angeführten Fällen, wie aus den begleitenden Nebenumständen geschlossen werden darf, aller Wahrscheinlichkeit nach nichts mit den „Geheimzeichen am Wege", den sog. „Zinken", zu tun habe, deren sich, wie bekannt, noch heute das fahrende Volk, insbesondere die Zigeuner, auch in unserer Gegend bedient.

Unwillkürlich wird man durch das Auflegen der Steinchen auch an die Sage über die Entstehung des bekannten Alt-Wiener Wahrzeichens „Stock im Eisen" (mit den vielen eingeschlagenen Nägeln) erinnert.

Auf einem von mir aufgefundenen „Schalenstein", der im Sinne mancher Gelehrten, namentlich der schweizerischen Forscher (vgl. hiezu den oben erwähnten Vortrag des Herrn J. Reber) vielleicht als eine „steinerne Landkarte", und zwar der um Tepl liegenden Gegend gedeutet werden kann, komme ich vielleicht ein andermal zurück.

* * *

Herr Hofrat Penck übersendet folgendes an ihn gerichtete Schreiben:

Monumbo (Potsdamhafen), am 28. Oktober 1904.

Hochgeehrter Herr Hofrat!

Da Sie so freundlich waren, mich einzuladen, Ihnen gelegentlich von meiner Reise nach Neu-Guinea zu berichten, erlaube ich mir, heute einige Zeilen an Sie zu richten, da in der nächsten Zeit in meinen Arbeiten ein Abschnitt entsteht. Ich werde mit dem nächsten Dampfer Ende November die Gegend von Monumbo verlassen, nachdem ich durch vier Monate hier gearbeitet habe.

Ich glaube damit den einen Punkt meines Programmes, zunächst einen Stamm der Papuas möglichst genau kennen zu lernen und gleichzeitig durch den längeren Aufenthalt

---

[1]) Siehe Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XXIV. Band, S. [176].

[2]) Ich habe dasselbe abgebildet und beschrieben in der „Zeitschrift für österr. Volkskunde", V, (1899), in meiner Abhandlung: „Alte Steinkreuze und Kreuzsteine im nordwestlichen und westlichen Böhmen", unter 27. Leskau.

an einem Orte mit der Fauna und Flora und mit dem Lande überhaupt vertrauter zu werden, erledigt zu haben.

Gleich in den ersten Wochen meines Aufenthaltes fanden in den östlichen Monumbodörfern große Tänze statt, die sich nur immer nach mehreren Jahren wiederholen. Ich konnte eine Reihe photographischer Aufnahmen machen und manches über den Ursprung und die Bedeutung dieser Tänze ermitteln. Es wurden auch die Texte der Lieder zu diesen Tänzen aufgenommen; einige dieser Gesänge wurden mit einem Archiv-Phonographen der kais. Akademie der Wissenschaften festgehalten.

Ferner machte ich eine Reihe phonographischer Aufnahmen über die Monumbosprache, die wohl nicht ohne Bedeutung sein werden, da die Monumbosprache von dem hiesigen Missionär P. F. Vormann genau aufgenommen ist.

Zur Kenntnis der Kultur des Monumbostammes wird eine Sammlung von ungefähr 600 ethnologischen Objekten beitragen. Bei allen Dingen wurde der einheimische Name, ferner der Zweck des Gegenstandes ermittelt, Herkunft, Material, Art der Arbeit, ob Frauen- oder Männerarbeit usw. In bezug auf Gebrauchsgegenstände und Waffen wird die Sammlung ziemlich vollständig sein.

Schließlich wurde bisher schon eine größere Anzahl anthropologischer Messungen vorgenommen. Es wurden zwei Reihen angelegt, eine Reihe ganz ausführlicher Messungen mit ungefähr 40 Kopf- und Körpermaßen und einer genauen Beschreibung, sowie photographischer Typenaufnahme; diese Reihe soll zur Feststellung der allgemeinen Rassenmerkmale dienen; ferner eine zweite, größere Reihe mit nur 10 Maßen, hauptsächlich Kopfmaßen, die zur rascheren Orientierung und zum Vergleiche mit den anwohnenden Stämmen dienen soll.

Messungen fanden bisher an über 50 Personen statt, die Zahl wächst stetig, da jetzt immer mehr Leute dazu bereit sind.

Es gelang mir auch, ein Dutzend Schädel aus dieser Gegend zu erwerben.

Im September besuchte ich die gegenüberliegende Feuerberginsel, die noch unerforscht ist. Ich habe einige photographische Aufnahmen und anthropologische Messungen gemacht und ungefähr 100 ethnologische Objekte gesammelt. Die Insel ist rein vulkanisch, an der betretenen Südküste konnte ich keine Korallenbänke sehen. Ich nahm einige Gesteinsproben mit.

Längs der Küste kam ich östlich bis Prinz Albrechthafen (Bogia, Volksstamm Zepá), westlich bis zur Hansabucht (Volksstamm Nubia), gegen das Innere zu besuchte ich den Stamm der Alepápun (ungefähr 15 km Luftlinie von Monumbo) und den Stamm der Ikú (ungefähr 13 km von der Hansabucht landeinwärts).

In der folgenden Woche gedenke ich nach Watám an der Mündung des Augustaflusses zu fahren. Ich hoffe dort noch verwandte Völker zu treffen; vieles weist sogar darauf hin, daß das eigentliche Kulturzentrum für die Völker hier weiter östlich, vielleicht in der Gegend der Mündung des Ramu- und Augustaflusses liegt.

Von hier begebe ich mich dann, Ende November, zunächst nach Friedrich Wilhelmshafen und von dort, je nach den Umständen, nach Finschhafen oder dem Bismarckarchipel.

Vorher will ich einige Ergebnisse meiner Studien, soweit sie zu einer vorläufigen Mitteilung geeignet sind, niederschreiben und Ihnen, Herr Hofrat, einsenden.

Die Untersuchungen über die Bedeutung der Tänze und Gesänge läßt sich am besten mit der Schilderung phonographischer Aufnahmen zusammenfassen, etwa unter dem Titel: „Ergebnisse phonographischer Aufnahmen auf Neu-Guinea“.

Zur Beurteilung und Deutung der Ornamente glaube ich einen neuen Gesichtspunkt gefunden zu haben. Ich möchte dies an drei bemalten Kriegsschildern und vier Bastschürzen aus Ikú zeigen. Die Erklärung erhielt ich von einem sehr verläßlichen alten Eingeborenen. Diese Sache soll mit sieben Bildern illustriert werden und etwa den Titel haben: „Beitrag zur Deutung von Ornamenten der Papuas“.

Reicht die Zeit noch, so würde das auf den Inlandwanderungen Erlebte und Gesehene Stoff genug zu einer Schilderung geben. Photographische Aufnahmen dazu sind auch vorhanden.

Während des Marsches machte ich immer ein Itinerar, durch häufige Peilung und Schrittzählung. Ich will Ihnen diese Itinerare auch einsenden, vielleicht lassen sie sich verwerten.

Ich bin immer darauf bedacht, das manchmal äußerst sonderbare Bild der Bodengestaltung photographisch festzuhalten. Leider kann ich den Dingen selbst nur zu oft nicht die richtige Deutung geben.

Die oben angekündigten Beiträge werden hoffentlich Anfang Dezember von hier abgehen, gleichzeitig mit dem Reste der Sammlungen, die bisher noch nicht verschifft sind.

Meine Adresse ist für die folgende Zeit: Friedrich Wilhelmshafen, Deutsch-Neu-Guinea, via Sidney, Australien. Hochachtungsvoll ergebenst

Dr. Rudolf Pöch.

Monatsversammlung am 14. Februar 1905.

Vorsitzender: Herr Hofrat Toldt.

Herr Prof. Dr. R. Much hält einen Vortrag über

Die ersten Germanen auf österreichischem Boden.

Ausschußsitzung am 21. Februar 1905.

Auszug aus dem Protokoll:

1. Gestorben sind das korrespondierende Mitglied Prof. Dr. Wilhelm Gurlitt in Graz und Herr Eugen Schott in Wien. Ausgetreten sind bzw. gestrichen wurden neun Mitglieder.

Neu aufgenommen werden als wirkliche Mitglieder die Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg, die Naturforschende Gesellschaft in Danzig und Herr Arthur L. Jellinek in Wien (pro 1904), die Herren Dr. Karl Ausserer und Dr. J. U. Herz in Wien, Herr C. Neergaard, Inspektor am Nationalmuseum in Kopenhagen, Herr Bergrat Emanuel Riedl in Cilli, Herr Dr. Anton Toldt in Salzburg und das Museum der Stadt Retz (pro 1905).

2. Der Rechnungsführer verliest den Rechenschaftsbericht pro 1904. Über seinen Antrag wird zur Vermeidung künftiger Überschreitungen des Budgets beschlossen, daß die Herstellungskosten der „Mitteilungen“ jährlich nicht mehr als K 5500 betragen dürfen.

3. Bericht des Vorsitzenden über die Frage der Wiedererlangung der allerhöchsten Subvention per K 2000 zum Fond für praktische Arbeiten pro 1905.

4. Beratung der Wahlvorschläge für die Jahresversammlung.

5. Mit der Nederlandsche anthropologische vereeniging in Haag und der Société des Américanistes in Paris wird der Schriftentausch auf Kosten des Naturhistorischen Hofmuseums bewilligt, dagegen der Tauschverkehr mit den Zeitschriften „Cosmos“ und „Mélusine“ eingestellt. Dem Ansuchen des Vereines für österreichische Volkskunde um Einleitung des Tausches wird stattgegeben.

6. Über Befürwortung des Unterrichtsministeriums wird der prähistorischen Sammlung der böhmischen Universität in Prag ein Exemplar der „Mitteilungen“, neue und III. Folge, kostenlos überlassen.

7. Vom Ingenieur A. Dachler liegen zwei Berichte über Sitzungen des Ausschusses für Herausgabe des Bauernhauswerkes vor, welche mit Dank zur Kenntnis genommen werden.

Außerordentliche Versammlung am 21. Februar 1905.

Vorsitzender: Herr Hofrat Toldt.

Herr Dr. Hugo Obermaier (Paris) hält einen Vortrag über

Die parietale Höhlenkunst Südfrankreichs.

Die in der Jüngstzeit erschlossene geologische Quartär-Chronologie der alpinen Vereisung erwies sich in hohem Maße wichtig und wertvoll für die diluviale Paläontologie

und Archäologie. Zeigte sie dem Paläontologen, daß wir mit einer viermaligen Wiederkehr des Eiszeitphänomens und einer dreimaligen Wiederholung von Zwischeneiszeiten zu rechnen haben, und daß die öftere Wiederkehr der gleichen oder nahezu gleichen klimatischen Verhältnisse auch eine mehrmalige Repetition der korrespondierenden Faunen bedingt, so bestätigte und präzisierte sie die bisherigen Aufstellungen von mehreren quartären Kulturstufen seitens der Archäologen. Das Aufblühen der Kunstidee fällt in die Stufe des „Solutréen" (Steppenphase der letzten Zwischeneiszeit) und in das „Magdalénien" (letzte Eiszeit). Kunstleistungen und Erzeugnisse auf kleinen beweglichen Objekten — seien es Skulpturen, Reliefs oder einfache Umrißzeichnungen — sind schon seit längerem bekannt; auch der Ursprung des dekorativen Ornamentes (das übrigens vielfach auch auf rein technische Wurzeln zurückgeführt werden kann) aus der stilisierten und aufgelösten Tierfigur ist nunmehr durch Abbé Breuils (Paris) Forschungen gesichert festgelegt. Eine neue Welt bedeutet die Entdeckung von Zeichnungen und Malereien auf Höhlenwänden. Wir kennen heute bereits 12 Höhlen mit parietalem Schmucke, nämlich: Altamira (bei Santander in Spanien), Pair-non-Pair (Gironde), Chabot (Gard), Marsoulas (Haute-Garonne), Mas d'Azyl (Ariège), La Mouthe, Combarelles, Font-de-Gaume, Bernifal, Teyat, La Grèze, La Calèvie (Dordogne). Die parietale Höhlenkunst beschränkt sich also bislang auf das Pyrenäengebiet in weiterem Sinne. Die große Frage, die sich bei Erörterung dieses Themas in erster Linie aufdrängt, ist jene nach der Echtheit der Wandgravierungen und Malereien. So verblüffend auch die Kunsthöhe ist, die sich vielfach in ihnen offenbart, so können doch vernünftige Zweifel an der Authentizität und am quartären Alter nicht aufrecht erhalten werden. Der Redner, welcher die Mehrzahl der Höhlen in Begleitung ihrer Entdecker (Breuil, Daleau, Cartailhac) besuchte, betonte, daß ein Teil der Figuren mit Sinterkonkretionen bedeckt ist. Sollten diese selbst erst mehrere Jahrhunderte alt sein, so ist eine damalige Entstehung der Bilder ausgeschlossen; diese Mutmaßung verbietet der Stil und die Technik der Zeichnungen, und die Tatsache, daß in jener Zeit der Bevölkerung das nötige paläontologische Wissen zur Darstellung der quartären Fauna mangelte. In der Grotte von Pair-non-Pair war überdies der Plafond seit Diluvialzeiten eingestürzt, und erst Daleau hat sie ganz neu erschlossen und hiebei (laut Tagebüchern) die Mal- und Gravierungsspuren bereits im Jahre 1882 konstatiert, in einer Zeit, da man eben die Entdeckungen Sautuolas in Altamira, das keine erloschene Quartärfauna enthält, skeptisch zurückwies. Auch in der Höhle La Grèze, die erst teilweise erschlossen ist, liegen die Gravierungen unter intaktem, diluvialem Schutte. Ähnliches galt von Marsoulas. Abgesehen von den wenigen Grotten, wo besondere Umstände die Konservierung auch von nahe am Eingange angebrachten Figuren ermöglichten, sind dieselben nur mehr in ganz tiefen Grotten erhalten, und beginnen alsdann erst 60—80 *m* hinter dem Zugange, also in einer Sphäre, wo weder das Licht, noch die Atmosphäre (Frost, Wärme, Feuchtigkeit, Vegetation) mehr zur Geltung kommen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ehedem viele Höhlen in der Dordogne ähnlich geschmückt waren, darauf weisen auch die vielen Funde von mineralischen Farbstoffen (Ocker, Rötel usw.) in Les Eyzies und anderen Grotten; hier war es aber die Ungunst der Verhältnisse, welche die Darstellungen vernichtete. An Farben wurden: Gelb, Orange, Rot, Braun und Schwarz verwertet, als Paletten dienten Mammutschulterblätter (Pair-non-Pair). Daß die Malereien trotz des Schutzes der Dunkelheit sehr verblaßt sind, begreift sich angesichts des hohen Alters, die Wahrnehmung der oft sehr zarten Umrißgravierungen ist vielfach rein eine Sache der richtigen Beleuchtung; der Umstand endlich, daß vielfach Bilder übereinandergesetzt sind, erschwert nicht selten die Entzifferung und Erklärung. Die Höhe der Plafonds und Wände machte ehedem die Errichtung von eigenen Gerüsten notwendig, als Beleuchtungsmittel dienten Lampen oder Fackeln, gegen deren Qualm man so wenig empfindlich gewesen zu sein scheint, als es der Lappländer der Gegenwart in seiner Schneehütte gegen jenen seiner Tranlampe ist. Der naturnotwendig entstandene Ruß scheint mit dem Felsen keine derart enge Verbindung eingegangen zu haben, wie die (vielleicht mit Fett angeriebenen) Farben und ist eben deshalb heute abgefallen und zersetzt, so daß sich keine Spuren mehr von ihm finden.

Was die Art der Techniken anlangt, so müssen verschiedenalterige Prozesse unterschieden werden, deren chronologische Aufeinanderfolge durch den Stil der Zeichnungen (die anfangs sehr archaistisch sind) und besonders aus der Übereinanderlagerung verschiedener Darstellungen an einer und derselben Stelle erschlossen werden kann. Den Anfang

eröffnen archaistische Umrißzeichnungen, sei es, daß sie in den Fels eingegraben oder schlechthin in Farben ausgeführt sind. Später nehmen die Gravierungen größere Vollkommenheit an, und es erscheint in der Malerei die monochrome und modellierte Darstellung. Den Schluß- und Kulminationspunkt bilden polychrome Darstellungen, an denen Gravierung und Malerei vielfach in der Art vereinigt sind, daß die Augen, Hörner, Hufe, Stoßzähne usw. graviert, der Rest gemalt wurde. Auf dieser Stufe zeigt sich eine derartige Übereinstimmung in Auffassung und Wiedergabe (besonders in Altamira, Font-de-Gaume), daß direkt an schulgemäßes Übereinkommen der Künstler gedacht werden muß. Der Redner konnte dank der besonderen Liebenswürdigkeit Abbé Breuils und Dr. Capitans eine Reihe unedierter Bilder aus Fonte-de-Gaume, Combarelles und Altamira in Projektion vorführen, vom erstgenannten Forscher auch eine Serie von Originalpastellen. Die Leistungen stehen auf einer überraschend hohen Stufe und bezeugen für jene quartären Steppenjäger, daß sie hohen Sinn und Kult für das Schöne und die Kunst besessen. Sie sind rein dekorativen Charakters und naturalistisch, d. h. stellen so ziemlich die ganze Tierwelt jener Phase dar, die ins Jagdbereich dieser Nomaden gehörte. In trefflicher Wiedergabe besitzen wir aus Combarelles: das Mammut, Wildpferd, Ren, den Bison, Höhlenbären, Höhlenlöwen und Steinbock (vielleicht auch noch die Gemse und Saiga-Antilope); aus Font-de-Gaume: das Mammut, Ren, Wildpferd, Rhinozeros, den Bison und Höhlenlöwen. Altamira weist keine arctoalpinen Tiere auf, sondern nur: Bisonten, Pferde, Hirsche, Eber und Wildesel. Menschliche Darstellungen scheinen prinzipiell verpönt gewesen zu sein, die wenigen Umrißzeichnungen (besonders aus Altamira) sind verzerrte Kritzeleien.

Besondere Aufmerksamkeit wandte der Vortragende bei seinen Studien an Ort und Stelle der Altersstellung der in Frage stehenden Wanddekorationen zu. Die Liste der Tiere (große Häufigkeit des Wildpferdes, Bisons und Mammuts — Seltenheit des Renntieres) weist bereits mehr auf die interglaciale Steppenphase des „Solutréen", als auf das „Renntierzeitalter", das Magdalénien hin. Die archäologischen Kulturschichten, die sich in den Höhlen von Marsoulas, La Grèze, Pair-non-Pair und anderen fanden, enthielten nie Magdalénienindustrien (mit den typischen Harpunen und Umrißzeichnungen auf kleinen Objekten), sondern stets Solutrédepots. Noch interessanter ist, daß diese Schichten von Pair-non-Pair noch nicht das typische Solutréen mit seinen bekannten Silexgeräten aufweisen, sondern dessen älteste Stufe („Alt-Solutréen" — „Pré-Solutréen") ohne jene Typen. Das klassische Solutréen war es, die in der Grotte La Grèze bereits die Umrißzeichnungen (der ältesten Stufe) verschüttete. Wir werden deshalb nicht fehlgehen, die ersten Stufen der muralen Kunst zeitlich in das Alt-Solutréen (mit der „assise à sculptures") zu setzen, das typische Solutréen selbst schließt die Stufe der monochromen Malerei in sich, mit ihrer so reich dargestellten Steppenfauna (Wildpferd und Bison). Die polychrome Stufe kennt bezeichnenderweise nördlich der Pyrenäen das Wildpferd nicht mehr, weist aber Renntiere und Mammuts in ungleich größerer Menge auf, als die früheren Stufen. Dies ist aber auch faunistisch noch nicht das französische „Magdalénien typique", wo das Mammut bereits zur Seltenheit wird und der Hirsch als Nutztier einzutreten beginnt.

Die ausführliche Publikation der neuen Entdeckungen wird in den nächsten Jahren erfolgen, nachdem der Fürst von Monaco die finanzielle Seite übernommen.

Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

Ambrosetti, Juan B., El bronce en la región Calchaquí. (Anales del Museo nacional de Buenos Aires, XI, 1904, p. 163—314.) 8°.

Andree-Eysn, Marie, Die Perchten im Salzburgischen. Mit 2 Tafeln und 9 Figuren im Text. (S.-A. aus dem „Archiv für Anthropologie", N. F., III, 2. Heft.) Braunschweig 1905. 22 S. 4°.

Atgier, Dr., Maure, Ibère et Berbère. (S.-A. aus dem Bull. et mém. de la soc. d'Anthrop. de Paris.) Paris 1904. 8 S. 8°.

Azara, Felix de, Geografía física y esférica de las Provincias del Paraguay, y Missiones Guaranies. MDCCXC. (Manuscrito en la Biblioteca Nacional de Montevideo.) Bibliografía, Prólogo y Anotaciones por Rodolfo R. Schuller. Montevideo 1904. (Anales del Museo Nacional de Montevideo, Sección historico-filosófica. Tomo I.) CXXXII, 478 S., 8°. Mit Karten und Tafeln.

Bartels, Dr. Paul, Über die Nebenräume der Kehlkopfhöhle. (S.-A. aus der „Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie", VIII, S. 11—61.) Stuttgart 1904. 8°.

— Über Schädel der Steinzeit und der frühen Bronzezeit aus der Umgegend von Worms am Rhein. (S.-A. aus der „Zeitschrift für Ethnologie", 1904. S. 891—897.) Berlin 1904. 8°.

Basedow, Herbert, Anthropological notes made on the South Australian Government North-West prospecting expedition, 1903. (S.-A. aus den „Transact. ot fhe R. Society of S. Australia", XXVIII, p. 12—51, plates III—XXI.) 8°.

Bauer, Dr. Moriz, Beiträge zur anthropologischen Untersuchung des harten Gaumens. Mit 1 Tafel und 1 Abbildung im Text. (S.-A. aus dem „Archiv für Anthropologie", N. F., II, S. 159—184.) Braunschweig 1904. 4°.

Behlen, H., Glacialgeschrammte Steine in den Mosbacher Sanden. (S.-A. aus dem „Jahrbuch des Nassauischen Vereines für Naturkunde". Jahrg. 57. S. 173—192.) Wiesbaden 1904. 8°.

— Das Alter und die Lagerung des Westerwälder Bimssandes und sein rheinischer Ursprung. (S.-A. ebendaraus. Jahrg. 58. S. 1—61.) Wiesbaden 1905. 8°.

Bertholon, Dr., Origines néolithique et mycénienne des tatouages des indigènes du Nord de l'Afrique. (S.-A. aus den „Archives d'Anthropol. criminelle", N. S., III.) 31 S. 8° mit 59 Abbild.

Correspondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft. XXXV, Nr. 9.

Czarnowski, S. J., Jaskinie i Schroniska na Górze Smardzewskiej na lewym brzegu Prądnika pod Ojcowem. (S.-A. aus dem Pam. Fiziogr., XVIII.) 24 S. 8° mit Plänen.

Festschrift aus Anlaß des zehnjährigen Bestandes des Vereines für österreichische Volkskunde (1894 bis 1904). Mit 7 Figurentafeln und 20 Textabbildungen. Wien 1904. S. 177—224. 8°.

Giuffrida-Ruggeri, Dr. V., Il canale infrasquamoso di Gruber e altre particolarità morphologiche nella regione temporale (canale interstiziale e processo ensiforme). (S.-A. aus dem „Monitore Zoologico Italiano". XV.) 6 S. 8° mit 1 Abbildung.

— État actuel d'une question de paletnologie russe. (S.-A. aus den „Comptes rendus, Assoc. franç. pour l'Avanc. des Scienc.", 1903.) 7 S. 8°.

— Il profilo della pianta del piede nei degenerati e nelle razze inferiori. (S.-A. aus dem „Archivio di Psichiatr., Medic. leg. ed Antrop. crimin.", XXV, fasc. III.) Torino 1904. 9 S. 8°.

— Ossements du néolithique récent trouvés a Vérone. (S.-A. aus „l'Anthropologie", XV, p. 37—39.) Paris 1904. 8°.

— Partecipazione della donna al progresso. (S.-A. aus der „Rivista popolare", X.) 10 S. 8°.

— Terzo contributo all' antropologia fisica dei Siculi e neolitici. (S.-A. aus den „Atti della Soc. Romana di antrop.", XI, fasc. 1.) Roma 1905. 51 S. 8°. 1 Tafel.

Hamy, E.-T. (La Tunisie au début du XXme siècle.) Esquisse anthropologique de la Régence de Tunis. Paris 1904. 27 S. 8°.

— Cités et nécropoles berbères de l'Enfida, Tunisie moyenne. Étude ethnographique et archéologique. (S.-A. aus dem „Bulletin de Géographie historique et descriptive", Nr. 1.) Paris 1904. 40 S. 8°.

Handelingen van de Nederlandsche Anthropologische Vereeniging. 1904, Nr. 3.

Heierli, Dr. J., Archäologische Funde in den Kantonen St. Gallen und Appenzell. (S.-A. aus dem „Anzeiger für schweizerische Altertumskunde", Nr. 4, 1902/1903.) 45 S. 8°.

Jahresbericht, III., des Musealvereines „Laureacum" für Enns und Umgebung 1901—1903. Enns 1904. 31 S. 8°.

— **1903,** Kaiser Franz Josef-Museum für Kunst und Gewerbe in Troppau. Troppau 1904. 15 S. 8°.

Journal of the American Oriental Society. XXV, second half. New Haven, Conn. 1904, 8°.

— **and Proceedings** of the Hamilton scientific association. Session 1903—1904. Nr. XX, 1904. 173 S. 8°.

Jubilejní sborník památek čáslavských. V upomínku na 40. rok činnosti musejního spolku „Včela čáslavska". Časlau 1904. 108 S. 8° mit Abbildungen und Tafeln.

Landau, Wilhelm Freiherr von, Vorläufige Nachrichten über die im Eshmuntempel bei Sidon gefundenen phönizischen Altertümer. (Mitteilung der Vorderasiatischen Gesellschaft. 1904, Nr. 5 und 1905, Nr. 1.) 72 S. 8° mit 17 Tafeln und 16 S. 8° mit 6 Tafeln.

Lehmann-Nitsche, Dr. Robert, Études anthropologiques sur les Indiens Takshik (Groupe Guaicuru) du chaco Argentin. (S.-A. aus der „Revista del Museo de La Plata", XI.) 53 S. 8° mit 9 Tafeln.

— Sammlung Boggiani. (Lichtdruckreproduktionen von photographischen Aufnahmen.)

Lissauer, A., Erster Bericht über die Tätigkeit der von der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft gewählten Kommission für prähistorische Typenkarten. (S.-A. aus der „Zeitschrift für Ethnologie". 1904, S. 537—607.) Berlin. 8° mit 3 Kartenbeilagen.

Mitteilungen aus dem niederländischen Reichsmuseum für Völkerkunde, Serie II, Nr. 9, Beiträge zur Anthropologie, Ethnographie und Archäologie Niederländisch-Westindiens. Haarlem 1904. 22 S. 4° mit 4 Tafeln.

Observations météorologiques publiées par l'Institut météorologique Central de la Société des sciences de Finlande. Helsingfors 1904. 3 vols. 4°.

Price, Ira Maurice, Some literary remains of Rim-Sin (Arioch), King of Larsa, about 2285 B. C. Chicago 1904. (University, Decennial Publications, V.) 27 S. 8° mit 5 Tafeln.

Proceedings of the Royal Irish Academy. XXV, Sect. C, Nr. 5, 6. Dublin 1904.

Školski vjesnik, XI, 1904, Nr. 9—10, 12.

Uhle, Dr. Max, Pachacamac. Report of the William Pepper, M. L., L. L. D., Peruvian Expedition of 1896. Plan of the city and 21 plates in phototype. Philadelphia 1903. University of Pennsylvania, Department of Archaeology. XI, 103 S. Fol.

Wilser, Dr. Ludwig, Die Urheimat des Menschengeschlechtes. (S.-A. aus den Verh. des Naturhistorisch-medizinischen Vereines zu Heidelberg. N. F., VIII, S. 220—245.) Heidelberg 1905. 8°.

Wosinsky, Moriz, Die inkrustierte Keramik der Stein- und Bronzezeit. Mit 1447 Abbildungen. Berlin 1904. 188 S. 8°. 150 Tafeln.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Jahresversammlung am 22. März 1905.

Vorsitzender: Exzellenz v. Inama-Sternegg.

1. Der Vorsitzende eröffnet an Stelle des durch Erkrankung verhinderten Präsidenten die Versammlung, statuiert deren Beschlußfähigkeit und widmet den verstorbenen Ehrenmitgliedern Adolf Bastian und Hjalmar Stolpe einen Nachruf.

2. Der zweite Sekretär verliest sodann den

Jahresbericht des Präsidenten.

Unseren Statuten entsprechend, beehre ich mich, der hochansehnlichen Versammlung über Zustand und Tätigkeit der Wiener Anthropologischen Gesellschaft im verflossenen Vereinsjahre Bericht zu erstatten.

Ich beginne, indem ich der Ehrenpflicht nachkomme, unserer verstorbenen Mitglieder zu gedenken. Wir haben in diesem Jahre zwei Ehrenmitglieder, die Herren Bastian und Stolpe, und vier korrespondierende Mitglieder, die Herren Ujfalvy, Bartels, Ratzel und Gurlitt, durch Tod verloren. Sie alle waren Gelehrte ersten Ranges. Jeder von ihnen hat auf seinem Gebiete eine Fülle von neuem Forschungsmateriale zutage gefördert und unserer Erkenntnis erschlossen. Die besonderen Verdienste, welche jeder einzelne von ihnen sich um unsere Wissenschaft erworben hat, sind schon in unseren Monatsversammlungen gewürdigt worden. Ich darf mich daher heute darauf beschränken, ihnen allen über das Grab hinaus unseren Dank nachzurufen.

Wenn auch nicht durch unmittelbare Mitarbeit, so doch durch das werktätige Interesse, welches sie durch viele Jahre unseren Bestrebungen entgegenbrachten, haben sich die verstorbenen unterstützenden Mitglieder: Se. Exzellenz Hugo Graf v. Abensperg und Traun und Se. Exzellenz Ernst Graf v. Waldstein um unsere Gesellschaft verdient gemacht und das Anrecht auf unser dauerndes dankbares Angedenken erworben.

Von den wirklichen Mitgliedern sind acht gestorben, unter ihnen unser unermüdlicher Mitarbeiter Herr Dr. Wladimir Levec, unsere unentwegten Förderer Hugo Fürst und Altgraf v. Salm-Reifferscheidt, Dr. Leopold Eger, Regierungsrat Franz Kaiser, Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Löwy und Frau Anna Grohmann. Ihnen allen werden wir ein ehrenvolles Andenken bewahren. Da überdies 9 wirkliche Mitglieder ausgeschieden, hingegen 22 neu eingetreten sind, so haben wir eine Vermehrung derselben um 5 zu verzeichnen und der Gesamtstand unserer Mitglieder beträgt am 1. März 1905:

3 Stifter,
23 Ehrenmitglieder,
62 korrespondierende,
37 unterstützende und
350 wirkliche Mitglieder

also zusammen 475 Mitglieder.

Die Geldmittel, welche unserer Gesellschaft zur Verfügung standen, flossen zunächst aus den regelmäßigen Beiträgen der unterstützenden und wirklichen Mitglieder, aus dem Vertrieb der von der Gesellschaft herausgegebenen Druckschriften, endlich aus Subventionen, welche uns, wie in früheren Jahren, von Sr. Majestät dem Kaiser, von Sr. Durchlaucht dem regierenden Fürsten von und zu Liechtenstein, von den k. k. Ministerien für Kultus und Unterricht und des Ackerbaues, von der Stadt Wien und dem niederösterreichischen Landtage gewährt worden sind. So hatten wir uns der Förderung der Gesellschaftszwecke von allerhöchster und hohen Stellen zu erfreuen, wofür unser ehrerbietigster und tiefgefühlter Dank ausgesprochen sei.

Die Tätigkeit der Anthropologischen Gesellschaft kam zunächst dadurch zum Ausdrucke, daß in 7 Monatsversammlungen 9 Vorträge über aktuelle Probleme aus den verschiedenen Zweiggebieten unserer Wissenschaft abgehalten worden sind. Allen Vortragenden sind wir für die empfangenen Belehrungen zu bestem Danke verpflichtet, ganz besonders aber den Herren Hofrat Alfred Schliz in Heilbronn und Dr. Hugo Obermaier, welche die Beschwerden längerer Reise nicht gescheut haben, um uns, der erstere: Über den Stand der neolithischen Stilfragen in Südwestdeutschland, der letztere: Über die parietale Höhlenkunst in Südfrankreich, äußerst interessante und wichtige Mitteilungen zu bringen.

Eine unserer wesentlichsten Aufgaben erblicken wir in der Herausgabe wissenschaftlicher Abhandlungen, durch welche zunächst unsere Mitglieder über den neuesten Standpunkt der anthropologischen Forschung fortlaufend in Kenntnis gesetzt werden sollen, anderseits aber die Gesellschaft selbst an dem Fortschreiten unserer Wissenschaft tätigen Anteil nimmt.

Der im Jahre 1904 herausgegebene XXXIV. Band unserer „Mitteilungen“ enthält auf 394 Seiten 13 Originalabhandlungen mit zahlreichen Abbildungen und außerdem eine Reihe von Literaturberichten. Von den Abhandlungen sind 5 ethnographischen, 4 prähistorisch-archäologischen und 4 physisch-anthropologischen Inhaltes. Außerdem bringen unsere „Sitzungsberichte“ auf 108 Seiten neben geschäftlichen Nachrichten eine Anzahl von kleineren Originalabhandlungen sowie zahlreiche Berichte über neue Funde und andere uns interessierende Vorkommnisse.

Ich kann mit Befriedigung sagen, daß die Veröffentlichungen unserer Gesellschaft in den letzten Jahren nicht nur an Umfang erheblich zugenommen haben, sondern auch hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen Bedeutung in jeder Hinsicht auf der Höhe unserer Zeit gestanden sind, so daß durch sie das Ansehen und der wissenschaftliche Einfluß unserer Gesellschaft im In- und Auslande nicht nur erhalten, sondern sichtlich gemehrt worden ist.

Ich darf aber auch an der Kehrseite dieser Tatsache nicht mit Stillschweigen vorbeigehen. Das Anwachsen des Umfanges und der Herstellungskosten unserer Druckschriften hat die Geldmittel der Gesellschaft in solcher Weise in Anspruch genommen, daß unsere altbewährten, umsichtigen und für das Wohl der Gesellschaft stets eifrigst besorgten Rechnungs- und Kassenführer sich veranlaßt sahen, Vorstellungen zu erheben; sie wiesen dem Ausschusse nach, daß die Auslagen für die Druckschriften sich in den letzten drei Jahren durchschnittlich auf K 7000 beliefen, während sie früher nicht mehr als K 5000 bis K 6000 im Jahre betragen hatten. Dagegen haben die Einnahmen keinen Zuwachs erfahren, sondern sich im großen und ganzen auf dem alten Stande erhalten. Bei dieser Sachlage blieb dem Ausschusse, um die Gesellschaft vor einer finanziellen Katastrophe zu bewahren, nichts übrig, als den Beschluß zu fassen, daß vom Jahre 1905 an der Aufwand für die gesellschaftlichen Druckschriften den Betrag von K 5500 nicht überschreiten dürfe. Wir werden daher in den nächsten Jahren den Umfang unserer „Mitteilungen“ und „Sitzungsberichte“ nicht unbeträchtlich einschränken müssen, geben uns jedoch der Hoffnung

hin, daß es uns gelingen wird, durch sorgfältige Auswahl und Redaktion der uns zugehenden Manuskripte den wissenschaftlichen Wert der Gesellschaftsschriften auf der bisherigen Höhe zu erhalten.

Für praktische Arbeiten hat die Gesellschaft in diesem Jahre den von dem k. k. Ackerbauministerium gewidmeten Betrag von K 400 verausgabt, und zwar für Flur- und Hausforschungen in den galizischen Karpathen durch Herrn Lehrer Johann R. Bünker; der diesbezügliche Bericht wird in unseren „Mitteilungen" erscheinen.

Einen sehr schönen Erfolg hatte die Wanderversammlung, welche die Gesellschaft in den Pfingsttagen des Jahres 1904 nach Agram und Krapina veranstaltete. In vielen von uns war schon lange der Wunsch rege gewesen, die in dem letztgenannten Orte durch Herrn Prof. Gorjanović-Kramberger aufgedeckte und auf das umsichtigste ausgebeutete altdiluviale Fundstätte und die aus ihr geborgenen Objekte durch unmittelbare Anschauung kennen zu lernen. Diese Absicht haben wir in vollem Maße erreicht dank der aufopfernden Mühewaltung des Herrn Gorjanović-Kramberger, welcher sowohl im Museum zu Agram, als auch in Krapina an Ort und Stelle selbst die Führung übernahm und unermüdlich war in der Erteilung von Auskünften und fachlichen Belehrungen. Aber nicht nur ihm, sondern auch der königl. kroatischen Landesregierung, insbesondere dem Herrn Banaltafelrat Dr. Ivo Malin, sowie dem Pfarrer von Stenjevac, Herrn Ivančan, und der gesamten Gemeindevertretung von Krapina sind wir für den uns bereiteten herzlichen Empfang zu großem Danke verpflichtet. Nicht minder dankbar sind wir dem Herrn Universitätsprofessor Dr. Klaić für seinen angesichts der altehrwürdigen Burg von Krapina unter freiem Himmel gehaltenen fesselnden Vortrag: Über mittelalterliche Schlösser von Krapina, sowie auch dem Herrn Dr. Stjepan Ortner für die Spendung seines schönen Werkes über die Geschichte von Krapina.

Aus der Feder unseres wirklichen Mitgliedes, des königl. Landes-Sanitätsrates Herrn Dr. Fran Gundrum, welcher sich um das Gelingen der Wanderversammlung bestens verdient gemacht und auch die Funktion des Schriftführers zu übernehmen die Güte hatte, ist in unseren „Sitzungsberichten" eine ausführliche Darstellung dieser Unternehmung erschienen. Diese erhielt ihren Abschluß durch einen Ausflug nach Dolnja-Dolina, woselbst unter Führung des Sektionschefs der bosnisch-herzegowinischen Landesregierung, Herrn Konstantin Hörman, und des Kustos des Museums in Sarajevo, Herrn Dr. Truhelka, die neu aufgedeckten hochinteressanten Pfahlbauten am Ufer der Save in Augenschein genommen wurden. Unter den dortigen Fundobjekten hat namentlich ein wohlerhaltenes, 10·5 *m* langes Einbaumboot aus Eichenholz, welches der ältesten Besiedlungsepoche dieser bronzezeitlichen Niederlassung angehört, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Dem Herrn Sektionschef Hörman, durch dessen liebenswürdiges Entgegenkommen dieser Ausflug ermöglicht wurde, sowie dem Herrn Kustos Dr. Truhelka, dessen fachmännische Erläuterungen die Besucher höchlichst befriedigten, sei hiemit nochmals der wärmste Dank ausgesprochen.

Am 6. November 1904 wurde im Verein mit dem Wissenschaftlichen Klub eine korporative Besichtigung der neu aufgestellten, höchst wertvollen Sammlungen Sr. kaiserl. Hoheit des Herrn Erzherzogs Franz Ferdinand von Österreich-Este veranstaltet, für deren gütige Gestattung wir Sr. kaiserlichen Hoheit zu untertänigstem Danke verpflichtet sind.

Über den Fortschritt der Arbeiten des österreichischen Ingenieur- und Architektenvereines zur Herausgabe des großangelegten Werkes über das österreichische Bauernhaus verdanke ich dem Herrn Oberingenieur Dachler, welcher von Anfang an die Vertretung unserer Gesellschaft in der betreffenden Kommission zu übernehmen die Güte hatte, den folgenden erfreulichen Bericht: „Im Laufe des Jahres 1904 ist das vierte Heft des Werkes mit 15 Tafeln erschienen und es wird in kurzem noch ein fünftes Heft nachfolgen, welches Häuser aus Nieder- und Oberösterreich, Böhmen, Galizien, Kroatien und aus den deutschen Sprachinseln Oberungarns enthalten wird. Das vollständige Werk mit 75 Tafeln, Text und Register wird gegen Ende des laufenden Jahres erscheinen." Der Aufnahme der so eigenartig verzierten kroatischen Bauernhäuser standen formale, scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen; es ist jedoch den unermüdlichen Bemühungen des Herrn Oberingenieurs Dachler gelungen, bei Gelegenheit unserer vorhin besprochenen Wander-

versammlung persönliche Anknüpfungen mit den kroatischen Forschern in Agram zu finden, welche letzteren nun bereitwilligst sowohl Pläne als jede gewünschte Auskunft zu Gebote stellten.

Die Beratungen, welche wir in Absicht auf eine umfassende physisch-anthropologische Untersuchung der Wehrpflichtigen mit der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft führen, sind noch nicht zum Abschlusse gekommen. Es besteht vorläufig noch eine wesentliche Differenz in den Anschauungen unserer und der deutschen Kommission in der Hinsicht, daß uns die Vornahme der Erhebungen auf den Assentierungsplätzen, wie sie von der deutschen Kommission von Anfang geplant ist, aus verschiedenen Gründen als untunlich erscheint, und zwar hauptsächlich deshalb, weil uns die zu Gebote stehende Zeit viel zu kurz erscheint, um die erforderlichen Ermittlungen mit der nötigen Genauigkeit vorzunehmen, weil wir ferner Ort und Umstände für eine ruhige Arbeit nicht als geeignet ansehen, und endlich weil wir nicht imstande wären, die sehr großen Kosten eines solchen Unternehmens zu bestreiten. Wir haben deshalb den Vorschlag gemacht, die geplante Untersuchung auf die bereits assentierte Mannschaft zu beschränken. Nicht ohne Grund wendet die deutsche Kommission dagegen ein, daß dadurch die Grundlagen des ganzen Unternehmens in ungünstiger Weise verschoben würden, weil das Untersuchungsmateriale viel kleiner wäre und namentlich nur eine auserlesene Kategorie von Menschen betreffen würde. Die Verhandlungen werden noch fortgesetzt und wir dürfen hoffen, daß sie schließlich zu einer ersprießlichen Vereinbarung führen werden.

Ich habe endlich mitzuteilen, daß wir im Begriffe stehen, soweit es an uns liegt, für die in den letzten Tagen des August d. J. in Salzburg abzuhaltende gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, sowie für die sich daran schließende Exkursion von Mitgliedern beider Gesellschaften nach Dalmatien und Bosnien die erforderlichen Vorbereitungen zu treffen. Zu unserem großen Leidwesen hat den Herrn Landesarchiv-Direktor in Salzburg Dr. Richard Schuster, welcher als lokaler Geschäftsführer der gedachten gemeinsamen Versammlung ausersehen war, ein allzu früher Tod dahingerafft. Es hat sich infolgedessen der Hof- und Gerichtsadvokat Herr Dr. Sylvester, derzeit Landtags- und Reichsratsabgeordneter für Salzburg, auf das zuvorkommendste bereit erklärt, die lokale Geschäftsführung zu übernehmen.

Zum Schlusse erlaube ich mir, darauf hinzuweisen, daß uns, wie in den Vorjahren, eine Reihe von Berichten über im Jahre 1904 in verschiedenen Gebieten Österreichs angestellte anthropologische Untersuchungen und vorgekommene Funde eingesendet wurden, welche im Anhange zu diesem Jahresberichte zur Veröffentlichung gelangen werden. Allen jenen Herren, welche in dieser Weise unsere Absicht, die Erfolge und Bestrebungen der heimatlichen Forscher regelmäßig in den Gesellschaftsschriften zu verzeichnen, bereitwilligst unterstützt haben, sei hiemit der verbindlichste Dank ausgesprochen.

3. Der Vorsitzende erstattet hierauf die Wahlvorschläge. Von den Ausschußräten sind nach Ablauf ihrer Funktionsdauer zum Austritte bestimmt, die Herren: Heger, v. Karabacek, Penka, Reinisch, v. Schullern und Sellin; ebenso ist die Funktionszeit des zweiten Sekretärs, Herrn Bouchal, abgelaufen. Der Ausschuß beantragt die Wiederwahl der genannten Herren, sowie die Wiederwahl des Herrn A. R. Hein und die Neuwahl des Herrn Postrates Moritz Wasserburger zu Revisoren.

Der Ausschuß beantragt ferner die Wahl unserer korrespondierenden Mitglieder: Prof. Richard Andree in München, Frl. Prof. Johanna Mestorf in Kiel und Prof. Gustav Schwalbe in Straßburg zu Ehrenmitgliedern, sowie die Wahl der Professoren an der École d'Anthropologie in Paris: Louis Capitan, Georges Hervé und Adrien de Mortillet, ferner des Herrn R. H. Matthews, L.-S. in Paramatta, des Herrn Dr. Bernhard Salin, Direktor des nordischen Museums für Volkskunde in Stockholm, und des Herrn Prof. Dr. Johann N. Woldřich in Prag zu korrespondierenden Mitgliedern.

Diese Anträge werden sämtlich per acclamationem angenommen und die Genannten erscheinen daher gewählt.

4. Nach Verlesung des Rechnungsabschlusses pro 1904 (siehe Seite 21) stellt Herr Wasserburger namens der Revisoren den Antrag auf Genehmigung des Rechnungsabschlusses, welche von der Versammlung erteilt wird.

Rechnungsabschluß der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

für das Jahr 1904.

SOLL

	K	h	K	h
A. Kassa-Konto.				
Kassarest vom Jahre 1903			154	48
1. Subvention Sr. Majestät des Kaisers	400	—		
2. Subvention des hohen k. k. Unterrichtsministeriums	1200	—		
3. Subvention des niederösterreichischen Landtages	100	—		
4. Subvention der Stadt Wien	400	—		
5. Subvention Sr. Durchlaucht des Fürsten Johann von und zu Liechtenstein	100	—	2200	—
6. Mitgliederbeiträge:				
a) Jahresbeiträge von 37 unterstützenden Mitgliedern à 20 K	740	—		
b) Jahresbeiträge von 330 wirklichen Mitgliedern . . . à 10 K	3300	—		
c) Eingegangene Rückstände, Überzahlungen usw.	120	—	4160	—
7. Für Verkauf von Druckschriften	965	82		
8. Ersatz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums und der k. k. Hofbibliothek für Tauschschriften	928	66	1894	48
9. Einkassierte Zinsen vom Anlagekapital			120	—
Zusammen			8528	96
B. Fonds für praktische Arbeiten.				
Kassarest vom Jahre 1903	93	76		
Subvention des hohen k. k. Ackerbauministeriums	400	—	493	76
C. Wertpapier-Konto.				
Anlagekapital: Allgemeine Staatsschuldverschreibungen (Juli-Rente) fl. 1500 zum Kurse per 31. Dezember 1904 = 100·20 per 100 K	3006	—		
daran haftende halbjährige Zinsencoupons per 31. Dez. 1904	60	—	3066	—
Summa			12088	72

HABEN

	K	h	K	h
A. Kassa-Konto.				
1. Kosten der gesellschaftlichen Publikationen:				
a) Restzahlung für Druck der Mitteilungen pro 1903			500	—
b) Teilzahlung auf Druckkosten der Mitteilungen pro 1904 (totale K 6198·81; bleibt rückständig K 2500)	3698	81		
c) für Zeichnungen, Klischees und Tafeln pro 1904	1932	71		
d) Honorare für Literaturberichte	201	83	5833	35
2. Kanzlei-Auslagen:				
a) Gehalt des II. Sekretärs	800	—		
b) Lohn des Dieners	240	—		
c) Auslagen des Sekretariats	601	20		
d) Versendungskosten für Publikationen und Einladungen	385	42		
e) Auslagen des Kassiers	128	90		
f) Steuern	9	37	2164	89
Zusammen			8498	24
B. Fonds für praktische Arbeiten.				
1. Dem Lehrer J. R. Bünker für Flur- und Hausforschungen in den Karpathen bei Zakopane	400	—		
2. Wissenschaftliche Exkursion der Gesellschaft nach Agram und Krapina in Kroatien	90	40	490	40
C. Wertpapier-Konto.				
1. Kassarest vom Jahre 1904	30	72		
2. Überschuß des Fonds für praktische Arbeiten	3	36		
3. Wert des Anlagekapitales (wie neben)	3066	—	3100	08
Summa			12088	72

Wien, am 7. Februar 1905.

Karl Freiherr v. Schlosser m. p.,
d. Z. Kassier.

Dr. Otto Müller m. p.,
d. Z. Rechnungsführer.

Die Ausweise geprüft und richtig befunden:
Wien, am 10. März 1905.

Moritz Wasserburger m. p.,
d. Z. Rechnungsrevisor.

A. R. Hein m. p.,
d. Z. Rechnungsrevisor.

Bericht über die im Jahre 1904 in Österreich durchgeführten Arbeiten.

Niederösterreich.

Herr k. u. k. Rittmeister Max Freiherr v. Baillou berichtet aus Wiener-Neustadt über

Ein Zierstück aus Hirschhorn.

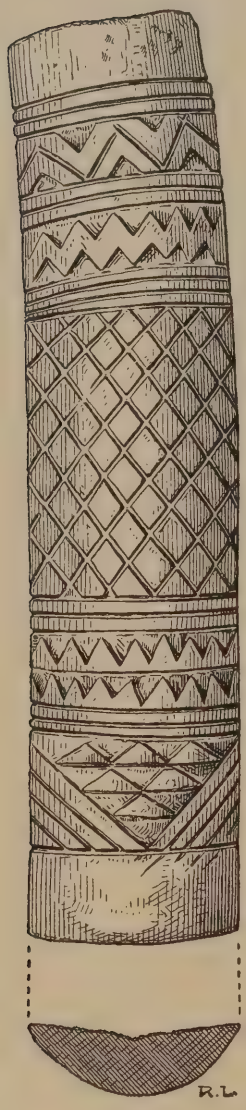


Abb. 2.
Zierstück. Malleiten.
2/3 d. nat. Gr.

Im Frühjahre gelang es mir, auf der „Malleiten", einem westlich Fischau gelegenen Hochplateau, das als Höhenansiedelung von der Hallstatt- bis wahrscheinlich zur Römerzeit diente, und auf welchem mein geschätzter Freund Herr Militär-Oberlehrer I. Hofmann bereits vor 12 Jahren genaue Grabungen unternahm, die von Herrn Gustav Calliano in seinem Werke „Prähistorische Funde in der Umgebung von Baden" beschrieben wurden, ein Zierstück von Hirschhorn zu finden, das durch seine Kollektion von Ornamenten und seine gediegene Ausführung Aufmerksamkeit verdient.

Das Hochplateau der „Malleiten" bildet eine sanfte Mulde, deren tiefsten Teil eine Wiese und ein Föhrenwald, die Ränder schütterer Eichenwald bedeckt. In letzterem grabe ich seit vier Jahren; nur im Frühjahre und im Spätherbste wage ich mich auf die Wiese, welche mit dichtem Kleegras bestellt ist. Ich schlug nun voriges Frühjahr in der nordwestlichen Ecke der Wiese, die am tiefsten und daher am geschütztesten liegt, ein und fand auf 70 *cm* Tiefe in der Nähe einiger Scherben der Hallstattzeit und einer 14 *cm* langen, 2 *mm* starken, glatten Bronzenadel ohne Kopf nebenstehend abgebildetes Zierstück. Dasselbe ist aus Hirschhorn geschnitzt, 18 *cm* lang, 4 *cm* breit, 1·3 *cm* dick. Die rauhe Rinde des Hirschhornes ist abgetragen und die Ornamente und Linien sind teils vertieft, teils erhaben in das Horn geschnitzt. Die Kehrseite zeigt den bereits ziemlich verwitterten spongiosen Teil des inneren Hirschhornes. Die beiden seitlichen Kanten sind in der Mitte abgeschliffen, man möchte sagen abgegriffen, gegen die Enden zu sind sie noch scharf und zeigen deutlich die Spuren des Messers. Ebenso scharf sind die Kanten an beiden Enden.

Der Zweck dieses Stückes ist wohl fraglich. Als halber Griff ist es zu groß, als Glättinstrument wäre eher ein Ende abgeschliffen oder abgenützt, auch spricht die sorgfältige Verzierung gegen eine solche Verwendung. Am plausibelsten ist noch die Erklärung, die es als Schmuck- oder Zierstück, eine Art Abzeichen (Kommandostab?) auslegt, das entweder auf die Kleidung geheftet oder noch wahrscheinlicher in der Hand getragen wurde.

Nach den charakteristischen Ornamenten der Hallstattzeit, die auch mit den lokaleigentümlichen Verzierungen der Keramik übereinstimmen, sowie den in nächster Nähe gemachten Funden, dürfte besagtes Zierstück wohl mit Bestimmtheit der ersten Eisenzeit zuzuschreiben sein.

Salzburg.

Herr kaiserl. Rat Dr. Alexander Petter berichtet aus Salzburg:

In folgendem erlaube ich mir, alles zusammenzustellen, was mir an prähistorischen und römischen Funden im Verlaufe des Jahres 1904 entweder direkt bekannt wurde, oder den Erwerbungen des Museums im Gebiete der Anthropologie, Ethnographie und Vorgeschichte des Landes zu entnehmen war:

Um mit den prähistorischen Funden zu beginnen, wurde bei einem Lehen am Dürrenberge ein ganz glatter, massiger Bronzering von 1 *cm* Dicke bei 7·5 *cm* Durchmesser ausgegraben.

Ein Bronze-Lappenkelt, 21 *cm* lang, an der Schneide 6 *cm* breit, ist hinsichtlich seines Fundortes in Leopoldsthal bei Großgmain etwas fraglich.

Der k. k. Gymnasialprofessor Olivier Klose, welcher sich schon im Antikenfache durch Ergänzung der römischen Steininschriften des Museums und durch einen Bericht über seine Begehung der römischen Straße über den Radstadter Tauern große Verdienste erworben hat, bringt im Jahresberichte 1904 des Museums eine Erklärung der diesem Berichte beigegebenen Abbildung von Gräberfunden bei Schleedorf.

Nachdem schon 1902 der Berichterstatter mit dem Herrn Professor in der Nähe der Fischermühle rechts am Wege von Weng nach Schleedorf zwei Hügelgräber aufgedeckt hatte, wurden diese Grabungen auch 1903 und 1904 fortgesetzt und bei Schleedorf noch weitere sechs Gräber durchforscht. Die Knochen waren in sämtlichen Gräbern so vermorscht, daß nur ganz kleine Stückchen aufgelesen werden konnten, doch ließ sich die ehemalige Lage der Skelette in mehreren Gräbern noch sehr gut erkennen.

In fast allen Gräbern fanden sich Bronze- und Eisengegenstände, sowie Tontöpfe. Von Bronze: Fibeln einfache und solche mit Doppelspiralen, Knöpfe und überhaupt Ziergegenstände; von Eisen vorzüglich Lanzenspitzen.

Die gefundenen Tongefäße waren sehr mürbe und größtenteils gebrochen, eingedrückt. Es erforderte große Geduld und Geschicklichkeit von Seite des Herrn Professors Klose, diese Töpfe aus den Scherben soweit herzustellen, daß ihre Form und die oft sehr hübsche Zeichnung wieder gut hervortrat.

Man hat es bei Schleedorf mit Hügelgräbern der Hallstattperiode zu tun.

Aus der Römerzeit stammend, wurden im Jahre 1904 folgende Funde gemacht:

Ein pinzettartiges Instrument, Bronze, patiniert, noch stark federnd, ohne Dekorierung, 4 *cm* lang, an der Biegung 1 *cm* breit, ausgegraben bei Radeck in der Nähe des Gasthauses „Zum Jäger".

Eine ziemlich dicke gallische Silbermünze, gefunden auf der Höhe des Naßfelder Tauerns, mit einem Kopfe auf jeder Seite, der eine mit der Aufschrift Gesatorix rex, der Revers mit Umschrift: Ecritusar . . . . und einigen unlesbaren Buchstaben. Jedenfalls sowohl als Münze als auch hinsichtlich des hohen Fundortes interessant.

Eine römische Bronzemünze des Kaisers Nero, gefunden bei einer Kanalgrabung auf Hohensalzburg, 1 *m* 20 *cm* tief, unmittelbar am Felsen lagernd. Der Fund ist deswegen schon sehr schätzenswert, als bisher noch keine Römerspuren auf der Festung zutage traten, außer einem eingemauerten Steinkopfe ober der Roßpforte, dessen Herkunft aber zweifelhaft ist.

Es unterliegt wohl kaum einer Frage, daß auf diesem exponierten Platze doch wenigstens ein Wachtturm stand, um so mehr, als auf der Süd- und Ostseite in Mittelhöhe des Berges zahlreiche Römerfunde, Reliefe usw. auf römische Ansiedelungen hinweisen.

Fast bei jeder größeren Erdbewegung in der inneren Stadt und auch der nächsten Umgebung, vorzüglich vom Nonntale bis zur Ursulinenkirche am Fuße der dem Salzachflusse zugewandten Seite des Festungs- und Mönchberges, stößt man auf Römerfragmente. So wurden 1904 bei der Grundgrabung zum neuen Justizgebände Trümmer eines aus ziemlich großen, schwarzgrauen, weißen und auch roten Steinen mit leichter einfachster Zeichnung versehenen Mosaikbodens gefunden, der wahrscheinlich bei Errichtung der Schanzen und Wälle im XVII. oder XVI. Jahrhundert schon zerstört und dann zur Grabenausfüllung verwendet wurde.

Am Mozartplatze forschte man im Hofraume eines Hauses speziell nach Mosaiken und veranstaltete Grabungen auf Wunsch des Hausbesitzers. Diese Nachsuche hatte eine gewisse Berechtigung, da in den beiden anstoßenden Häusern schon Jahre vorher Mosaikböden gefunden worden waren. Die Gräben wurden über zwei Meter tief ausgeworfen und zeigten sich wohl bei zirka 80 *cm* einzelne Mosaiksteinchen, römische Scherben von feinem roten Ton und in Klumpen geschmolzene Bronzestückchen, also nur durch spätere Bauten verworfenes Materiale, aber keine zusammenhängenden Mosaikböden.

Ebenso gab es auf dem Domplatze bei einer tiefer geführten Kanalisierung römische Reste, etwas größere Stückchen eines feinen Mosaikbodens mit geometrischen Zeichnungen

in grauen, weißen und roten Steinchen. Da fand man auch einen ganz einfachen Bronzestilus (Schreibegriffel), einen eisernen Pferdeschuh, eine Bronzenadel mit Öse, ein sogenanntes Tränen-Balsamfläschchen, Heizziegelstücke, Bronzeschlacken, Gefäßscherben aus Ton und Glas, jedoch erst bei zwei Meter Tiefe, während sich in den oberen Schichten Gefäßscherben der Renaissance und aus dem verschiedensten Materiale fanden.

Was die volkskundlichen Erwerbungen des Museums betrifft, möchte der Berichterstatter nur kurz einiger Gegenstände der Volkskunde und Volkskunst erwähnen und bemerkt, daß es immer schwieriger wird, solches Material in die sichere Verwahrung des Museums zu bringen. Der Hauptdank für die Ausforschung und Vermittlung zum Ankaufe oder überhaupt der Erwerbung solcher Gegenstände gebührt der Lehrerschaft in Stadt und Land Salzburg.

Es ergaben sich unter den Gebrauchsgegenständen überhaupt: Bestecke, Schellen aus Eisen, eine Bussole mit Gnomon, eine Beerenriffel zum Einsammeln der Waldbeeren, die Zange eines alten Baders zum Zähneziehen, sehr primitiv; Schlösser mit kunstvoller Mechanik; hölzerne Blumenstäbe, geschnitzt und bunt bemalt; eine Fischerlaterne mit Fischblase statt Glas überzogen; Vexierschlösser; Marktkörbe aus Weidengeflecht; ein Wachsstock mit bunten Wachsblumen; verschiedene Model für Wachszieher; Heiligenbilder mit greller Bemalung auf Glas.

An Werkzeugen und Waffen: Wilddieben abgenommene Feuerwaffen, oft sehr einfacher Konstruktion und Mechanik, Beile, Hobel, Hacken, Sägen, eigentümlich in der Form, ohne und mit Verzierung, Krücken zum Entmoosen der Bäume usw. Natürlich lauter ältere, mitunter sehr alte Formen.

Auch die Abteilung für Salzburger Trachten des Museums erhielt einigen Zuwachs, wie: Bauernhalsbinden und Halstücher, Kämme, Brustlatze, Gürtel, Knöpfe, Ringe, Haarpfeile, Hauben. Den vollständigen Rock eines Meßners und den eines Kirchen-Laternenträgers aus dem XVIII. Jahrhundert. Ein reich mit bunter Seide besticktes Rokoko-Gilet eines alten Feldscherers von Werfen, ein Männer-Halstuchring mit der Darstellung eines Frachtwagens samt Bespannung.

Unter den Geräten gab es Löffel, geschnitzte und bemalte, einen Holzkrug mit Henkel, Binderarbeit, eine hölzerne Flachsbrechel mit Bank, Leuchter, Spanhalter und Pfannenhalter verschiedener Ausführung, ein Rokoko-Aquamanile mit Schale von Zinn, Pitschen und Taschenmesser verschiedener Größen.

Die Hausindustrie des Spitzenklöppelns hat nun in Salzburg vollständig aufgehört. Die Muster, die man hie und da noch aus Mattsee, Seekirchen, Henndorf und Umgebung bekommt, sind meist aus einer Zeit vor der Mitte des XIX. Jahrhunderts.

Zu den Gegenständen, welche bei besonderen Veranlassungen in Gebrauch kamen, wie bei gewissen Spielen, Festen usw., gehören: Eine Peitsche der Aperschnalzer; Pferdezaum mit Muschelverzierung, bei Hochzeitsritten gebräuchlich; Stück einer Holzsäule, ähnlich dem Wiener Stock im Eisen, dicht mit Nägeln beschlagen, stammt aus einer alten Schmiede in Salzburg, wo der den Dienst verlassende Geselle Nägel in den Pfosten schlug. Zunftschild der Metzger und Wirtshausschild der Wegmacher. Eine Wetterkerze aus Wachs und Pech, mit Blumenblüten und Samen bestreut. Zunftladen der Tischlermeister und Gesellen. Ein Stern der Weihnachtssänger von Mittersill. Ein großes, dekoriertes Hufeisen als Zunftschild. Ein Votivfuß (menschlicher) aus Schmiedeeisen.

Steiermark.

Herr Bergrat E. Riedl berichtet aus Cilli:

Im Laufe des Jahres 1904 wurden im Boden der Claudia Celeja anläßlich der Grundgrabung für Neubauten im Hause Herrengasse Nr. 1 römische Mauerreste nebst zirka 25 Römermünzen, dem II. bis IV. Jahrhundert n. Chr. angehörend, in der Gartengasse und Schillerstraße die Reste einer größeren römischen Gebäudeanlage (über welche zum Teile auch die Mitteilungen der k. k. Zentralkommission im Jahre 1899 berichteten) bloßgelegt, die Ähnlichkeit mit den letzten Römerfunden zu Bregenz hat und gleichfalls Badezwecken gedient haben mag; auch hier wurden nebst diversen Formen römischer Ziegel Bronzemünzen sehr verschiedenen Zeitalters gefunden.

Obwohl der Boden an verschiedenen Stellen bereits einmal durchwühlt worden zu sein scheint, ließ sich im ganzen feststellen, daß das alte Celeja von Nordwesten nach Südosten neigte, so daß seine Reste zwischen 80 und 110 *cm* tief zu suchen sind.

Zu Stranitzen westlich Gonobitz wurden beim Tongraben für Ziegelerzeugung fünf römische Inschriftsteine (Material: Bacherer Marmor) gehoben.

Am Reichenegg südlich der Südbahnstation St. Georgen wurden am Rande des in den Jahren 1902 und 1903 durchforschten Urnenfeldes mehrere prähistorische Urnen, Wirtel und Waffenreste aus Eisen; an der Kante desselben Hügels nebst wohlerhaltenen (wahrscheinlich römischen) Mauerresten bei zirka 90 *cm* Tiefe eine Kulturschichte mit diversen Knochen-, Tongefäß- und Metallresten, die unzweifelhaft der Hallstätter Periode angehören, bloßgelegt.

Die Grabung zu Uranje nordöstlich Lichtenwald brachte, gegen Osten vom Hauptgebäude fortgesetzt, zwei weitere Gebäude, ferner die Reste zweier kleiner Bauten, endlich vier römische Denksteine und Tonscherben, wie Römerziegel zutage.

Berichte über sämtliche obenberührte Funde zu bringen, hat sich die k. k. Zentralkommission vorbehalten.

Kärnten.

1. Herr Dr. Odilo Frankl berichtet aus St. Paul a. d. Lavant:

I. Am 11. Juli 1904 wurde an der Südseite des Gasthauses vulgo Stoff Nr. 14 in der Nähe des Dorfes St. Margareten bei Wolfsberg beim Ausheben eines Kanales ein römischer Inschriftstein gefunden, der über Intervention des Herrn Paul v. Herbert-Kerchnawe und des Berichterstatters vom Finder, dem Eigentümer der bezeichneten Realität, Herrn Johann Koller, dem kärntischen Geschichtsvereine in Klagenfurt überlassen wurde. Das Fundstück, kristallinischer Kalkstein, ist 60 *cm* breit, 48 hoch, 14 dick; das Schriftfeld ist links und am unteren Rande von einer einfachen, auf der rechten Seite und oben von einer doppelten Hohlkehle eingefaßt und enthält fünf Reihen Buchstaben, die etwas über 4 *cm* hoch sind. Am besten erhalten ist die oberste Zeile, welche das Anfangswort Arioni erkennen läßt.

II. Im Juli des Berichtsjahres gelangte der kärntische Geschichtsverein durch Kauf auch in den Besitz eines römischen Figursteines, der im Herbste 1903 durch den hochgehenden Mißfluß bloßgelegt und vom Gasthausbesitzer Vrantschurnig in Aichdorf bei Prävali aus dem Flußbette gehoben worden war. Leider ist die Figur des Centurio stark verstümmelt, da die Füße bis zu den Knien, der Kopf und die rechte Hand fehlen. Der Torso ist 114 *cm* hoch, 68 breit, rückwärts abgerundet und befindet sich jetzt unter Nummer 275 in der Monumentenhalle des Rudolfinums in Klagenfurt.

III. Aus der bekannten und in den Jahresberichten der Anthropologischen Gesellschaft wiederholt angeführten Fundstelle prähistorischer Gegenstände, dem Strappelkogel am Forst bei Wolfsberg, sind zwei neue Funde zu melden: es sind dies ein Bronzekelt und ein kleiner, vermutlich von einer Fibula stammender Haken aus Bronze. Beide Stücke sind besonders schön patiniert.

Über diese Fundstätte berichtet auch

2. Herr Landesarchivar Dr. A. v. Jaksch:

Strappelkogel am Forst Lavanttal. Dieser interessante Fundort, über den noch Herr Karl Baron Hauser in der „Carinthia", I, 1892, S. 125, zuerst berichtete, wird vom Geschichtsverein nicht aus dem Auge gelassen. Die meisten Fundstücke besitzt Herr Ernst Herbert-Kerchnawe, Gutsbesitzer in Kirchbichl bei Wolfsberg. Der Geschichtsverein kauft an Fundstücken, was noch zu haben ist; so heuer einen herrlichen Palstab aus Bronze mit vier Schaftlappen, 16·8 *cm* lang. Charakteristisch ist es, daß noch nicht ein Stück Eisen gefunden wurde. Eine eingehende Untersuchung ist geplant.

Rassing im Lavanttal. Fund eines kleinen Steinringes aus Chloritschiefer.

Mieß (Unterkärnten). Gefäßscherben, gefunden beim Grundaushube für den Bau der Hütte Scheriau, 2 *m* unter der Erde; ferner Gefäßscherben, gefunden in einem alten Tagverhau beim Steinbrechen nächst der Einmündung des Jaswinabaches in die Mieß und ein Handmühlstein.

Merkwürdig ist es, daß der Geschichtsverein von Funden bei den Eisenbahnbauten (Karawankenbahn) trotz seines Einschreitens gar nichts erfahren hat. Sollte denn gar nichts Bemerkenswertes zum Vorschein gekommen sein? Auch Berichterstatter hat als k. k. Konservator der I. Sektion für die Bezirke Klagenfurt (Stadt und Land) und Villach nichts in Erfahrung bringen können.

Küstenland.

1. Herr Direktor Dr. C. de Marchesetti berichtet aus Triest über die von ihm ausgeführten Grabungen:

Wenn auch nicht sehr ausgedehnt, doch ziemlich mannigfaltig waren heuer die von mir ausgeführten Grabungen in den verschiedenen Teilen unseres Küstenlandes. St. Canziano, das uns schon so viele interessante Funde sowohl in seinen Höhlen als auf seinen Grabfeldern geliefert hat, überraschte uns nun mit der Entdeckung von zwei neuen Nekropolen, von denen die eine der ersten Eisenzeit angehörend, die andere aus der letzten Periode der keltischen und dem Beginne der römischen Herrschaft stammend. In dieser fanden sich nebst vielen Spiral-, Arm- und Fingerringen, Certosafibeln usw. besonders häufig gewundene Knotenhalsringe. Bisher habe ich daselbst 50 Gräber untersucht.

Es wurden ferner die Grabungen in der ausgedehnten Nekropole von Caporetto (Karfreit) fortgesetzt und dabei 31 neue Gräber geöffnet mit den gewöhnlichen Funden von Fibeln, Nadeln, Ringen, Knöpfen, Messern, Perlen usw.

Interessanter gestalteten sich die in den Grabfeldern der Pizzughi bei Parenzo gemachten Forschungen, in welchen ich 56 Gräber durchsuchte, wobei man eine schöne Serie von Urnen, unter denen viele mit reichen Verzierungen erbeutete. Die Bronzen waren ziemlich sparsam und bestanden hauptsächlich in flachen, breiten Armringen.

Mehrere neue Karsthöhlen wurden im Bezirke von Rozzo in Zentralistrien durchsucht und dabei zahlreiche Artefakte aus der Steinzeit gesammelt. Eine dieser Höhlen ergab auch Reste des Ursus spelaeus.

Von diesem Tiere erhielten wir jedoch viel reichhaltigere Reste aus einer Höhle in der Nähe von Nabresina. Die durch 16 Tage fortgesetzten Grabungen lieferten die ansehnliche Zahl von 132 Höhlenbären in ausgezeichnetem Konservierungszustande — darunter 30 ganze unversehrte Schädel —, so daß wir aus der großen Menge der gesammelten Knochen mehrere vollständige Skelette werden zusammenstellen können. Von besonderer Wichtigkeit ist ein Schädel, dessen linkes Seitenbein durch ein Feuersteininstrument, welches noch darin steckte, verletzt ist. Nebst den Höhlenbären fanden sich, wenn auch in geringerer Zahl, Reste der Felis spelaea, des Bos primigenius, des Wolfes und des Hirschen.

2. Herr Professor Dr. Karl Moser berichtet aus Triest über

Ein Serpentinbeil von Sibelje.

Am Fuße des aussichtsreichen Berges Terstelj (644 *m*), da, wo die Straßen von Lippa und Komen sich vereinigen und über das eiserne Tor (Železne vrata) ins Wippachtal führen, liegt eine Häuserreihe, bestehend aus sechs Nummern, die Sibelje oder italienisch Sibellia genannt wird. Kurz vor der Vereinigung der beiden erwähnten Straßen, gegenüber der Häuserreihe, hat der Besitzer, Landmann Covačič, beim Roden des Weingartens ein Serpentinbeil gefunden, in dessen Nähe sich viel Holzkohle befand. Der Eigentümer übergab mir das Steinbeil im Dezember des Vorjahres und im Jänner darauf besichtigte ich diese Fundstelle, an der ich jedoch nur das Vorkommen von Holzkohle in einer an Bohnerz und weißen Quarzkieseln sehr reichen roten Erde, die den Boden des Weinberges bildet, konstatieren konnte. Die Lage ist gegen Süd gerichtet und aussichtsreich und liegt in der Nähe eines Passes, eisernes Tor, der schon in frühester Zeit benützt worden sein mochte. Der Serpentin, das Material des Beiles, dessen getreue Abbildung ich hier verkleinert wiedergebe, hat an der frisch angebrochenen Stelle bei *a* eine hell graugrüne Farbe und splitterigen

Abb. 3.
Steinbeil. Sibelje.
1/3 d. nat. Gr.

Bruch. Im Umfange ist die Farbe mehr gelblich grün mit zerstreuten eisenschwarzen Flecken, von Olivinkörnern herrührend, die bereits in Magnetit umgewandelt sind. Stellenweise sind die Olivinkörner noch erhalten oder in eine braune Masse umgewandelt, die ein Saum von Magneteisen umfaßt. Am frischen Bruche zeigt sich auch eine talgartige Masse in feinen Äderchen im Serpentin. Die Patina des Beiles ist gelblich grün, hie und da durch die rote Erde gefärbt; benetzt, tritt die grüne Farbe schon hervor. Der Rand der Lochung bei *a* ist einerseits ausgesplittert, ebenso die Schneide. Die Lochung zeigt vom Bohrinstrument deutliche konzentrische Vertiefungen. Die Länge beträgt 11·5, die größte Dicke, über die Lochung gemessen, 4·5 und der Durchmesser der Lochung 2·5 *cm*. Da im österreichischen Litorale Beilfunde zu den Seltenheiten gehören und das Material, Serpentin, in dieser Gegend nirgends weit und breit vorkommt, so ist die ausführliche photographische Beschreibung gerechtfertigt.

Bronzefunde von Martinišče bei Sutta.

Durch den Pfarrkaplan Herrn Oblak in Komen erfuhr ich gelegentlich meiner Anwesenheit von Gräberfunden auf der nördlich von Sutta gelegenen Lokalität „Martinišče“ (345 *m*), die hier ein Landmann beim Roden seines Weingartens machte. Ich unterließ nicht, der Sache nachzuforschen und fand beim Gastwirt in Sutta Bruchstücke eines rohen Gefäßes sowie Knochen vom Leichenbrand. Von dem im Grabe vorgefundenen Armring konnte der Landmann nur zwei Bruchstücke (dunkle Bronze) zeigen, da seine Kinder die übrigen Stücke spielend verschleppten. Indem er mich an die Fundstelle, einen Weingarten, geleitete, gab er mir die Versicherung, daß man an einer von ihm bezeichneten Stelle, bei einer im kommenden Winter vorzunehmenden Grabung, leicht mehrere mit Steinplatten gedeckte Gräber bloßlegen könne.

Dalmatien.

Herr Regierungsrat Franz Bulić berichtet aus Spalato:

Im Jahre 1904 wurden keine Ausgrabungen oder wissenschaftliche Forschungen auf prähistorischem Felde in meinem Konservatorialkreise (ehemaliger Kreis Spalato; Bezirkshauptmannschaften: Spalato, Sinj, Imotski, Metković, Makarska, Lesina, San Pietro der Insel Brazza) vorgenommen. Es wurden aber folgende zufällige Funde gemacht:

Im Dorfe Dugopolje im Nordosten von Spalato, in der Lokalität „Torine“ unter dem Hügel „Trišnjevac“ in einem Felde des Domnius Vušković und in einer Tiefe von $1^1/_2$ *m* unter dem Niveau des Bodens kamen zusammen drei kleine polierte Flachbeile von 5, 6 und 7 *cm* Höhe, 7 kleine Messer aus Feuerstein, ein Eberzahn, mehrere Pferdezähne und Topfscherben zum Vorscheine, welche für das Museum erworben wurden. Z. 201, Cat. N. Praehistorica.

Im Dorfe Katuni, Bezirkshauptmannschaft Spalato, Bezirksgericht Almissa, wurden in einem Felde des Petrus Kekez in einem 2 *m* tiefen Grabe, auf welchem eine große Steinplatte lag, mehrere bronzene Gegenstände gefunden: sechs kleine bronzene Spiralarmbänder (vollständig oder Bruchstücke), eine bronzene Brillenfibel, 20 Bronzezierstücke und eine Fibel. Sämtliche erworben für das Museum. Z. 202, Cat. N. Praehistorica.

In Rogoznica, unweit von Almissa, in der Lokalität „Klobuk“, wurde in einem Grabe eine Anzahl von bronzenen Gegenständen gefunden, nämlich: fünf runde Schließen (Zierscheiben), eine große bronzene Brillenfibel und mehrere kleinere, eine Menge von Bronzefibeln (vollständige und in Bruchstücken), darunter drei aus Silber und sieben silberne Doppelhaken, ein Topf und eine Scherbe eines zweiten Topfes, zwei polychromische Perlenschnüre aus Glas und Glaspasta. Alles erworben für das Museum unter Nr. 203 und 204. Cat. N. Praehistorica.

Tirol.

1. Herr Sanitätsrat Dr. Mazegger berichtet aus Obermais:

I. Anläßlich der Ausgrabungen für die neue Wasserleitung wurde außerhalb der Umfassungsmauern der Strafanstalt St. Martin bei Schwaz ein Urnenfriedhof der ausgehenden Bronzezeit aufgedeckt. Im ganzen hat man sechs große Urnen in Zwischen-

ständen von 1—1·5 *m* aufgefunden; nur eine einzige war nahezu unverletzt; sie hatte eine Höhe von 48 *cm* und größte Weite von 52 *cm*, alle anderen waren zerdrückt. Jede Urne war auf eine Steinplatte gestellt und mit einer solchen zugedeckt. In und neben den großen Urnen standen kleine, Leichenbrand enthaltende Beigefäße. Sämtliche Gefäße sind aus einem wenig geschlemmten, mit Sandkörnern vermengten Ton gefertigt und schwach gebrannt mit geringen Verzierungen (bandartiges Ornament, eingeritzte Kreise).

Folgende Bronzegegenstände wurden dabei gefunden:

Ein Messer mit geschweifter Klinge und massivem Griffe; die ganze Länge beträgt 26·5 *cm*, die Klingenlänge 17 *cm*, Griff und Klinge sind in einem Stück gegossen und beide reich mit gestanzten Punkt- und Linienornamenten geziert.

Ein zierlicher, nur 3·5 *cm* langer Meißel, der an beiden Enden eine scharfe Schneide hat.

Zwei Armringe aus vierkantigen, spitz auslaufenden Stäben; sie sind ungewöhnlich klein und müssen, da die innere Weite nur 4·7 *cm* beträgt, als Kinderschmuck gedeutet werden.

Zwei Haarnadeln mit mohnkopfähnlichen Köpfen; sie sind abgebrochen und haben jetzt eine Länge von 30 *cm*.

Eine kurze, gerade Nadel mit rundem Knopf, vielleicht als Gewandnadel verwendet.

Ein Ohrring aus feinem, an dem einen Ende zugespitztem Bronzedraht.

Ein geschlossener Ring aus etwas stärkerem Bronzedraht, wahrscheinlich von einer Kette oder Gehänge herrührend.

Ein Gürtelhaken mit kreisrunder Scheibe, in deren Mitte ein flacher Knopf aufgenietet ist zur Befestigung an dem Leder bzw. dem Gewandstoffe.

Alle diese Funde kamen in das Ferdinandeum.

Das Schwazer Urnenfeld reiht sich als willkommenes Mittelglied ein zwischen die Urnenfriedhöfe in der Umgebung von Innsbruck und dem im Egerndorfer Walde bei Wörgl und bildet einen neuen Beleg dafür, daß das Inntal schon in der Bronzezeit relativ dicht besiedelt war.[1])

II. Beim Grundgraben für den Klosterbau in Taisten im Pustertale (Eingang ins Gsiesertal) fanden Arbeiter allerlei Geräte aus der Römerzeit, unter anderen einen seltsam geformten Hammer, verschiedene Bruchstücke einer Amphora, eine Fibula, eine römische Münze, Teile von Tongefäßen und Urnen. Sämtliche Funde kamen in das Ferdinandeum.

III. Ferner wurden in diesem Jahre gefunden:

zu Deutsch-Ellen im Pustertale ein Henkel und zwei Doppelträger einer Bronzesitula;

in Elzenbaum bei Sterzing eine römische Bronzefibel;

in Lienz eine Lanzenspitze aus Bronze;

in Mechel, Nonsberg, ein Wagenbestandteil aus Bronze, Gürtelbeschläge und Glassplitter;

in San Zeno: Nach Mitteilungen des J. Schenk, Altertumssammler in Meran, der dort Grabungen vornahm, wurde oberhalb der Ortschaft San Zeno in der Nähe der neuen Straße in einem Ackerfelde in der Tiefe von 1—2 *m* eine große Anzahl vorgeschichtlicher und römischer Geräte und Schmucksachen gefunden, als: Schlüssel, Halsbänder aus Bronze, Schildbuckel, viele Fibeln mit Bronzeketten, römische Münzen, Ringe, Eisenkelte, römische Mühlsteine u. a. Die wertvollen Funde wurden für das Ferdinandeum erworben;

in Schattwald eine Lanzenspitze aus Bronze;

in Tisens im Etschtale ein Steinbeil.

Auf der von Dr. v. Tappeiner entdeckten und beschriebenen neolithischen Ansiedelung auf St. Hyppolit bei Tisens (Etschtal) wurden durch Korrespondenten Menghin im Sommer verschiedene Feuersteingeräte, als: Messer, Kratzer, Schaber, nuclei, Pfeilspitzen und einige Glas- und Bronzesachen, ausgegraben;

in Trient eine Lanzenspitze und Fibula aus Bronze;

in Mais bei Meran fünf römische Münzen aus der Kaiserzeit, davon drei im Obermais-Crispus (Prefingerhof), Constantius II. (Rubein), Augustus (Lazag), zwei in Untermais, Trajanus, Hadrianus.

Diese Münzen befinden sich in meiner Sammlung.

---

[1]) Über diese von Hofrat Franz Ritter v. Wieser ausgeführten Grabungen hat dieser in der Zeitschrift des „Ferdinandeums“ bereits Bericht erstattet.

Von Publikationen auf dem Gebiete der Ethnologie und Anthropologie sind erschienen:

Josef Schatz, „Die tirolische Mundart“ in Zeitschr. d. Ferdinandeums, 1903.
Fr. v. Wieser, „Der Urnenfriedhof von Schwaz“ in Zeitschr. d. Ferdinandeums, 1904.
Franz Arens, „Das Tiroler Volk in seinen Weistümern“ in Gotha, Perthes, 1904.
Ludw. v. Hörmann, „Tiroler Volkstrachten“ in Wandern und Reisen.
Fried. Stolz, Nachtrag zu dem Aufsatze „Über die Leichenbretter im Mittelpinzgau“ in Zeitschr. f. österr. Volkskunde, 1903.
Karl Ausserer, „Neu entdeckte Wallburgen in Welschtirol“ in Zeitschr. d. Ferd., 1903.
S. Campi, „Scoperta di oggetti gallici nella Valsugana“ in Archivio Trentino, 1903.
„Die Sarner“, eine ethnographische Skizze aus Deutsch-Südtirol in Österreichische Alpenpost, 1904.
L. Campi, „Stazione gallica sul Dos castion presso Terlago“ in Archivio Trentino, 1904.
Valentin Hintner, „Nachträgliches zu den Stubaier Namen“ in Programm d. akad. Gymnasiums in Wien, 1904.
Dr. W. Rohmeder, „Fascha“, topogr. geschichtl. Skizze, in Österr. Alpenpost 1904.
G. V. Callegari, „I Ladini“ Conferenza Trento, 1903.

2. Herr Hofrat Franz Ritter v. Wieser berichtet aus Innsbruck:

1904 hatte ich an zwei Orten Gelegenheit, Grabungen auszuführen:

I. bei Schwaz, wo ein Urnenfriedhof konstatiert wurde, von demselben Typus der Grabanlage und der Beigaben wie in den bisher aus Nordtirol bekannten Urnenfeldern.

II. bei Welsberg, wo bei Gelegenheit der Grundaushebungen für den neuen Klosterbau auf dem sogenannten Burgstall Mauerreste, Topfscherben, Bronzefragmente usw. gefunden wurden. Ich konnte durch systematische Weiterführung der Grabung feststellen, daß es sich um eine urgeschichtliche Ansiedelung resp. urgeschichtliche Wohnstätten handelt und daß diese Siedlung bis in die römische Zeit fortgeführt wurde. Diese Beobachtung hat namentlich Interesse im Zusammenhalte mit anderen Funden, die vor einigen Jahren bei Welsberg gemacht wurden. Damals wurde auf der untersten Terrasse in unmittelbarer Nähe der Rienz ein urgeschichtlicher Urnenfriedhof und unweit davon Reste einer römischen Villa aufgedeckt.

Böhmen.

1. Herr Inspektor Robert Ritter v. Weinzierl sendet aus Teplitz-Schönau folgenden

Tätigkeits-Bericht des prähistorischen Inspektorates für die deutschen Landesteile in Böhmen zu Teplitz für das Jahr 1904.

Im verflossenen Jahre wurden zu Bereisungen 87, für kontrollierende Bereisungen und kleinere Grabungen 100 und für von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen zu Prag subventionierte Grabungen und Durchforschungen 19 Tage, daher zu Forschungszwecken im Berichtsjahre im ganzen 206 Tage aufgewendet.

Bereist wurden: das Komotauerbachtal bis Komotau, der südliche Teil des Saazer, der westliche des Podersamer und der nordwestliche des Kaadener Bezirkes; das Aubach- und Dollankabachtal und endlich das Territorium südlich Postelberg bis Ober-Rotschow.

Hiebei konnten als neue Fundorte, nach Klarstellung der nachgewiesenen Kulturepochen, in die Kartenblätter eingetragen werden: Jimlin, Lippenz, Malnitz, Tauchowitz, Horschan Hřiwitz; Tuchorschitz, Groß-Lippen, Welhütten, Sedschitz, Liebotitz, Knöschitz, Oblat, Mohr, Kaschitz, Dollanka; Saaz-Puberlik, Bezdek, Dobritschan, Lischwitz, Flöhau, Stachel, Willenz; Dereisen, Hermannsdorf, Dekau, Wilkau, Teschnitz, Netschenitz, Satkau, Seltsch.

Außerdem wurden in den bereits zum Teile schon bereisten Bezirken als neue Fundorte verschiedener Kulturen sichergestellt:

Lucka, Schwaz-Florentinigewerkschaft, Kleischa, Koppertsch, Würschen, Münitz, Sellowitz, Lischan, Ober-Georgental, in Summa 40 neue Fundorte.

Im urgeschichtlichen Zentralmuseum für das nördliche Böhmen zu Teplitz sind derzeit 356 Fundstätten durch typische Funde belegt.

In der Zeit von 100 Tagen wurden die bisher erforschten Fundorte im ganzen nördlichen resp. nordwestlichen Böhmen sektionsweise kontrolliert, hiebei oft sehr wichtige Funde gemacht und auch ein besonderes Augenmerk auf die diluvialen Lagerungen von Knochenfunden gerichtet.

Hiebei hat sich die Sammlung der diluvialen Tierreste wesentlich vermehrt.

Auf den wichtigsten, bisher angeschnittenen Fundstätten resp. Begräbnisplätzen wurden kleinere Grabungen auf Rechnung des Museums planmäßig fortgesetzt, und zwar in:

Lobositz (Lößhügel), Prosmik, Bilin, Groß-Czernosek, Lucka bei Auscha, Herbitz, auf dem Briesener Hügel und Fürwitz.

Das Ergebnis war ein durchweg günstiges; der Briesener Hügel ist nunmehr vollständig durchforscht.

In Lobositz, Bilin, Gr.-Czernosek wurde eine Anzahl liegender Hocker mit typischer Schnurkeramik untersucht, in Lucka die nördlichst situierten La Tène-Bestattungen, in Fürwitz liegende Hocker mit Schnurkeramik und Übergangsformen durchforscht.

In Prosmik wurde eine neue Fundstelle von Lausitzer Gräbern, in Herbitz dagegen wurden eine Anzahl von bandkeramischen Wohngruben untersucht.

Auf dem Briesener Hügel sind weitere Bestattungen aus dem Ende der neolithischen Kulturepoche und dem Beginne der Metallzeit durchforscht worden.

Von der für das Jahr 1904 bewilligten Subvention von K 500 wurde die Zeit vom 17. bis 28. Mai für die Durchforschung des Ringwalles auf dem sogenannten Raubschlosse im Erzgebirge, die Zeit vom 10. bis 19. Oktober für die vorbereitende Durchforschung von Twerschitz an der Eger aufgebraucht.

Der sogenannte Raubschloßwall wurde zunächst durch einen 2 *m* breiten Durchstich in der Richtung Süd-Nord aufgeschlossen und die Grabung in die Tiefe bis auf den Porphyrfelsen sorgfältig durchgeführt.

In der Aufschüttung des Hauptwalles wurden hartgebrannte, unglasierte Topfscherben, Drehscheibearbeit, gefunden; im Inneren des Hauptwalles wurden viele derselben Scherben, außerdem Schichten von Holzkohle und in der Mitte eine vertiefte Herdstelle mit vielen Holzkohlenstücken gefunden.

Außerdem wurden zahlreiche Eisenfunde gemacht, als: Bolzen für die Armbrust, Hufeisen, Striegel, Sporen, verschiedene Nägel, Bergeisen, so auch Grubenlampen aus Ton und zwei Gußformen für Stangenzinn aus Sandstein.

Der niedrige Außenwall und der hohe Innen-Hauptwall waren durch Aufschichtung von Porphyrgestein und Überschüttung desselben mit Erde entstanden.

Die Gleichartigkeit der keramischen Funde und die Eisenobjekte verweisen auf das XII. und XIII. Jahrhundert.

Die Auffindung gleichartiger Scherben im Inneren des Hauptwalles und in den Böschungen weist darauf hin, daß zunächst hier eine Holzhütte stand, in welcher das bergmännisch gewonnene Rohzinn im Pochwerke unter den sogenannten Forellenteichen in die übliche Form des Handelszinnes umgegossen wurde. Die an dem Raubschloßwall vorüberführenden Handelswege, die Hofrat Dr. G. Laube nachgewiesen hat, ermöglichten den Umsatz des Stangenzinnes. Die Anlage des Walles ist jünger, als die bergmännische Siedelung resp. Gußstätte, daher das Vorkommen der ganz gleichartigen Tonscherben im Inneren des Hauptwalles, sowie in den Aufschüttungen des Hauptwalles und der Vorwälle, deren elliptische Form 18×22 *m* mißt.

Zinnführendes Gestein und Verschlackungen wurden nicht gefunden in der Menge, die auf einen Röst- oder Schmelzprozeß hinweisen müßte.

In Twerschitz an den Eger wurde zunächst des Grundstück nördlich der Bezirksstraße untersucht. Das Resultat dieser Grabungen war ein sehr geringes; außer dem restlichen Teile eines Skeletgrabes mit Steinpackung, welches bei der Schottergewinnung devastiert wurde, ist kein Fund gemacht worden.

Da auf dem Terrainabschnitte, wo die Bezirksstraße angelegt wurde, 10—15 Skeletgräber, außerdem im westlichen Teile des Einschnittes vier Urnengräber der Spät-La Tène-Periode mit römisch-provinzialen Typen teilweise vernichtet wurden (1902), so verweist die ganze Situation auf die südlich der Straße gelegene Feldparzelle „beim roten Kreuz".

Aus einem teilweise beim Straßenbaue zerstörten Urnengrabe besitzt das urgeschichtliche Zentralmuseum zu Teplitz die Haupturne und eine Anzahl von Bronze- und

Eisenbeigaben. (Tätigkeits-Bericht der Museums-Gesellschaft pro 1903/04, Seite 30 Tafel I, Fig. 2.)

Die begonnene Durchforschung der Parzelle „beim roten Kreuz" ergab eine steinzeitige Kulturschichte mit zahlreichen Feuersteinartefakten und einem Flachmeißel Im weiteren Verlaufe der Grabung wurden Bronze- und Eisenfunde gemacht, die der La Tène-Periode zugewiesen werden müssen.

Die untersuchten fünf Skeletgräber, liegende Hocker, ergaben den Nachweis der steinzeitigen Bestattungen mit typischer Schnur-Keramik, sowie die Pseudoschnur mit Kupfer.

Außer diesen neolithischen Bestattungen wurden zwei Urnengräber mit Leichenbrand und Eisenbeigaben, der Spät-La Tène-Periode zugehörig, gefunden.

Im Jahre 1905 wird die Grundparzelle „beim roten Kreuz" weiter durchforscht werden.

Mit dem Winterbeginne begannen auch die Vorarbeiten zur Übersiedelung des Museums in ein neues Provisorium, welches von der Stadtgemeinde Teplitz-Schönau der Museums-Gesellschaft unentgeltlich zur Verfügung gestellt wird.

2. Herr Direktor Klemens Čermák berichtet aus Čáslau über

Die Ergebnisse archäologischer Forschungen in der Umgebung von Čáslau.

Erst in den letzten Jahren wurde es konstatiert, daß in unserer Gegend viele Werkstätten und prähistorische Schmieden aus der La Tène-Periode waren. Überhaupt die Gewinnung von Eisen war bei uns sehr verbreitet, weniger aus den Erzen (Magnetit) des Eisengebirges, aber fast durchaus aus dem Limonit und sumpfigen Brauneisenerz.

Bei dem Brünnlein bei Močowic (eine halbe Stunde westlich von Čáslau) mußte einst ein tätiges Leben walten; denn hier fand man nicht nur viele Eisenschlacken, auch eine Unmasse von nicht ornamentierten Scherben, die aus der Hallstatt- und La Tène-Periode stammen. Hier lagen so viele Knochen vom Rind, Schwein und Reh, daß es unverkennbar ist, wie hier Leute lange Zeit lebten und arbeiteten. Man fand auch Splitter von Feuerstein, die auf eine noch ältere Besiedelung deuteten. Heuer ließ ich auch 20 Gruben in der Umgebung der Fundstelle, wo zwei hübsche bronzene Armringe vom La Tène-Typus an den Gerippen gefunden wurden, ausheben, aber außer einer bronzenen Schnalle, fand man nichts Wichtigeres.

Kaum eine halbe Stunde östlicher, auf dem Čáslauer Hrádek war die eigentliche Schmiedestation in der Hallstätter und La Tène-Zeit. Hier fand man bei den 20jährigen Forschungen eine Unmasse von Schlacken, auch Tiegel und Lehmformen auf bronzene Sachen, ja auch noch mit Gußbronze gefüllte Löffel.

Das fast einen halben Hektar große Feld am Gipfel des Hrádek wurde schon fast ganz durchgegraben. Doch ließ ich einen kleinen Teil intakt. Und auf diesem Stücke bei dem Steinbruche in der nordwestlichen Ecke wurde im Jahre 1904 gegraben.

Oben bis zu 1·25 *m* fand man in der aschigen Erde viele Scherben mit Wellenornament, tönerne Spinnwirtel, gerade eiserne Messer, viele Knochenpfriemen, einen Bernsteinring, ein paar Knochenschleifeisen und eine eiserne Pfeilspitze in Blattform.

Unter dieser jüngsten Schichte mit Artefakten aus dem X. bis XIII. Jahrhundert lag eine nur 20—30 *cm* starke Schichte von steinigem Schutt. Diese Schichte, aber mächtiger und ganz intakt, fand sich an dem ganzen nördlichen Rande am Hrádek.

In der Tiefe von 1·6 *m* fand man einen Feuerherd, der unten aus kleinen Steinen und oben aus einer lehmigen, rotgebrannten, kreisförmigen Schichte im Durchmesser von 1·8 *m* bestand und mit Asche, Kohlen und Knochen bedeckt war. Noch unter dem eigentlichen Feuerherde lagen ältere Scherben mit Wellenornament und parallelen Furchen. Um die Feuerstelle lagen viele grobe Scherben, von großen Gefäßen, auch große Henkel und knöcherne Ahlen. Von den Gefäßen ist eine Scherbe oben schwarz, geglättet und mit feingezogenen Streifen und kreisförmigen Grübchen ornamentiert. Auch der zylindrische und nach außen wenig ausgebogene Hals ist mit einer Reihe von 5 und 5 parallelen Streifen ornamentiert. Das schöne Gefäß hatte wenigstens 35 *cm* Durchmesser in der Ausbauchung. Innen war es rot gefärbt und mit einer schwarzen Lackfarbe zwischen je vier senkrechte Streifen ein Kreis mit drei aus dem Rande heraustretenden Halbkreisen gemalt, die wohl ein Sonnenzeichen bedeuten sollen.

In der Asche fand man eine knöcherne 8·8 *cm* lange gebogene Handhabe von einem Messer, die mit doppelten Kreisen verziert ist. Sie ist vierkantig, auf allen Seiten ornamentiert. In dieser zweiten Schichte fand man nicht nur auf dem Hrádek, sondern auch in anderen Fundstellen bei der Stadt Čáslau knöcherne Artefakte, die reich verziert sind. Eine ähnliche, aber größere Handhabe war in den Gründen des Hauses Nr. 224, Stadt. Dann wurden in dieser Schichte früher sechs reich ornamentierte knöcherne Kämme mit Eisenstiften gefunden.[1])

Das Beieinanderliegen von Antiquitäten von zwei verschiedenen Kulturkreisen mahnt zum Nachdenken, ob die Mode der keltischen Invasion nicht von den Slawen angenommen wurde, oder es sind sehr alte Überbleibsel der Slawen, als sie schon unten den kämpfenden Kelten hier lebten, was wahrscheinlicher erscheint, da auch die Urnen, welche unter dem Hrádek gefunden worden sind, den Slawen gehören. Noch muß ich einige Spinnwirtel nennen, von welchen der eine einem Gefäß vom Lausitzer Typus ganz ähnlich ist.

In der untersten Schichte fand man viele grobe Scherben, große Henkel, dreifache angeklebte Henkel und eine Handhabe von einer Schale, welche die Form eines Schnabels hat. Die unterste Schichte hat einen terramaren Charakter und es ist wichtig, auf den Burgwällen Böhmens dieser Schichte eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

3. Herr k. k. Konservator Heinr. Richlý berichtet aus Neuhaus:

In nachfolgendem erstatte ich Bericht über zwei mittelalterliche Funde, von denen einer als „Schatz“ zu bezeichnen ist, der andere aber den Überbleibseln eines einst bestandenen, nun wüsten Dorfes angehört. Namentlich der letztere verdient auch an dieser Stelle besondere Beachtung, da er unsere Kenntnisse über mittelalterliche Zustände erweitert und auch belehrende Streiflichter auf die zeitliche Einreihung verschiedener, auch in den Gemarkungen des einstigen Grenzwaldes häufig auftretenden keramischen Produkten wirft und zur Erklärung damaliger wenig bekannter — in gewissem Sinne prähistorischer — Verhältnisse erklärend beiträgt.

In dem weitverbreiteten, nun trocken liegenden Becken eines vor Jahrtausenden bestandenen Süßwassersees, in dessen Mitte heute die Stadt Wittingau liegt und in deren Nachbarschaft es mir auch gelungen ist, in geologisch vollkommen intakter Schichte durch eigenhändige Grabung die ursprüngliche, bis dahin unbekannte Lagerstätte der Moldavite ganz unzweifelhaft in einer Zeitperiode nachzuweisen, wo von einer Glasindustrie überhaupt nicht gesprochen werden kann, wurde beim Tiefackern eines südlich vor der Stadt gelegenen, fast ebenen, der Inundation nicht unterworfenen Feldes, wie gewöhnlich, auch in diesem Falle, durch bloßen Zufall ein sogenannter, durch Jahrhunderte in der Erde geborgene „Schatz“ an das Licht des Tages gefördert.

Die bezügliche Feldflur war vor nicht zu langer Zeit mit mächtigen Eichen bestanden, wie dies durch den in der nächsten Nachbarschaft noch stehenden vielhundertjährigen Eichenwald, die traditionelle Aussage von Gedenkmännern, namentlich aber durch an der Fundstelle selbst bemerkbare zahlreiche, knorrige Wurzeln, die noch fest im Boden haften, erwiesen erscheint, woraus zu schließen ist, daß der bezügliche Schatz unter einem solchen Baume in die Erde geborgen wurde, wie denn überhaupt sowohl die Erfahrung lehrt als auch die Natur der Sache dartut, daß „Schätze“ im Mittelalter allemal an Stellen in die Erde vergraben wurden, wo man sie an zutage tretenden Merkmalen leicht wieder aufzufinden vermochte.

Auf der in Rede kommenden Feldflur, welche den Namen „Dlouhé pole“ — „langes Feld“ — führt, wurde nämlich ein sehr großes Tongefäß, welches ganz mit Silbermünzen gefüllt war, durch die tiefer eindringende, die noch vorhandenen Wurzeln aufwühlende Pflugschar zertrümmert und sein Inhalt zerstreut; die anwesenden Ackerleute, zwölf an der Zahl, bewarfen (!) sich vorerst mit den ihnen wertlos erscheinenden Münzen, dann teilten sie dieselben unter sich. Nach Aussagen von Augenzeugen, kamen am folgenden Tage auch noch Leute aus dem benachbarten Orte und gruben an der Fundstelle und der nächsten Umgebung nach etwa noch vorhandenen Überresten des Schatzes.

Über Anzeige bei dem fürstlich Schwarzenberg'schen Zentraldirektor wurden die Finder von berufener Stelle aufgefordert, die gefundenen Münzen abzuliefern, und hatte Berichterstatter Gelegenheit, eine große Anzahl derselben flüchtig zu besichtigen.

[1]) Jubilejní sborník 1864—1904 der Museumsgesellschaft „Včela Čáslavská“, Tafel VII.

Nach an Ort und Stelle erhobenen Erkundigungen war das Tongefäß und sein Inhalt so bedeutend, daß alles seinerzeit nur auf einem Karren (?) auf die Fundstelle geschafft werden konnte, denn niemand wäre — nach Aussage der Leute — imstande gewesen, das große Gewicht allein zu bewältigen.

Die Münzen selbst bestanden aus vielen Tausenden der sogenannten „schwarzen Münze“ (habránky), welche Kaiser Friedrich III. (Friedrich IV. deutscher König [1440 bis 1490], als römischer Kaiser Friedrich III., als Erzherzog Friedrich V.) prägen ließ und womit König Georg von Böhmen für geleistete Kriegsdienste im Jahre 1458 entschädigt wurde, und spricht ihr so häufiges Auftreten in Schätzen deutlich für ihre ungeheuerliche Verbreitung, wie denn ein Gedenkmann aus jener alten Zeit in dieser Richtung bemerkt hat.[1])

„In diesem Jahre (1459) war ein großes Elend unter dem gemeinen Volke in Böhmen, der Schindermünze wegen, da davon so viel aus Österreich nach Böhmen mit der verschiedensten Prägung, als dem Bilde von Hunden, Katzen, Mistgabeln, Leitern und anderen bestialischen Gestalten gebracht wurde, welche auf diesem Gelde aufgeprägt waren. Die Leute aber, welche bemerkten, daß die Münze falsch sei, wollten ihre Gründe dafür nicht verkaufen, auch die Bauern dafür kein Getreide noch andere Produkte nach der Stadt abliefern.“ S. l. c. weiter:

„In demselben Jahre wurde König Georg (Jiří) gewählt und zog kriegsgerüstet nach Österreich, wo sich mit ihm der Kaiser und die Herren von Wien verbanden und ihm eine große Summe schwarzer Münzen gaben und damit nach Böhmen schickten. Und der König von Böhmen gebot, die Münze anzunehmen in seinem Lande ... Und so sehr verbreitete sich dieselbe im böhmischen Lande, daß die Leute daran großen und bedeutenden Schaden erlitten. Und ehe das schwarze böse Geld aus Böhmen ausgerodet wurde, war ungeheurer, sozusagen unersetzlicher Schaden geschehen, so zwar, daß einsichtsvolle Leute versicherten, daß, wenn die Hälfte Böhmens niedergebrannt worden wäre, kein so ungeheurer Schaden geschehen wäre, als durch dieses schwarze Geld. Dieses falsche Geld war von Kaiser Friedrich und seinem Bruder Albrecht gekommen.“

Außer diesen schwarzen Münzen wurden — soviel bekannt — nur noch einige Meißner Groschen — 1469 in Böhmen in Umlauf gekommen — gefunden. —

Nördlich von der Stadt Neuhaus zwischen dem Feuerer- und Rochteich befindet sich der herrschaftliche Wirtschaftshof Drahyška (Traschhof) mit seinem zum Teile sehr alten, für die Hausforschung gewiß interessanten, nun baufälligen Wohngebäude.

Bereits im Jahre 1893 wurde mir durch den Herrn Zentraldirektor, Konservator Dr. Jičinský, eine Kollektion von Altertumsobjekten zur Ansicht zugewiesen, welche bei Meliorierungsarbeiten in unmittelbarer Nähe dieses Hofes an das Tageslicht gefördert wurden. In neuester Zeit waren die Herren Wirtschaftsverwalter Gebhart und Archivar Tischer so freundlich, mir abermals an derselben Fundstelle ausgegrabene Altertümer zur Beurteilung vorzulegen, und da beide geeignet sind, uns einen erwünschten Einblick in längst vergangene Zeiten in hiesiger Gegend zu gewähren, halte ich es für angemessen, in den nachfolgenden Zeilen darüber zu berichten:

Die Fundstelle selbst ist eine Wiesenparzelle oder auch die ihr zunächst gelegene Terrainfläche, wo gelegentlich Kulturarbeiten — Abtragung der mäßig hervortretenden Hügel — die in Rede kommenden Altertümer und Münzen oft auch zwischen den Überresten roh gefügter Grundmauern ausgegraben wurden.

Indem wir vorerst die im Jahre 1893 gemachten Funde kurz anführen wollen, fesseln unsere Aufmerksamkeit die nachstehenden Gegenstände aus Eisen: Ein Steigbügel, eine Pferdetrense, ein starkes Hackmesser mit mäßig gewölbter Schneide, Nägel, Haken und diverse Bruchstücke aus demselben Metall, deren Bestimmung heute nicht leicht zu erklären wäre; aus Ton: verschiedene Fragmente von Gefäßen mit typischer Randverzierung,[2]) Randstücke von riesigen Graphitgefäßen,[3]) darunter eines mit Töpfermarke; endlich eine bedeutende Anzahl der vorerwähnten „schwarzen Münze“, welche bekanntlich (1458) in Böhmen große Verbreitung gefunden hatte. Außer diesen Münzen wurde noch eine Kupfermünze mit abgebrochenem Öhr von Cajetanus St.[4]) gefunden.

---

[1]) „Staré letopisy české.“
[2]) H. Richlý, vgl. „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Bd. XXVIII, [58].
[3]) H. Richlý, l. c. Bd. XIX, [194].
[4]) Cajetanus St., genannt der Seelenjäger, geb. 1480 zu Thienon, gest. 1547 zu Neapel.

Hiemit wären die zuerst gemachten Funde im allgemeinen angedeutet und es erübrigt nur noch, die im Vorjahre gemachten Errungenschaften etwas eingehender anzuführen.

Auch diesmal wurden zahlreiche Bruchstücke verschiedenartiger Ton- und auch Reste großer Graphitgefäße, das Fragment einer massiven Schale nebst Eisensachen, darunter eine große Pfeilspitze und ein Hufeisen, gefunden. Zu diesen Objekten kommen noch Fragmente eines ornamentierten Ofenkachels, welcher, wenn noch ein Zweifel bestünde, dartut, daß wir es mit einer oder mehreren wüsten Wohnstätten zu tun haben. Besondere Aufmerksamkeit verdient endlich, namentlich seines Inhaltes wegen, ein zerbrochenes, weitausgebauchtes, dünnwandiges Tongefäß mittlerer Größe und von 9 *cm* Bodendurchmesser. Dasselbe erweckt besonderes Interesse, da es viele Hunderte Silbermünzen, fast durchgehends die bekannte Schindermünze, enthielt. Außer ihr war nur ein böhmischer Groschen, durch vielen Gebrauch ganz unkenntlich geworden, und mehrere kleine Münzen, auf deren Bestimmung wir auf dieser Stelle, sowie auf eine eingehende numismatische Klassifikation überhaupt nicht eingehen können, vorhanden. Am Boden des Aufbewahrungsgefäßes haften noch heute zwei patinierte kleine Münzen mit vollkommen verwischter Prägung.

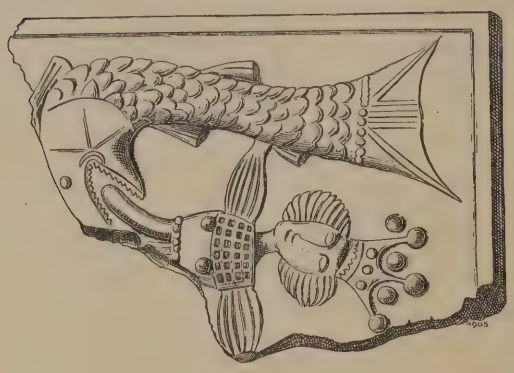


Abb. 4.

Ofenkachel. Drahiška bei Neuhaus.

In der nächsten Nachbarschaft dieses „Schatzes“ wurden noch 10 Meißner Groschen und eine größere Kupfermünze von Adam von Neuhaus[1]) gefunden. Außer den hier angeführten Münzen sprechen auch historische Nachrichten für den Bestand von Drahyška zeitbestimmend, und zwar:[2])

1. die Schenkung verschiedener Liegenschaften im Jahre 1365 durch die Witwe Heinrichs von Neuhaus, Frau Margareta von Leuchtenburg, an das Kloster von Krumau, in dessen Orden sie eingetreten war, darunter auch Drahyška;

2. die von Adam II. 1568 eingegangene Verpflichtung, außer anderem Besitzstand seiner Mutter auch das Dorf Drahyška zu beliebiger Nutzung zu überlassen, und

3. die Schenkung mannigfachen Besitzstandes an die Witwe Adams von Neuhaus, Frau Katharina von Montfort, dabei auch Drahyška mit allen Feldern, Wiesen und Obstgärten.

Aus den gemachten Funden wäre zu schließen, daß Drahyška als eine kleine Niederlassung oder als größeres Einzelgebäude mit für damalige Zustände vermögenden Insassen zu bezeichnen sei. Ob diese Niederlassung nach dem Jahre 1568 durch kriegerische Ereignisse zugrunde gegangen sei oder ob sie von dem Herrn von Neuhaus erkauft und teilweise in einen Wirtschaftshof verwandelt wurde, wäre nach den gemachten Funden und bekannten historischen Nachrichten schwer zu entscheiden; uns mag es genügen, zu wissen, daß das nun wüste Dorf Drahyška schon vor dem Jahre 1365 und bis nach 1568 bestanden habe und daß die dort gemachten keramischen und sonstigen Fundstücke ebenfalls in diese Periode zu verlegen kommen.

Mähren.

Herr Prof. A. Rzehak berichtet aus Brünn:

Die „Kommission für die naturwissenschaftliche Durchforschung Mährens“ ließ im Jahre 1904 über Antrag des Berichterstatters auf dem Urnenfelde von Eisgrub Grabungen für das mährische Landesmuseum vornehmen. Es wurden mehrere Brandgräber mit spärlichen Bronzebeigaben und verschiedenen, z. T. sehr interessanten Gefäßen (darunter besonders bemerkenswert schöne doppelhenklige Schalen, aus deren Boden zwei Menschenfüße, auf

[1]) Adam II. von Neuhaus, geb. 1546, vermählte sich 1574 mit Katharina von Montfort, gest. zu Prag 1596. Sein Wahlspruch war: *„Qui durat vincit“*.

[2]) F. Rull: „Monografie města Hradce Jindřichova“.

denen das Gefäß stehen kann, herausragen), aufgedeckt; die Grabstätten tragen einen etwas modifizierten Lausitzer Typus und werden schon demnächst in der „Zeitschrift des mährischen Landesmuseums“ eingehend beschrieben werden.

Die Sammlungen des mährischen Landesmuseums wurden außerdem durch folgende Objekte vermehrt:

1. Mehrere Gefäße, Bronzen und Steinbeile aus frühbronzezeitlichen Skelettgräbern von Eisgrub und Neudeck.
2. Steinbeil von Popuwek.
3. Depotfund von Raitz (interessante, nach Größe und Gewicht abgestufte Bronzeringe, ein Hohlkelt, zwei sehr große und mehrere kleinere Knöpfe, mehrere offene Armringe, sechs größere dünne, ornamentierte, in Form und Größe den frühbronzezeitlichen „Halsringen“ gleichende Ringe).
4. Depotfund von Krzetin (ein prachtvolles Messer mit Öhr am Griffende, ein Flachkelt mit breiter, runder Schneide, zwei größere Armringe, davon einer lebhaft an die im Querschnitte dreieckigen Armringe von bayerischem Typus erinnernd).
5. Ein Hohlkelt von Lettowitz.
6. Depotfund von Korzenetz bei Boskowitz (5 „Wendelringe“; es sollen über 30 solcher Ringe gefunden worden sein).
7. Mehrere Urnen und Armbänder aus Brandgräbern von Wedrowitz.
8. Mehrere Gefäße aus Brandgräbern von Zabrdowitz.
9. Glasperlen (Millefiori) und ein Gefäß von Untergerspitz bei Brünn.
10. Ein graphitiertes Gefäß (La Tène-Zeit) aus Eisgrub, übereinstimmend mit Gefäßen von Stradonitz.
11. Ein Krüglein der „Burgwallzeit“ von Předmost bei Prerau.
12. Ein Goldsater, gefunden bei Niemtschitz in der Hanna (Typus der mazedonischen Münzen).
13. Zwei römische Münzen, gefunden bei Eisgrub.

Überdies wurde im Jahre 1904 eine etwa 800 Stücke umfassende Privatsammlung angekauft.

Bukowina.

Herr Prof. Dr. R. F. Kaindl berichtet aus Czernowitz über

Prähistorische und völkerkundliche Forschungen in der Bukowina.

Das größte Interesse nehmen noch immer die Nachforschungen in der neolithischen Ansiedlung von Szipenitz in Anspruch.

Im Jahre 1904 ist es dem Berichterstatter nicht möglich gewesen, den 1902 und 1903 begonnenen Forschungen in Schiponitz persönlich beizuwohnen. Herr Gutsbesitzer Emanuel v. Kostin hat sie selbständig fortgesetzt und eine große Anzahl von Einzelfunden, etwa hundert, zustande gebracht. Diese Funde konnte der Berichterstatter einer eingehenden Betrachtung unterziehen.

Ihre Zusammensetzung gleicht völlig der der früheren Jahre. Neben einigen geschlagenen Werkzeugen aus Feuerstein und Feuersteinknollen, einigen geglätteten Steinmeißeln, einigen Knochen und Hornfunden, die zum Teile Spuren von menschlicher Tätigkeit aufweisen, wurden vor allem zahlreiche Tongeräte gefunden.

Nur unter den letzteren sind einige neue beachtenswerte Objekte vorhanden, die teils durch ihre Malerei, teils durch ihre Form oder Größe auffallen; so vor allem ein sehr großes Vorratsgefäß, gemalte Töpfe und Schüsseln, Doppelgefäße, Menschen- und Tierfiguren aus Ton u. dgl.

Über die näheren Fundverhältnisse hat Herr v. Kostin keine Beobachtungen angestellt; die Funde kamen teils in Privatbesitz, teils an das Bukowiner Landesmuseum und an das k. u. k. naturhistorische Hofmuseum.

Einen illustrierten Bericht wird das Jahrbuch der k. k. Zentralkommission, Bd. II, bringen. Inzwischen ist im I. Bd. desselben bereits der Bericht über die früheren Grabungen in Sziponitz erschienen. Ferner sei auf den Bericht des Herrn Direktors C. A. Romstorfer, dessen bewährte Kraft leider der Bukowina durch seine Versetzung nach Salzburg entzogen

wurde, über die in Burdej gefundenen Bronzekelte und Bronzeringe hingewiesen, der in den „Mitteilungen der k. k. Zentralkommission", III. Folge, 3. Bd., S. 40 ff., erschienen ist. Derselbe hat auch drei Tumuli auf der Anhöhe Dialu Crucei zwischen Suczawa und Libei festgestellt (ebenda S. 115).

Interessante Funde wurden im Jahre 1904 in Czernowitz gemacht. Hier findet man im Gebiete um die Landhaus- und Schulgasse bis über den Vinopark in mäßiger Tiefe menschliche Gebeine. Größeres Interesse erregten diese Funde erst, seitdem an der Ecke der Schulgasse und der Färbergasse Schädel gefunden wurden, deren Stirn und Schläfen etwa zwei Finger breite, lichtgrüne Streifen aufweisen, die offenbar von einem Bronzeschmuck herrühren. Der Fund eines kleinen, viereckigen Bronzeplättchens mit vier Löchern beweist, daß dieser Kopfschmuck aus einer Reihe derartiger Plättchen, die auf ein Band oder einen Lederstreifen aufgenäht waren, bestand. Leider wurden weitere Funde nicht gemacht. (Man vgl. die Berichte des Herrn Oberstadtarzt Flinker in „Bukowiner Nachrichten" Nr. 4676 und 4682.)

Von volkskundlichen Arbeiten sei die schöne Studie von L. Bodnarescul, Weihnachts- und Neujahrsbräuche der Rumänen (Jahrb. d. Buk. Landesmuseums XI), angeführt. D. Dan teilt eine reiche Sammlung von Gebräuchen der Armenier bei der Geburt, Hochzeit und Beerdigung mit (Zeitschr. österr. Volksk. X). Vom Berichterstatter erschien „Die Hochzeitsfeier bei den Ruthenen in Berhometh am Pruth" (Globus LXXXV). Vielleicht darf hier auch auf den Bericht desselben über „Neuere Arbeiten zur Völkerkunde, Völkerbeschreibung und Volkskunde von Galizien, Russisch-Polen und der Ukraine" hingewiesen werden (Globus LXXXVI). Die Skizze „Durch den Huzulengau" (Wandern und Reisen II) sei wegen der guten volkskundlichen Abbildungen genannt. In dem Aufsatze „Karl Emil Franzos und die ethnographische Forschung", der in der Wochenschrift „Zeit" zufolge eines unliebsamen Zufalles am 30. Jänner 1904, gerade zurzeit des Todes des Gegners, erschien, hat der Berichterstatter zu zeigen versucht, wie unzuverlässige Quellen die Schriften von Franzos für die Ethnographie sind. Schließlich sei auf den neuesten Band des „Sanitätsberichtes der Bukowina" von Landessanitätsreferenten Dr. Basil Kiuczenko hingewiesen. Derselbe umfaßt die Jahrgänge 1901—1903 und bietet auch für den Anthropologen nützliches Material.

Ungarn.

1. Herr Kálmán Freiherr v. Miske berichtet aus Güns:

I. Die Ausgrabungen in Velem-St. Veit wurden im Monate August fortgesetzt mit gutem Resultate. Es wurde die im Jahre 1903 entdeckte La Tène-III-Schichte in ihrer weiteren Ausdehnung untersucht. Auch hier lag dieselbe mit einer fundlosen Zwischenschichte auf einer Hallstatt und sporadisch zu findenden Slawenschichte.

II. Es wurden die systematischen Ausgrabungen am prähistorischen Fundorte von Tömörd begonnen. Die Wohnstätte ist neolithisch.

III. Eine projektierte Fortsetzung am Gräberfelde der Makrokephalen in Velem-St. Veit wurde auf das laufende Jahr verschoben.

2. Herr Julius Teutsch berichtet aus Kronstadt:

Im abgelaufenen Jahre sind im Burzenlande keine größeren Ausgrabungen gemacht worden und die einzige größer angelegte Untersuchung des Käsberges bei Honigberg, die ich mit mehreren Obergymnasiasten unternehmen wollte, mußte leider durch die Verständnislosigkeit und Gehässigkeit des Grundbesitzers, eines sächsischen Bauern, noch im Beginne jäh unterbrochen werden. Trotzdem besitze ich einige wichtige Funde von dieser Stelle, die mir zum Geschenke gemacht wurden. Die Beschreibung der Stücke folgt weiter unten.

Auf meine Bitte teilte mir Herr Stadtphysikus Dr. Fritz Mauksch aus Mühlbach auch in diesem Jahre die Neuerwerbungen für seine Sammlung mit, deren Beschreibung ich mit seinen Worten zu bringen mir erlaube: „Aus Petersdorfer Waldgräbern habe ich eine ziemliche Menge alter Eisengeräte (Hauen, Äxte u. dgl.) und einen Bronzelöffel erhalten, der in seiner Form stark an einen Milchlöffel erinnert. Vom evangelischen Fried-

hofe ebendort stammen sehr viele, bisher noch nie dort gefundene, schöne, helle Tonscherben mit schwarz eingebrannten, kunstvoll ausgeführten, zackigen und bandförmigen Zeichnungen.

Aus den älteren Petersdorfer Gräbern und Brandstätten (prähistorisch) erhielt ich eine gutgeformte Tierfigur (Rind) und eine ganz roh verfertigte Tonfigur, die jedenfalls ein Schwein darstellen soll; letztere trägt auf dem Rücken eine Vertiefung.

Aus Deutsch-Pian (bei Mühlbach) „vom breiten Wege", einem hochgelegenen Aussichtspunkte, erhielt ich im Sommer Knochen eines etwa 16 Jahre alten Individuums und

Abb. 5.
Helmaufsatz. Hatzeg.

Abb. 6.
Lanzenspitze (?). Mühlbach.

zahlreiche kleine Perlen aus Bronze und Knochen, ferner etwas Bronzeschmuck, der um die Gebeine herum lag. In Pian wurden außerdem noch einige dunkle Serpentinhämmer verschiedener Größe gefunden.

Aus Kapolna habe ich verschiedene römische Kaisermünzen und konsularische Denare erhalten.

Ferner erhielt ich aus Sibisel eine Bronzemünze des Hippokrates, einen Helmaufsatz aus Hatzeg (Abb. 5) und die merkwürdige Lanzenspitze (Abb. 6), die auf dem Mühlbacher prähistorischen Urnenfelde gefunden wurde."

Nach meinem Dafürhalten dürfte letztere kaum als Lanzenspitze angesehen werden und könnte eher als Bestandteil eines Schlosses oder einer Schließe gelten.

In Nr. 9175 des „Siebenbürgisch-deutschen Tageblattes" (Hermannstadt) vom 25. Februar 1904 war folgendes zu lesen: „Dieser Tage wurde im Weichbilde der Stadt Torda bei Gelegenheit der Bearbeitung eines Weingartens ein Römerlager bloßgelegt. Die Arbeiter stießen auf Mauern, verschiedene künstlich gemeißelte Bausteine, Gefäße, Urnen, Bronzegegenstände, römische Goldmünzen und ein großes Steinbassin, das zweifelsohne als Bad benützt worden ist."

Im Burzenlande haben wir als einziges Zeichen von längerer Anwesenheit der Römer ein römisches Lager, die sogenannte Erdenburg bei Rosenau, von dem heute noch der Erdwall mit den vier Eingängen sichtbar ist. Es gelangte nach der jüngst durchgeführten Kommassation in Privatbesitz und war nahe daran, durch den Pflug zerstört zu werden, doch ist es den energischen Bestrebungen des Vizegespansamtes zu verdanken, daß der Zerstörung dieses historischen Denkmales Einhalt geboten wurde. Die Gemeinde mußte den Besitz ablösen und wird nun für die Erhaltung desselben Sorge zu tragen haben.

Bei der im vorigen Jahre gemachten Renovierung einer Brücke unweit von Törtzburg wurde eine römische Silbermünze (AEMILIA) gefunden und gelangte in meinen Besitz.

Gelegentlich eines Besuches in Neustadt bei Kronstadt sah ich bei dem dortigen Prediger Herrn Adolf Galter ein Hohlkelt aus Bronze, welches aus Nußbach stammt, und eine Bronzelanzenspitze, die vor zwei Jahren zwischen Neustadt und Weidenbach ausgeackert wurde.

Am 16. August vorigen Jahres unternahm ich eine Exkursion in das Bosautal zur Untersuchung der Feuersteinfundstelle, der sich die Herren Josef Schuller d. J., Friedrich Deubel und Ed. Jul. Lehmann anschlossen. Herr Schuller war so liebenswürdig, seine Beobachtungen niederzuschreiben und mir zur Verfügung zu stellen, die ich in nachfolgendem diesem Berichte beischließe:

„Das Feuerstein-Tal (rum.: Valea cremini) ist ein Seiten- oder Quertal des Bosautales. Es mündet in dies etwa $3^1/_2$ *km* oberhalb Szita-Bodza bei Kote 678 der Spezialkarte, Zone 23, Kolonne XXXIV, und wird von Gehängen des Dealu Negru gebildet, den es in einer Länge von zirka 2 *km* anschneidet. Es endigt in der Nähe der Kote 960 bei der Bezeichnung D. (Dealu) Crăciunu der Spezialkarte. Diese letztere Bezeichnung verdankt die Karte einem Irrtum der Mappeure, da nicht jene Höhe D. Crăciunu, sondern D. Negru heißt, vielmehr der Besitzer des Häuschens und Anwesens, das auf der Karte über dem Buchstaben *C* in Crăciunu eingezeichnet ist, diesen Namen führt. In der Nähe der Talmündung stehen einzelne Gehöfte. Hinter diesen fanden wir in den Wasserrissen des östlichen Gehänges einzelne Flintstücke umherliegen.[1]) Nach diesen Funden konnte aber nicht entschieden werden, ob dort der Flint natürlich vorkommt oder ob man es da nur mit Stücken zu tun hat, die dahin verschleppt waren. Wir durchsuchten nun das ganze Tal und schafften uns so die Überzeugung, daß der Flint dort tatsächlich natürlich vorkomme, und zwar in einer lößartig feinkörnigen, gelbbraunen, sandig tonigen Schichte an dem Talbeginne auf den Höhen, die ihrer Hauptmasse nach Karpatensandstein sind, tiefer unten aber durch alluviale Erosion mit der widerstandsunfähigen Einbettungsschichte zugleich angeschwemmt. Ob auch oben auf den Höhen der Feuerstein sein Dasein der Erosion, und zwar früherer Zeitalter verdanke oder nicht, konnte bei dem ganz kurzen Aufenthalte nicht entschieden werden. Das sandige Geschiebe, in dem er liegt, macht diluvialen oder höchstens spättertiären Eindruck. Jedenfalls sind wie der Flint auch größere oder kleinere Kalkkonkremente (letztere auch mit Feuersteinseele) und Kalksteinfragmente in abgeschliffenem Zustande, sowie auch Konglomeratfragmente in dem losen Boden zu finden. Ein älteres als tertiäres Gebilde liegt kaum vor, da es den Karpatensandstein, der hier, nach seinem Habitus zu schließen, tertiär ist, überlagert und jene Einschlüsse zeigt. Die von Herrn Julius Teutsch früher in diesem Tale gesammelten Flintstücke sind aber jedenfalls einer ebendort bodenständigen Industrie zu verdanken. Wie die Anwohner versichern, hatte früher ein ganz guter Tauschverkehr im Lande und auch nach Rumänien mit Feuersteinen von da bestanden, der bis vor etwa 10—15 Jahren noch sporadisch betrieben wurde."

Am Talinenberge bei Petersberg fand im Februar 1904 Herr W. Jekelius, Oktavaner, unweit der Stelle, an der ich früher ein Urnengrab aufdeckte, eine kleine Urne mit Menschenknochen, darunter ein Stück vom Kiefer eines Kindes.

Merkwürdig, an dieser Urne ist eine große Öffnung an der Seitenwand, die ursprünglich und mit einiger Sorgfalt ausgearbeitet worden ist und nach ihrer Form den Eindruck auf mich macht, als hätte der Bestatter des Toten aus dem Gefäße eine primitive Wohnung mit Ein- und Ausgang machen wollen. Der oben offene Topf hatte vielleicht einen Stein- oder auch nur Holzdeckel und sah einer Hausurne gleich. Die Öffnung ist etwas über dem Boden des Gefäßes angebracht, so daß sie dem Eingange einer prähistorischen, halb in die Erde gegrabenen Wohnung entspricht, bei welcher der Boden auch tiefer lag als die Eingangsöffnung.

Eine zweite Urnenbestattung fand Jekelius am Brunzhügel vor Neustadt, wo zwei größere, vollständig zerdrückte Urnen zum Vorscheine kamen und ein kleineres Gefäß, das angebrannte menschliche Gebeine enthielt; letzteres hat vertikale Einritzungen an der ganzen Außenseite, wie mit einem stumpfen Besen gemacht. Derselbe hatte auch das Glück,

[1]) Die an dieser Stelle mit Herrn Prof. Karl Fuchs zum erstenmale gesammelten Stücke sandte ich seinerzeit an das k. u. k. naturhistorische Hofmuseum. (Der Berichterstatter.)

bei einer Ausgrabung in Erösd mehrere Gefäße, darunter auch ein „pilzförmiges“ und zwei Tonzylinder (Untersätze), zu finden, die an anderer Stelle beschrieben werden sollen.

Bei der verunglückten Ausgrabung am Käsberge am 11. Juni 1904 fand Herr E. Jekelius, Obergymnasiast, einen aus Stein geformten Tierkopf, den er mir für meine Sammlung überließ. Ich habe drei Aufnahmen von diesem Stücke machen lassen (zwei davon in Abb. 7). Irgend ein Tier daraus zu erkennen, ist schwer, da die Bearbeitung des Steines wohl keine leichte war und dadurch die ursprüngliche, natürliche Form desselben zu sehr ausgenützt worden sein mag. Der Vergleich mit einem Schlangenkopfe liegt mir am nächsten. Er gleicht, von der Seite gesehen, einem Dreieck und hat auf der größeren, dickeren Hälfte zwei seitlich hervortretende Buckel, die als Augen zu gelten haben. Vorne unten ist der Mund deutlich zu erkennen, der groß zu nennen ist, da die Mundwinkel — durch zwei eingeritzte Linien dargestellt — bis unter die Augen zu stehen kommen. Der kleinere, zapfenförmige Teil des Steines hat oben auf der abgerundeten Kante ebenfalls einen Buckel, dessen Zweck und Bedeutung ich nicht zu erkennen vermag, der aber auch kaum mehr zum Kopfe gehören dürfte. Von derselben Fundstelle erhielt ich als Geschenk des Herrn Ganzert jun., Oberrealschüler in Kronstadt, zwei schön gearbeitete Schaber aus

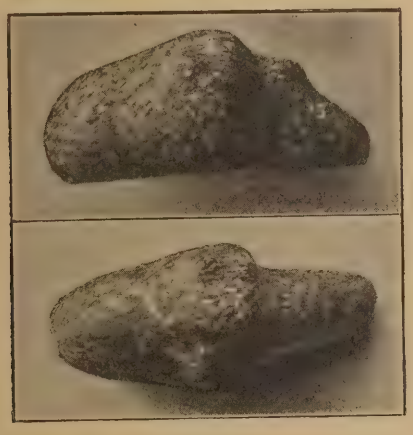


Abb. 7.
Tierkopf. Käsberg.
4/9 d. nat. Gr.

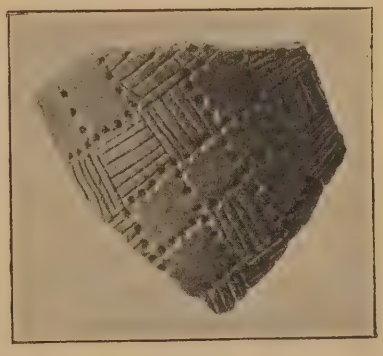


Abb. 8.
Gefäßbruchstück. Käsberg.
4/9 d. nat. Gr.

Feuerstein, einen Knochenpfriemen, ein Bruchstück eines Hammerbeiles aus Hirschhorn, mehrere Tierknochen, ein Stück eines verzierten Tongefäßes und einen Tätowierstempel. Da in unseren Ansiedlungen mit bemalter Keramik die Art der Verzierung durch Einstiche und Einritzungen höchst selten ist, so mag der Scherben genauer beschrieben werden. Der Ton ist ziemlich gut gebrannt und von gelblichroter Farbe. Die ganze Fläche ist in kleine Quadrate eingeteilt, die zum Teile leer, zum Teile mit Parallelstrichen gefüllt sind, jedoch nicht abwechslungsweise wie bei dem sogenannten Schachbrettmuster, sondern zusammenhängende Bänder bildend. Die Grenzen der leeren Quadrate werden stets durch seichte Einstiche mit einem stumpfen Instrumente gebildet, während die gestrichelten Vierecke sich dadurch voneinander abheben, daß das eine mit senkrechten, das andere mit wagerecht zueinander stehenden eingeritzten Linien gefüllt ist. (Siehe Abb. 8.) Der kleine Tätowierstempel aus Ton hat dieselbe Form wie die vom Priesterhügel, aber mit einer anderen Stempelverzierung. Bis jetzt waren dort nur Spiralen aller Art an der Basisfläche der Stempel zu sehen, dagegen haben wir hier ein ganz anderes Muster, das aus der Abbildung (Abb. 9) zu ersehen ist. Wichtig ist der deutliche Umriß einer prähistorischen Wohnung auf dem Käsberge. Zwei Trichtergruben, eine größere und eine kleinere, sind durch einen Gang miteinander verbunden. Der Eingang befindet sich an der größeren Vertiefung. Eine der nächsten Aufgaben wird es sein, an dieser Stelle zu graben, was dadurch ermöglicht sein wird, weil der Teil des Hügels, auf dem sich diese Wohngrube befindet, Gemeindegut ist und ich die Zusicherung, dort Grabungen vornehmen zu dürfen, bereits von kompetenter Seite erhalten habe.

Im Herbste machte E. Jekelius am Schneckenberge noch folgende Funde: ein Bruchstück eines Gefäßes mit 11 horizontalen umlaufanden, eingefurchten Linien am Halse und kurzen Einstichen auf der ersten und der letzten Linie. Von der untersten Linie hängen in einiger Entfernung voneinander je drei Linien vertikal herab, die wieder drei

Abb. 9.
Tätowierstempel. Käsberg.
4/9 d. nat. Gr.

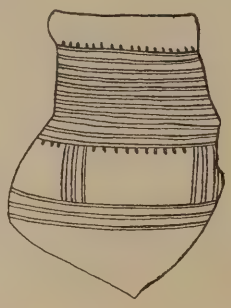


Abb. 10.
Gefäßbruchstück. Schneckenberg.

Abb. 11.
Miniaturhammerbeil aus Ton. Schneckenberg.

Abb. 12.
Pfeilspitze aus Feuerstein. Schneckenberg.

horizontale Linien abschließen (Abb. 10); dann ein Miniaturhammerbeil aus Ton mit kleinen kurzen Einritzungen (Abb. 11); ferner einen zugespitzten flachen Knochen, endlich eine Feuersteinpfeilspitze (Abb. 12) und ein Steinkeil.

Am Schlusse meines Berichtes angelangt, kann ich es nicht unterlassen, allen den Herren, die mir bei der Zusammenstellung desselben durch Mitteilungen behilflich waren, bestens zu danken.

* * *

5. Herr Hofrat Zuckerkandl verliest ein Schreiben des Herrn Dr. Rudolf Pöch aus Sattelberg bei Finschhafen ddo. 15. Jänner 1905 über

Fälle von Zwergwuchs unter den Kai (Deutsch-Neu-Guinea).

Gleich am ersten Tage meines Aufenthaltes auf dem Sattelberg[1]), der mitten im Kaigebiete liegt, fiel mir ein sehr kleiner Mann auf, der bei sonst normalem Bau nur 135 *cm* Körperhöhe maß. Später, zum Weihnachtsfeste, kamen viele Kai aus dem umliegenden Gebirge auf die Missionsstation. Unter etwa 300 erwachsenen Kaimännern, die sich da zusammengefunden hatten, fielen mir 10 als besonders klein auf; diese maßen alle unter 146 *cm*.

Im allgemeinen sind die Kai von gedrungenem Körperbau und nicht groß. Als Durchschnittshöhe von 50 erwachsenen Männern, die nicht besonders ausgewählt waren, fand ich 152·5 *cm*, von 12 Frauen 143·5 *cm*.

Ich lasse nun alle Messungen der Körpergröße, aufsteigend geordnet, folgen.

Männer (55 Individuen):

bis 135 *cm* (2 Individuen):
133·0 *cm*
135·0 „

von 136—140 *cm* (4 Individuen):
138·2 *cm*
139·0 „
139·1 „
140·0 „

von 141—145 *cm* (6 Individuen):
143·0 *cm*
143·1 „
143·2 *cm*
145·4 „
145·5 „
145·6 „

von 146—150 cm (14 Individuen):
147·0 *cm*
147·0 „
147·1 „
148·1 „
148·5 „
148·7 „
149·0 „

[1]) Missionsstation der Neuendettelsauer Missionsgesellschaft.

149·3 *cm*
149·4 „
149·7 „
150·1 „
150·6 „
150·7 „
150·8 „

von 151—155 *cm* (14 Individuen):

151·0 *cm*
151·6 „
151·7 „
152·1 „
152·6 „
152·9 „
153·0 „
153·0 „
153·2 „
153·6 „
154·6 „
155·3 „
155·5 *cm*
155·8 „

von 156—160 *cm* (13 Individuen):

156·2 *cm*
156·2 „
156·3 „
157·0 „
157·1 „
158·1 „
158·2 „
159·0 „
159·5 „
159·5 „
159·7 „
159·9 „
160·0 „

über 160 *cm* (2 Individuen):

161·4 *cm*
166·7 „

Diese Zusammenstellung lehrt besser als das bloße Durchschnittsmaß, um welche Größen sich die meisten Zahlen gruppieren. Die 50 zur Berechnung des Durchschnittes herangezogenen Maße beginnen erst bei 140 *cm*, da die kleineren Männer ja aus 300 Leuten besonders ausgewählt waren.

Frauen (12 Individuen):

138·6 *cm*
140·0 „
140·5 „
141·7 „
142·1 „
143·5 „
144·3 *cm*
145·0 „
145·4 „
146·0 „
147·0 „
147·9 „

Aus der vorstehenden Tabelle ist zu ersehen, daß sich die Variationsbreite der Körpergröße auffallend nach untenhin ausdehnt bis herab zu Maßen, die noch unter die Durchschnittsgröße von Zwergvölkern hinuntergehen.

Zum Vergleiche sei an einige Durchschnitts-Höhenmaße bei Zwergvölkern erinnert: Weddahs auf Ceylon 142·2 *cm*, Negritos auf den Philippinen 137·1 *cm*, Akkas in den Wäldern von Guinea (Afrika) 134·6 cm.[1])

Genaue anthropologische Messungen und Untersuchungen der kleinen Individuen unter den Kai ergaben sonst normale Verhältnisse, so daß der Annahme nichts im Wege steht, es handle sich um Fälle von echtem Zwergwuchs. Noch mehr Bedeutung gewinnt die Sache dadurch, daß diese ganz kleinen Leute durchaus nicht selten sind. Unter der eingangs erwähnten Volksmenge[2]) waren unter ungefähr 300 erwachsenen Männern 9, d. i. 3%, weniger als 140 *cm* hoch.

Die Körpergröße der Kai sinkt also von der Durchschnittszahl 152·5 häufig bis unter 140, sogar bis auf 133 herab. Man kann das kaum mehr als normale Variation innerhalb eines einheitlichen Volksstammes ansehen, es wird vielmehr die Vermutung nahegelegt, daß sich die Kai vor Zeiten mit einem viel kleineren Stamme als sie selbst sind, mit einem Zwergvolke, vermischt haben.

Gegenwärtig bewohnen die Kai das Hinterland von Finschhafen. Ursprünglich mögen sie alles Land bis zur Küste im Besitz gehabt haben, heute aber sind sie von dort durch die Yabim fast überall zurückgedrängt. Im Norden wohnt ein ihnen verwandtes Volk, die Poum, nach Westen scheint sich ihr Gebiet sehr weit landeinwärts zu erstrecken, die

[1]) Nach Schweinfurth, Bailey und Earl.
[2]) Die Kai wohnen sehr zerstreut in kleinen Häusergruppen, die über ein großes dichtbewaldetes Bergland verteilt sind.

Grenzen sind noch nicht bekannt. Aus ihrer Verbreitung, der Sprache und dem ethnologischen Besitze ist anzunehmen, daß die Kai aus dem Westen in ihr jetziges Gebiet eingerückt sind.

Eine Vermischung mit einem Zwergvolke kann auf dreierlei Weise zustande gekommen sein: das heutige Kailand kann ursprünglich von einem Zwergvolke bewohnt gewesen sein oder die Kai können sich bei ihrem Vordringen unterwegs mit einem solchen Volke vermischt haben. Dies kann entweder auf Neu-Guinea selbst oder noch früher geschehen sein, bevor sie nach dieser Insel kamen.

Die erstgenannte Möglichkeit hat die meiste Wahrscheinlichkeit für sich, mehr kann man aber heute nicht feststellen. Es sei durch diese vorläufige Mitteilung nur die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, daß auf Neu-Guinea (und den umliegenden Inseln) möglicherweise noch Reste einer Zwergbevölkerung zu finden sind.

6. Herr Hofrat Dr. Franz Ritter v. Wieser (Innsbruck) hält einen Vortrag über

Die nordtirolischen Urnenfriedhöfe.

* * *

Frau Marie Andree-Eysn in München übersendet folgende Mitteilung:

Der Doppelwall auf dem Wachtberge im Salzburgischen.

Von dem am 14. September 1899 von den Wasserfluten so schwer mitgenommenen Markte Oberndorf (gegenüber der Stadt Laufen) an der Salzach führt nordöstlich eine Straße nach dem 5—6 *km* entfernten Nußdorf. Bald nach Kemating, dem ersten Drittel des Weges, erreicht die Straße den 511 *m* hohen, mit Nadelholz bestandenen Wachtberg, seinem Hange zuerst in südlicher, dann nordöstlicher Richtung gegen den Oichtenbach zu folgend.

Schon seit Jahren war ich auf die vollständig erhaltenen Wälle und Gräben des Wachtberges — im Volke stets Wartberg genannt — aufmerksam gemacht worden, sowohl von Hochwürden P. Anselm Ebner, Superior des Klosters zu Maria-Plain, als auch von Herrn Neißl, dem Besitzer des Melhardgutes zu Hainbach, die in der Nähe davon eine Anzahl hallstattzeitlicher Grabhügel aufgefunden haben.

Die Wälle schließen sich an den gegen Süden abfallenden Steilabhang und umschließen den Gipfel des Wachtberges in regelmäßigen Abständen. Wälle und Gräben, welch letzteren das aufgeschüttete Material entnommen wurde, liegen unberührt im stillen Walde, und der von ihnen umschlossene Raum wäre groß genug, um als Zufluchtsstätte gedient zu haben. Allem Anscheine nach sind sie vorgeschichtlich, was aus der Übereinstimmung ihrer ganzen Erscheinung und Anlage im Vergleiche mit anderen Werken dieser Art geschlossen werden darf, wenn auch bisher keinerlei Funde uns Aufschlüsse über die Zeit ihrer Entstehung geben.

Abb. 13.

Situationsplan des Doppelwalles auf dem Wachtberge im Salzburgischen.

Da über diese Wälle kein Plan erschienen ist, sie auch wegen des sie deckenden Waldbestandes nicht photographisch auf-

zunehmen sind, so bat ich Herrn Baurat Josef Eigl in Salzburg um die Vermessung derselben und wir unternahmen im Juni 1901 zu diesem Zwecke eine Fahrt dahin.

Herrn Baurat J. Eigl kommt das Verdienst zu, diese Erdwerke genau vermessen und beifolgenden Lagerplan und Profile gezeichnet zu haben, die er mir zur freien Ver-

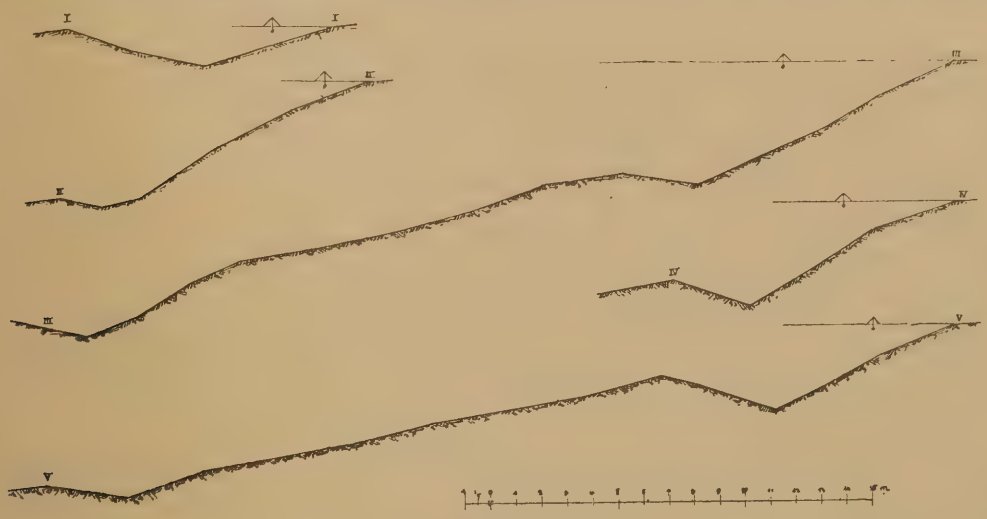


Abb. 14.
Profile des Doppelwalles auf dem Wachtberge im Salzburgischen.

fügung überließ. Da im August dieses Jahres die Deutsche und Wiener Anthropologische Gesellschaft eine gemeinschaftliche Sitzung in Salzburg halten und von dort aus ein Aus-

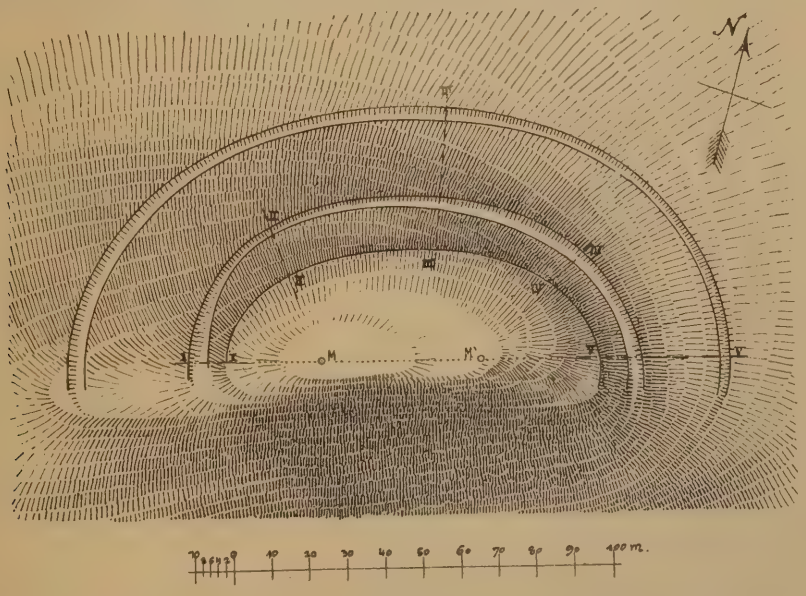


Abb. 15.
Grundriß des Doppelwalles auf dem Wachtberge im Salzburgischen.

flug zum Wachtberge beabsichtigt ist, so halte ich es für geboten, diese Aufnahmen zu veröffentlichen.

Die beifolgenden vortrefflichen Zeichnungen und genauen Messungen geben ein so deutliches Bild dieser einstigen Zufluchtsstätte, der Größe des Plateaus, des Steilabhanges gegen Süden, der Form und Höhe der Umwallung, daß mir darüber weiter nichts zu sagen bleibt.

Herr Dr. Theodor Koch schreibt aus São Felippe (Rio Negro) ddo. 16. Jänner 1905 an den II. Sekretär:

Sehr verehrter Herr Doktor!

Von meiner Reise zu den Cabeçeiras des Rio Caiarý-Uaupés,[1]) die fünf Monate in Anspruch nahm, bin ich am 1. Jänner hieher zurückgekehrt. Am 4. August 1904 fuhr ich mit meinem Diener und einigen Indianern von São Felippe ab und verfolgte den Rio Uaupés, der infolge seiner zahlreichen schlimmen Cachoeiras und Saltos — wir passierten im ganzen über vierzig — einer Befahrung die größten Schwierigkeiten entgegensetzt, zunächst bis zu seinem linken Nebenfluß Rio Cuduiarý, wo wir am 21. September ankamen. Der Rio Cuduiarý ist der Hauptsitz des großen, besonders durch seine Maskentänze interessanten Stammes der Kobéua.

Bis zum 9. Oktober hielt ich mich dort auf und setzte dann meine Reise Uaupés aufwärts fort. Oberhalb des gewaltigen Salto der Yuruparý-Cachoeira, der letzten Cachoeira des Uaupés, wo der Fluß mit ganz anderem, weißem und fast totem Wasser in unendlichen verdrehten Windungen träge dahin strömt, trafen wir keine Indianer mehr. Die Lebensmittel wurden knapp, die Farinha (Mandioka-Mehl) ging schließlich ganz aus, mehrere meiner Leute wurden malariakrank, und nur mit Aufbietung aller Kräfte gelang es uns, am 30. Oktober unser Ziel, eine Baracke kolombianischer Caucheros, zehn Tagereisen oberhalb Yuruparý-Cachoeira, zu erreichen. Diese Kolombianer sind seit etwa $1^1/_2$ Jahren vom Alto Içá und Alto Yapurá auf weiten Land- und Wasserwegen zum oberen Uaupés gekommen, um die dortigen Kautschukwälder auszubeuten. Sie liegen mit den Indianerstämmen in fortgesetzten blutigen Kämpfen, wobei, wie fast immer in solchen Fällen, die Schuld auf Seiten der Weißen ist. Kurz oberhalb dieses Punktes traten wir die Rückreise an und gelangten nach einigen Tagen der Entbehrung am 11. November wieder am Rio Cuduiarý an.

Bei den Kobéua verlebte ich mehrere interessante und für meine Studien wertvolle Wochen. Der freundschaftliche Verkehr mit diesen unverdorbenen Naturkindern ließ mich einen tiefen Einblick tun in ihre animistischen Anschauungen und ihren äußerst ausgebildeten Dämonenglauben, der sich in ihren Maskentänzen illustriert. Ich lernte ihr ganzes Leben kennen und konnte eine genauere Grammatik ihrer Sprache aufzeichnen, die mit dem Tukano nur geringe Verwandtschaft zeigt.

Am 25. November fuhr ich mit einigen Kobéua den stark bevölkerten Rio Cuduiarý fünf Tage aufwärts bis über den letzten bewohnten Punkt hinaus, während mein Diener in unserem Hauptquartier zurückblieb. In der Cabeçeira fand ich auf einem Hochplateau weite, sich nach Südwesten erstreckende Campinas und unter ihrer Oberfläche riesige Labyrinthe von regelmäßigen Höhlungen.

Am 12. Dezember trat ich die endgültige Rückreise an und gelangte nach rasender Fahrt durch die wilden Cachoeiras des Uaupés am 1. Jänner 1905 wohlbehalten nach São Felippe.

Der Rio Caiarý-Uaupés ist außerordentlich dicht bewohnt von Stämmen verschiedener Sprachen und Dialekte, die teils, wie die Tariána, zur Nu-Aruak-Gruppe gehören, teils mehr oder weniger nahe Verwandtschaft mit dem großen Volke der Tukáno zeigen, teils, wie die sogenannten „Makú", niedrigstehende „Indios de matto" ohne feste Wohnsitze und mit sehr primitiver Sprache sind. Oberhalb Yuruparý-Cachoeira trifft man am Uaupés keine Indianer mehr. Die Umáua, die mehrere Tagereisen südlich von den Cabeçeiras des Uaupés an Zuflüssen des Caquetá (Alto Yapurá) wohnen und sich selbst Hianákoto nennen, stellen einen reinen Karaibenstamm dar.

Dank der gefährlichen und beschwerlichen Wasserstraße leben alle diese Stämme in voller Ausübung ihrer alten Sitten und Gebräuche, so daß die Ergebnisse dieser Reise alle Mühe und Strapazen reichlich lohnen.

Abgesehen von den rein wissenschaftlichen Resultaten und mehreren hundert Photographien, enthält meine Sammlung besonders Waffen, Tanz- und Hausgeräte der Indianer, etwa hundert Tanzmaskenanzüge der Kobéua und eine größere Anzahl Steinbeile der oberen Stämme.

[1]) Dieser gewaltige rechte Nebenfluß des Rio Negro, der auf den Karten gewöhnlich Rio Uaupés genannt wird, heißt hier fast allgemein Rio Caiarý.

In den ersten Tagen des Februar gedenke ich abermals von hier aufzubrechen, um über die Cabeçeiras des Rio Piquié durch unbekannte Gebiete den Rio Yapurá und durch diesen den Rio Solimões (Amazonenstrom) zu erreichen. Im Laufe des April laufenden Jahres hoffe ich in Manáos einzutreffen.

Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

Bericht über das Museum des Königreiches Böhmen für das Jahr 1904. Prag 1905. 103 S. 8°.

Boas, Franz, Heredity in Head-Form. (S.-A. aus dem „Americ. Anthropologist", N. S., V, p. 530—538.) Lancaster. 8°.

— The vocabulary of the Chinook language. (S.-A. ebendaraus, VI, p. 118—147.) Lancaster. 8°.

— The decorative art of the North-American Indians. (S.-A. aus dem „Pop. Science Monthly", 1903, LXIII, p. 481—498.) 8°.

— Diverse S.-A. aus „Science" u. a.

— The Folk-Lore of the Eskimo. (S.-A. aus dem „Journal of Amer. Folk-Lore", XVII.) 13 S. 8°.

— Some traits of primitive culture. (S.-A. ebendaraus, S. 243—254.) 8°.

Boletim do Museu Goeldi de historia natural e ethnografia (Museu Paraense), vol. IV, Nr. 1—3.

Conti Rossini, Carlo, I Loggo e la legge dei Loggo Sarda. (S.-A. aus dem „Giornale della Soc. Asiatica Italiana", XVII.) Firenze 1904, 63 S. 8°.

— Note sugli Agau, 1. (S.-A. ebendaraus, p. 183—242.) Firenze 1905, 8°.

Correspondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, XXXV, Nr. 10—12, XXXVI, Nr. 1—3.

Gaudry, Albert, The Baoussé-Roussé exploration. (S.-A. aus dem Smithson. Report f. 1902, p. 451 bis 453.) 8°.

Giuffrida-Ruggeri, Dr. V., Un cranio acrocefalico. (S.-A. aus den „Atti della Soc. Romana di antropol.", XI, fasc. II.) Roma 1905, 17 S. 8°.

— Gli pseudo-parietali tripartiti del Frassetto. (S.-A. aus dem „Monitore zoologico Italiano", XVI, p. 64—70.) Firenze 1905, 8°.

Grassi-Museum zu Leipzig. Museum für Völkerkunde, Illustrierter Führer durch das Museum für Länderkunde. Bearbeitet von Dr. Paul Wagner. Leipzig 1905. 70 S. 8°.

Hamy, E. T., Quelques observations sur les tumulus de la vallée de la Gambie. (S.-A. aus den „Comptes rendus de l'Acad. des insc. et belles lettres", 104.) 10 S. 8°.

Holmes, W. H., Fossile human remains found near Lansing, Kansas. (S.-A. aus dem Smithson. Rep. f. 1902, p. 455—462.) 8°.

Jacob, Georges, Oriental element of culture in the Occident. (S.-A. aus dem Smithson. Rep. f. 1902, p. 509—529.) 8°.

Jahresbericht des städtischen Museums Carolino-Augusteum in Salzburg 1904. Salzburg o. J. 122 S. 8°.. 2 Tafeln.

Jochelson, Waldemar, The mythology of the Koryak. (S.-A. aus dem „American Anthropologist", N. S., VI, p. 413—425.) Lancaster. 8°.

Johnston, Sir Harry H., The pygmees of the great Congoforest. (S.-A. aus dem Smithson. Rep. f. 1902, p. 469—491.) 8°.

Lehmann-Nitsche, Dr. R., Altpatagonische, angeblich syphilitische Knochen aus dem Museum zu La Plata. Sammlung Boggiani von Indianertypen aus dem zentralen Südamerika. (S.-A. aus der „Zeitschrift für Ethnologie", 1904, p. 854—862 und 882—885.) Berlin 1904. 8°.

Macuamara, N. C., The craniology of man and anthropoid apes. (S.-A. aus dem Smithson. Rep. f. 1902, p. 431—449.) 8°.

Ministerie van Binnenlandsche zaken. Rijks Ethnographisch Museum te Leiden. Verslag van den directeur over het tijdvak van 1 Oct. 1903 tot 30 sept. 1904. 's Gravenhage 1905, 110 S. 8°.

Mitteilungen aus dem städtischen Museum für Völkerkunde zu Leipzig. I, Heft 1. 4°.

Montelius, Oskar, Das Rad als religiöses Sinnbild. Übersetzung von A. Lorentzen. (S.-A. aus „Prometheus", XVI, Nr. 16—18.) Berlin 1905. 22 S. 4°.

Niederlausitzer Mitteilungen. Zeitschrift der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde. VIII, Heft 1—8. 8°.

Proceedings of the Royal Irish Academy, vol. XXV, Sect. B, Nr. 1, 2, 3; Sect. C, Nr. 7, 8, 9. Dublin 1905.

— of the American Academy of Arts & Sciences, vol. XXXIX, Nr. 5—9, vol. XL, Nr. 1—9.

Safford, W. E., Guam and its people. (S.-A. aus dem Smithson. Report f. 1902, p. 493—508.) 8°.

Skeat, W. W., The wild triber of the Malay penin sula. (S.-A. aus dem Smithson. Report f. 1902, p. 463—478.) 8°.

Školski vjesnik, XII, Nr. 1 und 2.

Weinzierl, Rob. Ritter v., Urgeschichte des Saazer Bezirkes (o. O. u. o. J.) 14 S. 8°, 1 Tafel.

Westerlund, F. W., Studier i Finlands antropologi, IV. (S.-A. aus „Fennia, XXI, Nr. 5.) Helsingfors 1904. 58 S. 8°, 3 Tafeln.

Wilser, Dr. Ludwig, Altgermanische Zeitrechnung. (S.-A. aus den Verh. des Naturwiss. Vereines in Karlsruhe, XVIII.) Karlsruhe 1905, 47 S. 8°.

Želizko, J. V., O nástěnných rytinách a kresbách jeskynních palaeolithického člověka. (S.-A. aus „Časopis vlasten. spolku muzejn. v Olomouci", Nr. 85 und 86.) Olmütz 1905, 24 S. 8°, 6 Tafeln.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Am 3. April nachmittags fand eine Besichtigung der Ausstellung statt, welche die ethnographischen Sammlungen von den beiden Reisen des Herrn Regierungsrates Heger in Hinterindien und auf den Sundainseln enthält. Die Führung hatte in zuvorkommendster Weise der Reisende selbst übernommen.

Monatsversammlung am 11. April 1905.

Vorsitzender: Herr Hofrat Jagić.

1. Herr Regierungsrat M. Much spricht über das Werk R. Andrees, Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland. (Siehe S. 124 der „Mitteil.")

2. Herr Dr. Richard Lasch hält einen Vortrag über

Sondersprachen und ihre Entstehung.

Monatsversammlung am 9. Mai 1905.

Vorsitzender: Herr Regierungsrat M. Much.

1. Der Vorsitzende widmet dem am 7. Mai verstorbenen Mitgliede Josef Straberger, Vizepräsidenten des Museums Francisco-Carolinum in Linz, einen warmen Nachruf.

2. Herr Hofrat Prof. Toldt hält unter Demonstration zahlreicher Präparate einen Vortrag über

Formwandel am menschlichen Unterkiefer.

3. Herr Jaroslav v. Czech demonstriert eine Anzahl von ihm auf dem Leopoldsberge in den letzten Tagen ausgegrabener prähistorischer Funde. An der Diskussion über dieselben beteiligen sich Herr Regierungsrat Much und Kustos Szombathy, welch letzterer darauf hinweist, daß diese Funde in eine Linie zu stellen sind mit denen von der Malleiten bei Fischau, dem Kalenderberge bei Mödling und anderen, und daß dieselben den der älteren Hallstattperiode angehörenden Typus repräsentieren, wie die bereits vor Jahren von Spöttl auf dem Leopoldsberge aufgesammelten Stücke.

* * *

Herr k. k. Konservator Heinrich Richlý sendet aus Neuhaus i. B. folgende Mitteilung über

sogenannte Opfersteine.

Über die Bedeutung solcher Steine wurde bereits durch Jahrzehnte viel geschrieben und gestritten und ihnen namentlich prähistorische Bedeutung zugelegt.

Da sie auch in neuester Zeit abermals und noch immer die Aufmerksamkeit von Interessenten und Fachgelehrten fesseln oder doch letztere in Kontroversen verwickeln, dürfte es nicht unerwünscht sein, über dieselben einige bezügliche Daten an dieser Stelle auch aus der hiesigen Gegend — wo ich davon eine große Anzahl kenne und seinerzeit auch viel darüber in Fach- und Zeitschriften in „Wort und Bild“ veröffentlicht habe — zu erfahren.

Die sogenannten „Opfersteine“ finden sich an der böhmisch-mährisch-österreichischen Grenze oder unweit derselben sehr häufig in den verschiedensten Terrainlagen: auf Bergen, Berglehnen und in Tälern, auf großen und kleinen Granitblöcken. Dagegen fehlen sie oft auf bedeutenden, in dominierender Lage situierten — zu den vermeintlichen Zwecken sehr geeigneten — Steinen. Oft sind viele beisammen, oft erscheinen sie nur vereinzelt.

Die bezüglichen, an der Oberfläche oder auch in einzelnen Fällen an der unteren Seite befindlichen Höhlungen und Rinnen sind mehr oder weniger gut erhalten. In keinem Falle ist die Art ihres Entstehens durch Menschenhand nachzuweisen, deren Spuren auch im Laufe von Jahrhunderten verwischt oder, wenn durch Reiben mit härteren Steinen entstanden, nie sichtbar gewesen wären. Meist sind solche mit Höhlungen versehene Steine der einheimischen Bevölkerung bekannt, führen besondere Namen oder es knüpfen sich an dieselben verschiedene Sagen. In keinem Falle wurden — ich habe zwei davon gründlich umgraben lassen — bei denselben prähistorische, wohl aber mittelalterliche Altertümer, als: Gefäßscherben, eiserne Messer, Kohle und Asche, gefunden. Auch weist die Situierung solcher Steine weder — wie vermutet wurde — auf Grenzgemarkungen noch auf die Richtung von Steigen und Saumwegen hin.

Hiemit wäre über „Opfersteine“ das wesentlichste gesagt; es erübrigt nur noch, einiger, den vorerwähnten in ihrem Aussehen verwandten, offenbar durch Menschenhand entstandenen Höhlungen zu gedenken, deren Bedeutung auch eine rätselhafte ist.

In Markel (bei Landstein) fand ich gelegentlich einer systematischen Grabung inmitten des wallumschlossenen Ortes, in den Überresten eines mittelalterlichen Kellergelasses, an der zu unterst gelegenen horizontalen Steinstufe, und zwar an der dem Boden zugekehrten, einst viel benützten Seite, eine kreisrunde Höhlung von 8 *cm* Durchmesser und 2·5 *cm* Tiefe, welche offenbar durch Menschenhand entstanden war. In unmittelbarer Nachbarschaft wurde ein kleiner glasierter Krug, ein henkelloser Topf, der Boden eines mit Glasschmelz überdeckten Graphitgefäßes usw. und ein nach vorhergegangener chemischer Analyse als Messing bezeichneter Ring gefunden.

An der Pfarrkirche in Zlabings (Mähren), welche als solche bereits im Jahre 1299 genannt wird, befindet sich eine aus einem größeren Steine roh herausgebrochene Schüssel — 30 und 32 *cm* Durchmesser und 14 *cm* tief —, in den schon fertigen gotischen, aus großen Granitquadern aufgebauten Pfeilern an der Außenseite, inmitten einer im Quadern-gesteine geschaffenen Höhlung, erst in späterer Zeit eingefügt. Eine erklärende Sage oder Tradition ist unbekannt.

Die kleine Schüssel von Markel, sowie die große von Zlabings und die zahllosen kleinen Grübchen und Rinnen, welche wir an vielen gotischen Pfeilern Prager und anderen Kirchen finden, wären, im Falle „Opfersteinen“ die vermeintliche mittelalterliche Bedeutung zugesprochen würde, an diese anzureihen, jedenfalls aber als Anklänge an alte heidnische Gebräuche zu deuten. Dabei wäre die Schüssel in Zlabings — an der Außenseite der Kirche dem Presbyterium gerade gegenüber — gewissermaßen zur Warnung an den Pranger gestellt; die kleine Höhlung von Markel aber, als zu Boden gewendet, von der nunmehr christianisierten Bevölkerung symbolisch mit Füßen getreten, zu deuten; die kleinen Grübchen an alten Kirchen, welche unter Umständen bei Krankheiten heilbringende Wirkung schaffen sollten, und die Rinnen, in welchen, um unfehlbar zu treffen, bei Glockenklang Schwerter und Dolche geschliffen wurden, als Wahrzeichen letzter heidnischer, von der Kirche geduldeter Überkommnisse zu bezeichnen und in eine noch spätere

Zeitperiode zu verlegen, als jene (XI. Jahrhundert) war, von welcher Kosmas als Augenzeuge bemerkt hat:

„Viele Dorfbewohner ehren gleich den Heiden Feuer und Brunnen; andere neigen sich vor Hainen, Bäumen oder Steinen; andere opfern Anhöhen und Hügeln; andere beten zu tauben und stummen Götzen, die sie selbst verfertigt haben" usw.

Zum Schlusse sei nur noch bemerkt, daß die prähistorische Bedeutung der sogenannten „Opfersteine" heute durch zeitbestimmende Funde unerwiesen ist und daß sich dieselben — ausgenommen am Berge Mehelník bei Písek, wo zufällig ein Bronzering gefunden wurde — in einem Rayon befinden, der auf Grundlage unseres gegenwärtigen Wissens in vorgeschichtlicher Zeit von Menschen nicht bewohnt war.

Es bleiben also nur die Fragen offen:

Sind manche der in Rede stehenden Höhlungen durch Menschenhand entstanden?

Haben sie im Bejahungsfalle innerhalb der Gemarkungen des einstigen Grenzwaldes, wohin halsstarrige Anhänger altererbter heidnischer Gebräuche aus christianisierten Gegenden geflüchtet waren, heidnischen Opfer- oder anderen Zwecken — Getreidemahlen usw. — gedient oder

sind alle durch Erosion entstanden?

Am 15. Juni nachmittags fand eine Besichtigung der prähistorischen Fundstätten auf dem Leopoldsberge statt, die gegenwärtig von Herrn v. Czech untersucht werden (siehe S. [46] unten).

Ausflug nach Eisenstadt und Ödenburg am 18. Juni 1905.

Bei schönstem Wetter trafen die 13 Teilnehmer der Exkursion, an deren Spitze Herr Hofrat Toldt und Regierungsrat Much, in Mühlendorf (Szárazvám) ein, wo sie von den Herren Oberstuhlrichter Wolff, Bürgermeister Pamlényi, Herrn Sándor Wolf aus Eisenstadt und Prof. Bella, J. R. Bünker, Dr. Arnhold und Archivar A. Kugler aus Ödenburg begrüßt wurden. Hierauf bestieg die Gesellschaft die von den Eisenstädter Herren unentgeltlich zur Verfügung gestellten Wagen und fuhr nach dem Mühlendorfer Ortsfriedhofe. Dort waren auf Kosten des Herrn Sándor Wolf zwei römische Sarkophage aufgedeckt worden. Die Aushebung des einen derselben wurde sogleich in Angriff genommen. Sowohl die Ödenburger als auch die Wiener Archäologen griffen wacker mit Grabinstrumenten zu und nach kaum halbstündiger Arbeit war das im Sarkophage ruhende Skelett freigelegt. Als einzige, aber sehr schöne Beigabe fand sich zwischen dem Brustkorbe und dem rechten Arme des Skelettes eine glatte Glasschale mit zierlich gewelltem Rande eingebettet.

Diese Schale hat besonders deshalb höheren Wert, weil eine solche von gleicher Form sich weder in dem Eisenstädter noch in dem Ödenburger Museum vorfindet. Der zweite Sarkophag konnte aus Mangel an Zeit nicht in Untersuchung gezogen werden.

Die Gesellschaft bestieg wieder die Wagen und fuhr nach Eisenstadt. Nach der Einnahme eines Gabelfrühstückes im Gasthofe „Zum Adler", wozu die Weingroßhandlungsfirma Wolf in munifizenter Weise die besten Weinsorten aus ihren Kellereien (edle Ruszter Weine) beistellte, wurde die Sammlung des Herrn Sándor Wolf, bestehend zumeist aus römischen Fundgegenständen aus Eisenstadt und Umgebung, besucht. Die Sammlung ist sehr reichhaltig und enthält viele sehr schöne und wertvolle Stücke.

Den nachfolgenden Programmpunkt bildete die Besichtigung des fürstlichen Parkes mit dem Glanzpunkte in demselben, die Statue der Fürstin Leopoldine Esterházy aus kararischem Marmor, gemeißelt von der Meisterhand Canovas. Hohes Interesse erweckte der Besuch der fürstlichen Wagenburg mit den alten Prachtkarossen und die Besichtigung der Sattelkammer mit den herrlichen in Gold und Silber gestickten Schabracken, von denen manch eine ein ganzes Vermögen repräsentiert.

Leider entschwanden die Minuten so rasch, daß den letztgenannten Gegenständen nicht mehr genügende Zeit und Aufmerksamkeit gewidmet werden konnte. Wieder bestiegen die Ausflügler, nachdem sie sich mit Dank und innigster Anerkennung von den liebenswürdigen Eisenstädter Herren verabschiedet hatten, die Equipagen, um den vor 1 Uhr abgehenden Zug in Mühlendorf zu erreichen.

Nach Ankunft auf dem Raaber Bahnhofe in Ödenburg wurde im ebenerdigen Speisesaale des Kasinos ein Mittagmahl eingenommen. Zu diesem Mahle erschienen noch aus der Ödenburger Gesellschaft u. a. die Herren Vizebürgermeister Dr. Franz Printz, Propst und Stadtpfarrer Dr. Otto Zehetbauer, Oberstabsarzt Dr. Julius v. Cäsar.

Hier begrüßte Herr Dr. Printz die Wiener Gesellschaften im Namen der städtischen Behörde. Herr Hofrat Toldt erwiderte in gehaltvoller Rede und ließ seinen Trinkspruch ausklingen auf den Schirmherrn von Kunst und Wissenschaft, auf den gemeinsamen Landesvater Österreichs und Ungarns. Prof. Bella feierte die Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft und des Wissenschaftlichen Klubs. Mit besonderer Freude begrüßte er auch den Regierungsrat Herrn Dr. M. Much. Äußerst launige Toaste sprachen noch Prof. Dr. Neumann und Dr. Arnhold.

Es war bereits gegen 4 Uhr geworden, als die Teilnehmer von ihren Führern in das Museum geleitet wurden. Im Rathause wurden die Wiener Herren und Damen vom Bürgermeister Dr. Töpler begrüßt. Die Führung durch das Museum übernahm Herr Archivar Kugler. Besonderes Interesse erweckten in dieser reichhaltigen und zweckmäßig eingerichteten Sammlung der Darufalvaer Silberfund, der Gundbald-Kelch und der erst vor kurzem erworbene Goldfund aus Medgyes.

Gegen $^1/_2$6 Uhr fuhr die Gesellschaft zum Südbahnhofe, um bis zur Abfahrt des Zuges, die um $^1/_2$7 Uhr erfolgte, in angenehmster Stimmung beisammen zu bleiben.

Ausschußsitzung am 4. Juli 1905.

Auszug aus dem Protokoll:

1. Gestorben sind die Ehrenmitglieder Se. k. u. k. Hoheit Erzherzog Josef, Dr. Adolf Bastian in Berlin und Dr. Hjalmar Stolpe in Stockholm, die unterstützenden Mitglieder Exzellenz Ernst Graf Waldstein in Prag und Nathaniel Freiherr v. Rothschild in Wien und die wirklichen Mitglieder Josef Straberger in Linz und Prof. Dr. Alois Riegl in Wien. Ausgetreten sind 3 wirkliche Mitglieder, gestrichen wurde 1 wirkliches Mitglied.

Als neue unterstützende Mitglieder werden aufgenommen Herr Karl Reininghaus in Wien und das bisherige wirkliche Mitglied Prof. Dr. Eduard Seler in Berlin, als wirkliche Mitglieder die Herren Dr. Paul Cohn (lebenslängliches Mitglied), Gustav Baldermann, Privatier, Theodor Köchert, k. u. k. Hofjuwelier, Dr. Josef Ritter v. Metnitz, k. k. Universitätsprofessor, Dr. H. W. Graf, Hof- und Gerichtsadvokat, Dr. Siegmund v. Schumacher-Marienfried, sämtlich in Wien, und Hans Fehlinger in Rodaun.

2. Der Vorsitzende berichtet, daß die für heuer geplante Grabung in Hallstatt wegen Krankheit des hiemit betrauten Freiherrn v. Baillou nicht werde durchgeführt werden können, zumal auch keine Aussicht auf Erhalt der allerhöchsten Subvention für praktische Arbeiten bestehe.

3. Der Vorsitzende berichtet, daß infolge Widmung von Beiträgen seitens der Herren Dr. Paul Cohn und Fritz Dobner v. Dobenau der zur Publikation des Vortrages von Hofrat v. Wieser in der heurigen Jahresversammlung außerhalb des Rahmens des für die Mitteilungen fixierten Voranschlages nötige Betrag bereits zum Teile aufgebracht werden sollte. Herr Dr. Wahrmann erklärt sich bereit, ebenfalls hiezu einen Beitrag zu leisten. Es wird hierauf der Druck des Vortrages bewilligt. Der Vorsitzende spricht den Spendern den Dank der Gesellschaft aus.

4. Dem Lehrer J. R. Bünker in Ödenburg wird zur Vornahme von Flurforschungen im Lungau der Betrag von K 400 bewilligt.

5. Es wird beschlossen, eine Einladung zu dem im September in Brüssel stattfindenden Congrès International d'Expansion Économique Mondiale wegen der der Gesellschaft ferner liegenden Themen abzulehnen.

6. Der Vorsitzende berichtet über die beiden Frühjahrsexkursionen.

7. Regierungsrat Much, Prof. Much und Dr. Bouchal berichten über die Vorarbeiten für die anläßlich der Salzburger Versammlung stattfindenden Exkursionen auf den Mitterberg, nach Nußdorf und nach Dalmatien und Bosnien.

* * *

Herr Dr. Theodor Koch berichtet folgendes über den Schluß seiner Reise, über die der letzte Bericht auf S. [44] zu finden ist:

Am 6. Februar d. J. brach ich mit meinem Diener und mehreren Indianern von São Felippe auf, fuhr abermals den Rio Tiquié aufwärts bis zu jenem Indianerpfade, den ich bereits auf meiner zweiten Reise (Mai 1904) erreicht hatte, und schaffte dort mit Hilfe der Indianer Boote und Gepäck über die kurze Wasserscheide zum Yanakáka-Igarapé, der nach Aussage der Indianer sein Wasser dem Yapurá zuführte. Nach viertägiger beschwerlicher Fahrt auf diesem schmalen Waldbache trafen wir wieder die ersten Indianer, Tsóloa und Palánoa, die nie zuvor Weiße gesehen hatten, und gelangten bald darauf zu einem größeren Flusse mit schwarzem Wasser, dem Pira-paraná, in dessen wilden Stromschnellen wir durch Kentern eines Bootes u. a. sämtliches Salz verloren. Meine Tiquié-Indianer verließen uns hier aus Furcht vor den unteren Stämmen, mit denen sie seit altersher im Kriege lagen, und ich setzte mit meinem Diener die Fahrt allein fort. Nach einer Reise voll Gefahren und Strapazen durch ein völlig menschenleeres Gebiet lenkten wir endlich in den breiten Rio Apaporis ein und trafen am 23. März wieder die ersten seßhaften Indianer, Makúna, Yabahána und Yahúna. Diese brachten uns zu einer Niederlassung kolombianischer Kautschuksammler, von wo aus wir am 16. April mit zwei Indianern in zwei Booten den gewaltigen Yapurá erreichten. Nach strammer Fahrt begegneten wir am 24. April endlich einem kleinen Dampfboote, das uns nach dem Städtchen Teffé brachte und am 4. Mai kamen wir glücklich in Manáos an.

* * *

Herr Dr. Rudolf Pöch schreibt in einem Briefe an Herrn Hofrat Penck aus Sattelberg bei Finschhafen (Neuguinea):

„Zu einer Studie über die Ornamentik der Monumbo hatte ich schon viel Material gesammelt. Leider wurde meine Arbeit durch ein mehrtägiges Fieber und längere Arbeitsunfähigkeit nachher unterbrochen. Ich mußte dann meine Ethnologika verpacken und konnte später, da ich die Stücke nicht mehr zur Hand hatte, die Sache nicht fortsetzen. Ich habe gefunden, daß es ähnlich wie bei den Gesängen so auch bei den Ornamenten längst nicht mehr möglich ist, in allen Fällen deren ursprüngliche Bedeutung zu erfragen. Im Zusammenhange damit haben sich Bezeichnungen für einzelne Linien und Formen herausgebildet, analog unseren „Mäander", der „Schlangenlinie" usw. Beispiele sind: „Kakadueingeweide", „Papageienweg", „Schmetterlingsflügel" (bei den Monumbo).

Vielleicht komme ich noch dazu, in dieser Weise eine kurze Notiz aus meinen Aufzeichnungen zusammenzuschreiben."

Eine gleichzeitig mit diesem Briefe eingelangte Abhandlung ist im vorliegenden Hefte der „Mitteil." abgedruckt.

* * *

Herr Prof. Dr. L. K. Moser sendet aus Triest folgende

Fundberichte aus dem Küstenland.

S. Martino bei Torre am Quieto in Istrien. Über diesen prähistorisch wichtigen Punkt hat bereits Prof. Dr. Moriz Hoernes in den „Mitteil.", Bd. XXIV, S. 181—183, eine eigene Abhandlung über seine Grabversuche und zutage geförderten Resultate niedergelegt, aus denen zu ersehen ist, daß diese Grabversuche im allgemeinen ein geringes Resultat ergaben. Bessere Funde wurden beim Baue der neuen Kapelle von S. Martino, die noch heute nicht fertig ist, gemacht, nämlich einige Gräber der Vermo-Pizzughi-Stufe aufgedeckt, deren Hauptstücke dem Landesmuseum von Parenzo einverleibt wurden. Ich verweise daher auf diese Abhandlung.

Gelegentlich eines Besuches von Torre besichtigte ich auch den Castellier von S. Martino, und zwar in sehr eingehender Weise, und fand überall Spuren vorgeschichtlicher wie römischer Ansiedelung. Überschreitet man die Mauer, welche die nördliche Schmalseite des Kapellenrayons umgibt, so kommt man auf eine von einzelnen hervorragenden Felsen durchsetzte Wiesenfläche, die in eine Schlucht hinabzieht. Diese Wiesenfläche ist in der Nähe der Felsen fast grasfrei und zeigt hier einen schwarzen Boden,

der mit Leichenbrand, Topfscherben, einzelnen Metallstückchen förmlich gedüngt ist. Ich machte den eben anwesenden Besitzer des Wiesengrundes darauf aufmerksam und sagte, daß hier ein alter Friedhof sein müsse, worauf er erwiderte, daß er beim Ackern eines Teiles des erwähnten Grundes zahllose Topfreste, sowie auch Beigaben, von denen die auf Abb. 16 abgebildeten, mit Ausnahme des kleinen venetianischen Dolches, alle drei von diesem Fundorte stammen. Ich habe dieselben, als sie der Besitzer nicht veräußern wollte, in seiner Wohnung gezeichnet. Es ist dies eine aus Hirschgeweih geschnittene, mit Widerhaken versehene, schöne Harpune von 20·5 *cm* Länge (Fig. 1), ferner eine 33·3 *cm* lange Lanze aus Eisen mit kantiger Tülle (Fig. 2) und ein zirka 18 *cm* langes Gehänge, aus einer undeutlich ornamentierten Kugel und einem Kettchen aus 14 Ringelchen bestehend (Fig. 3, Länge 18 *cm*); doch dürfte dieses Gehänge mit den beiden vorherigen nicht in Zusammenhang gebracht werden, da es jüngeren Datums zu sein scheint. Wenn auch, wie schon erwähnt, ein Teil dieser Wiesenfläche vom Pfluge durchfurcht wurde, so dürfte es noch Stellen geben, die, unberührt geblieben, zu interessanten Funden berechtigen. Die Sage, daß auf S. Martino große goldene Leuchter begraben liegen, läuft in aller Mund. Möge es einem zweiten Schliemann gelingen, diesen Schatz zu heben!

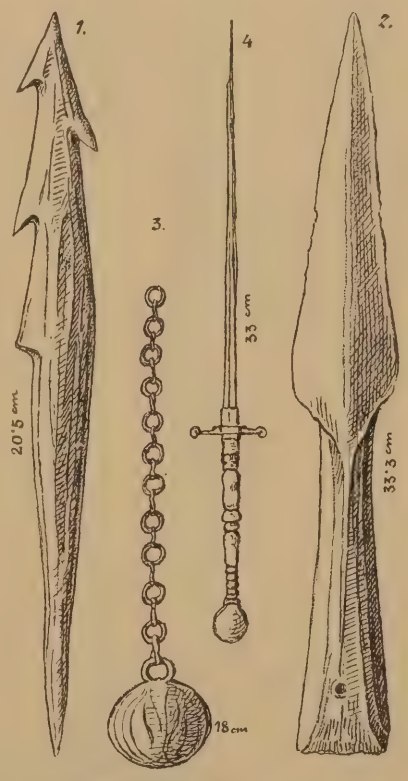


Abb. 16. San Martino bei Torre.

Prähistorische Funde von Castelvenere in Istrien. Ungefähr eine Stunde von der Station Markovac der Kleinbahn Triest—Parenzo, in östlicher Richtung, erreicht man den auf einem isolierten Hügel 144 *m* über der Talsohle des Dragognaflusses befindlichen kleinen Ort, der nur einige 16 Hausnummern zählt. Die Kirche liegt unten an der von Capodistria heraufkommenden Fahrstraße, während das Pfarrhaus, als das bedeutendste Gebäude, den Gipfel des Hügels nebst 4 Steinhäusern krönt. Beim Anstiege zum Pfarrhause, besser aber noch von der Nordseite, sieht man Teile der Mauern, welche einst den ganzen kleinen Ort umgaben. Castelvenere war noch zurzeit der Venetianer ein stark befestigter Punkt. Heute sind nur noch einige Mauerreste sichtbar. Der Ort hat eine herrliche Lage und man genießt da eine prächtige Rundsicht auf das an Mühlen reiche Dragognatal und weiter gegen Nordwest überblickt man die große Bucht von Sizziole (Sicciole) mit den weit ausgedehnten Salinen, während das Tal selbst umrahmt wird von malerisch vorgeschobenen Sandsteingebirgen. Nach eingezogenen Erkundigungen erfuhr ich vom Meßner, daß man auf einer auf der Nordseite gelegenen Lokalität, ungefähr 50 *m* über der Straße, die aus dem Tale heraufführt, auf der Lokalität *„Na vertača“*, zu deutsch vielleicht „In der Gärtnerei“, verschiedene alte Gegenstände finde. Der Besitzer des Grundes ließ sich sofort herbei, eine Probegrabung zu veranstalten, die auch vorgenommen wurde. Die Lokalität stellt eine längliche, plateauartige Fläche dar und ist heute ein Brachfeld. Schon bei den ersten Schlägen mit der Spitzhaue fanden sich in der schwarzen humusreichen Erde unter dem Rasen Gefäßreste mannigfaltiger Art, von verschiedener Farbe, Stärke und Material, so daß auf ein reiches Inventar von Geschirr zu schließen ist. Es fanden sich weiter häufig verzierte Randstücke (Abb. 17, Fig. 8 und 9) von ähnlicher Form, wie man sie auf istrianischen Castellieren antrifft, von Henkeln, z. B. die Ansa lunata, dann Tonwirtel von verschiedener Größe und Form (Fig. 10, 12 und 13), ein Dolchspeer (Fig. 4) und ein Hammer aus Hirschgeweih, mit Lochung für den Stiel, und in welch schönen Exemplaren damals der Hirsch die Wälder Istriens bewohnte, beweist ein hart über dem Rosenstocke schief abgesägter Stangenstumpf, bei welchem der Durchmesser des Rosenstockes an der Abwurfsstelle allein 10 *cm* mißt; ein Quetsch- oder Schleuderstein, von

viereckiger, an den Kanten abgerundeter Form, aus Diorit, einer hier nicht anstehenden Gesteinsart, Bruchstücke von Schleifsteinen aus Sandstein.

Von Metallgegenständen fanden wir eine Fibel aus Bronze, im Zentrum der Scheibe ein Stück roter Edelkoralle, mit deutlicher Nut und fehlender Nadel (Abb. 17, Fig. 5), einen durchlochten Bleiknopf (Fig. 11) und ein glockenartig geformtes Stück aus Zink oder einer Legierung aus Zink und Antimon, mit bläulichgrauer, stellenweise gelbbrauner Patina. Das Stück ist unten mit Weinranken verziert und zeigt zu beiden Seiten mit Blättern ornamentierte Zapfen, durch welche ein Eisendraht hindurchging, von dem man noch die Reste sieht. Von Eisen fanden wir ein Messer (Fig. 1), einen Wurfspeer (Fig. 2) und eine Lanze mit Widerhaken. Das in Fig. 7 abgebildete Stück ist aus Bronze [1]), etwas verbogen und stammt von der Lokalität Montrino nächst Station Caldania. Eine in großem Stile vorzunehmende Ausgrabung müßte einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der istrischen frühgeschichtlichen Befestigungen liefern. Die Fundobjekte sind in meiner Verwahrung und stehen jederzeit zur Ansicht.

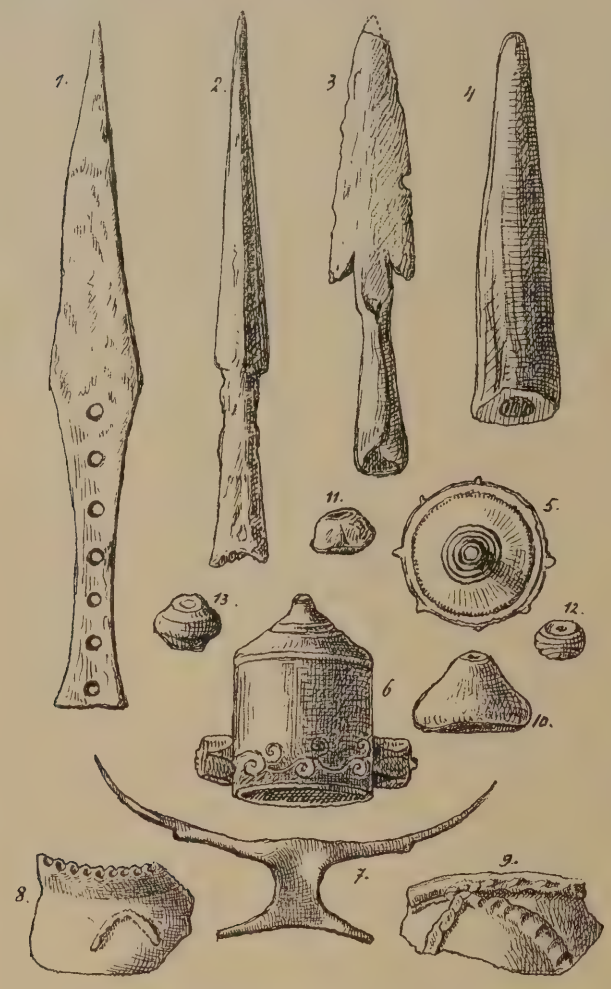


Abb. 17. Castelvenere. (Fig. 1, 7, 11 in 3/8, Fig. 8, 9, 10, 12, 13 in 1/4, Fig. 2—6 in 3/4 d. nat. Gr.)

Neolithisch prähistorische und römische Fundobjekte aus der Domhöhle von Praprot bei Nabresina. Von der Bahnstation Nabresina führt die Hauptstraße nach Komen gegen Nord im Bogen um die ganze Bahnhofsanlage und dann auf die Höhe, zwischen den Dörfern S. Poley und Praprot vorüber. Unterhalb dieser Höhe breitet sich ein mit Wiesen und Feldern bedecktes Plateau von ziemlicher Ausdehnung gegen Nabresina einer- und gegen Samatorca anderseits aus. Dasselbe ist von zahlreichen Dolinen verschiedener Größe durchsetzt. Eine solche Doline mit mehr trogartiger, muldenartiger Form zieht sich gleichsam ins Innere des ersten Höhenrückens hinein und mündet in eine Höhle aus, deren Eingang domartig gestaltet ist. Die Höhle setzt sich nach innen in derselben Domform, sich ein wenig in der Decke senkend, in gleicher Weise fort.[2]) Über einzelne Blöcke gelangt man wie über Stufen an einen kaum 2 *qm* großen ebenen Platz, dessen Lehmboden zur Untersuchung sehr einladend war, um so mehr, da dieser Platz für eine Rast eigens hergerichtet war, indem große Blöcke das weitere Innere der Höhle gleichsam abgrenzen. Von hier gelangt man über eine zweite größere Stufe auf ebenen Boden und gegen das Ende zu verengt sich diese domartige Halle durch zahllose Trümmer von Kalkblöcken, die seinerzeit vielleicht absichtlich hinabgeschleppt wurden, um das Ausströmen der kalten Luft zu verhindern. Zweifellos setzt sich diese Höhle, deren zugänglichen Teil ich mit 30 *m* gemessen, ins Innere des Gebirges fort und scheint mit einer von der Südseite aus

[1]) In diesem sonderbar geformten Stücke könnte man die Nachahmung eines Hirschgeweihes erblicken?

[2]) Stellenweise scheint Menschenhand nachgeholfen zu haben.

einmündenden, weit in den Berg hineinziehenden Felsenhöhle, „Katra jama“ genannt, in Verbindung zu stehen. Eine hier im vorderen Teile der Höhle vorgenommene Grabung ergab gerade kein besonders günstiges Resultat, aber immerhin den Beweis, daß diese Höhle vielleicht nur vorübergehend vom Menschen der jüngeren Steinzeit bewohnt war und noch zur Römerzeit besucht wurde. Das hier bis zu einer Tiefe von $^1/_2$ *m* anstehende Erdreich zeigte sich durchweg von Holzkohle durchsetzt und einzelnen gespaltenen Knochen nebst Zähnen vom Schafe, von der Ziege und vom Schweine, gehackten Rippenstücken, auch in verschiedenem Grade der Verkohlung. Da sich auf den Knochen deutliche Schnittspuren zeigen, so war mein Augenmerk auf Flintartefakte gerichtet, von denen ich auch wirklich eines aus weißlichgrauem Flint fand (Abb. 18, Fig. 2). Von Knochenartefakten fand sich ebenfalls nur ein einziges Stück vor. Es ist dies eine aus dem Gleichbeine (Griffelbein) gefertigte Nadel mit kreisrundem Öhre und deutlicher Einkerbung unter dem Gelenksende, während der untere Teil der ganzen Länge nach mit dem Flintwerkzeuge geglättet ist. Die feine Spitze der Nadel (Fig. 1) ist abgebrochen. Ein fast quadratisch zugeschnittenes Knochenstück aus einem menschlichen Hinterhauptbeine zeigt an der Oberfläche Schnittspuren.

Abb. 18. Höhle Praprot. ($^3/_8$ d. nat. Gr.)

Knochen mit Biß- und Schnittspuren, sowie abgenagte Knochen sind nicht selten. Ein Fußknochen eines größeren, hühnerartigen Vogels, ein Fußglied vom Schweine, von jungen Tieren Klauen und Kieferstücke. Auffallend ist das Vorkommen eines weißen gespaltenen Röhrenknochens mit deutlichen Ansätzen des Flintmessers. Weit reicher ist das Inventar der Tongeschirre. In Abb. 18 habe ich einige Randstücke von Gefäßen abgebildet in den Fig. 4—10, die aus freier Hand gebildet wurden. Die Stücke 6 und 7 sind aus schwarzem, mit Spatel geglättetem Tone, die übrigen mit mehr oder minder nach auswärts gebogenem Rande und starker Bauchung, aus einem roten bis gelben, mit zahlreichen Calcitspaltungsstücken durchsetzten Tone gefertigt. Fig. 10, aus bräunlichschwarzem Tone, zeigt das Wellenornament. Das in Fig. 3 abgebildete Stück mit Reifen- und Furchenverzierung ist mittels Drehscheibe gefertigt und dürfte, sowie ein Flaschenhals und dazugehörige Bruchstücke mit Reifenverzierung aus der Bauchung, römischer Provenienz sein. Bodenstücke von Töpfen mit flachem Boden wurden nur drei vorgefunden. Mein Bemühen, aus den aufgesammelten Scherben etwas Ganzes zusammenzustellen, wurde nicht gelohnt. Die im unteren Absatze der Höhle vorgenommenen Grabungen ergaben ein negatives Resultat.

So einladend die Höhle zur Grabung war, ergab letztere doch nur ein spärliches Resultat. Von Meereskonchylien, die in großer Menge in den küstenländischen Felsenhöhlen gefunden werden, von denen ich bisher 25 allein in der Umgebung von Nabresina—Zgonik—S. Croce konstatierte, fanden wir nur ein einziges Fragment einer Monodonta.

Ein schönes Bild bietet der domartige Eingang der Höhle, der sich, wie gesagt, in seiner Form durch die ganze Höhle fortsetzt. Die Form erinnert an den gotischen Spitzbogen, wie man ihn hie und da bei Türeingängen der einzelnen alten Kapellen (Prosecco, S. Croce usw.) antrifft.

* * *

Herr med. Dr. Josef Schicker in Wien übermittelt folgenden

Bericht über römische Skelettfunde in der Umgebung von Laureacum.

Die Umgebung des alten Laureacum ist seit Jahren eine ergiebige Fundstätte römischer Gräber; da man wiederholt sehr gut erhaltene Skelette vorfindet, so beschloß der Musealverein, bei jedem derartigen Funde kraniologische Schädelmessungen vorzunehmen und zusammenzustellen; vielleicht haben diese Aufzeichnungen auch für die kraniologische Statistik einen kleinen Wert.

In unmittelbarer Nähe der nordöstlichen Seite des römischen Lagers ist in einer wellenartigen, langgestreckten Bodenerhebung eine städtische Schottergrube angelegt, wo man schon manchen römischen Fund machte. Anfangs März 1905 stießen die Arbeiter in einer Tiefe von etwa $1^1/_2$ *m* im Schotter auf Menschenknochen. Nach sorgfältiger Bloßlegung fand man ein wohlerhaltenes männliches Skelett von starkem Bau, etwa 185 (!) *cm* lang, Kopf im Osten, aber ohne jede Beigabe. Durch die augenfällige Langköpfigkeit des Skelettes bestimmt, nahm ich die Messungen vor, wobei sich die sub *A* angeführten Maße ergaben; Vergleiche mit kraniologischen Tabellen (siehe weiter unten) wiesen uns darauf, daß das Skelett aus der Römerzeit stammen dürfte. In diesem Glauben wurden wir bestärkt, als man einige Tage darauf in unmittelbarer Nähe wieder auf ein Skelett (Kopf im Westen) stieß, dessen Schädel leider zertrümmert wurde; dabei fand man eiserne Nägel und Klammern, einen flachen, bleiernen Ring mit Verzierungen, ganz ähnlich dem in Christein nächst Enns im November 1904 bei einem römischen Skelette gefundenen, und außerdem Geflügelknochen.

Bei diesem erwähnten Skelette aus Christein (Maße sub *B*) aus einer Schotter- und Sandgrube, in welcher wiederholt römische Gräber aufgedeckt wurden, fand man das Kapitäl eines römischen Grabsteines aus Konglomeratstein (darstellend einen Giebel mit Gorgonenhaupt, auf den zwei Seiten sitzende Löwen, auf der Spitze einen Pinienzapfen), einen schon genannten flachen Ring um einen kleinen Knochen, eine kleine tönerne, graue Urne[1]) und zwei gläserne, gut erhaltene Flaschen.[2])

Zu Messungen wurden auch drei sehr gut erhaltene Schädel des Museums herangezogen, die von Skeletten aus der Römerzeit stammen und in Laureacum vor Jahren ausgegraben wurden (Maße sub *C, D, E*).

Nicht uninteressant ist es, wie weit sich die Maße der Schädel aus der Römerzeit von denen der heutigen Bevölkerung unterscheiden. J. Ranke (in „Der Mensch", II. Bd.) findet unter dem heutigen bayerisch-österreichischen Volksstamm nach 1000 Messungen:

83% Brachycephale, und zwar mit durchschnittlichem Index 83·0,
16% Mesocephale,
1% (nur) Dolichocephale,

während Altrömer mesocephal und dolichocephal sind mit durchschnittlichem Index 76·2.

Man hat jedoch nachgewiesen, daß auch die Völkerzüge der aus den Nordgauen, wo noch heutzutage das Zentrum der Langköpfigkeit ist, gegen die Römerherrschaft in Süd- und Mitteldeutschland einbrechenden Germanen der Völkerwanderungszeit in ihren Gräbern fast ausschließlich langköpfige Schädelformen zurückgelassen haben, und zwar auch in Gegenden, in welchen heutzutage Langköpfigkeit sehr selten, dagegen der Kurzkopf der herrschende Schädeltypus ist, wie beim bayerischen Volksstamme. Beachtenswert ist auch, daß die Bayern, welche der Annahme der Historiker nach aus keltischem Gebiete, das sie zeitweise besetzt hatten, aus Böhmen, in ihre heutigen Heimsitze gelangten, schon bei ihrem in den Reihengräbern zu verfolgenden Einzuge manche kurzköpfige Elemente aufweisen. Aus all dem schließt man eben, daß die Germanen erst bei ihrer Einwanderung in keltisches Gebiet kurzköpfig geworden sind, wie es jetzt der herrschende Typus ist.

---

[1]) 13 *cm* hoch, $33^1/_2$ *cm* Umfang.
[2]) 16 *cm* hoch, 32 und 33 *cm* Bauchumfang.

Die Schädel unserer römischen Skelettfunde jedoch zeigen durchweg den langköpfigen Typus oder mittelköpfigen mit Hinneigung zum langköpfigen.

A. Schädel: 19·7 L., 14·6 B., 14·1 H.; in Zentimetern.
Index: **74·1,** also dolichocephal.
(Gesicht: 12·7 H., 14·0 B.; Index: 90·7, lang.)

B. Schädel: 17·8 L., 13·5 B., H. ?
Index: **75·8,** also mesocephal.

C. Schädel: 20·0 L., 14·4 B., 13·9 H.; in Zentimetern.
Index: **71·7** (!), also dolichocephal.
(Gesicht: 11·7 H., 13·4 B.; Index: 87·9, kurz.)

D. Schädel: 19·2 L., 13·6 B., 13·1 H.; in Zentimetern.
Index: **70·8** (!), also dolichocephal.
(Gesicht: 11·7 H., 12·6 B.; Index: 92·8, lang.)

E. Schädel: 19·8 L., 15·3 B., 14·3 H.
Index: **77·2,** also mesocephal.
(Gesicht: 12·4 H., 14·7 B.; Index: 84·3, kurz.)

Die Zusammenstellung wird bei neuen Funden fortgesetzt.

Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen (bis Mitte Oktober):

Adachi, Dr. Buntaro, und **Frau Yaso,** Die Fußknochen der Japaner. Mit 2 Tafeln und 7 Textfiguren. (S.-A. aus „Mitteil. der mediz. Fakult. der kaiserl. japan. Univers. Tokyo", VI, S. 307—344.) Tokyo 1905. 8°.

— Die Handknochen der Japaner. Mit 3 Tafeln und 1 Textfigur. (S.-A. ebendaraus, S. 349—375.) Tokyo 1905. 8°.

Anales del Museo Nacional de Montevideo: Flora Uruguaya, Tomo II. (continuación y última entrega). Montevideo 1905. 132, 83 S. 8°.

Arlt, Dr. F. R. v., Anthropologisches aus Südtunesien. (S.-A. aus der „Wochenschr. f. Therapie und Hygiene des Auges", VIII.) 11 S. 8°.

Bericht des Verwaltungs-Ausschusses des Museums-Vereines für das Jahr 1905. Budweis 1905. 63 S. 8°.

Boas, Franz, The Jesup North Pacific Expedition. (S.-A. aus den „Transact. of the Intern. Congress of Americanists 1902, S. 91—100.) 8°.

— and **Clark Wissler,** Statistics of growth. (U. S. Bureau of Educ., Report of the Commissioner of Education for 1904, S. 25—132.) Washington 1905. 8°.

Boman, Eric, Migrations précolombiennes dans le nord-ouest de l'Argentine. (S.-A. aus dem „Journal de la Soc. des Américanistes de Paris", N. S., II, S. 91—108.) Paris 1905.

Canadian Record of Science, The, IX, Nr. 3 and 4. Montreal 1905.

Congrès International d'Expansion Économique Mondiale. Mons 1905. Enseignements. 8°.

Correspondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, 1905, Nr. 4, 5, 6, 7, 8.

Dixon, Roland B., The Huntington California Expedition. The Northern Maidu. (Bull. of the Amer. Mus. of Natural Hist., XVII, S. 119—346.) New-York 1905. 8°.

Folkmar, Daniel, Album of Philippine Types. Christians and Moros. 80 Plates. Manila 1904.

Giuffrida-Ruggeri, Dr. V., Discussioni di antropologia generale. (S.-A. aus dem „Monitore Zool. Ital.", XVI, S. 148—158.) Firenze 1905. 8°.

— Crani dell' Australia, della Nuova Caledonia e delle Isole Salomone. (S.-A. aus den „Atti della Soc. Romana di Antropol.", XII, fasc. 1.) Roma 1905. 31 S. 8°.

Haeckel, Ernst, Der Kampf um den Entwicklungsgedanken. Drei Vorträge. Berlin 1905. 112 S. 8°.

(Halkin, Josef,) Enquête ethnographique et sociologique sur les peuples de civilisation inférieure. Questionnaire général. Bruxelles 1905. 94 S. 8°.

Jahresbericht, 13., des Verwaltungs-Ausschusses des städt. Museums in Krems für das Jahr 1904. 4 S. 4°.

— der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft in Zürich pro 1904—1905. Zürich 1905. 104 S. 8°.

Jochelson, Waldemar, Essay on the Grammar of the Yukaghir Language. (S.-A. aus den Annals N. Y. Acad. Sci., XVI, S. 97—152.) New-York 1905. 8°. Mit 1 Karte.

Journal of the American Oriental Society. Vol. XXVI, 1st half. New Haven 1905. 8°.

Kaindl, R. F., Völkerkunde, Volkskunde und Völkerwissenschaft. (S.-A. aus der „Österr. Rundschau", IV, S. 143—150.)

Kalkowsky, Dr. Ernst, Die Markasit-Patina der Pfahlbau-Nephrite. Mit 1 Abb. (S.-A. aus den „Abh. der Naturw. Gesellsch. „Isis" in Dresden", 1904, S. 51—60.) 8°.

Kleiner, Viktor, Die Entstehung und Entwicklung des Vorarlberger Landesmuseums. Festrede. Bregenz 1905. 22 S.

Knies, Jan, Stopy diluviálného člověka a fossilní zvířena jeskyň Ludmírovských. (S.-A. aus der „Časopis mor. musea zemsk.", V.) Brünn 1905. 42 S. 8°. 11 Abb.

Kollmann, J., Neue Gedanken über das alte Problem von der Abstammung des Menschen. (S.-A. aus dem „Correspondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft", 1905, S. 9—20.) Braunschweig 1905. 4°.

Lehmann-Nitsche, R., El Congresso de Americanistas, XIV. Sesion. Stuttgart 1904. (S.-A. aus der „Revista de la Univers. de Buenos Aires", III.) Buenos Aires 1905. 52 S. 8°.

Livi, Dr. Ridolfo, Antropometria Militare. Parte II. Roma 1905. 229 S. 8 Tafeln.

Martin, Dr. Rudolf, Die Inlandstämme der Malayischen Halbinsel. Mit 137 Textabb., 26 Tafeln und 1 Karte. Jena 1905. XIV, 1052 S. 8°.

Mathews, R. H., Ethnological Notes on the aboriginal Tribes of New South Wales and Victoria. Sydney 1905. XIV, 183 S. 8°.

Memoirs of the American Museum of Natural History. Vol. III (Anthropology, vol. II), Nr. II und III. New-York 1903, 1904.

Milleker, Bódog, A vattinai őstelep. Temesvár 1905. IV, 75 S. 8°. 25 Tafeln.

Miske, v., Die La Tène III-Stufe in Velem-St. Veit. (S.-A. aus dem „Archiv f. Anthrop.", N. F., III, S. 181—190.) Braunschweig 1905, 4°.

Mitteilungen aus dem Städtischen Museum für Völkerkunde zu Leipzig. Bd. I, Heft 1: Dr. Hugo Ephraim: Über die Entwicklung der Webetechnik und ihre Verbreitung außerhalb Europas. Mit 57 Abb. und 1 Karte. Leipzig 1905. VIII, 72 S. 4°.

Mortillet, Adrien de, Les Monuments mégalithiques de la Lozère. 39 fig. et 5 planches. Paris 1905. 64 S. 8°.

Observations météorologiques publiées par l'institut météorologique Central de la Société des sciences de Finlande 1893—1894 und Etat des glaces et de neiges en finlande pendant l'hiver 1894—1895. Helsingfors 1905. VIII, 124 + IV, 53 S., 4 Karten. 4°.

Obst, Hermann, Ein Museum für Länderkunde. Vortrag zu Alphons Stübels Gedächtnis. Leipzig 1905. 24 S. 8°.

Pietro, A. C. d., Del Sepolcro Originario di San Domnio vescovo et martire di Salona. Trieste 1905. 40 S. 8°.

Polívka, J., Ein kurzes Resumé aus der Arbeit „Pohádkoslovné studie" (Märchenwissenschaftliche Studien). 8 S. 8°.

Preuss, K. Th., Der Ursprung der Religion und Kunst. (S.-A. aus dem „Globus", LXXXVI, S. 321—327, 355—363, 376—380, 389—393; LXXXVII, S. 333—337, 347—350, 380—384, 394—400, 413—419.) Braunschweig 1904, 1995. 4°.

Proceedings of the Royal Irish Academy. XXV, B, Nr. 4, 5; C, Nr. 10, 11.

— of the Royal Society of Queensland. XIX, Part I. Brisbane 1905.

Reed, William Allan, Negritos of Zambales. Deptm. of the Interior, Ethnological Survey Publicat., vol. II, part 1. Manila 1904. 90 S. 8°. 62 Tafeln.

Rouffaer, G. P., en **Dr. H. H. Juynboll,** De batik-kunst in Nederlandsch-Indie en hare geschiedenis. Afl. IV. Haarlem 1905. 4°.

Schlaginhaufen, Dr. Otto, Das Hautleistensystem der Primatenplanta unter Mitberücksichtigung der Palma. Mit 105 Figuren. (S.-A. aus dem „Morphol. Jahrb." XXXIII, S. 577—671; XXXIV, S. 1—125.) Leipzig 1905. 8°.

Schmidt, Emil, Der diluviale Mensch in Kroatien. (S.-A. aus dem „Globus", LXXXI, S. 48, 49.) Braunschweig 1902. 4°.

— Hermann Klaatschs Theorie über die Stammesgeschichte der Menschen. (S.-A. aus dem „Globus" LXXXIII, S. 285, 286.) Braunschweig 1903. 4°.

— Ein neuer diluvialer Schädeltypus? (S.-A. ebendaraus, S. 357—359.) Braunschweig 1903. 4°.

— Die Größe der Zwerge und der sogenannten Zwergvölker. (S.-A. aus dem „Globus", LXXXVII, S. 121—125.) Braunschweig 1905. 4°.

— Prähistorische Pygmäen. (S.-A. ebendaraus, S. 309—312, 325—329.) Braunschweig 1905. 4°.

Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig. N. F. XI. Bd., 1.—3. Heft. Danzig 1904, 1905.

— des Naturwissenschaftlichen Vereines für Schleswig-Holstein. Bd. XII, 2. Heft; Bd. XIII, 1. Heft. Kiel 1902, 1905. 8°.

Sitzungsberichte und Abhandlungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft „Isis“ in Dresden. Jahrg. 1901, Juli—Dezember, Jahrg. 1902, 1903, 1904.

Školski vjesnik, XII, Nr. 3, 4, 5, 6, 7.

Smithsonian Report for 1903. (S.-A. Nr. 1518, 1528, 1530—1534, 1536—1538 von den S. 519—535, 647—660, 669—746, 775—810.) Washington 1904. 8°.

Terra, Maximilian de, Beiträge zu einer Odontographie der Menschenrassen. Inaug.-Dissert. Parchim i. M. 1905. IV, 302 S. 8°.

Trudij, Orenburgskoi Učenoi Archivnoi Kommissii. XI, XII, XIII, XIV. Orenburg 1903, 1904, 1905.

Učenija zapiski Imperatorskago Kasanskago universiteta. LXXII, Nr. 1—9. Kasan 1905.

Weissenberg, Dr. S., Die Fest- und Fasttage der südrussischen Juden in ethnographischer Beziehung. (S.-A. aus dem „Globus“, LXXXVII, S. 262—271.) Braunschweig 1905. 8°.

— **Караимы.** (S.-A. aus dem „Rußkij Antropol. Žurnal“, 1904, S. 68—75.) Moskwa 1905. 8°.

Weule, Karl, Friedrich Ratzel. (S.-A. aus den „Mitteil. d. Ver. f. Erdk.“ zu Leipzig.) 29 S. 8°.

Wilser, Dr. Ludwig, Zur Stammeskunde der Niederländer. (S.-A. aus der „Polit.-anthropol. Revue“, IV, Heft 6.) Leipzig 1905. 8 S. 8°.

— Die Herkunft der Bayern. Zur Runenkunde. Leipzig und Wien 1905. 80 S. 8°.

Wissler, Clark, Decorative art of the Sioux Indians. (S.-A. aus dem „Bull. of the American Museum of Natural History“, XVIII, part III, S. 231—278.) New-York 1904. 8°. 18 Tafeln.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

INHALTS-VERZEICHNIS.

Seite

Ausschußsitzung am 8. November 1904 . . . . . [3]
Monatsversammlung am 8. November 1904 . . . . . [3]
Toldt: Ansprache . . . . . [3]
Zuckerkandl, R. Much, Bouchal: Vorlagen . . . . . [4]
Moser: Bericht über die Fortsetzung der Ausgrabungen in der Höhle „Jama pod Kalem“ (mit 1 Text-Abbildung) . . . . . [4]
Monatsversammlung am 13. Dezember 1904 . . . . . [5]
Lasch: Vorlage . . . . . [5]
Murko: Das volkstümliche Haus der Südslawen . . . . . [5]
v. Andrian: 35. allgem. Versammlung der Deutschen Anthropol. Gesellschaft . . . . . [6]
Monatsversammlung am 10. Jänner 1905 . . . . . [10]
Oberhummer: Ethnographische Beobachtungen aus Nordamerika . . . . . [10]
Wilhelm: Zum Kapitel Opfer-(Schalen-)Steine . . . . . [10]
Penck: Schreiben von Dr. Pöch . . . . . [11]
Monatsversammlung am 14. Februar 1905 . . . . . [13]
R. Much: Die ersten Germanen auf österreichischem Boden . . . . . [13]
Ausschußsitzung am 21. Februar 1905 . . . . . [13]
Außerordentliche Versammlung am 21. Februar 1905 . . . . . [13]
Obermaier: Die parietale Höhlenkunst Südfrankreichs . . . . . [13]
Geschenke für die Bibliothek . . . . . [15]
Jahresversammlung am 22. März 1905 . . . . . [17]
v. Inama-Sternegg: Nachruf auf Bastian und Stolpe . . . . . [17]
Toldt: Jahresbericht des Präsidenten für 1904 . . . . . [17]
Wahlen . . . . . [20]
Rechnungsabschluß für 1904 . . . . . [21]
Bericht über die im Jahre 1904 in Österreich durchgeführten Arbeiten . . . . . [22]
Niederösterreich: v. Baillou: Ein Zierstück aus Hirschhorn (mit 1 Text-Abbildung) . . . . . [22]
Salzburg: Petter . . . . . [22]
Steiermark: Riedl . . . . . [24]
Kärnten: Frankl, v. Jaksch . . . . . [25]
Küstenland: de Marchesetti . . . . . [26]
Moser: Serpentinbeil von Sibelje (mit 1 Text-Abbildung) . . . . . [26]
Moser: Bronzefund von Martinšče bei Sutta . . . . . [27]
Dalmatien: Bulić . . . . . [27]
Tirol: Mazegger . . . . . [27]
v. Wieser . . . . . [29]
Böhmen: v. Weinzierl: Tätigkeitsbericht des prähistorischen Inspektorates für die deutschen Landesteile in Böhmen zu Teplitz für das Jahr 1904 . . . . . [29]
Čermák: Die Ergebnisse archäologischer Forschungen in der Umgebung von Časlau . . . . . [31]
Richlý (mit 1 Text-Abbildung) . . . . . [32]
Mähren: Rzehak . . . . . [34]
Bukowina: Kaindl: Prähistorische und völkerkundliche Forschungen in der Bukowina [35]
Ungarn: v. Miske; Teutsch (mit 8 Text-Abbildungen) . . . . . [36]
Pöch: Fälle von Zwergwuchs unter den Kai (Deutsch-Neu-Guinea) . . . . . [40]
v. Wieser: Die nordtirolischen Urnenfriedhöfe . . . . . [42]

Seite

Andree-Eysn: Der Doppelwall auf dem Wachtberge im Salzburgischen (mit 8 Text-Abbildungen) . . . . . [42]
Koch: Schreiben aus São Felippe . . . . . [44]
Geschenke für die Bibliothek . . . . . [45]
Besichtigung der Heger'schen Sammlung . . . . . [46]
Monatsversammlung am 11. April 1905 . . . . . [46]
M. Much: Andrees „Votive und Weihegaben" . . . . . [46]
Lasch: Sondersprachen und ihre Entwicklung . . . . . [46]
Monatsversammlung am 9. Mai 1905 . . . . . [46]
M. Much: Nachruf auf Straberger . . . . . [46]
Toldt: Formwandel am menschlichen Unterkiefer . . . . . [46]
v. Czech: Vorlagen von Funden vom Leopoldsberge . . . . . [46]
Richlý: Sogenannte Opfersteine . . . . . [47]
Besichtigung der Fundstätten auf dem Leopoldsberge . . . . . [48]
Ausflug nach Eisenstadt und Ödenburg am 18. Juni 1905 . . . . . [48]
Ausschußsitzung am 4. Juli 1905 . . . . . [49]
Koch: Bericht über die Reise bis Manáos . . . . . [50]
Pöch: Brief aus Finschhafen . . . . . [50]
Moser: Fundberichte aus dem Küstenlande (mit 3 Text-Abbildungen) . . . . . [50]
Schicker: Bericht über römische Skelettfunde in der Umgebung von Laureacum . . . . . [54]
Geschenke für die Bibliothek . . . . . [55]

Druck von W. Hamburger, Wien, VI. Mollardgasse 41.

Vorstand und Mitglieder

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien

nach dem Stande vom 1. Juli 1905.

Protektor:

Seine kaiserliche und königliche Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este.

A. Vereinsleitung und Ausschuß.

Ehren-Präsident:

Dr. Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg** (1895).

Präsident:

Dr. Karl **Toldt** (seit 1903). [Vize-Präsident seit 1898.]

Vize-Präsidenten:

Dr. Karl Theodor v. **Inama-Sternegg** (seit 1894).
Dr. Vatroslav **Jagić** (seit 1903).
Dr. Matthäus **Much** (seit 1903).

Erster Sekretär:

Dr. Rudolf **Much** (seit 1904).

Zweiter Sekretär:

Dr. Leo **Bouchal** (seit 1902).

Rechnungsführer:

Dr. Otto **Müller** (seit 1891).

Kassier:

Karl Freiherr v. **Schlosser** (seit 1891).

Ausschußräte:

Dr. Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg** (seit 1903). [Präsident 1882—1902.]
Dr. Karl Ritter **Brunner v. Wattenwyl** (seit 1903). [Vize-Präsident 1888—1903.]
Anton **Dachler** (seit 1903).
Franz **Heger** (1882—1886, neuerdings seit 1899). [Erster Sekretär 1887—1898.]
Dr. Josef Ritter v. **Karabacek** (seit 1872).
Dr. David Heinrich **Müller** (seit 1887).
Dr. Eugen **Oberhummer** (seit 1904).
Dr. Albrecht **Penck** (seit 1904).
Karl **Penka** (seit 1890).
Dr. Leo **Reinisch** (seit 1902).
Dr. Leopold v. **Schroeder** (seit 1900).
Dr. Hermann Ritter v. **Schullern zu Schrattenhofen** (seit 1904).
Dr. Ernst **Sellin** (seit 1904).
Dr. Sigmund **Wahrmann** (seit 1883).
Hans Graf **Wilczek** (seit 1870).
Dr. Emil **Zuckerkandl** (1878—1883, neuerdings seit 1889).

B. Mitglieder.

I. Ehrenmitglieder.

†1. Seine k. u. k. Hoheit Herr Erzherzog **Josef.** Alcsúth, Ungarn (1895).
2. **Andree,** Dr. Richard, Professor. München, Friedrichstraße 9 (1905, korrespondierendes Mitglied seit 1877).
3. **Bertrand,** Alexander. Paris (1901).
4. **Brizio,** Edoardo, Direttore del Museo civico. Bologna (1904, korrespondierendes Mitglied seit 1895).
5. **Cartailhac,** Dr. Emile. Toulouse (1901).

Anmerkung. Die Zahlen in der Klammer bedeuten das Jahr der Ernennung bzw. des Eintrittes. Korrekturen und Ergänzungen dieser Angaben erbittet sich die Redaktion der Mitteilungen unter der Adresse: Wien, I. Burgring 7.

6. **Chantre,** Dr. Ernest, Professor, Sous-Directeur du Musée d'Histoire Natur. Lyon, Palais des Arts (1901).
7. **Fritsch,** Dr. Gustav, Professor, Geheimer Medizinalrat. Groß-Lichterfelde bei Berlin (1895).
8. **Guimet,** Emile. Paris (1901).
9. **Haeckel,** Dr. Ernst. Jena (1872).
10. **Hamy,** Dr. Ernest. Paris (1901).
11. **Hildebrand,** Dr. Hans, Reichsantiquar am Statens historiska Museum in Stockholm (1895).
12. **Kollmann,** Dr. Julius, Universitäts-Professor. Basel (1895).
13. **Lubbock,** John, Lord Avebury. High Elms, Farnborough, Kent, England (1895).
14. **Mestorf,** Johanna, Professor, Museums-Direktor. Kiel (1905, korrespondierendes Mitglied seit 1877).
15. **Montelius,** Dr. Oskar, Professor und Konservator am kgl. histor. Museum in Stockholm (1898).
16. **Much,** Dr. Matthäus, k. k. Regierungsrat. Wien (1902). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
17. **Müller,** Dr. Sophus, Direktor des Nationalmuseums in Kopenhagen, Prindsens Palais (1895).
18. **Pigorini,** Dr. Luigi, Direktor des Museo preistorico e Kircheriano in Rom, Via del Collegio Romano 26 (1904, korrespondierendes Mitglied seit 1872).
19. **Ranke,** Dr. Johannes, Professor. München, Briennerstraße 25 (1895).
20. **Reiss,** Dr. Wilhelm, Geheimer Regierungsrat. Schloß Könitz [Thüringen] (1889).
21. **Retzius,** Dr. Gustav, Professor, Stockholm (1903, korrespondierendes Mitglied seit 1880).
22. **Schwalbe,** Dr. Gustav, Universitäts-Professor. Straßburg i. E. (1905, korrespondierendes Mitglied seit 1904).
23. **Therese Prinzessin von Bayern.** München (1901).
24. **Tylor,** Edward B., Esq., Professor der Anthropologie. Oxford (1895).
25. **Uwarow,** Praskovja Sergejewna Gräfin, Präsident der kais. russ. Archäologischen Gesellschaft in Moskau, Leontjewsky Perenlok, Dom Uwarow (1890).
26. **Waldeyer,** Dr. Wilhelm, Professor, Geheimer Medizinalrat. Berlin W., Lutherstr. 35 (1895).

II. Korrespondierende Mitglieder.

1. **Anutschin,** Dmitrji Nikolajewitsch, Akademiker, Universitäts-Professor. Moskau (1890).
2. **Baines,** Jervoise Athelstane, Exdirektor des indischen Zensus, Vize-Präsident der Royal Statistical Society. London W., 23, Kensington Park Gardens (1904).
3. **Baye,** Josef Baron de. Paris, Avenue de la Grande Armée 58 (1893).
4. **Boas,** Dr. Franz, New-York, 123 West, 82nd Street, N.-Y. City, U. S. A. (1890).
5. **Capitan,** L., Professeur à l'école d'anthropologie. Paris VI. (1905).
6. **Dörpfeld,** Dr. Wilhelm, Professor, Erster Sekretär des kais. Deutschen Archäol. Instituts in Athen (1895).
7. **Eitel,** Ernst J. North Adelaide, Australien (1870).
8. **Finsch,** Dr. Otto, Konservator am zoolog. Rijks Museum in Leiden, Holland (1884).
9. **Fraipont,** G., Univers.-Professor. Lüttich (1904).
10. **Fürst,** Dr. Karl M., Universitäts-Professor, Lund (1904).
11. **Gatschet,** Albert S. Washington, D. C. (1884).
12. **Gerland,** Dr. Georg, Univers.-Professor. Straßburg i. E. (1895).
13. **Ghirardini,** Gherardo. Pisa (1895).
14. **Giglioli,** Enrico. Florenz (1895).
15. **Girard de Rialle,** Dr. J. Paris, Place Perèire 1 (1879).
16. **Grempler,** Dr. Wilhelm, Geheimer Sanitätsrat. Breslau, Gartenstraße 46 (1889).
17. **Groß,** Dr. Viktor. Neuenstadt, Schweiz (1883).
18. **Hampel,** Dr. Josef, Professor, Kustos am ungar. Nationalmuseum. Budapest (1892).
19. **Heierli,** Dr. Jakob, Privatdozent. Zürich (1891).
20. **Helbig,** Dr. Wolfgang, Professor. Rom (1883).
21. **Herbst,** C., Justizrat. Kopenhagen, Schloß Rosenberg (1876).
22. **Herrmann,** Dr. Anton, Professor. Budapest, I. Alag-útcza 4 (1890).
23. **Hervé,** Georges, Professeur à l'école d'anthropologie. Paris VI. (1905).
24. **Hoernes,** Dr. Rudolf, Universitäts-Professor. Graz (1895).
25. **Jarnik,** Urban, Universitäts-Professor in Prag (1884).
26. **Lissauer,** Dr. A., Sanitätsrat. Berlin W., Lützowufer 20 (1892).
27. **Luschan,** Dr. Felix Ritter v., Universitäts-Professor, Direktorialassistent am k. Museum für Völkerkunde, Friedenau bei Berlin, Menzelstraße 1 (1903). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
28. **Manouvrier,** Dr. Léonce, Professeur à l'école d'anthropologie, 15 Rue de l'École de Médecine. Paris VI. (1902).
29. **Mantegazza,** Dr. Paolo, Direktor des Nationalmuseums für Anthropologie in Florenz (1878).
30. **Martin,** Dr. Rudolf, Universitäts-Professor. Zürich, IV. Neue Beckenhofstr. 16 (1900).
31. **Mathews,** R. H., L. S., Parramatta, New South Wales, Hassallstreet (1905).
32. **Mehlis,** Dr. Christian. Neustadt a. d. Haardt, Rheinpfalz (1879).

33. **Meitzen,** Dr. August, Geheimer Regierungsrat, Berlin, Kleiststr. 23 (1895).
34. **Meyer,** Dr. A. B., Geheimer Hofrat, Dresden (1884).
35. **Morselli,** Dr. Enrico, Direktor der psychiatrischen Klinik der kgl. Universität in Genua, Via Assarotti 46 (1875).
36. **Mortillet,** Adrien de, Professeur à l'école d'anthropologie, Paris VI. (1905).
37. **Munro,** Robert. Edinburgh, Soc. of Antiquaries (1895).
38. **Naue,** Dr. Julius. München, Promenadeplatz 6 (1887).
39. **Nehring,** Dr. Alfred, Professor. Berlin N., Invalidenstraße 42 (1893).
40. **Nüesch,** Dr. Jakob. Schaffhausen (1900).
41. **Obst,** Dr. Hermann, Museums-Direktor. Leipzig (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
42. **Olshausen,** Dr. Otto. Berlin SW., Anhaltstr. 5 (1895).
43. **Orsi,** Dr. Paul, Reale Ispettore degli Scavi. Siracus (1887).
44. **Radloff,** Dr. W., wirklicher Staatsrat, Akademiker. St. Petersburg (1892).
45. **Reinach,** Salomon. St. Germain en Laye, Frankreich (1895).
46. **Riedel,** Johann Gerard Friedrich, Niederl. Resident. Poïgar, via Amurang, Celebes (1873).
47. **Rossini,** Dr. Carlo Conti. Rom, Via Palestro 41 (1904).
48. **Rutot,** Aimé, Konservator am Naturhistorischen Museum in Brüssel (1904).
49. **Salin,** Dr. Bernhard, Direktor des Nordischen Museums. Stockholm (1905).
50. **Schmeltz,** Dr. J. D. E., Direktor des ethnographischen Reichsmuseums in Leiden, Rapenburg 69 (1884).
51. **Schmidt,** Dr. Emil, Universitäts-Professor. Jena (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
52. **Schulenburg,** Willibald v. Charlottenburg bei Berlin (1887).
53. **Schweinfurth,** Dr. Georg, Professor. Berlin W., Potsdamerstr. 75a (1884).
54. **Stefanović-Vilovsky,** Theodor Ritter v., General-Telegraphen-Direktor. Wien, VIII/1. Neudeggergasse 5 (1887).
55. **Steinen,** Dr. Karl von den, Professor. Steglitz bei Berlin (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
56. **Stieda,** Dr. Ludwig, Geheimer Medizinalrat, Professor. Königsberg, Preußen (1880).
57. **Stoll,** Dr. Otto, Universitäts-Professor. Zürich, V. Klosbachstraße 75 (1900).
58. **Török,** Dr. Aurel v., Universitäts-Professor, Budapest (1891).
59. **Topinard,** Paul. Paris, Rue des Rennes 105 (1879).
60. **Troutowski,** W. Moskau, Bersenjewka (1890).
61. **Uhle,** Dr. Max. Philadelphia, Penns. University Museum (1898).
62. **Vinson,** Julien. Paris (1879).
63. **Voss,** Dr. Albert, Geheimer Regierungsrat, Direktor am kgl. Museum für Völkerkunde. Berlin SW., Königgrätzerstraße 120 (1887).
64. **Wieser v. Wiesenhort,** Dr. Franz Ritter, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor, Präsident des Ferdinandeums. Innsbruck, Meinhartstraße 4 (1903). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
65. **Woldřich,** Dr. Joh. Nep., k. k. Universitäts-Professor. Prag, Kön. Weinberge, Hálekgasse 76 (1905). [Zugleich wirkliches Mitglied.]

III. Stifter.[1])

1. **Haas v. Hasenfels,** Georg, Fabriks- und Gutsbesitzer. Schloß Mostau an der Eger, Böhmen (1900).
2. **Liechtenstein,** Johann, reg. Fürst von und zu. Wien, I. Bankgasse 9 (1895).
3. **Sokolowski,** Julian. Berlin, Lessingstr. 24 (1890).

IV. Unterstützende Mitglieder.

1. **Angerer & Göschl,** C., k. u. k. Hofphotographen, Kunstanstalt. Wien, XVI/1. Ottakringerstraße 49 (1898).
2. **Apponyi,** Alexander Graf, k. u. k. Kämmerer. Lengyel, Ungarn (1899).
3. **Auer v. Welsbach,** Dr. Karl Freiherr v., Chemiker. Wien, IV/1. Wiedner Hauptstraße 57 (1898).
4. **Auspitz v. Artenegg,** Theodor, Prokurist der pr. Firma S. Auspitz, Wien, I. Schwarzenbergstraße 3 (1891).
5. **Bonaparte,** Prinz Roland. Paris, Avenue d'Jéna 10 (1895).
6. **Czech v. Czechenherz,** Jaroslav. Wien, XVIII/1. Rieglergasse 6 (1903).
7. **Dreher,** Anton, Brauerei- und Großgrundbesitzer. Klein-Schwechat bei Wien (1898).
8. **Dungel,** Dr. Adalbert, kaiserlicher Rat, General-Abt, Prälat des Stiftes Göttweig, Niederösterreich (1891).

[1]) Die P. T. Mitglieder werden dringend ersucht, Adressenänderungen sofort dem Sekretariate der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, I. Burgring 7, anzeigen zu wollen, da nur für diesen Fall die regelmäßige Zusendung der Gesellschaftsschriften, Einladungen usw. garantiert werden kann. Den Mitgliedsbeitrag wolle man an den Kassier der Gesellschaft, Herrn Karl Freiherr v. Schlosser, Wien, IV/1. Taubstummengasse 8, zu Beginn eines jeden Vereinsjahres einsenden.

9. **Erwein,** Dr. Josef, Landeshauptmann von Kärnten, Mitglied des Herrenhauses. Klagenfurt, Bahnhofstraße 3 (1887).
10. **Grillmayer,** Johann. Schwannenstadt 193, Oberösterreich (1898).
11. **Gundrum,** Dr. Franz S., Stadtphysikus in Kreuz, Kroatien (1900.)
12. **Gutmann,** Max Ritter v., k. k. Bergrat. Wien, XIX/1. Colloredogasse 24 (1892).
13. **Hamburger,** Fritz, Papierfabrikant. Wien, III/3. Marokkanergasse 21 (1899).
14. **Harrach zu Rohrau,** Johann Franz Graf, k. u. k. Geheimer Rat. Wien, I. Freiung 3 (1887).
15. **Jasper,** Friedrich, Buchdruckereibesitzer in Wien, III/1. Thongasse 12 (1901).
16. **Lanckoroński-Brzezie,** Karl Graf, k. u. k. Geheimer Rat, Mitglied des Herrenhauses. Wien, III/3. Jacquingasse 18 (1884).
17. **Lieben,** Leopold v., Vize-Gouverneur-Stellvertreter der österr.-ung. Bank. Wien, I. Oppolzergasse 6 (1891).
18. **Liechtenstein,** Heinrich Karl August Fürst von und zu, Oberleutnant i. d. Res., Profeßritter des Malteser-Ritterordens. Wien, II/2. Schüttelstraße 11 (1900).
19. **Lobmeyr,** Ludwig, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Schwangasse 1 (1887).
20. **Miller zu Aichholz,** Dr. Viktor Ritter v. Wien, III/3. Am Heumarkt 13 (1887).
21. **Niederösterreichisches Landes-Real- und Obergymnasium** in Horn (1893).
22. **Ofenheim,** Wilhelm, Ritter v. **Ponteuxin.** Wien, IV/1. Wohllebengasse 5 (1901).
23. **Osborne,** Wilhelm, Rittergutsbesitzer. München, Glückstraße 9 (1880).
24. **Reich,** S. & Co., k. k. landesbefugte Glaswarenfabrikanten. Wien, II/2. Czerningasse 3—7 (1892).
25. **Reininghaus,** Carl. Wien, IV/1. Brahmsplatz 4 (1905).
26. **Schoeller,** Dr. Max. Berlin, Zelten 21a (1898).
27. **Schoeller,** Paul Ritter v., Gutsbesitzer, königl. großbrit. General-Konsul. Wien, I. Johannesgasse 7 (1899).
28. **Schoeller,** Philipp Wilhelm Ritter v., Generalrat der österr.-ungar. Bank, Mitglied des Herrenhauses. Wien, XVII/2. Promenadegasse 43 (1887).
29. **Schwarzenberg,** Adolf Josef Fürst zu, k. u. k. Geheimer Rat, Mitglied des Herrenhauses. Wien, III/3. Rennweg 2 (1884).
30. **Seler,** Dr. Eduard, Universitäts-Professor in Berlin. Steglitz bei Berlin, Kaiser Wilhelmstraße 3 (1900).
31. **Steindachner,** Dr. Franz, k. u. k. Hofrat, Intendant des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Wien, I. Burgring 7 (1896).
32. **Sztranyak,** Josef, Chemigraph in Wien, VIII/2. Tigergasse 13 (1901, wirkliches Mitglied von 1899—1900).
33. **Wahrmann,** Dr. Sigmund, prakt. Arzt. Wien, I. Krugerstraße 16 (1899, wirkl. Mitglied von 1870 bis 1898).
34. **Waldstein,** Ernst Karl Graf, k. u. k. Kämmerer, Rittmeister a. D. Prag, Kleinseite (1895). [Lebenslängliches Mitglied.]
35. **Wilczek,** Hans Graf, k. u. k. Geheimer Rat und Kämmerer, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Herrengasse 5. (1870).
36. **Windisch-Graetz,** Ernst Fürst zu, k. u. k. Kämmerer, Oberst a. D. Wien, III/3. Strohgasse 21 A (1879).
37. **Zichy zu Zich und von Vásonykeö,** Theodor Graf, k. u. k. Geheimer Rat, k. u. k. a. o. Gesandter und bevollmächtigter Minister am königlich bayerischen Hofe. München (1898).

V. Wirkliche Mitglieder.

1. **Altertumsverein** in Worms (1886).
2. **Andrian-Werburg,** Dr. Ferdinand Freih. v. Alt-Aussee (1870). [Lebenslängliches Mitglied.]
3. **Andrian-Werburg,** Dr. Leopold Freih. v., k. u. k. Legations-Sekretär. Athen (1896).
4. **Angerer,** Dr. Franz, Wien, III/1. Leonhardgasse 1 (1900).
5. **Antze,** Dr. Gustav, Assistent am Museum für Völkerkunde. Leipzig, Lampestraße 13 (1902).
6. **Arneth,** Dr. Franz Hektor Ritter v., k. k. Hofrat. Wien, I. Kolowratring 14 (1870).
7. **Arthaber,** Dr. Gustav Edler v., Privatdozent und Adjunkt an der Universität. Wien, I. Bartensteingasse 8 (1899).
8. **Auchenthaler,** Dr. Franz, k. u. k. Hofrat, Leibarzt. Wien, I. Schottenring 4.
9. **Ausserer,** Dr. Karl, em. Professor. Wien, VIII/1. Lenaugasse 2 (1905).
10. **Bachofen v. Echt,** K. Adolf. Wien, XIX/2. Hackhofergasse 18 (1885). [Lebenslängliches Mitglied.]
11. **Baernreither,** Dr. Josef Maria, k. u. k. Geheimer Rat. Wien, VIII/1. Landesgerichtsstraße 11.
12. **Baillou,** Max Freiherr v., k. u. k. Rittmeister, Lehrer an der Theresianischen Militärakademie in Wiener-Neustadt (1903).
13. **Baldermann,** Gustav, Privat. Wien, IV/1. Floragasse 7 (1905).
14. **Barski,** Ludwig, Präfekt an der Theresianischen Akademie in Wien, IX/2. Bleichergasse 11 (1902).

15. **Bartsch,** Franz, k. k. Hofrat i. P. Wien, III/2. Salmgasse 14 (1887).
16. **Bassanowicz,** Dr. J., Kreisphysikus. Varna, Bulgarien (1889).
17. **Behlen,** königl. Oberförster. Haiger, Reg.-Bez. Wiesbaden (1902).
18. **Bellak,** Isidor, Antiquar. Wien, III/2. Radetzkystraße 17 (1887).
19. **Bengler,** Robert, k. k. Professor an der Fachschule der Keramik. Villach, Klagenfurterstraße 20 (1903).
20. **Benndorf,** Dr. Otto, k. k. Hofrat, Direktor des k. k. Archäologischen Institutes. Wien, IX/2. Pelikangasse 18 (1883).
21. **Bibliothek der Stadt Wien.** Wien, I. Felderstraße, Rathaus (1896).
22. **Bibliothek des Benediktinerstiftes** Melk, Niederösterreich (1902).
23. **Bielka v. Karltreu,** Dr. August Ritter, k. u. k. Leibarzt. Wien, I. Naglergasse 12 (1887).
24. **Birnbaum,** Dr. Nathan, Bureauvorstand des „Arbeitsnachweis", II/1. Taborstraße 59 (1902).
25. **Blasius,** Dr. Wilhelm, Geheimer Hofrat, Direktor des herzogl. naturhistorischen Museums und Professor an der herzogl. techn. Hochschule. Braunschweig, Gaußstraße 17 (1892).
26. **Blümml,** Emil Karl. Wien, XVIII/1. Gentzgasse 134 (1900).
27. **Böhmerle,** Karl, Adjunkt der k. k. forstlichen Versuchsanstalt. Mariabrunn 1, Niederösterreich (1887).
28. **Bogišić,** Dr. Valtazar, Staatsrat, Membre correspondent de l'Institut. Paris, Rue des Saints-Pères 71 (1883). [Lebenslängliches Mitglied.]
29. **Bormann,** Dr. Eugen, k. k. Hofrat und Universitäts-Professor. Klosterneuburg (1895).
30. **Botstiber,** Dr. Rudolf, Gemeindearzt in Floridsdorf, Elisabethstraße (1901).
31. **Bouchal,** Dr. Leo, k. u. k. Rechnungsrats-Adjunkt beim gemeinsamen obersten Rechnungshof. Wien, IV/1. Schäffergasse 22 (1901).
32. **Bouchal,** Leonard. Wien, IV/1. Schäffergasse 22 (1895).
33. **Braun,** Dr. Edmund Wilh., Direktor des Kaiser Franz Josefs-Museums in Troppau (1901.)
34. **Breitenstein,** Dr. Heinrich, Badearzt. Karlsbad, Haus „Rubin", Böhmen (1898).
35. **Breitner,** Burghard, stud. med. Graz, III. Zinzendorfgasse 1/II (1900).
36. **Brenner-Felsach,** Joachim Freih. v., k. u. k. Kämmerer. Gainfarn, Niederösterreich (1889).
37. **Breycha,** Dr. Arthur, k. k. Ministerialrat. Wien, I. Kärntnerring 9 (1895).
38. **Bruck,** Dr. Moritz, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. Wien, II/2. Czerninplatz 1 (1888).
39. **Brunner v. Wattenwyl,** Dr. Karl Ritter, k. k. Ministerialrat i. P. Wien, VIII/1. Lerchenfelderstraße 28 (1870).
40. **Brunšmid,** Dr. Josip, Universitäts-Professor, Museal-Direktor. Agram (1891).
41. **Bünker,** Johann Reinhard, Lehrer. Ödenburg, Grabenrunde 66 (1901).
42. **Bugiel,** Dr. Włodzimierz Mieczysław. Paris, Rue de la Collégiale 10 (1891).
43. **Bulić,** Franz, Monsignore, k. k. Regierungsrat, Konservator und Museums-Direktor. Spalato, Dalmatien (1896).
44. **Buschman,** Dr. Ferdinand Freiherr v., Großgrundbesitzer. Wien, I. Seilerstätte 16 (1889).
45. **Calliano,** Karl, Sekretär der Bezirkskrankenkassa. Baden, Niederösterreich, Braunstraße 19 (1900).
46. **Campi a Monte Santo,** Luigi Nobile de, Mitglied des Archäol. Institutes. Cles, Tirol (1886).
47. **Červinka,** J. Ladislaus, k. k. Konservator, Kult.-Ingenieur, Redakteur des „Pravěk", Ungarisch-Hradisch 34, Mähren (1897).
48. **Chlingensperg auf Berg,** Dr. Max. München, Türkenstraße Nr. 106 (1901).
49. **Chamberlain,** Frau Anna. Wien, VI/1. Blümelgasse 1 (1901).
50. **Chrobak,** Dr. Rudolf, k. k. Hofrat, Obersanitätsrat, Universitäts-Professor. Wien, IX/3. Frankgasse 6 (1874).
51. **Cohn,** Salo, Privatier. Wien, I. Schottenring 32 (1901). [Lebenslängliches Mitglied.]
52. **Cohn,** Dr. Paul, Dozent am k. k. technolog. Gewerbemuseum. Wien, IX/1. Türkenstraße 9 (1905). [Lebenslängliches Mitglied.]
53. **Czerny,** Alois, Bürgerschullehrer. Mährisch-Trübau (1887).
54. **Dachler,** Anton, Ober-Ingenieur. Wien, XIII/2. Ameisgasse 15 (1895).
55. **Dalla-Rosa,** Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX/3. Ferstelgasse 3 (1887).
56. **Demetrykiewicz,** Dr. Wladimir, Sekretär der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Krakau, Studentengasse 6 (1896).
57. **De Vaux,** Karl Freiherr, k. u. k. Geheimer Rat und Kämmerer, Feldmarschalleutnant i. P. Wien, III/3. Lagergasse 6 (1887).
58. **Dillinger,** Andreas, Schriftsteller. Wien, I. Opernring 23 (1883).
59. **Dołkowski,** Leo, Ingenieur. Marburg, Steiermark, Bergstraße 4 (1894).
60. **Duška,** Josef. Josefstadt, Böhmen (1881).
61. **Dworschak,** Dr. Joh., Advokat. Deutsch-Landsberg, Steiermark (1884).
62. **Dzieduszycki,** Thaddäus Graf, Gutsbesitzer. Zakopane, Galizien (1883).
63. **Eberhard,** Konrad, Pfarrer. Siegharting, Oberösterreich (1899).

64. **Ebner v. Rofenstein,** Dr. Viktor Ritter, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, I. Rathausstraße 13 (1901).
65. **Ehrenfreund,** Sigmund, Kaufmann. Wien, IX/1. Müllnergasse 14 (1895).
66. **Eisenstein,** Richard Freiherr von und zu, k. u. k. Feldmarschalleutnant i. P. Wien, II/3. Lilienbrunngasse 3 (1900).
67. **Familien - Fideikommiß - Bibliothek,** k. u. k. Wien, I. Hofburg (1877).
68. **Fehlinger,** Hans. Rodaun bei Wien (1905).
69. **Fehringer,** Dr. Otto, k. k. Gymnasial-Professor, Konservator in Seitenstetten, Niederösterreich (1901).
70. **Figdor,** Gustav, k. k. priv. Großhändler. Wien, II/2. Kaiser Josefstraße 38 (1880).
71. **Finck,** Johann, königl. Rat, Bürgermeister i. P. Ödenburg, Heiliggeistgasse 3 (1890).
72. **Fischer,** Ludwig Hans, akad. Maler. Wien, XVII/2. Neuwaldeggerstraße 24 (1886).
73. **Foy,** Dr. Willy, Direktor des Rautenstrauch-Joest-Museums, Köln a. Rh., Quatermarktschule (1902).
74. **Frauer,** Emil, Privatier. Triest, Via della Zonta 7 (1900).
75. **Frischauf,** Dr. Eugen, Notariats-Substitut. Eggenburg, Niederösterreich (1888).
76. **Fuchs,** Karl, Realschul-Professor. Preßburg (Ungarn), Conventgasse 7 (1899).
77. **Gans,** Dr. Edgar, Badearzt in Karlsbad, Böhmen (1901).
78. **Geographisches Institut** der k. k. Universität. Wien, I. Franzensring 3 (1894).
79. **Geologische Reichsanstalt,** K. k. Wien, III/2. Rasumoffskygasse 23 (1904).
80. **Geschichtsverein für Kärnten,** Direktion des. Klagenfurt (1904).
81. **Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.** Görlitz (Schlesien), Neißestraße 30 (1889).
82. **Gesellschaft für Physiokratie,** Anthropologische Sektion der, in Böhmen. Prag 779-II (1887).
83. **Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.** Salzburg (1887).
84. **Glassner,** Edmund. St. Leonhard am Forst, Niederösterreich (1898).
85. **Glück,** Dr. Leopold, Primararzt. Sarajevo, Kossovo 11 (1893).
86. **Goldmann,** Dr. Emil. Wien, VII/2. Lerchenfelderstraße 15, 2. Stiege, 1. Stock (1904).
87. **Gomperz,** Dr. Theodor, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, IV/2. Plößlgasse 4 (1870).
88. **Gorjanović-Kramberger,** Dr. Karl, Professor, Direktor des geologisch - paläontologischen Nationalmuseums in Agram (1900).
89. **Graf,** Dr. Heinrich Wilhelm, Hof- und Gerichtsadvokat. Wien, III/1. Landstraße Hauptstraße 8 (1905).
90. **Größer,** Matthäus, Dom-Kapitular des Stiftes Gurk, Klagenfurt (1902).
91. **Groß,** Dr. Konrad. Wien, XI/1. Pachmayergasse 4 (1893).
92. **Gutherz,** Gérard. Wien, XIX. Döblinger Hauptstraße 71 (1897).
93. **Hagen,** Dr. Karl, Vorstand des Museums für Völkerkunde in Hamburg (1895).
94. **Hahna,** Dr. Heinrich, k. k. Notar. Wien, XVII/1. Hernalser Hauptstraße 39 (1897).
95. **Hamburger,** Dr. Ludwig, Hof- und Gerichtsadvokat in Wien, I. Reichsratsstraße 13 (1902).
96. **Hartung v. Hartungen,** Dr. Christoph. Riva am Gardasee, Villa Christoforo (1887).
97. **Hauser,** Otto, Schriftsteller. Wien, IV/2. Starhemberggasse 43 (1900).
98. **Hedinger,** Dr. August, Medizinalrat. Stuttgart, Friedrichstraße 4 (1895).
99. **Heger,** Franz, k. u. k. Regierungsrat, Direktor der anthrop.-ethnographischen Abteilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Wien, III/2. Rasumoffskygasse 1 (1878).
100. **Hein,** Alois Raimund, k. k. Realschul-Professor, akad. Maler. Wien, V/1. Bacherplatz 13 (1890).
101. **Hein,** Marie. Wien, XIII/5. Rettichgasse 4 (1904).
102. **Herrnfeld,** Heinrich, Schriftsteller. Wien, II/1. Schmelzgasse 10 (1870).
103. **Herz,** Dr. J. U. Wien, VIII/1. Josefstädterstraße 31 (1905).
104. **Herzog,** Jakob, Schriftsteller. Wien, III/3. Veithgasse 9 (1883).
105. **Hoelder,** Dr. H. v., k. württ. Ober-Medizinalrat. Stuttgart, Tübingerstraße 3.
106. **Hörmann,** Konstatin, Sektionschef. Sarajevo (1894).
107. **Hofmann,** Ignaz, k. u. k. Militär-Oberlehrer in Hirtenberg, Ger.-Bez. Pottenstein, Niederösterreich (1900).
108. **Holl,** Dr. Moritz, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Harrachgasse 21 (1892).
109. **Holländer,** Dr. Alexander, Privatdozent an der k. k. Universität. Wien, I. Rathausstr. 20 (1888).
110. **Horváth,** Dr. Achatius, Arzt. Vereskö-Gömör (1902).
111. **Houdek,** Viktor, k. k. Ministerialrat. Wien, III/2. Stammgasse 15 (1901).
112. **Houška,** Dr. Alois, städt. Polizei-Kommissär. Pilsen, Mansfeldgasse 7 (1887).
113. **Hovorka** Edler **v. Zderas,** Dr. Oskar, Chefarzt für Orthopädie im Zanderinstitute. Wien, I. Weihburggasse 4 (1893).
114. **Hueber,** Dr. Richard, Hof- und Gerichtsadvokat. Wien, XVII/1. Bergsteiggasse 32 (1887).
115. **Inama-Sternegg,** Dr. Karl Theodor v., k. u. k. Geheimer Rat, k. k. Sektionschef, Mitglied des Herrenhauses, Präsident der k. k. statistischen Zentral-Kommission. Wien, I. Freiung 6 (1884).

116. **Jagić,** Dr. Vatroslav, Mitglied des Herrenhauses. k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, VIII/1. Kochgasse 15 (1892).
117. **Jelinek,** Břetislav, k. k. Konservator, Direktor des städt. Museums in Prag 1554/II (1883).
118. **Jenny,** Frau Marie. Hard bei Bregenz (1889).
119. **„Joanneum", Landesmuseum** [Antiken- und Münzen-Kabinet] in Graz (1891).
120. **Jurié** Edler **v. Lavandal,** Dr. Gustav, Privatdozent an der Universität. Wien, I. Freiung 6 (1870).
121. **Kahle,** Dr. Bernhard, Universitäts-Professor. Heidelberg in Baden, Brückerstraße 16 (1895).
122. **Kaindl,** Dr. Raimund Friedrich, Universitäts-Professor. Czernowitz, Villa Milla (1891).
123. **Kaltenegger,** Ferdinand, k. k. Hofrat. Brixen (1884).
124. **Karabacek,** Dr. Josef Ritter v., k. u. k. Hofrat, Direktor der k. k. Hofbibliothek, k. k. Universitäts-Professor. Wien, III/2. Salmgasse 15 (1870).
125. **Karner,** P. Lambert, Pfarrer in St. Veit a. d. Gölsen, Niederösterreich (1880).
126. **Katholický,** Dr. Karl, k. k. Sanitätsrat, Primararzt der Krankenanstalt Brünn (1888).
127. **Kautsch,** Marianne, Bankdirigentens-Gattin. Steyr (1903).
128. **Kerschbaumer,** Dr. Anton, Propst und Pfarrer. Krems a. d. Donau, Niederösterreich (1900).
129. **Klvaña,** Josef, Gymnasial-Direktor in Gaya, Mähren (1901).
130. **Knett,** Dr. Josef, Stadtgeologe. Karlsbad, Iris (1898).
131. **Koblitz v. Willmburg,** Hans Freiherr, k. u. k. Artillerie-Hauptmann. Krakau, ulica Basztowa 4 (1888).
132. **Köchert,** Theodor, k. u. k. Hofjuwelier. Wien, I. Neuer Markt 15 (1905).
133. **Kohn,** Emerich, Ph. Dr. Wien, II/1. Novarag. 16 (1901).
134. **Kolbenheyer,** Erich, k. k. Baurat, Direktor der k. k. Staatsgewerbeschule in Czernowitz (1894).
135. **Kolisko,** Dr. Alexander, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX/2. Lackierergasse 1 (1904).
136. **Koller,** August, Freiherr v., k. u. k. Rittmeister im 14. Dragoner-Regiment. Prag, Hrádek 4 (1891).
137. **Koudelka,** Florian, k. k. Konservator und Bezirksobertierarzt. Wischau, Mähren (1886).
138. **Krahuletz,** Johann, Museumskustos. Eggenburg, Niederösterreich (1900).
139. **Kraitschek,** Dr. Gustav, k. k. Gymnasial-Professor. Wien, V/2. Schönbrunnerstraße 110 (1901).
140. **Krammer,** Franz, stud. phil. Wien, IV/1. Margaretenstraße 30 (1904).
141. **Kretschmer,** Dr. Paul, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII/1. Florianigasse 23 (1899).
142. **Kříž,** Dr. Martin, k. k. Notar. Steinitz, Mähren (1880).
143. **Kubinyi,** Nikolaus v., Oberfiskal der Herrschaft Arve. Arva Váralya, Ungarn (1883).
144. **Kübeck zu Kübau,** Max Freiherr v., k. u. k. Legationsrat a. D. Wien, IV/1. Wienstr. 27 (1870).
145. **Kuhn,** Dr. Konrad, k. u. k. Hofarzt. Wien, I. Maysedergasse 6 (1893).
146. **Kulka,** Dr. Richard, Hof- und Gerichts-Advokat. Wien, VI/2. Mariahilferstraße 109 (1889).
147. **Kunzelmann,** Dr. Friedrich, prakt. Arzt. Graz, Hauptplatz 4 (1902).
148. **Kutschera,** Hugo Freiherr v., k. u. k. Geheimer Rat, Sektionschef. Wien, I. Stubenbastei 10 (1884).
149. **Landau,** Dr. Wilhelm Freiherr v. Berlin W., Lützowufer 5 a (1895).
150. **Landes-Oberrealschule,** Niederösterreichische, und Gewerbeschule in Wr.-Neustadt (1887).
151. **Landwirtschaftliche Akademie,** Königl. böhm., Tetschen-Liebwerd (1899).
152. **Lasch,** Dr. Richard, Bezirksarzt. Wien, VIII/1. Wickenburggasse 2 (1899).
153. **Leger,** F., Privatier, Realitätenbesitzer. Kolin, 95/II., Böhmen (1888).
154. **Lehmann-Nitsche,** Med. et Phil. Dr. Robert, Sektionschef für Anthropologie am Museum in La Plata, Argentinien (1896).
155. **Leimdörfer,** Dr. Emil, Redakteur des „Wissen für Alle". Wien, IX/1. Rögergasse 18 (1901).
156. **Lenz,** Dr. Oskar, k. k. Universitäts-Professor, Prag, Königliche Weinberge, Untere Blanikgasse 6 (1893).
157. **Linden,** Dr. Marie Gräfin v. d., Assistent am anatomisch-zoologischen Institut der Universität. Bonn, Königstraße 38 (1888).
158. **Lipperheide,** Franz Freiherr von, Matzen bei Brixlegg in Tirol (1901).
159. **Lippmann,** Dr. Eduard, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IV/1. Karlsgasse 9 (1893).
160. **Lodron-Laterano,** Carlo Graf zu, Fideikommißbesitzer der Güter Gmünd und Sommeregg. Schloß Gmünd, Kärnten (1900).
161. **Ludwigstorff,** Anton Freiherr v., k. u. k. Geheimer Rat. Deutsch-Altenburg an der Donau, Niederösterreich (1887).
162. **Luschan,** Dr. Felix Ritter v., Professor, Direktorial-Assistent am Museum für Völkerkunde. Friedenau bei Berlin, Menzelstraße 1 (1872). [Zugleich korrespondierendes Mitglied.]
163. **Makowsky,** Alexander, Professor an der k. k. technischen Hochschule. Brünn, Talgasse 25 (1889).

164. **Mährische Landesbibliothek** in Brünn (1904).
165. **Marchesetti,** Dr. Carlo de, Direktor des Museo civico di Storia naturale. Triest (1889).
166. **Marinitsch,** Josef, Privatier. Triest, Via del Lazzaretto vecchio 39 (1891).
167. **Massari,** Julius, k. k. Beamter im Ministerium für Landesverteidigung. Wien, I. Babenbergerstraße 15, Gendarmerie-Abteilung (1901).
168. **Maška,** Karl Jaroslav, Oberrealschul-Direktor. Teltsch, Mähren (1881).
169. **Matiegka,** Dr. Heinrich, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Karlsplatz 589 II. (1890).
170. **Mattoni,** Heinrich Edler v., kais. Rat, Gutsbesitzer. Wien, I. Tuchlauben 14 und 16 (1887).
171. **Mattula,** Josef, Städtischer Bauleiter. Znaim (1892).
172. **Mattula,** Ludwig, Lehrer. Unter-Retzbach, Niederösterreich (1892).
173. **Mayer,** Dr. Sigmund, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Stephansgasse 28 (1892).
174. **Mayet,** Dr. Lucien. Lyon, 80 Avenue de Saxe, Frankreich (1900).
175. **Mazegger,** Dr. Bernhard, Sanitätsrat, k. k. Konservator. Obermais bei Meran, Tirol (1900).
176. **Meindl,** Karl, Verwalter. Floridsdorf, Leopoldauerstraße 81 (1903).
177. **Meringer,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Universitätsstraße 27 (1899).
178. **Metnitz,** Dr. Josef Ritter v., k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Am Hof (1905).
179. **Miske,** Kálmán, Freiherr v., Gutsbesitzer. Güns, Ungarn (1896).
180. **Montecuccoli-Polinago,** Rudolf Graf, k. u. k. Geheimer Rat und Vize-Admiral, Wien, IX/1. Hörlgasse 2 (1884).
181. **Moser,** Dr. Ludwig Karl, k. k. Gymnasial-Professor. Triest, Via del Lavatojo 1 (1900).
182. **Much,** Dr. Matthäus, k. k. Regierungsrat. Wien, XIII/2. Penzingerstraße 84 (1870). [Zugleich Ehrenmitglied.]
183. **Much,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XIII/2. Penzingerstraße 82 (1880).
184. **Müller,** Dr. David Heinrich, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, VIII/2. Feldgasse 10 (1884).
185. **Müller,** Hugo M., Gutsbesitzer. Wien, I. Grünangergasse 1 (1880).
186. **Müller,** Dr. Otto, Eisenbahn-General-Sekretär a. D. Wien, IX/1. Berggasse 5 (1889).
187. **Murko,** Dr. Matthias, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Universitätsstraße 27 (1896).
188. **Murmann,** Dr. Alfred, Assistent am anatom. Institute. Wien, IX/3. Währingerstraße 31 (1904).
189. **Musealverein** der Stadt Cilli (1895).
190. **Musealverein** für Krain in Laibach (1904).
191. **Musealverein** in Hallstatt, Oberösterreich (1891).
192. **Musejní spolek.** Brünn (1889).
193. **Museum** der Stadt Klattau in Böhmen (1890).
194. **Museum** der Stadt Werschetz in Ungarn (1898).
195. **Museum** der kgl. Freistadt Esseg, Ungarn (1898).
196. **Museum** der Stadt Retz (1905).
197. **Museum für Völkerkunde** in Leipzig (1888).
198. **Museum, Historisch-archäologisches,** Francisco-Josefinum der Stadt Pilsen (1888).
199. **Museumsverein** in Budweis (1895).
200. **Naturforschende Gesellschaft** in Danzig (1904).
201. **Neergaard,** C., Inspektor am Nationalmuseum in Kopenhagen (1905).
202. **Neugebauer,** Dr. Josef. Wien, IX/1. Koling. 11 (1893).
203. **Neumann,** Dr. Isidor, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, I. Kolowratring 14 (1897).
204. **Neumann,** Dr. Wilhelm Anton, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX/3. Garnisonsgasse 18 (1901).
205. **Neustadtl,** Dr. Josef. Wien, I. Wallnerstraße 3 (1895).
206. **Niederle,** Dr. Lubor, Universitäts-Professor Prag-Žižkov, Husinecká 11 (1901).
207. **Niedźwiedzki,** Julian, Professor an der k. k. technischen Hochschule in Lemberg, Polytechnikum (1887).
208. **Oberhummer,** Dr. Eugen, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX/2. Alserstraße 28 (1904).
209. **Obermaier,** P. Hugo, Archäologe, derzeit Paris (1901).
210. **Ober-Realschule** in Linz (1901).
211. **Obersteiner,** Dr. Heinrich, k. k. Universitäts-Professor, Direktor der Privat-Irrenheilanstalt in Wien, XIX/1. Billrothstraße 69 (1870).
212. **Obst,** Dr. Hermann, Direktor des Museums für Völkerkunde in Leipzig (1896). [Zugleich korrespondierendes Mitglied.]
213. **Oser,** Dr. Leopold, k. k. Hofrat und Sanitätsrat, Universitäts-Professor. Wien, I. Neutorg. 20 (1870).
214. **Pachinger,** Anton Max. Linz, Oberösterreich Bethlehemstraße 31 (1894).
215. **Palliardi,** Jaroslaw, k. k. Notar. Mährisch-Budwitz (1889).
216. **Pauli,** Hugo, Buchhändler. Wien, I. Rotenturmstraße 15 (1892).
217. **Peez,** Dr. Alexander v., Fabriks- und Realitäten-Besitzer. Wien, III. Metternichgasse 10 (1880).
218. **Peisker,** Dr. Johann, Skriptor an der Universitäts-Bibliothek. Graz, Ruckelberg 48 (1896).
219. **Peitl,** Bernhard, inful. Prälat des Stiftes Klosterneuburg (1903).
220. **Penck,** Dr. Albrecht, k. k. Hofrat und Universitäts-Professor. Wien, III/3. Marokkanergasse 12 (1904).
221. **Penka,** Karl, k. k. Gymnasial-Professor. Wien, XVIII/2. Schindlergasse 48 (1882).
222. **Pfeiffer** von **Inberg,** Rudolf, k. k. Berghauptmann. Wien, XVIII/1. Währingergürtel 41 (1870).

223. **Pick,** Dr. Alois, k. u. k. Oberstabsarzt, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Rudolfspl. 12 (1895).
224. **Pick,** Dr. Arthur, Karlsbad, Böhmen, Alte Wiese, goldene Krone (1901).
225. **Polaschek,** Dr. Anton, k. k. Gymnasial-Direktor. Floridsdorf, Hauptstraße 46 (1901).
226. **Preen,** Hugo v., akademischer Maler und Gutsbesitzer. Osternberg bei Braunau am Inn, Oberösterreich (1885).
227. **Preindlsberger-Mrazović,** Milena, Schriftstellerin. Sarajevo, Landesspital (1889).
228. **Premerstein,** Dr. Anton Ritter v., Privatdozent und Beamter der k. k. Hofbibliothek. Wien (1902).
229. **Püchler,** Wenzel, k. k. Oberbergrat i. P. Graz, Maiffredygasse 5, II. (1884.)
230. **Rabl,** Dr. Karl, k. k. Hofrat und Universitäts-Professor. Prag (1882).
231. **Radić,** Fran., Redakteur der „Starohrvatska Provsjeta". Curzola, Dalmatien (1884).
232. **Reichle,** Wolfgang, k. u. k. Rechnungsrat beim gemeinsamen obersten Rechnungshof. Wien, I. Herrengasse 23 (1901).
233. **Reinisch,** Dr. Leo, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor in Wien, VIII/2. Feldgasse 5 (1902).
234. **Reisch,** Dr. Emil, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XVIII/1. Karl Ludwigstraße 28 (1894).
235. **Reviczky de Revizsnye,** Bartholomäus, Vize-Dechant und Pfarrer. Csejte, Ungarn (1900).
236. **Richlý,** Heinrich. Neuhaus bei Weseli, Böhmen (1886).
237. **Riedl,** Emanuel, k. k. Bergrat. Cilli (1905).
238. **Rieger,** Dr. Ludwig, Arzt. Mödling, Brühlerstraße (1904).
239. **Rigler,** Dr. Franz Edler v. Wien, XIX/1. Colloredogasse 5 (1874).
240. **Römisch-Germanisches Zentralmuseum** in Mainz (1899).
241. **Rohrmann,** Moritz, Gutsbesitzer. Bludowitz, Österr.-Schlesien (1887).
242. **Rokitansky,** Hans Freiherr v., k. u. k. Kammersänger. Wien, IV/1. Wiedner Hauptstr. 51 (1874).
243. **Rollett,** Dr. Emil, k. k. Regierungsrat, Direktor und Primararzt des Erzh. Sophien-Spitals. Baden, Niederösterreich, Berggasse 37 (1870).
244. **Romstorfer,** Karl Adam, Regierungsrat, Architekt, k. k. Konservator, Direktor der k. k. Staatsgewerbeschule. Salzburg (1893).
245. **Rosthorn,** Dr. Arthur v., k. u. k. Legationsrat. Peking (1894).
246. **Rowland,** William R. jun. Seremban, Malakka, via Singapore (1895).
247. **Rücker,** Anton, k. k. Oberbergrat. Wien, I. Canovagasse 7 (1882).
248. **Salzer,** Josef, Fabriksbesitzer. Wien, III/2. Marxergasse 1 (1888).
249. **Schacherl,** P. Gustav, Kustos der Sammlungen im Stifte Zwettl, Niederösterreich (1889).
250. **Schandlbauer,** Dr. Hans. Wien, I. Graben 12 (1893).
251. **Scheff,** Dr. Julius, jun., k. k. Regierungsrat und Universitäts-Professor. Wien, I. Hoher Markt 4 (1887).
252. **Schernthanner,** Anton, k. k. Oberbergrat. Aussee, Steiermark (1900).
253. **Schiff,** Dr. Eduard, k. k. Universitätsprofessor. Wien, I. Maximilianstraße 13 (1888).
254. **Schlemm,** Fräulein Julie. Berlin W., Viktoriastraße 4a, II. (1903).
255. **Schlesinger,** Sigmund Egon. Wien, II/2. Valeriestraße 19 (1894).
256. **Schliz,** Dr. Alfred, Hofrat, Stadtrat. Heilbronn, Württemberg (1901).
257. **Schlosser,** Karl Freiherr v. Wien, IV/1. Taubstummengasse 8 (1888).
258. **Schmarda,** Dr. Ludwig Karl, k. k. Hofrat. Wien, II/2. Kaiser Josefstraße 33 (1870).
259. **Schmidel,** Edmund, k. k. Landesgerichtsrat in Steyr (1901).
260. **Schmidl,** Karl. Wien, IV/1. Wiedner Hauptstraße 47, II. Stock, 11 (1872).
261. **Schmidt,** Dr. Emil, Universitäts-Professor. Jena, Kaiser Wilhelmstraße 3 (1893). [Zugleich korrespondierendes Mitglied.]
262. **Schmidt,** S. V. D., P. Wilhelm, Mödling, Niederösterreich, Missionshaus St. Gabriel (1899).
263. **Schnapper,** August, sen. Wien, VI/1. Getreidemarkt 17 (1888).
264. **Schneider,** Dr. Robert Ritter v., k. k. Universitäts-Professor, k. u. k. Direktor der Antikensammlung des Allerh. Kaiserhauses. Wien, IX/1. Porzellangasse 13 (1887).
265. **Schönborn-Wiesentheid,** Dr. Erwein Erbgraf von. Wiesentheid, Unterfranken, Bayern (1900).
266. **Schoetensack,** Dr. Otto. Heidelberg (1894).
267. **Schroeder,** Dr. Leopold v., k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX/3. Maximilianplatz 13 (1894).
268. **Schrötter v. Kristelli,** Dr. Leopold Ritter, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, IX/2. Mariannengasse 3 (1887).
269. **Schuchardt,** Dr. Hugo, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor i. P. Graz, Elisabethstraße 6 (1885).
270. **Schullern zu Schrattenhofen,** Dr. Hermann v., k. k. Hofrat und Professor an der Hochschule für Bodenkultur. Wien, VI/2. Webgasse 44 (1904).
271. **Schulz,** Dr. Paul, k. k. Sektionschef. Wien, I. Babenbergerstraße 1 (1902).
272. **Schumacher-Marienfried,** Dr. Sigmund v., Privatdozent. Wien, IX/2. Fuchsthallergasse 12 (1905).
273. **Sedlaczek,** Hubert, Förster. Thomigsdorf bei Triebitz, Böhmen (1900).
274. **Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften** in Lemberg, Čarnećkygasse 26 (1904).

275. **Seeauer,** Karl, Hotelbesitzer in Ischl, Hotel Elisabeth (1901).
276. **Sellin,** Dr. Ernst, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XVIII/3. Julienstraße 20 (1904).
277. **Seminar,** Erzbischöfliches und Obergymnasium in Travnik, Bosnien (1888).
278. **Sieger,** Dr. Robert, Professor an der k. k. Universität und an der k. k. Export-Akademie, Wien, III/3. Beatrixgasse 28, IV. S., 3. S. (1891).
279. **Skribany,** Franz, Schriftleiter der Mödlinger Zeitung. Mödling, Niederösterreich, Schrannenplatz 2 (1900).
280. **Sonnleithner,** Ferdinand, Sektionschef. Sarajevo (1888).
281. **Spitzer,** Gustav, k. u. k. Hof-Mode- und Weißwarenhändler. Wien, I. Giselastraße 11 (1884).
282. **Spitzer,** Mór, Direktions-Ausschußmitglied des ungarischen Landesvereines für Archäologie und Anthropologie in Breitenbrunn bei Preßburg, Ungarn (1901).
283. **Staatsgewerbeschule,** k. k., Wien, I. Schellinggasse 13 (1893).
284. **Staatsgymnasium,** k. k., Oberhollabrunn, Niederösterreich (1893).
285. **Stache,** Dr. Guido, k. k. Hofrat. Wien, III/3. Ötzeltgasse 10, III (1870).
286. **Steinen,** Dr. Karl von den, Professor. Steglitz bei Berlin, Friedrichstraße 1 (1892). [Zugleich korrespondierendes Mitglied.]
287. **Steiner,** Franz. Schaab bei Podersam, Böhmen (1891).
288. **Steiner v. Pfungen,** Dr. Robert Freiherr, Primararzt im Krankenhause Wieden, Privatdozent an der Universität. Wien, I. Schottengasse 3 (1880).
289. **Stockhammer,** Gustav, Oberinspektor der Nordwestbahn. Floridsdorf, Koloniestraße 26 (1900).
290. **Storno,** Franz, akad. Maler. Sopron, Rathausplatz 8 (1893).
291. **Strebel,** Dr. Hermann. Hamburg, Papenstraße 79.
292. **Strohmayer,** Dr. phil. August, Schriftsteller. Rom, poste restante, Italien (1881).
293. **Stubenvoll,** Hugo, Ingenieur. Vukovar, Slavonien (1892).
294. **Svetlin,** Dr. Wilhelm, k. k. Regierungsrat, Direktor einer Privat-Heilanstalt für Gemütskranke. Wien, I. Kärntnerring 17 (1880).
295. **Szombathy,** Josef, k. u. k. Kustos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII/2. Sigmundsgasse 8 (1879).
296. **Tagleicht,** Karl, k. u. k. Hof-Schlosser. Wien, XX/1. Mathildenplatz 7 (1887).
297. **Tandler,** Dr. Julius, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII/1. Florianigasse 50a (1904).
298. **Teutsch,** Julius, Likörfabrikant. Kronstadt, Siebenbürgen, Roßmarkt 4 (1899).
299. **Tietze,** Dr. Emil, k. k. Hofrat, Direktor der k. k. geologischen Reichsanstalt. III/1. Landstraße Hauptstraße 6 (1887).
300. **Toldt,** Dr. Karl, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, I. Helferstorferstraße 4 (1885).
301. **Toldt,** Dr. Karl, jun., Wien, I. Helferstorferstr. 4 (1902).
302. **Toldt,** Dr. Anton, Arzt. Salzburg, Griesgasse 7 (1905).
303. **Traeger,** Dr. P. Zehlendorf bei Berlin, Wilhelmstraße 1 (1902).
304. **Trapp,** Josef, Fabriksbesitzer. Pilsen (1889).
305. **Trojanović,** Dr. Sima, Professor, Kustos des Ethnogr. Museums in Belgrad, Protamatijastraße 13 (1894).
306. **Tschudi,** Dr. Arthur, k. u. k. Oberstabsarzt und Sanitätschef. Temesvár (1888).
307. **Urbantschitsch,** Dr. Viktor, k. k. Universitäts-Professor in Wien, XIX/1. Colloredogasse 8 (1901).
308. **Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.** Prag, I. Liliengasse 7 (1904).
309. **Vielhaber,** Gottfried, Bibliothekar des Prämonstratenserstiftes Schlägl, Post Aigen, Oberösterreich (1900).
310. **Vuletić-Vukasović,** Vid, Professor. Ragusa, Dalmatien (1883).
311. **Vyvlečka,** Dr. Josef, k. k. Konservator, Domvikar. Olmütz (1896).
312. **Wagner v. Jauregg,** Dr. Julius Ritter, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Landesgerichtsstraße 18 (1904).
313. **Wallaschek,** Dr. Richard, Privatdozent an der Universität. Wien, VI/1. Laimgrubengasse 17 (1897).
314. **Walther,** Alfred, Architekt. Wien, XVIII/1. Anastasius Grüngasse 38 (1904).
315. **Waněk,** Johann, fürstl. Lichtenstein'scher Gutsdirektor. Radim, Post Petschek, Böhmen (1896).
316. **Wasserburger,** Moritz, k. k. Postrat. Wien, IV/1. Wiedner Hauptstraße 77 (1899).
317. **Weichselbaum,** Dr. Anton, k. k. Hofrat und Universitäts-Professor. Wien, IX/1. Liechtensteinstraße 43 (1904).
318. **Weinberger,** Isidor, k. k. Kommerzialrat, Präsident der böhmischen Montangesellschaft. Wien, IV/1. Schwindgasse 20 (1883).
319. **Weinzierl,** Robert Ritter v., k. k. Konservator, Museums-Kustos. Teplitz, Schulgasse 8 (1894).
320. **Weinzierl,** Dr. Theodor Ritter v., k. k. Hofrat, Direktor der staatlichen Samen-Kontrollstation. Wien, I. Ebendorferstraße 7 (1892).
321. **Weisbach,** Dr. Augustin, k. u. k. General-Stabsarzt d. R. Graz, Sparbersbachstraße 41 (1887).
322. **Weißenberg,** Dr. S. in Elisabethgrad, Südrußland (1901).

323. **Weiß v. Tessbach,** Dr. Adolf Ritter, Advokaturskandidat. Wien, I. Nibelungengasse 1 (1900).
324. **Weyr,** Rudolf, Professor an der k. k. technischen Hochschule, Bildhauer. Wien, III/1. Hauptstraße 74 (1887).
325. **Wickenburg,** Eduard Graf. Rohrbach bei St. Peter in der Au, Westbahn, Post Weistrach, Niederösterreich (1898).
326. **Wieninger,** Georg, Gutsbesitzer. Schärding, Oberösterreich (1900).
327. **Wielemans,** Edler von **Monteforte,** Alexander, k. k. Baurat und Architekt. Wien, XVII/2. Zwerngasse 16 (1897).
328. **Wieser v. Wiesenhort,** Dr. Franz Ritter, k. k. Hofrat Universitäts-Professor, Präsident des Ferdinandeums. Innsbruck, Meinhartstraße 4 (1883). [Zugleich korrespondierendes Mitglied.]
329. **Wilser,** Dr. Ludwig. Heidelberg, Leopoldstraße 41 (1897).
330. **Winkler,** Karl, Sparkassen-Direktor in Mauthausen an der Donau (1901).
331. **Winternitz,** Dr. Moritz, Professor für indoarische Philologie und allgemeine Völkerkunde an der k. k. deutschen Karl Ferdinands-Universität in Prag, Königliche Weinberge, Manesgasse 4 (1886).
332. **Winternitz,** Dr. Wilhelm, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, I. Wipplingerstr. 28 (1872).
333. **Wisnar,** Julius, k. k. Gymnasial-Direktor. Znaim (1898).
334. **Wittmann,** Dr. Emil Hugo, Schriftsteller. Wien, VI/1. Magdalenenstraße 10 A, 4. St. (1884).
335. **Woldřich,** Dr. Joh. Nep., k. k. Universitäts-Professor. Prag, Königliche Weinberge, Hálekgasse 76 (1870). [Zugleich korrespondierendes Mitglied.]
336. **Wosinsky,** Moriz, Abt-Pfarrer, Landesinspektor der Ung. Provinzialmuseen. Szegszárd (1904).
337. **Zangerle,** Dr. Josef, Advokaturs-Konzipient in Baden, Niederösterreich, Hauptplatz 12 (1901).
338. **Zawiliński,** Roman, Direktor des k. k. Staats-Obergymnasiums, Sekretär der ethnologischen Abteilung der Akademie der Wissenschaften. Tarnow (1893).
339. **Zdekauer,** Dr. Alfred. Trautenau (1899).
340. **Želizko,** Johann V., Beamter der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III/2. Löwengasse 37 A I/4 (1900).
341. **Zora,** Serbisch-akademischer Studentenverein, Wien, IX/2. Lazarethgasse 10, 25 (1884).
342. **Zsigmondy,** Dr. Otto, Zahnarzt. Wien, I. Landesgerichtsstraße 12 (1892).
343. **Zuckerkandl,** Dr. Emil, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, XIX/I. Nußwaldgasse 22 (1878).
344. **Zumbusch,** Kaspar Ritter v., k. k. Professor an der Akademie der bildenden Künste. Wien, I. Kohlmarkt 11 (1889).
345. **Zupanič,** Dr. Niko. Dzt. München (1904).

C. Korrespondenten.

1. **Bella,** Ludwig, Professor. Ödenburg.
2. **Hein,** Marie. Wien. [Zugleich wirkliches Mitglied.]

Verzeichnis

der

Institute, Vereine und **Redaktionen,** mit welchen die Anthropologische Gesellschaft in Wien im **Schriftentausche** steht.

(S. bedeutet nur Tausch gegen die Sitzungsberichte, B. = botanische Abteilung, E. = ethnographische Sammlung, H. = Hofbibliothek, P. = prähistorische Sammlung.[1])

1. **Agram:** Südslawische Akademie der Wissenschaften. — 1. Rad. philos.-hist. Kl., 2. mathemat. Kl., 3. Ljetopis, 4. Zbornik. (H.)
2. — Kroatische archäologische Gesellschaft — Viestnik hrvatskoga arheoloskoga družtva. (P.)
3. **Athen:** Kaiserlich deutsches archäologisches Institut. — Mitteilungen. (P.)
4. **Basel:** Basler Missions-Komitee. — Evangelisches Missions-Magazin. (E.)
5. **Batavia:** Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. — Tijdschrift voor Indische taal-, land- en volkenkunde. (E.)
6. **Berlin:** Königliche Akademie der Wissenschaften. — Sitzungsberichte. (H.)
7. — Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. — Zeitschrift für Ethnologie. (P.)
8. — Verein für Volkskunde (Prof. Dr. Roedinger). — Zeitschrift. (E.)
9. — Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes. — Mitteilungen. (H.) S.
10. — Gesellschaft für Erdkunde. — Zeitschrift (H.)
11. **Bombay:** Anthropological Society. — The Journal. (E.)
12. **Bonn:** Verein von Altertumsfreunden der Rheinlande. — Jahrbücher. (P.)
13. **Boston** und **New-York:** The American Folk-Lore Society. (Editor Dr. A. F. Chamberlein.) (E.)
14. **Braunschweig:** Redaktion der Zeitschrift „Globus". — Globus. (E.)
15. **Breslau:** Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur. — Jahresberichte. (Z.)
16. — Schlesisches Museum für Kunstgewerbe und Altertümer. — Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift (P).
17. **Brüssel:** Académie Royale des Sciences. — 1. Annuaire, 2. Bulletins. (H.)
18. — Société d'antropologie. — Bulletin. (P.)
19. — Société d'Archéologie de Bruxelles. — 1. Annales, 2. Annuaire. (P.)
20. **Budapest:** Ungarisches National-Museum. — Archaeologiai Értesitö. (P.)
21. — Ungarische ethnographische Gesellschaft. — Ethnographia (E).
22. **Bukarest:** Societatea geografica Romîna. — Bull. (H.)
23. **Calcutta:** Asiatic Society of Bengal. — 1. Journal, 2. Proceedings. (E.)
24. **Christiania:** Foreningen til Norske Fortidsmines merkers bevaring. — Aarsberetning. (P.)
25. **Časlau:** Redaktion des „Věstník československých musei a spolku archaeologických". — Věstník. (P.) S.
26. **Demerara:** Royal Agricultural and Commercial Society of British Guiana. — Timehri. (E.)
27. **Dorpat:** Gelehrte Esthnische Gesellschaft. — 1. Sitzungsberichte, 2. Verhandlungen. (H.)
28. **Dürkheim am Haardt:** Naturwissenschaftlicher Verein „Pollichia". — Mitteilungen. (B.) S.
29. **Edinburg:** Scottish Geographical Society. — The Scottish Geographical Magazine. (E.)
30. — Society of Antiquaries of Scotland. — Proceedings. (P.)
31. **Eggenburg:** * Krahuletz-Gesellschaft.
32. **Florenz:** Società italiana di Anthropologia etc. — Archivio per l'Antropologia e la Etnologia. (E.)
33. **Frankfurt a. d. O.:** Redaktion der „Societatum litterae". — Societatum litterae. (E.) R.
34. **Genf:** Société de Geographie de Genève. — Le Globe. (E.)
35. **Gießen:** Hessische Vereinigung f. Volkskunde. (H.)
36. **Görlitz:** Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz. — Jahreshefte. (P.) S.
37. **Graz:** Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark. — Mitteilungen. (Z.)
38. — Verein der Ärzte in Steiermark. — Mitteilungen.
39. **Grenoble:** Société Dauphinoise d'ethnologie et d'anthropologie. — Bulletins. (P.)

[1]) Da die Gesellschaft keine Bibliothek besitzt, gibt sie alle Einläufe gegen Ersatz der als Tausch verwendeten Exemplare der „Mitteilungen" an die Bibliotheken der genannten Abteilungen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums und an die k. k. Hofbibliothek ab. Für Tauschexemplare, welche an mit * bezeichnete Vereine und Institute abgegeben werden, wird kein Ersatz geleistet.

40. **Haag:** Koninklijk Institut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde von Nederlandsch-Indië. Bijdragen. (H.)
41. — Nederlandsche Anthropologische Vereeniging (Dr. P. H. Eijkman, Sekretaris, Parkweg 16). — Handelingen. (E.)
42. **Hanoi:** L'École Française d'Extrême-Orient. (Au directeur.) — Bulletin. (E.)
43. **Helsingfors:** Finska Vetenskaps Societeten. — 1. Öfversigt af förhandlingar, 2. Bidrag till kännedom af Finlands Natur och Folk, 3. Acta societatis scientiarium Fennicae. (H.)
44. -- Finnisch-ugrische Gesellschaft. — 1. Journal, 2. Memoires, 3. Suomen und Finskt Museum. (P.)
45. **Innsbruck:** Museum. Ferdinandeum. — Zeitschrift. (P.)
46. **Kasan:** Gesellschaft für Archäologie, Geschichte und Ethnologie. — Iswjästija (E.)
47. **Kiel:** Anthropologischer Verein in Schleswig-Holstein. — Mitteilungen. (P.) S.
48. **Königsberg:** Altertumsgesellschaft „Prussia". — Sitzungsberichte. (P.)
49. — Physikalisch-ökonomische Gesellschaft. — Schriften. (P.)
50. **Kopenhagen:** Kongel. Nordiske Oldskrift Selskab. — 1. Aarboger, 2. Memoires. (P.)
51. **Krakau:** Akademie der Wissenschaften. — Anzeiger. (P.)
52. **La Paz:** (Bolivia): Oficina Nacional de Inmigración, Estadística y Propaganda Geográfica. (H.)
53. **La Plata:** Museo de La Plata. — Revista. (H.)
54. **Leiden:** Redaktion des Internationalen Archives für Ethnographie. — Intern. Arch. f. Ethn. (E.
55. **Linz:** Museum Francisco-Carolinum. — Berichte. (P.)
56. **London:** Anthropological Institute of Great-Britain and Ireland. — Journal. (E.)
57. — Folk-Lore Society. — Folk-Lore. (E.)
58. **Lüttich:** Institut archéologique Liégois. — Bulletin. (P.)
59. **Lyon:** Société d'Anthropologie. (P.)
60. — Museum d'Histoire Naturelle de Lyon. — Archives. (P.)
61. **Madras:** Madras Government Museum. — Bulletin. (E.) S.
62. **Mailand:** Società italiana di scienze naturali. — 1. Alti, 2. Memorie. (Z.)
63. **Moskau:** Kaiserliche Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie. — 1. Iswjästija, 2. Trudij antropologitscheskago otdjäla. (P.)
64. — Kaiserliche Archäologische Gesellschaft. — 1. Drewnosti wostotschnija, 2. Materialij po archeologij wostotschnich gub. Rossij. (P.)
65. **München:** Redaktion der Prähistorischen Blätter. (Dr. Naue, Promenadeplatz 6.) (P.) S.
66. **New Plymouth** (New Zealand): Polynesian Society. — The Journal. (E.)
67. **New-York:** The American Antropologist. (E.)
68. — The American Geographical Society. — Bulletin (H.)
69. **Norwood:** Archaeological Institute of America. — American Journal of Archaeology. (H.)
70. **Nürnberg:** Germanisches Nationalmuseum. — Anzeiger und Mitteilungen. (P.)
71. **Orenburg:** Gelehrte Altertums-Gesellschaft. — 1. Journal, 2. Sapiski, 4. Iswjästija. (P.)
72. **Ottawa:** Geological Survey of Canada. — Report annual, Maps, The Canadian Record of Science.
73. **Parenzo:** Società istriana di Archeologia e Storia patria. — Atti e memorie. (P.)
74. **Paris:** Société d'anthropologie. — 1. Bulletins, 2. Mémoires. (E.)
75. — Redaktion des Journal „L'Anthropologie". — L'Anthropologie. (P.)
76. — Société nationale des Antiquaires de France. — Bulletin und Memoires. (P.)
77. — Redaktion der Zeitschrift „Revue des traditions populaires" (M. Paul Sébillot, 80 boulevard Saint Marcel). (E.)
78. — Redaktion der „Revue mensuelle de l'École d'anthropologie". — Revue mensuelle. (P.)
79. — Redaktion der Zeitschrift „Le Tour du Monde". — Le Tour du Monde. (E)
80. — „Musée Guimet." — 1. Annales, 2. Revue de l'histoire des réligions, 3. Bibliothek pue d'Etudes. (E.)
81. — Société des Américanistes. (61 Rue de Buffon.) — Journal. (E.)
82. **Porto:** Redaktion der Portugalia. Materias parao estudo de povo portuguez. Rua de Cedofeita 548. — Portugalia. (P.)
83. **Posen:** Historische Gesellschaft für die Provinz Posen. — 1. Zeitschrift, 2. Historische Monatsblätter für die Provinz Posen. (P.)
84. **Prag:** Čechoslawisches ethnographisches Museum, (E.)
85. —* Lese- und Redehalle der deutschen Studenten. — Bericht. (P.)
86. — Redaktion der Zeitschrift „Český lid". — Český lid. (E.)
87. **Rom:** Reale Accademia dei Lincei. — 1. Atti. 2. Notizie degli scavi di antichità, 3. Rendiconti. (P.)
88. — Redaction des „Bollettino di Paletnologia italiana". — Bollettino. (P.)
89. — Società geografica italiana. — Bollettino. (E.)
90. — Società Romana di Antropologia. — Atti. (P.)
91. — Redaktion der Zeitschrift „Rivista Italiana di Sociologia". (E.)
92. **Rotterdam:** Nederlandsche Zendelingsgenootschap. — Mededeelingen. (E.)

93. **Salzburg:** Gesellschaft für Landeskunde. — Mitteilungen. (P.)
94. **St. Petersburg:** Kaiserliche Archäologische Kommission. — 1. Compte Rendu, 2. Otschet, 3. Materiali. (P.)
95. — Académie Imperiale de sciences. — 1. Bulletin, 2. Mémoires, 3. Publications du Musée d'anthropologie et d'ethnographie. (H.)
96. — Kaiserlich russische geographische Gesellschaft. — 1. Iswjästija, 2. Otschet. (E.)
97. — Russische Anthropologische Gesellschaft an der kaiserlichen militär-medizinischen Akademie. — Sitzungsprotokolle. (P.)
98. **Sarajevo:** Bosnisch-herzegovinisches Landesmuseum. — 1. Glasnik zemaljskog Muzeja u Bosni i Hercegovini, 2. Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegovina. (P.)
99. **Seoul:** Korea branch of the Royal Asiatic Society. — Transactions. (E.)
100. **Schwerin:** Verein für mecklenburgische Geschichte. — Jahrbücher und Jahresberichte. (P.)
101. **Shanghai:** China branch of the Royal Asiatic Society. — Journal. (E.)
102. **Singapore:** Straits branch of the Royal Asiatic Society. — Journal. (E.)
103. **Stockholm:** Konigl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademia. — 1. Antiqvarisk Tidskrift för Sverige, 2. Månadsblad. (P.)
104. — Svenska sällskapet for Antropologi och Geografi. — „Ymer". (H.)
105. — Nordisches Museum. — 1. Samfundet, 2. Minnen från Nordisk Museet. (E.)
106. **Stuttgart:** Württembergischer Anthropologischer Verein. — Fundberichte aus Schwaben. (P.) S.
107. — Königliche öffentliche Bibliothek. — Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. (H.)
108. **Sydney:** Royal Society of New South Wales. — 1. Journal and Proceedings, 2. Abstracts of Proceedings. (E.)
109. — Australian Museum. — 1. Report, 2. Record, 3. Memoir. (E.) S.
110. — Royal Anthropological Society. — Science of man and Journal. (E.)
111. **Tiflis:** Kaukasische Abteilung der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft. — 1. Sapiski, 2. Iswjästija. (E.)
112. **Tokio:** Anthropological Society. — Journal. (E.)
113. — Asiatic Society of Japan. — Transactions. (E.)
114. — Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. — Mitteilungen. (H.)
115. **Toronto:** Canadian Institute. — 1. Transactions, 1. Proceedings, 3. Annual report. (H.)
116. **Trient:** Bibliotheca e Museo comunali di Trento. — Archivio Trentino. (P.)
117. **Trier:** Gesellschaft für nützliche Forschungen. — Jahresberichte. (P.) S.
118. **Upsala:** Redaktion der Zeitschrift „Nyare bidrag till kännedom om de Svenska landsmålen ok Svenskt folklif". (E.)
119. **Warschau:** Redaktion der „Wisła". (E.)
120. — Redaktion des „Swiatowit". (P.)
121. **Washington:** Smithsonian Institution. — 1. Annual Report of the board of regents. 2. Report of the U. S. National-Museum, 3. Bulletin of the U. S. National-Museum, 4. Proceedings of the U. S. National-Museum, 5. Annual report of the Bureau of Ethnology. (E.)
122. — United States Geological Survey. — 1. Annual Report, 2. Monographs, 3. Mineral Ressources, 4. Bulletin.
123. **Wien:** K. k. Zentral-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. — Mitteilungen. (P.)
124. — Verein für Landeskunde von Niederösterreich. — 1. Blätter, 2. Topographie von Niederösterreich, 3. Urkundenbuch von Niederösterreich. (P.)
125. — * Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse. — Schriften. (P.)
126. — * Wissenschaftlicher Klub. — Monatsblätter. (P.)
127. — * K. k. Gesellschaft der Ärzte.
128. — K. k. naturhistorisches Hofmuseum.[1])
129. — * Bibliothek des n.-ö. Landhauses.
130. — * Verein für österreichische Volkskunde. — Zeitschrift für österreichische Volkskunde.
131. **Wiesbaden:** Verein für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung. — 1. Annalen, 2. Mitteilungen. (P.)
132. **Woking:** Redaktion von „The Imperial and Asiatic Quaterly Review and Oriental and Colonial Record". (E.)
133. **Zürich:** Antiquarische Gesellschaft. Stadtbibliothek. — Mitteilungen. (P.)
134. — Schweizerisches Landesmuseum. — Anzeiger für schweizerische Altertumskunde. (P.)

[1]) Erhält zwei Exemplare der „Mitteilungen" für die Bibliothek der anthropologisch-ethnographischen Abteilung, E. und P.

DRUCK VON W. HAMBURGER, WIEN — 05 2632

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00625 7352